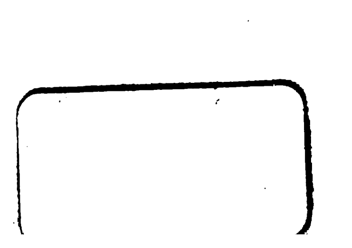




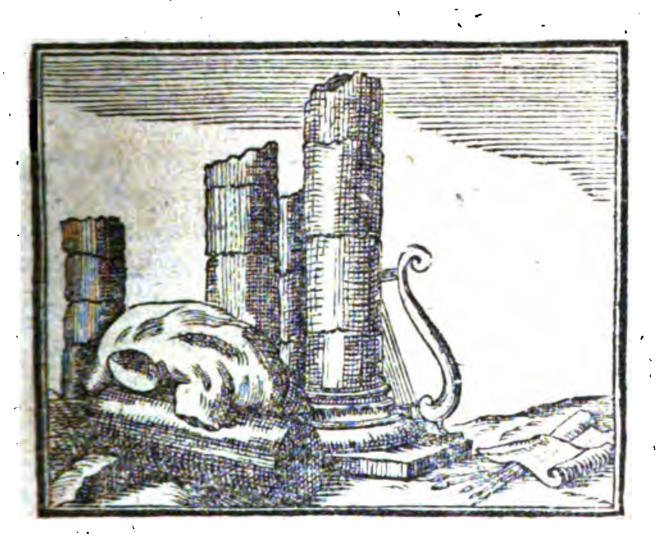
NAA





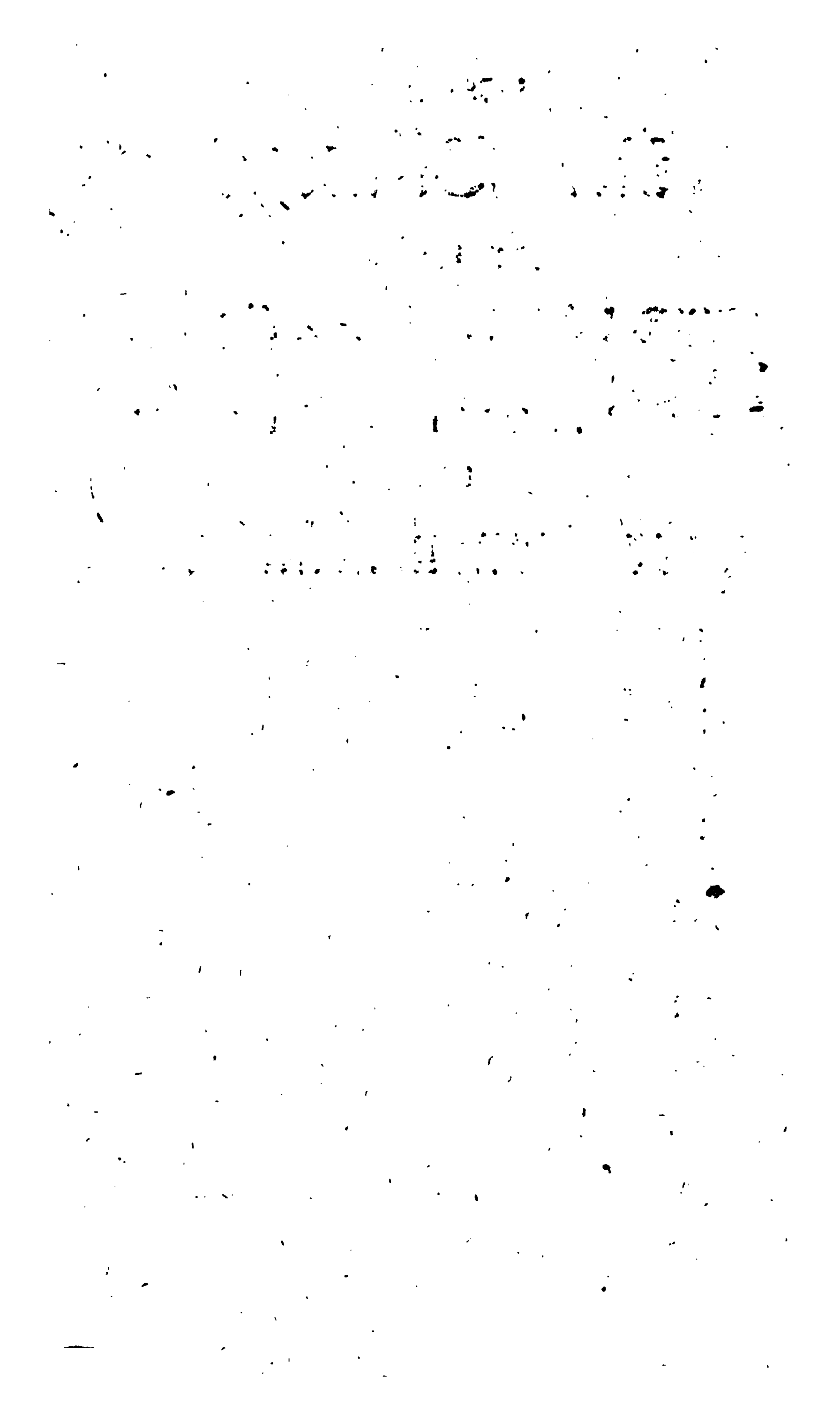
Schreyer sculp. Schultze direx. Dresdae.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Ein und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1793.
In der Dyckischen Buchhandlung.



I.

Vertheidigung der Akademie zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der französischen Sprache, von Herrn Marmontel. Geschrieben im Jahr 1790.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Jederzeit mußten Akademien nicht nur solchen Personen ungelegen seyn, die zu einem Platz in denselben berechtigt zu seyn glaubten, ohne diesen Anspruch geltend machen zu können; sondern auch solchen, die schon vermöge ihres Standes kein Recht haben daran Theil zu nehmen, aber sich jenes kleinen Neides dennoch nicht erwehren können, der so gemein unter den Menschen ist, und so natürlich dahin verleitet, alle Arten von Auszeichnung, woran man keinen Theil nimmt, insgeheim für Beleidigungen zu halten. Diese Leute denken und sagen: „Wozu Akademien? ich bin ja auch in keiner!“ So spricht die Leidenschaft! Darf man sich nun wundern, wenn bey der Epoche einer neuen Staatsform gewisse Personen sogleich bey der Hand sind zu schreyen:

es sey nichts mit Freyheit so sehr im Widerspruche, als eine Gesellschaft von vierzig Akademikern, die, von Amtswegen, für Leute von Geist angesehen würden? Vergebens wenn man auch mit Piron hierauf versicherte: „diese vierzig hätten nur Verstand wie vier.“ Die Akademie, erwiedert man, ist denn doch ein Ueberbleibsel von Aristokratie. Tief gedacht! eine fürchterliche Aristokratie, die sich zur Verfertigung eines Wörterbuchs versammelt und prosaische und poetische Preßschriften krönt, worüber sich Jedermann aufzuhalten berechtigt ist; besonders diejenigen, die keinen Preis erhielten! Daß man mir doch sagte, welche aristokratische Vorrechte die Akademie hat? welche Art von Gewalt sie ausübt? — Beherrscht sie die Meynung des Publikums? Glaubt Jemand einen Mann darum höher achten zu müssen, weil er ein Akademiker ist? Darf man darum mit Grund seine Werke für besser, seine Urtheile für zuverläßiger halten? Im Gegentheil weiß die ganze Welt, daß der Titel eines Akademikers gerade zum Beweggrund dient, jene strenger zu beurtheilen, und gegen diese bewaffneter zu Felde zu ziehen. Ein Gerichtshof, der entscheidend urtheilt, zieht sich das strenge und oft ungerechte Urtheil des Publikums zu, besonders ein Tribunal in Sachen des Verstandes und Geschmacks. Wie Viele haben ihr Interesse nicht dabey, gegen denselben mit jenen Personen gemeine Sache zu machen, die vor dieser Behörde den Prozeß verloren! Lehrt es nicht die Erfahrung, daß man dreyfach Recht haben muß, wenn ein Ausspruch

in

in den Augen der Akademie und des Publikums zugleich gelten soll? Ist letzteres nicht auf eine wunderbare Weise geneigt, jedes Appellationsmittel für gültig anzuerkennen? Was aber das vorzüglichste; muß nicht, besonders in dergleichen Prozessen, die Zeit allein das Endurtheil sprechen?

Noch waren seit der Revolution keine vierzehn Tage vorbey, und man schrie schon in allen Straßen: die Abschaffung der Akademien aus. Der Verfasser dieses Blattes, der solchergestalt seine namenlosen Decrete für 9 Pfennige ausrufen ließ, war ein feiner Politicus, da er in einem solchen Zeitpunkte nichts für das allgemeine Wohl dringender und nichts für die Freyheit gefährlicheres sah. Vielleicht hätte uns sein Name das ganze Geheimniß seiner Politik enträthselt, denn er würde uns belehrt haben, wie oft er in Prosa und in Versen umsonst um den Preis concurrirte; aber er hat es nicht für gut gefunden, sich zu nennen.

Ich habe sein Blatt aufbewahrt. Ich kaufte es auf Treu und Glauben dessen, der es als ein Decret der Nationalversammlung ausschrie: dennoch stellte ich mir damals nicht vor, daß man sichs einfallen lassen könnte, seine Morgenträume in allen Straßen als solche Staatsbeschlüsse auszurufen, wovon das Publikum nicht früh genug benachrichtigt werden könne; aber seitdem ich täglich, Verrätherenen, Attentate, Verschwörungen genannter Staatsbürger, und sogar Mitglieder des gesetzgebenden Corps, öffentlich zum

Auch gestehe ich, es möchte unter den Akademikern in der That mancher mehr verschmaußen, als der Unterhalt von vierzig Familien auf dem Lande kostet, ohne daß er dieß in seinem Lehnstuhle oder von dem Ertrag desselben thut.

„Fort mit besoldeten Akademikern, so lange „es noch Arbeiter zu salariren, Arme zu ernähren, „Gläubiger zu befriedigen giebt."

In einem großen Staate wird es zu allen Zeiten „Arbeiter zu salariren, Arme zu ernähren und Gläubiger zu befriedigen" geben; aber ich begreife nicht, warum nicht ein Staat, der mit der größten Ordnung 500 Millionen Einkünfte haben kann, ohne der Nation lästig zu werden; warum — sage ich — ein solcher Staat nicht 100,000 Thaler zur Belohnung, Salarirung und Aufmunterung der Künste und Talente mit Grund verwenden sollte. Die abgelegten Rechnungen beweisen, daß die Staatsbesoldungen aller Akademien, aller Gelehrten, und aller Künstler Frankreichs sich nicht so hoch belaufen. Es läßt sich dreist behaupten, der Landmann könnte, ungeachtet des ebenangeregten ungeheuern Aufwandes, gar wohl gedeihen, und die Jetons der Akademie der schönen Litteratur und die Pensionen der Akademie der Wissenschaften und der der Alterthümer wären es in der That nicht, welche jemals das Landvolk zu Grund richteten.

„Welch eine Verkehrtheit, das Talent mit „Thalern zu bezahlen! Ehre ist allein die klingen„de Münze des Genies."

O ja ohne allen Zweifel! Da sich aber mit dieser klingenden Münze nichts einkaufen läßt, so kann das Genie und das Talent Hungers sterben; und ists wohl zum Gedeihn des Ackerbaues schlechterdings nothwendig, daß Genie und Talent Hungers sterben? Corneille und La Fontaine würden in ihrer letzten Krankheit, ungeachtet sie Mitglieder der Akademie waren, keine Suppe gehabt haben, hätte ihnen Ludwig XIV. nicht 40 Louisd'or geschickt. Das war vielleicht die Steuer eines ganzen Dorfs; aber wer bürgt dafür, daß eben dieses Dorf über die Verwendung seiner Steuer Unzufriedenheit bezeigt hätte, wenn man ihm, wie es möglich gewesen wäre, begreiflich gemacht hätte, wozu Männer, dergleichen Corneille und La Fontaine waren, dienen? Die Bauern sparen sich gar gern so viel ab, als nöthig ist, den Spielmann, der ihnen zum Tanz vorgeigt, und den Schulmeister, der ihre Kinder lesen lehrt, zu bezahlen; sollte es ihnen nicht begreiflich zu machen seyn, daß man auch die großen Spielmänner und die großen Schulmeister einer ganzen Nation bezahlen muß? Der Ungenannte will sie durchaus mit Lobeserhebungen und Ehre abspeisen; der Ungenannte ist ein bischen hartherzig.

„Bey zu viel Dickleibigkeit zehrt das Genie „ab. Die meisten Meisterstücke kommen aus „den Dachstübchens.“

Es ist ein altes Sprüchwort: man müsse die Künstler nähren, aber nicht mästen: alen-

di non saginandi; allein es ist seit Juvenals bekannten Versen

> Quorum conatibus obstat
> Res angusta domi

eine alte Wahrheit, daß Dürftigkeit sich dem Talente in den Weg stellt. Schwierigkeiten können anspornen, aber nur dann, wenn sie überwindlich und nicht zu Boden schlagend sind. Wie leicht ließen sich Beyspiele anführen, wo die Armuth dem Talent schadete; man weiße aber eines auf, wo Wohlhabenheit oder auch sogar Reichthum dasselbe abzehrten. Racine und Boileau waren wohlhabend, Voltaire, Büffon, Montesquieu reich. Sie waren keine ausgezehrten Genies, ungeachtet der Dickleibigkeit ihrer Glücksumstände. — „Die meisten Meisterstücke kommen aus den Dachstübchens.“ Die Meisterwerke der eben genannten Männer kamen nicht daher und wiegen viele andere auf. Ehre und Hochachtung gebührt unstreitig dem Dachstübchen, das, wie es sich nur zu oft zutrug, dem Talente zur Wohnung dient; wo ist aber das Talent dieser Art, damit man es hervorziehe, und ihm eine bessere Wohnung anweise? Ich weiß es nicht; indessen kann die hier gebrauchte Phrase vom Dachstübchen entweder viel böses Blut oder viel Anmaßung zum Grund haben. Warum soll denn nur im Dachstübchen das Verdienst wohnen? Gesetzt der Ungenannte wohnte zufälliger Weise darinnen; ist er nicht ein bischen

chen eitel? Und wenn er ein Zimmer von 100 Thalern hat; ist er nicht sehr bescheiden?

„Man nenne einen in den Wissenschaften, in der „Litteratur, in den Künsten großen Mann, den „man den Akademien zu verdanken hätte, der im „Schoße der Akademien geboren worden wäre.“

Schade, daß diese Stelle ganz sinnlos ist! Es ist über meinen Horizont zu begreifen, wie ein großer Mann in einer Akademie geboren werden kann; man kömmt ja nicht anders als ganz ausgebildet hinein. Eine Akademie bringt Talente nicht auf die Welt, sie ehrt, sie ermuntert, sie belohnt sie; und wer weiß genau, welche Triebfeder der Ehrgeiz, von seines Gleichen ausgezeichnet und gewählt zu werden, für das Talent seyn mag? Man kann über diesen Punkt nichts behaupten, aber es möchte noch schwerer seyn denselben zu läugnen. Dieß ist doch gewiß, daß das Verlangen von der Akademie gekrönt zu werden einem Thomas — um nur ein Beyspiel anzuführen — zum ersten Antrieb diente, und daß dieser Wetteifer allein ihn lange Zeit beseelte; und war Thomas ein Mann ohne Talent?

„Aber wer die Talente, die die Akademien „avortirten, anführen wollte, würde nur über die „Menge derselben verlegen seyn.“

Mich für meine Person würde es verlegen machen, wenn ich begreifen müßte, wie eine Akademie ein Talent avortiren kann; ich muß meine Unwissenheit gestehen, ich kenne kein Beyspiel,

daß

daß sich so etwas jemals zugetragen hätte; ich habe keine Idee davon.

Der Ungenannte giebt sich die Mühe, uns zu belehren, Montagne, Shakespeare, Ossian und Descartes hätten gelebt, ehe es noch Akademien gegeben — wahrhaftig, eine große Entdeckung, und ein unwiderlegbarer Beweis, daß Akademien zu nichts taugen!

Er macht der Académie françaîse den Vorwurf, Gilbert, „dem Dichter unserer Zeiten, welcher Juvenal und Boileau am nächsten kam,“ die Thüre verschlossen zu haben. Gilbert hatte Talent zur Versifikation, d. h. er machte einige Stücke, die es beweisen; aber selbst seine Versifikation ist sich gar nicht durchaus gleich: seine Satyren wimmeln von beleidigenden Fehlern; auch hätte er, um Boileau nahe zu kommen, ein großes Kapital von Verstand, Geist und Geschmack, einen herrlichen Ton der Plaisanterie besitzen müssen; er müßte etwas gemacht haben, das dessen schönen Episteln, seiner Kunst zu dichten, und seinem Lutrin gleich käme; ich weiß aber nicht, daß Gilbert etwas dergleichen gemacht hätte. Ich will mit Stillschweigen übergehen, daß Boileau allen Schriftstellern seines Zeitalters Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und daß er nur die Geissel der schlechten war; daß hingegen Gilbert jedes anerkannte Verdienst aufs unverschämteste und gröbste antastete, und damit bey Voltairen, den er ganz vorzüglich verachtete, anfing, hingegen der lächerlichste Lobredner der erbärmlichsten Schriftsteller

war.

war. Doch dieß war für den Ungenannten kein Grund gegen ihn, denn er würde mir einwenden, Gilbert habe von der Akademie viel Böses gesagt, und die „christliche Liebe bedecke die Menge der Sünden mit ihrem Mantel.“

„Welches Werk des Genie's ist aus der Mitte „der vierzig Versammelten hervorgegangen?“

Ich kann nicht begreifen, wie vierzig Personen ein Werk des Genie's machen können. Das Genie ist einschichtig, und arbeitet nicht gemeinschaftlich.

„Es hing nicht von den Akademien ab, daß „nicht der Cid und das befreyte Jerusalem für „zwey schlechte Werke ausgeschrieen wurden.“

Unläugbar war die Akademie de la Crusca gegen Tasso sehr ungerecht: falsch ist es aber und sehr falsch, was hier von der Académie françaiſe gesagt wird; denn sie hatte im Angesichte Richelieus den Muth, das große Verdienst des Cid einzugestehen, wenn sie schon sich an mehreren Orten ihrer Kritik irrte.

„Die Akademien sind zu lange taube Laternen Tyrannen gewesen.“

Ich kann es unmöglich errathen, was dieß sagen will; aber ich könnte ohne Mühe, wenn es nöthig wäre, beweisen, daß die Académie françaiſe während der letzten zwanzig Regierungsjahre Ludwigs XV. nicht aufhörte, in ihrer Art für die Nation eine Laterne, (denn ich will mich nicht von der edlen Figur entfernen, deren sich der Ungenannte bedient) zu seyn, und das, was ich als

Verkauf habe ausbiethen hören, seitdem habe ich mich an diese patriotische Polizey gewöhnt. Freylich ist so etwas ein herrliches Mittel wie der unschuldigste Mann von der Welt in Stücken zerrissen werden kann, ehe er einmal weiß, wovon die Rede ist; aber wahrscheinlich verstehe ich mich auf den Begriff von Freyheit nicht, da es große Patrioten giebt, welche behaupten, keine Freyheit finde statt, wenn nicht öffentliche Verläumdung, die an und für sich eine gesetzliche Züchtigung ist, einem Jeden zu Gebothe steht, und daß alle Preßfreyheit aufhört, wenn nicht jeder, dem es beliebt, ausschreyen darf: „Mitbürger knüpft mir diesen ** und jenen ** auf!" Indessen wär' es doch möglich, daß die Nationalversammlung diese großen Grundsätze nicht annähme, und den Zusammenhang zwey so verschiedener Dinge nicht recht einsähe; aber alsdann wird sie für eine Antinational- eine Antipatriotische Versammlung um so mehr erklärt werden, als die Colporteurs, wenn sie sonst nichts mehr als die Acten der Staatsgewalt zum Verkauf ausbiethen dürfen, weniger zu thun, und zu gewinnen haben; und ist dieß bey einer Gesetzgebung nicht ein allvermögender Grund?

Ich weiß wohl, der an allen Ecken geschehene Ausruf der Abschaffung der Akademien war etwas minder gefährlich, aber — der Uebergang vom Kleinen aufs Große hatte mich ganz natürlich zur gegenwärtigen Digression über das öffentliche Proclamationswesen verleitet, aus welchem das noch werden wird, was dem Himmel gefällt.

„Die

„Die Nationalversammlung hat alle Canoni„cos abgeschaft; die Akademiker sind die Canonici „der Litteratur und Künste.“

Wenn sie es sind, so giebt es keine schlechter bezahlten Canonicos, als die Mitglieder der Académie française; sie haben keine Jahrgehalte, und ihre Erscheinung bey den Sitzungen und die Arbeit am Wörterbuche (die eine Arbeit wie jede andere und sogar mit unter etwas ennuyant ist,) wirft ihnen bey der größten Emsigkeit nur ohngefähr 1200 Livr. (300 Thlr.) ab, und würde nicht so viel abwerfen, verträte nicht ein Drittheil der Akademie die Stelle der Abwesenden. Wären alle Mitglieder gegenwärtig, so würden die Jetons (dieser so ärgerliche, so beneidete und Vorwürfe freylich sehr verdienende Gegenstand) dem Individuo nicht 400 Livr. (100 Thlr.) einbringen; das heiß ich mir einen wohlfeilen gelehrten Aristokraten!

„Ein Akademiker schmaußt auf seinem sammt„nen Lehnstuhl, und für sich allein, den Unter„halt von vierzig Familien auf dem Lande.“

Ueber den sammtnen Lehnstuhl, der dem Ungenannten so böses Blut zu setzen scheint, habe ich nichts zu sagen; ein strohener Sessel wäre freylich nicht so aristokratisch. Aber am Ende ists doch kein Verbrechen der beleidigten Nation, in der Akademie eben so bequem als zu Hause zu sitzen, zumal wir diese Bequemlichkeit der Garde-Meuble zu verdanken haben. Was die vierzig Familien auf dem Lande anbelangt, so denke ich, sie würden sich von den 300 Thlrn. eines Akademikers ziemlich schlecht nähren:

Auch gestehe ich, es möchte unter den Akademikern in der That mancher mehr verschmaußen, als der Unterhalt von vierzig Familien auf dem Lande kostet, ohne daß er dieß in seinem Lehnstuhle oder von dem Ertrag desselben thut.

„Fort mit besoldeten Akademikern, so lange „es noch Arbeiter zu salariren, Arme zu ernähren, „Gläubiger zu befriedigen giebt."

In einem großen Staate wird es zu allen Zeiten „Arbeiter zu salariren, Arme zu ernähren und Gläubiger zu befriedigen" geben; aber ich begreife nicht, warum nicht ein Staat, der mit der größten Ordnung 500 Millionen Einkünfte haben kann, ohne der Nation lästig zu werden, warum — sage ich — ein solcher Staat nicht 100,000 Thaler zur Belohnung, Salarirung und Aufmunterung der Künste und Talente mit Grund verwenden sollte. Die abgelegten Rechnungen beweisen, daß die Staatsbesoldungen aller Akademien, aller Gelehrten, und aller Künstler Frankreichs sich nicht so hoch belaufen. Es läßt sich dreist behaupten, der Landmann könnte, ungeachtet des ebenangeregten ungeheuern Aufwandes, gar wohl gedeihen, und die Jetons der Akademie der schönen Litteratur und die Pensionen der Akademie der Wissenschaften und der der Alterthümer wären es in der That nicht, welche jemals das Landvolk zu Grund richteten.

„Welch eine Verkehrtheit, das Talent mit „Thalern zu bezahlen! Ehre ist allein die klingende Münze des Genies."

O ja

war. Doch dieß war für den Ungenannten kein Grund gegen ihn, denn er würde mir einwenden, Gilbert habe von der Akademie viel Böses gesagt, und die „christliche Liebe bedecke die Menge der Sünden mit ihrem Mantel.“

„Welches Werk des Genie's ist aus der Mitte „der vierzig Versammelten hervorgegangen?“

Ich kann nicht begreifen, wie vierzig Personen ein Werk des Genie's machen können. Das Genie ist einschichtig, und arbeitet nicht gemeinschaftlich.

„Es hing nicht von den Akademien ab, daß „nicht der Cid und das befreyte Jerusalem für „zwey schlechte Werke ausgeschrieen wurden.“

Unläugbar war die Akademie de la Crusca gegen Tasso sehr ungerecht: falsch ist es aber und sehr falsch, was hier von der Académie françaife gesagt wird; denn sie hatte im Angesichte Richelieus den Muth, das große Verdienst des Cid einzugestehen, wenn sie schon sich an mehrern Orten ihrer Kritik irrte.

„Die Akademien sind zu lange taube Laternen Tyrannen gewesen.“

Ich kann es unmöglich errathen, was dieß sagen will; aber ich könnte ohne Mühe, wenn es nöthig wäre, beweisen, daß die Académie françaife während der letzten zwanzig Regierungsjahre Ludwigs XV. nicht aufhörte, in ihrer Art für die Nation eine Laterne, (denn ich will mich nicht von der edlen Figur entfernen, deren sich der Ungenannte bedient) zu seyn, und das, was ich als

Be-

di non saginandi; allein es ist seit Juvenals bekannten Versen

> Quorum conatibus obstat
> Res angusta domi

eine alte Wahrheit, daß Dürftigkeit sich dem Talente in den Weg stellt. Schwierigkeiten können anspornen, aber nur dann, wenn sie überwindlich und nicht zu Boden schlagend sind. Wie leicht ließen sich Beyspiele anführen, wo die Armuth dem Talent schadete; man weiße aber eines auf, wo Wohlhabenheit oder auch sogar Reichthum dasselbe abzehrten. Racine und Boileau waren wohlhabend, Voltaire, Büffon, Montesquieu reich. Sie waren keine ausgezehrten Genies, ungeachtet der Dickleibigkeit ihrer Glücksumstände. — „Die meisten Meisterstücke kommen aus den Dachstübchens.“ Die Meisterwerke der eben genannten Männer kamen nicht daher und wiegen viele andere auf. Ehre und Hochachtung gebührt unstreitig dem Dachstübchen, das, wie es sich nur zu oft zutrug, dem Talente zur Wohnung dient; wo ist aber das Talent dieser Art, damit man es hervorziehe, und ihm eine bessere Wohnung anweise? Ich weiß es nicht; indessen kann die hier gebrauchte Phrase vom Dachstübchen entweder viel böses Blut oder viel Anmaßung zum Grund haben. Warum soll denn nur im Dachstübchen das Verdienst wohnen? Gesetzt der Ungenannte wohnte zufälliger Weise darinnen; ist er nicht ein bischen

war. Doch dieß war für den Ungenannten kein Grund gegen ihn, denn er würde mir einwenden, Gilbert habe von der Akademie viel Böses gesagt, und die „christliche Liebe bedecke die Menge der Sünden mit ihrem Mantel.“

„Welches Werk des Genie's ist aus der Mitte „der vierzig Versammelten hervorgegangen?“

Ich kann nicht begreifen, wie vierzig Personen ein Werk des Genie's machen können. Das Genie ist einschichtig, und arbeitet nicht gemeinschaftlich.

„Es hing nicht von den Akademien ab, daß „nicht der Cid und das befreyte Jerusalem für „zwey schlechte Werke ausgeschrieen wurden.“

Unläugbar war die Akademie de la Crusca gegen Tasso sehr ungerecht: falsch ist es aber und sehr falsch, was hier von der Académie françaife gesagt wird; denn sie hatte im Angesichte Richelieus den Muth, das große Verdienst des Cid einzugestehen, wenn sie schon sich an mehrern Orten ihrer Kritik irrte.

„Die Akademien sind zu lange taube Laternen Tyrannen gewesen.“

Ich kann es unmöglich errathen, was dieß sagen will; aber ich könnte ohne Mühe, wenn es nöthig wäre, beweisen, daß die Académie française während der letzten zwanzig Regierungsjahre Ludwigs XV. nicht aufhörte, in ihrer Art für die Nation eine Laterne, (denn ich will mich nicht von der edlen Figur entfernen, deren sich der Ungenannte bedient) zu seyn, und das, was ich als

Be-

daß sich so etwas jemals zugetragen hätte; ich habe keine Idee davon.

Der Ungenannte giebt sich die Mühe, uns zu belehren, Montagne, Shakespeare, Ossian und Descartes hätten gelebt, ehe es noch Akademien gegeben — wahrhaftig, eine große Entdeckung, und ein unwiderlegbarer Beweis, daß Akademien zu nichts taugen!

Er macht der Académie françaiſe den Vorwurf, Gilbert, „dem Dichter unserer Zeiten, welcher Juvenal und Boileau am nächsten kam,“ die Thüre verschlossen zu haben. Gilbert hatte Talent zur Versifikation, d. h. er machte einige Stücke, die es beweisen; aber selbst seine Versifikation ist sich gar nicht durchaus gleich: seine Satyren wimmeln von beleidigenden Fehlern; auch hätte er, um Boileau nahe zu kommen, ein großes Kapital von Verstand, Geist und Geschmack, einen herrlichen Ton der Plaisanterie besitzen müssen; er müßte etwas gemacht haben, das dessen schönen Episteln, seiner Kunst zu dichten, und seinem Lutrin gleich käme; ich weiß aber nicht, daß Gilbert etwas dergleichen gemacht hätte. Ich will mit Stillschweigen übergehen, daß Boileau allen Schriftstellern seines Zeitalters Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und daß er nur die Geissel der schlechten war; daß hingegen Gilbert jedes anerkannte Verdienst aufs unverschämteste und gröbste antastete, und damit bey Voltairen, den er gänz vorzüglich verachtete, anfing, hingegen der lächerlichste Lobredner der erbärmlichsten Schriftsteller war,

war. Doch dieß war für den Ungenannten kein Grund gegen ihn, denn er würde mir einwenden, Gilbert habe von der Akademie viel Böses gesagt, und die „christliche Liebe bedecke die Menge der Sünden mit ihrem Mantel."

„Welches Werk des Genie's ist aus der Mitte „der vierzig Versammelten hervorgegangen?"

Ich kann nicht begreifen, wie vierzig Personen ein Werk des Genie's machen können. Das Genie ist einschichtig, und arbeitet nicht gemeinschaftlich.

„Es hing nicht von den Akademien ab, daß „nicht der Cid und das befreyte Jerusalem für „zwey schlechte Werke ausgeschrieen wurden."

Unläugbar war die Akademie de la Crusca gegen Tasso sehr ungerecht: falsch ist es aber und sehr falsch, was hier von der Académie françaiſe gesagt wird; denn sie hatte im Angesichte Richelieus den Muth, das große Verdienst des Cid einzugestehen, wenn sie schon sich an mehrern Orten ihrer Kritik irrte.

„Die Akademien sind zu lange taube Laternen Tyrannen gewesen."

Ich kann es unmöglich errathen, was dieß sagen will; aber ich könnte ohne Mühe, wenn es nöthig wäre, beweisen, daß die Académie françaiſe während der letzten zwanzig Regierungsjahre Ludwigs XV. nicht aufhörte, in ihrer Art für die Nation eine Laterne, (denn ich will mich nicht von der edlen Figur entfernen, deren sich der Ungenannte bedient) zu seyn, und das, was ich als

Be-

Beweis anführen würde, wäre der böse Humor, den diese Laterne den Ministern und dem Hofe machte, und die Lust, die man hatte, sie auszulöschen.

„Alle Thorheiten des zu langen Alters Lud„wig XIV. verdanken wir den niederträchtigen „Schmeicheleyen der Akademien."

Das heißt viel gesagt! Ich glaubte nicht, daß die Akademie der schönen Litteratur, oder irgend eine andere, alle das Uebel angerichtet hätte, was Ludwigs XIV. unwissende und kleinmüthige Andächteley, was sein falscher Stolz, der ihm den Ehrgeiz einflößte, den Titel eines Vernichters der Irrlehren zu führen, was seine Schwäche für die Frau von Maintenon, wodurch er zur Wahl schlechter Generale und Minister verleitet wurde, was seine geheime Abneigung gegen das Verdienst, die ihn zur Entfernung vortreflicher Generale und Minister verleitete, was seine Unterwürfigkeit gegen die Jesuiten, die ihn zum Verfolger der Jansenisten machte, was der allgewaltige Einfluß eines Louvois auf ihn, der, um bey der Widerrufung des Edikts von Nantes etwas zu sagen, und als Minister die Hand dabey mit im Spiele zu haben, die Dragonaden erfand, anstiftete. Die Geschichte lehrt dieß jeden, der sie studiert; aber der Ungenannte mit seinen viel schärfern Blicken findet die Quelle von alle dem in akademischen Complimenten, so wie er ohne Zweifel auch den Einfall in Holland in den Prologen des Quinault findet. Nach allen diesen ganz nagelneuen Kenntnissen wundert

es

es mich, daß er nicht den Ton eines unserer Journalisten annahm, der kürzlich von der Académie françaiſe mit eben dem Abscheu sprach, als ein anderer von der Inquisition sprechen würde. Das heiß ich doch Ziel und Maaß halten.

„Königliche Akademien, dieß riecht nach Skla„verey!“

Meines Erachtens hat keine Akademie nöthig, königlich zu seyn, sogar diejenige der Oper nicht; aber ich war ebenfalls nicht der Meinung, daß die Engländer Sklaven wären, weil sie eine königliche Akademie haben. Freylich hat man seit einiger Zeit die Entdeckung gemacht, daß die Engländer nicht mehr frey sind.

Ein Feldprediger bereitete einen sterbenden Grenadier zum Tode, und sprach mit ihm von der andern Welt, als ob er sie gesehen hätte. „Hoch„würdiger Herr,“ sagte der Soldat, „Sie scheinen „über diesen Punkt Ihrer Sache sehr gewiß zu „seyn. Was mich anlangt, so werde ich in ei„nem Augenblick mehr davon wissen, als Sie; „aber ich kenne unter meinen Freunden einen Cor„poral, der mir hundertmal gesagt hat, er wollte „sichs gern einen kleinen Thaler kosten lassen, wenn „er all dasjenige, wovon Sie mit mir so eben ge„sprochen haben, haarklein erfahren könnte.“

Ich weiß über unsre (Frankreichs) künftige Existenz auf dieser Welt so wenig etwas gewißes, als der Grenadier über unser Aller Bestimmung in der künftigen. Ich halte mich für sehr weit von dem Augenblicke entfernt, alles zu wissen; aber ich

ich bin ein bischen wie der Corporal, und wollte michs gern einen kleinen Thaler und vielleicht noch etwas mehr kosten lassen, wenn ich gewiß wüßte, daß wir in zehn Jahren eben so frey als die Engländer, d. h. eben so den Gesetzen unterworfen, leben werden. Ich bin so gar so einfältig, keine andere Freyheit zu kennen.

Schon wieder eine Digression, was thuts aber? Muß man denn immer von Akademien reden? Wenn man aber über diesen Punkt dem Ungenannten glaubt, so wird man bald gar nicht mehr davon reden, denn er schließt, wie er anfing: Fort mit den Akademien!

Alles, wie es ihm beliebt! was mich anbelangt, werde ich keinen weitern Widerstand thun. Doch nachdem wir mit dem ungenannten Zerstörer Kurzweil getrieben haben, wollen wir einen Augenblick vernünftig sprechen; denn wir haben es jetzt nicht mehr mit ihm zu thun.

Zuvörderst will ich den gründlichen Sprechern, welche die Entdeckung gemacht haben, die Akademien seyen nicht schlechterdings nothwendig, die Versicherung ertheilen, daß ich eben dieser Meynung bin, und sie gar nicht für so nothwendig halte als eine gute Gesetzgebung, eine gute militärische Organisation, ein gutes System der Auflagen u. s. w. Aber ich frage Denker: ob es politisch gut ist, in einem Staate, besonders in einem großen, nichts zuzulassen, als was schlechterdings nothwendig ist? In diesem Falle laßt uns wie Lacedämonier leben; nichts ist bekanntlich leichter und ausführbarer; laßt

uns

uns geschwind herrliche Gesetze gegen den Aufwand machen. In so fern man hingegen daran zweifelt, daß wir einer solchen moralischen und politischen Vervollkommnung fähig sind, in so fern giebt man zu, daß ein gewisses Ueberflüßiges zu einem sehr nothwendigen Dinge geworden ist. So sind meines Erachtens die Akademien eine Gattung von Ueberflüßigem, das man, wie jedes andere, hingehen lassen kann; vorausgesetzt, daß kein anderes weniger koste als jene. Die Akademie der Sprache und schönen Litteratur kömmt der Regierung mit Inbegriff des Holzes und Lichtes nicht höher, als ungefähr 6250 Thlr. zu stehen; dieß ist eine ausgemachte Sache. Wohlfeiler kann man doch wahrhaftig, wie ich glaube, keine unsterbliche Akademie, und kein sterbliches Wörterbuch haben. Sahen wir doch, in den guten Zeiten, Finanziers, denen ihre Musik theurer zu stehen kam, und man erzählt von einem, der zu seinem Gärtner sagte: daß man um 10000 Thaler jährlich holländische Zwiebeln genug haben könne. Freylich wird man mir einwenden, die Zeiten hätten sich ein wenig geändert; indessen gelten doch vielleicht auch die Blumen der Rhetorik ein bischen mehr, als die Tulpen eines Gartenbeets.

Die Akademie der Wissenschaften kostet zweymal so viel als die der sch. Litt.; allein glücklicher Weise ist sie auch die einzige, deren unmittelbare Nützlichkeit man einigermaßen einzugestehen geruht, wiewohl der Ungenannte uns hätte sagen können, daß sie keine Maschine erfunden, so wie

die Akademie der schönen Litteratur kein Werk des Genie's gemacht habe. Mit einem Worte, man beklagt sich nicht sehr über die Akademie der Wissenschaften; sie ist für den größten Theil des Publikums eine ganz eigene Welt, ungefähr wie der Mond; man erfährt nicht einmal, was darinnen vorgeht, und bekömmt keine Gelegenheit darauf eifersüchtig zu seyn. Wer glaubt nicht, eben so viel Geist als D'Alembert zu haben; hingegen würde es schwer seyn, sich für einen Geometer, dergleichen der Herr Abbe' Bossüt, oder einen Naturkündiger, dergleichen Herr Desmarets, oder einen Chemisten, dergleichen Herr von Fourcroy ist, zu halten. Die Akademie der Wissenschaften mag also hingehen.

Es bleibt noch die Akademie der Alterthümer übrig; sie ist freylich ein bischen theurer, als die unsrige, denn ihre Mitglieder bekommen Jahrgehalte; auch wird man nicht ermangeln zu sagen, es sey nicht sehr nothwendig zu wissen, auf welche Art Isis und Osiris göttlich verehrt worden, und wie vielerley Namen Saturn gehabt. Indessen alles wohl bedacht, trägt sichs doch sehr oft zu, daß das Studium des poetischen, theologischen, numismatischen &c. &c. Alterthums nicht ganz ohne Nutzen ist, und sollte es ein so großes Unglück seyn, wenn Frankreich jährlich 10 bis 15000 Thaler auf die Entzifferung alter Manuscripte und Medaillen verwendete? In diesen Rücksichten möchte ich zu glauben wagen, daß man sich, ohne Furcht

der

sehr gut gekannter Personen allezeit Bluhmen streut; ist es seitdem nicht ein wenig üble Laune, den armen Akademiker ein Compliment von einigen Zeilen streitig zu machen? Würde es sich wohl der Mühe verlohnen, an einer Gesellschaft Theil zu nehmen, worinnen man theils für seine eigene Person, theils mit seinen Collegen gemeinschaftlich, bey seinen Lebzeiten mit so vielen Epigrammen überhäuft wird, — hätte man nicht wenigstens die Hoffnung, nach dem Tode ein klein wenig schadlos gehalten zu werden? Was mich anbelangt, so denke ich über diesen Punkt, wie der sel'ge Herr von Pauliny, der, da die Akademie den Entschluß faßte, für ihre verstorbenen Mitglieder den gewöhnlichen Gottesdienst in der Franziskanerkirche, künftig nicht mehr halten zu lassen, laut dagegen schrie, und wider diese Berathschlagung sich feyerlichst verwahrte, indem er sagte: er wäre unter der Bedingung, daß man ihm nach seinem Tode bey den Franziskanern einen akademischen Gottesdienst halten lassen würde, in die Akademie getreten, und sey schlechterdings nicht gesonnen, hierauf Verzicht zu thun. Der arme Mann! Er mußte es doch thun; Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Man wird sagen, daß ich noch immer Spaß mache. Aber muß man nicht, wie Salomo sagt, mit Thoren thöricht reden? Ernsthaft aber bitte ich zu bedenken, daß zu einer Zeit, wo der Styl eine gewisse Energie von der Freyheit empfängt — daß, sage ich, (und das verdient einige Aufmerksamkeit,) zu eben dieser Zeit die Diction am meisten Gefahr

nem täglichen Vorwurf. Warum giebt man sich heut zu Tage die Miene, diesen Umstand vergessen zu haben? Warum vergißt man, wie verdächtig und verhaßt die Akademie dem Hofe war? wie übel sie gegen das Ende der letzten Regierung behandelt wurde? wie sklavische Journalisten und gedungene Satyriker dieselbe anklagten, daß sie ein Mittelpunkt der Empörung gegen die höchste Gewalt sey, daß sie den Geist der Unabhängigkeit ausstreue, und daß sie, mit einem Worte, ein philosophischer (was damals alles in sich faßte) Club sey. Muß man alles sagen? Im Jahr 1771 war die Rede davon, sie ihrer Philosophie wegen aufzuheben, und jetzt im Jahr 1790 will man das nämliche ihrer Aristokratie wegen thun! Laßt uns gestehen, daß dieß ein unglückliches Spiel spielen heißt, und daß hier dasjenige ein bischen eintritt, was man menschliche Widersprüche nennt.

Man rechnet es ihr als ein Verbrechen an, den Tod ihrer Mitglieder zu feyern. Dieser Vorwurf mag für die Zeiten gelten, in denen dergleichen Trauerreden nur für die Akademiker waren; man konnte damals ein wenig eifersüchtig darauf seyn: aber seitdem uns das Todtenverzeichniß jährlich den Tod so vieler berühmter Männer ankündiget, so wie man zu Rom aus französischen Briefen erfuhr, daß Peter Mazarin zu Rom gestorben sey, seitdem, das Journal von Paris abgerechnet, welches auch seine Nekrologie hat, in jeder kleinen Stadt ein Journal herauskömmt, worin man auf das Grab einer Menge von Freunden

sehr gut gekannter Personen allezeit Bluhmen streut; ist es seitdem nicht ein wenig üble Laune, dem armen Akademiker ein Compliment von einigen Zeilen streitig zu machen? Würde es sich wohl der Mühe verlohnen, an einer Gesellschaft Theil zu nehmen, worinnen man theils für seine eigene Person, theils mit seinen Collegen gemeinschaftlich, bey seinen Lebzeiten mit so vielen Epigrammen überhäuft wird, — hätte man nicht wenigstens die Hoffnung, nach dem Tode ein klein wenig schadlos gehalten zu werden? Was mich anbelangt, so denke ich über diesen Punkt, wie der sel'ge Herr von Pauliny, der, da die Akademie den Entschluß faßte, für ihre verstorbenen Mitglieder den gewöhnlichen Gottesdienst in der Franziskanerkirche, künftig nicht mehr halten zu lassen, laut dagegen schrie, und wider diese Berathschlagung sich feyerlichst verwahrte, indem er sagte: er wäre unter der Bedingung, daß man ihm nach seinem Tode bey den Franziskanern einen akademischen Gottesdienst halten lassen würde, in die Akademie getreten, und sey schlechterdings nicht gesonnen, hierauf Verzicht zu thun. Der arme Mann! Er mußte es doch thun; Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Man wird sagen, daß ich noch immer Spaß mache. Aber muß man nicht, wie Salomo sagt, mit Thoren thöricht reden? Ernsthaft aber bitte ich zu bedenken, daß zu einer Zeit, wo der Styl eine gewisse Energie von der Freyheit empfängt — daß, sage ich, (und das verdient einige Aufmerksamkeit,) zu eben dieser Zeit die Diction am meisten Gefahr

leidet, sich zu verderben, und wenn das eine etwas Gutes ist, so ist das andere doch auch etwas Uebles. Die Freyheit ist immer bey der Hand, irgend etwas Bäurisches und Ungehobeltes auf die Bahn zu bringen. Man sehe, welch ein Haufe barocker, der Analogie des A b c und der Richtigkeit der Ideen widersprechender Ausdrücke sich bereits in den Schriften und im Conversationston ausbreitet! Wie viel bizarre Neuerungen, die der gute Geschmack verwerfen muß, für einen kleinen glücklichen Zuwachs! Man schlage unsere Broschüren auf, und man wird deren auf jeder Seite, sogar in solchen, deren Verf. übrigens Talent verrathen, finden. Für einige Männer, bey welchen die Revolution das Genie befruchtet, und ihre Kraft entwickelt hat, welch eine Menge politischer Waschmäuler, die des Abends vorher kaum lesen konnten, des andern Tags sich einbilden schreiben zu können, weil sie sich die Worte: Nation, Patriotism, u. s. w. eigen gemacht haben! Man liest sie mehr oder weniger, um der Materie willen, wovon sie handeln; man ist mit der Sache so sehr beschäftigt, daß man auf den Styl nicht Acht hat; und doch, — wir wagen es zu sagen, es mag auch daraus entstehen, was da wolle — ist es nicht schlechterdings zu einem guten Patrioten nothwendig, ein schlechter Schriftsteller zu seyn! es giebt Personen, die dieß täglich beweisen. Ich sehe nicht ein, welche Stärke Sprachschnitzer und Barbarismen geben können, und warum die Beredsamkeit der Freyheit eine barbarische Neulingsmine haben muß.

Mit

Mit einem Wort, muß man, um ein guter Franzose zu seyn, künftighin nicht mehr französisch sprechen? Wohlan, ein gutes von der Akademie verfertigtes Wörterbuch (denn aus keiner andern Feder floß bisher noch ein besserers,) kann uns unterscheiden lehren, was in unsrer heutigen neuen Sprache behaltens- oder verwerfenswerth ist. Wir sind keine Akademiker, sagen stolz unsre Solone und unsere Brutusse zu 2 Sols, und glauben, sich mit dieser Rede allein zum Genie zu stempeln. Keine Ueberspannung, meine Herren! Es ist unstreitig viel gesagt, kein Mitglied der Akademie zu seyn; es erweckt bereits ein günstiges Vorurtheil für Sie: aber gestehen Sie immerhin, daß man auch darum noch nicht ein großer Mann ist, weil man kein Akademiker ist.

Und was die Preißvertheilungen betrift; glaubt man nicht, daß heut zu Tage, wo eine freye Auswahl der Preisfragen statt findet, diese Gattung von Wettkampf noch ein Reiz mehr für diejenigen seyn wird, welche nach der Palme der Beredsamkeit streben? Man hat so eben eine Lobrede auf Franklin aufgegeben. Welch ein Stoff! und wie leid würde es mir thun, daß ich ein Akademiker bin, wenn ich mich für fähig hielte, ihn würdig auszuführen! Ein Journalist sagte und wiederholte: man müsse niemand, weder Lebende noch Todte, loben; es sey für freye Menschen unanständig ein Individuum zu loben; Lobsprüche gehörten nur dem Vaterlande, der Freyheit. In der That, dieser Mann schrieb in einem Anfalle von

Wahnsinn, oder er ist an der Wuth des Neides krank, quaesta rabbia detta gelosia des Neides, der bey dem Ton des Lobs, wie gewisse wilde Thiere bey dem Anblick blendender Farben, toll wird. Wie! es hieße Vaterland und Freyheit beleidigen, wenn man diejenigen ehrte, die demselben Dienste geleistet haben! Wenn dem also wäre, so hätten die Athenienser nicht gewußt, was Vaterland und Freyheit ist, sie, die nicht allein den Tod ihrer großen Männer durch öffentliche Lobreden feyerten, sondern es auch für die ruhmvollste Auszeichnung ansahen, zur Haltung dieser dem Andenken der für ihr Vaterland gestorbenen Krieger gewidmeten Reden gewählt zu werden, und daher die größten unter ihren Rednern damit belohnten. Nach nichts wurde mehr gestrebt, als eine solche Trauerrede halten zu dürfen.

Mit einem Worte, die gelehrten und litterarischen Gesellschaften sind eine der Nation zur Zierde gereichende nicht zu vernachläßigende Sache. Und was würde man gewinnen, wenn man sie uns nähme? Sie verwahren, als ein ihnen gewissermaßen ganz eigenes anvertrautes Gut, das Andenken jener Menge von unsterblichen Männern, die sie mit Stolz unter die ihrigen zählten. Wenn dergleichen Gesellschaften in ihrem Vaterlande der Geißel der Satyre, die nichts verschont, was sich auszeichnet, ausgesetzt sind, so werden sie doch von dem Auslande geachtet. Ihm scheinen sie im Ganzen alle die Reichthümer der Litteratur und Künste, die sich unter uns binnen zwey Jahrhunderten

herten sammelten, zu zeigen. Ich frage noch einmal, was man durch die Vernichtung der so lange Zeit durch die Gegenwart und durch die Erinnerung großer Männer geweihter Wohnsitze der Talente und des Genie's gewinnen würde? Wenn auch der Neid die lebenden nicht darinnen dulden kann, so ehre er wenigstens in demselben die Todten. Nur der Neid kann es zu sagen wagen, daß dergleichen berühmte Tode noch keine Nachfolger darinnen wahrnehmen würden, vor denen sie, wenn sie ihnen auch nicht gleich kämen, wenigstens nicht erröthen dürften; und gesetzt, die Schatten dieser berühmten Männer — es ist wohl der Phantasie erlaubt, sich sie vorzustellen, wie sie ihren vorigen Wohnort wiederum besuchen — fänden diesen Wohnsitz öd' und verlassen, was würden sie glauben: daß die französische Nation frey, oder daß sie von Barbaren unterjocht worden sey?

II.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Ersten Bandes zweytes Stück. Zweyten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Dyk, 1793.

Mit vielem Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung eines Werks an, wovon die Idee eben so vortreflich ausgeführt wird, als sie glücklich gefaßt war. Das zweyte Stück des ersten Bandes enthält: I) eine kurze Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie. Aus den Zeiten vor Karln dem Großen sind alle Denkmale verloren, woraus man sich von dem Geiste der Lieder, die besonders den Helden zu Ehren gesungen wurden, einen hinlänglichen Begriff machen könnte. Nach Karln zogen sich die deutschen Musen zurück, verscheucht insbesondere durch die große Verbreitung der lateinischen Sprache. Unter den schwäbischen Kaisern kehrten sie freundlicher wieder, und es sproßte in der Periode der Minnesänger (1170 bis 1330, oder eigentlich bis 1250) auf dem deutschen Parnaß manche liebliche Bluhme. Ursachen dieser glücklichen Veränderung S. 204—210. Kritik der Minnesänger (210—213), günstig aber streng. Nach der Periode der Minnesänger gerieth

nach völlig indifferenten Originalen. Unrichtig ist ferner der Satz, daß die Anatomie uns allein die wahren Verhältnisse des menschlichen Körpers lehre. Denn ein lebendiger, mit Haut und Fleisch bekleideter Körper, hat andere Maaßen als ein präparirter Cadaver.

Endlich vom Helldunkeln und vom Colorit, ohne wichtige eigene Bemerkungen.

In der Kunstgeschichte scheint der V. nicht stark zu seyn. Er führt eine Marter der h. Cäcilia von Raphael als Muster eines vortreflichen Ausdrucks an. Aber das Stück dieses Meisters, das in dieser Rücksicht berühmt ist, stellt nicht die Marter dieser Heiligen, sondern ihr Entzücken beym Anhören der himmlischen Musik vor. Gerhard Dow und Gherardo delle Notte sind nicht Namen einer und derselben Person. Der letzte bezeichnet in Italien den Honthorst.

Der dritte Theil handelt von der Architektur. So wenig wir auch hier mit den allgemeineren Raisonnements und mit der Methode des V. zufrieden seyn zu können glauben; so scheint uns doch dieser letzte Theil des Buchs bey weiten der interessanteste zu seyn. Man hört hier einen Mann reden, der in dem Vaterlande des Palladio, welches auch das seinige ist, Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen fand. Seine Grundsätze kommen übrigens mit denen des Milizia ziemlich überein.

Von der Erfindung in der Baukunst. Sie beschäftige sich mit der Form, mit den Verhältnissen, mit der Verzierung des Gebäudes. Die pa-

Neukirch wieder ein neues, aber kein besseres Geschlecht von Dichtern hervor. Mit diesen löste sich Lohensteins Dunst in Wasser auf, und alle Kraft und Würde der Poesie verlor sich in fade Zierlichkeit, und geistlose Geschwätzigkeit. (Die Fortsetzung folgt.) II) Kurzer Abriß der Geschichte der griechischen Poesie. Zuerst etwas über den Ursprung der Poesie bey einem Volke, wo sie als eine freye Schöpfung des sich selbst überlassenen Genies entsteht. Sehr treffend. In der Geschichte der griechischen Dichtkunst lassen sich folgende Perioden unterscheiden: 1) Die Periode der fabelhaften Zeit vor Homer; 2) Der Zeitraum bis auf den Einfall der Perser in Griechenland. Höchste Vollkommenheit der lyrischen Dichtkunst. Pindar beschließt diese Periode. 3) Die atheniensische Periode. Schönste Blüthe der dramatischen Poesie. Dieser Zeitraum endigt mit dem Menander. 4) Alexandrinische Periode. Die Früchte der Musen „welche das Treibhaus der Ptolemäer zu Alexandrien hervor brachte,“ halten mit den Schöpfungen des freyen griechischen Genius auf keine Art einen Vergleich aus. — Solche Ausbrüche der Bewunderung, als z. B. S. 258 und 289 vorkommen, wo es heißt: „Bis zur Höhe der Griechen hat sich kein Volk erhoben — Pindar brachte die lyrische Dichtkunst bis zu einer Höhe, über die hinaus sie sich niemals erhob,“ hätten wir aus diesem gelehrten Aufsatz weggewünscht. Wenn dergleichen Behauptungen auch nicht auf Vorurtheilen beruhten, (wie wir unsers

Theils

Theils überzeugt sind,) so ist doch wenigstens gewiß, daß sie schlechterdings unerwiesen sind. III) Ausführliche Charakteristik des portugisischen Dichters Luis de Camoens. IV) Anständig. Das Unanständige darzustellen, kann nicht an sich und schlechthin dem Künstler verboten seyn, sondern nur in sofern, als es der Schönheit entgegen ist, also dann, wenn es die Harmonie zerstört. Der Fehler derjenigen Kunstwerke, die Sulzer darum tadelt, weil sie etwas Unanständiges enthielten, besteht eigentlich darin, daß sehr gemeine Nebenvorstellungen mit grossen und edlen Hauptvorstellungen verbunden werden, also eigentlich in dem Mangel an Harmonie. Die Lehre von dem Anständigen, als solchem, gehört in die Moral des Künstlers; gar nicht in seine Aesthetik. Nähere Bestimmung und Berichtigung des Begriffes vom Anständigen.

In dem ersten Stücke des zweyten Bandes finden sich folgende Aufsätze: I) Ueber die Dichtkunst der Griechen im heroischen Zeitalter. Die hierüber mitgetheilten Nachrichten sind blos aus dem Homer, der ältesten und reinsten Quelle, geschöpft. Die Sänger des heroischen Zeitalters waren eigentliche Volksdichter. „Sie unterstützten die Andacht des Volks beym Dienste der Götter; waren die Seele fröhlicher Mahle und Tänze; stimmten in die Wehklagen leidender ein; erhielten das Andenken der Volksgeschichte.“ Sie hielten sich oft an den Höfen der Fürsten auf, und scheinen zu dem Glanze eines Hofstaates gehört zu haben.

Nicht

Nicht selten reiseten sie auch umher. Man hat gewagt, mehrere Arten unter den Gesängen dieser alten Barden zu unterscheiden. Inzwischen waren sie wahrscheinlich alle historischen Inhalts, und man nahm es damit so genau nicht, wenn sie auch zu der Veranlassung, wobey sie (gewöhnlich von Musik begleitet) abgesungen wurden, nicht ganz paßten. Nach Homers Bericht ertönten die Lieder der Sänger bey folgenden Gelegenheiten: 1) bey Gastmahlen, 2) bey feyerlichen Tänzen (z. B. bey den Opfern), die gewöhnlich pantomimisch waren, und eine Begebenheit darstellten, 3) bey Heimführung der Bräute, 4) bey feyerlichen Klagen. (Von diesen Trauergesängen findet sich indeß nur Ein Beyspiel im Homer, Iliad. 24, 720 ꝛc.) Man hielt das poetische Talent für eine außerordentliche Gabe der Götter, womit sie nur ihre Lieblinge beschenkten, und war überzeugt, daß Demodokus durch die Gabe des Gesanges für seine Blindheit überflüßig entschädigt sey. Die poetische Begeisterung wurde allemal als eine unmittelbare Wirkung der Gottheit betrachtet (S. 20.) Volkslieder das Mittel, wodurch die merkwürdigen Begebenheiten auf die Nachwelt gebracht wurden (S. 24.) Dichter zugleich Sänger (im eigentlichen Sinne) und Tonkünstler, aber nicht, wie gewöhnlich bey andern alten Völkern, zugleich Propheten und Aerzte (S. 26. 28.) — Die übrigen, insgesammt sorgfältig und zum Theil meisterhaft bearbeiteten Aufsätze sind: II) Ueber das Pittoreske in der Malerey. III) Parodiren und

Tra-

travestiren. IV. Karl Goldoni. V) Callimachus. VI) Gottfried Chaucer. VII) Alonso de Ercilla y Zuniga. VIII) Ueber die römischen Elegiker Tibull, Properz und Ovid. Das Gemälde vom Tibull ist sehr glücklich getroffen. Genau und richtig sind die Merkmale angegeben, wodurch sich der Genius dieses Dichters charakterisirt, so wie auch mehrmals die Mittel anschaulich dargestellt sind, wodurch eigentlich diese oder jene einzelne Schönheit in den Werken desselben bewirkt wird. Dieses letztere aber ist ein Haupterforderniß einer Charakteristik schöner Kunstwerke, wenn sie der Absicht der Nachträge zu Sulzers Theorie völlig entsprechen soll, wie wir bey der Anzeige des ersten Stückes gewiesen haben. Nur die Behauptung im Anfange des Aufsatzes: daß der Begriff der Elegie im hohen Grade unbestimmt sey, können wir nicht unterschreiben. Wir glauben, daß die Bemühungen neuerer Kunstrichter ihn hinlänglich festgestellt haben. Freylich muß man es nicht machen, wie Scaliger und andere von den Alten, die alles in Ein Fach warfen, was im elegischen Sylbenmaße geschrieben war, und dann die Aufschrift: Elegie, darüber setzten. Aber vielleicht hat man einen Unterschied der Elegien noch nicht bemerkt, der wichtig ist, und wodurch sich dieselben in zwey Hauptarten theilen. Alle Elegien haben es mit einander gemein, daß sie vermischte Leidenschaften darstellen, also einen Gemüthszustand, worin Freude und Betrübniß abwechseln, und in einander

der schmelzen, wo also die Seele von der einen Empfindung zu der andern wechselsweise gleichsam hinüberschwebt, und von beyden afficirt wird. Daher die sanfte Rührung, die sich in jeder ächten Elegie darstellt, und das Wesentliche des elegischen Gemüthszustandes ausmacht. Mit einer Rührung von gedachter Art kann sich nun die Empfindung des Erhabenen verbinden. Das giebt einen Gemüthszustand von ganz eigener Natur, der unbeschreiblich süß und reizend ist. Die vermischten Empfindungen, die in einer Elegie ausgehauchet werden, sind also entwedet mit der Empfindung des Erhabenen verbunden, oder nicht. Im erstern Falle entsteht die erhabene Elegie, im andern die zärtliche, oder wie man sie sonst nennen will. Die Alten kannten nur die letztere, und Horaz nennt die Elegien deshalb anspruchslose Gedichte (exiguos elegos); wir haben jetzt auch vortrefliche Muster der erstern Art. Bey einer andern Gelegenheit hoffen wir, die hier angedeutete Theorie zu entwickeln, und die Eigenthümlichkeiten des erwähnten Gemüthszustandes ins Licht zu setzen.

III.

Delle leggi del Bello applicate alla Pittura ed Architettura, Saggio del Marchese *Malaspina*. Pavia nella Stamperia di S. Salvatore 1791. 268 Seiten in 8.

Wer den Zustand der Philosophie in Italien kennt, wird wohl schwerlich von daher eine Theorie der schönen bildenden Künste erwarten, die unsern Bedürfnissen in diesem Stücke abzuhelfen im Stande wäre.

Inzwischen bleibt es immer merkwürdig zu sehen, wie weit man in dem Vaterlande der neuern Kunst in der Art darüber zu raisonniren fortgerückt sey, und darum wollen wir eine kurze Anzeige der Hauptideen in diesem Werke liefern.

Der Ausdruck Schön, sagt der Verfasser, wird nie vom Wohlgeruch, vom Wohlgeschmack, von dem Wohlthuenden der Betastung gebraucht: sondern allein vom Wohlklang und von der Wohlgestalt. Als Grund wird angegeben, daß die gröbern Organe keine Ideen von Vergleichung, keine Vorstellung von Gestalt und Ausdehnung zuließen.

Das Schöne nach ihm ist dasjenige, was uns eine wohlgefällige Vorstellung gibt oder geben kann. Wohlgefällig (piacevole) ist aber, was die Kräfte unsers Körpers und unserer Seele ohne quälende

Anstrengung in Bewegung setzt. Dazu wird erfordert Mannigfaltigkeit (Varietà) Einheit (unità) und Angemessenheit (convenienza). Es gibt aber eine doppelte Angemessenheit, und beyde werden vorausgesetzet. Nämlich zuerst muß die Vorstellung dem Gegenstande angemessen seyn, der darin enthalten ist. Dann muß sie auch unsern Kräften angemessen seyn, damit wir dadurch zur Theilnahme bewogen werden mögen. Dieß sind wesentliche und ursprüngliche Charaktere der Schönheit: andere werden daraus abgeleitet. So ist unter der Mannigfaltigkeit, als der nothwendigen Bedingung, uns in Bewegung zu setzen, das Allgemeine, das Ausgedehnte und das Reiche (generalità, estensione, Richezza) begriffen. Unter der Einheit, als dem Mittel unserer Bewegung die nöthige Freyheit zu geben, die Ordnung, Symmetrie, das Zusammenstimmende oder Harmonische (ordine, Simmetria, accordo, armonia). Unter der objektiven Angemessenheit, die Richtigkeit, das Schickliche, die Proportion (giustezza, decenza, Proporzione) und endlich unter der subjektiven die Deutlichkeit, der Ausdruck, die Einfachheit (chiarezza, espressione, simplicità.)

Der Verf. geht zu den drey Arten des Schönen, dem Intellektuellen, dem Moralischen und dem Sinnlichen über, und sucht sie unter seine Begriffe zu bringen. Als Beyspiel der ersten nennt er eine Definition, welche die Vorzüge des Allumfassenden, leicht Verständlichen, Klaren und Einfachen an sich trägt.

Das moralisch Schöne muß nach dem Verf. eine Mannigfaltigkeit von Verhältnissen des Menschen gegen das höchste Wesen, gegen sich selbst und gegen den Nächsten in leichter Verbindung zeigen, und sowohl mit der Natur der Dinge, woraus jene hergeleitet werden, als mit unserer Art zu leben übereinstimmen. Nach seiner Meynung sind alle Tugenden schön, alle Gesetze der Natur und der bürgerlichen Einrichtung. Inzwischen setzt er noch einen Charakter hinzu: die Gesinnungen, die Handlungen müssen aus der Klasse der gewöhnlichen herausgehen, sie müssen einen starken und lebhaften Eindruck auf uns machen. Als Beyspiel wird Brutus aufgestellt, der seine Söhne zum Tode verdammt. Es ist jedoch nicht nöthig, daß der Gegenstand unter allen Verhältnissen die Charaktere des Schönen an sich trage. Genug! wenn er sie nur in dem Gesichtspunkte zeigt, worunter er sich darstellt und der uns der auffallendste wird.

Das sinnlich Schöne setzt er in der Angemessenheit der Zahl und des Grades der Stärke des Eindruckes zu der Einrichtung unserer Nerven. Der sinnliche Gegenstand soll mehrere Eindrücke auf uns machen, und in so fern Mannigfaltigkeit zeigen: er soll unsere Nerven in ihren Bewegungen nicht verwickeln und sie ihnen leicht machen, in so fern wird er Einheit darbieten: endlich soll die Zahl und die Stärke der Eindrücke mit unsern Kräften in Verhältniß stehen, in so fern wird ihm der dritte Charakter des Schönen, die Angemessenheit, beygelegt werden können.

Der Verfasser vergleicht darauf diese drey Arten des Schönen mit einander, und gibt dem Intellektuel-Schönen den Vorzug vor dem sinnlich Schönen, dem moralisch Schönen aber vor den beiden übrigen. Dann führt er noch einiges über die verschiedenen Benennungen des Schönen als eben so vielen Bestimmungen desselben an.

Wo die Einheit aus den geringsten und verborgensten Theilen hervorgeht, da bedient er sich des Ausdrucks fein (fino). Delicat (Delicato) nennt er was einen mäßigen Eindruck auf uns macht, ob man gleich fühlt, daß eine Kraft dabey zum Grunde liegt, die uns stärker erschüttern könnte. Z. E. Glanz vom Schleyer bedeckt: gebrochene Farben u. s. w. Reizend (grazioso) ist ihm dasjenige, was durch das richtige Verhältniß der Zugaben zum Wesentlichen gefällt: Sublim was begeistert und durch die höchste Vereinigung des Mannigfaltigen, der Einheit und der Angemessenheit in Verwunderung setzt. Endlich kommt er auf das Schöne in den Künsten. Er setzt ihr Geschäft in der Nachahmung der schönen Natur, ihren Zweck in der Erweckung des Vergnügens durch das Gefühl der Schönheit.

Dieß ist der Inhalt des ersten Theils, nach dessen Anzeige wir leicht entschuldigt zu seyn glauben, uns in keine Beurtheilung der in Deutschland nicht neuen und noch dazu sehr unbestimmt und schwankend ausgedrückten Ideen des Verfassers einzulassen.

Der

Der zweyte Theil ist dem Schönen in der Mahlerey gewidmet. Der Verf. übergeht die Bestimmung des Charakteristischen, was sie von den übrigen bildenden Künsten unterscheidet. Der Umstand, daß sie mit Farben auf einer Fläche arbeitet, reicht dazu nicht hin. Denn die Kunst, welche Kupferstiche illuminirt, thut das auch, und dann hätten auch die Folgen gezeigt werden müssen, welche aus diesem Mittel, dessen sich die Mahlerey zu Erreichung des allgemeinen Zwecks der schönen Künste bedient, für die nähere Bestimmung des ihr besonders vorliegenden Zwecks fließen. Der Verf. geht die Theile dieser Kunst, so wie sie gewöhnlich angegeben werden, die Erfindung, die Anordnung, den Ausdruck, die Zeichnung, das Colorit und das Helldunkle durch. Diese Methode ist fehlerhaft. Einmahl kömmt man dabey in Gefahr, unter verschiedenen Rubriken das Nämliche zu sagen. Dann ist es auch unvermeidlich, Vieles, was blos zu den Mitteln der Ausführung gehört, mit in die Theorie des Schönen zu bringen.

Von der Erfindung. Nach dem Verf. umfaßt sie blos die Wahl des Sujets, ohne noch auf die Anordnung und den Ausdruck zu sehen. Aber dieser Begriff scheint uns zu eingeschränkt. Denn wir begreifen nicht wohl wie der Künstler eine gute Wahl in dem Süjet wird treffen können, wenn er nicht zugleich die Würkung in Anschlag bringt, welche die Darstellung im Gemälde machen wird. Dieß kann aber nicht geschehen, wenn er nicht wenigstens auf die Art, wie die Figuren zu stehen

kommen

kommen und sich gebehrden sollen um sich verständlich zu machen, Rücksicht nimmt, und diese läßt sich in den mehrsten Fällen wieder nicht wohl von der Rücksicht auf den mahlerischen Effekt trennen, und sollte billig nie davon getrennt werden. Der Verf. hätte es auch selbst fühlen sollen, daß in den Beyspielen, die er von glücklichen Erfindungen anführt, die Disposition und der Ausdruck zugleich mit in Betracht gekommen sind. Etwas Neues trift man übrigens hier gar nicht an. Einige Beschreibungen sehr gewöhnlicher Naturscenen, von poetischen Beywörtern überladen, Nachrichten von sehr bekannten Gemälden, die als Muster schöner Gedanken gepriesen werden, können für den Mangel bestimmter Grundsätze nicht schadlos halten.

Unbegreiflich ist es uns, wie der Verf. glauben kann, die Grabmähler Urban des 8ten und Alexanders des 7ten von Bernini würden ihres sublimen Gedankens wegen die Bewunderung des Alterthums auf sich gezogen haben. Bey dem ersten schreibt der Tod als ein Skelett gebildet den Namen des Pabstes in ein Buch von schwarzem Marmor, auf dem einige Bienen, welche aus seinem Familienwappen hergenommen sind, gleichsam ihres Weisers beraubt, einzeln umherirren. Kleinliche Idee, wahre Witzeley, die sich für eine so ernste Kunst wie die des Bildhauers gewiß nicht schickt!

Was über die Allegorie gesagt wird ist weder neu noch befriedigend. Der Verf. will in historischen Gemählden keine allegorische Figuren aufgeführt sehen, außer wenn das Sujet selbst aus der

Fabel

Fabel entlehnt ist. Wir sehen aber nicht, warum das Gemälde von Rubens, worauf Heinrich der IV. vorgestellt wird, wie ihm Amor das Bild seiner Braut bringt, und Hymen und Frankreich ihm zu der Wahl rathen, nicht alle Verdienste einer glücklichen Erfindung haben sollte.

Mit Recht bemerkt dagegen der Verf. daß nur solche Gesinnungen gemahlt werden können, welche durch Mienen und Gebehrden deutlich an den Tag gelegt werden mögen.

Von der Anordnung. Der Verf. schränkt sich hier blos auf die Disposition, die Stellung der Figuren ein. In so fern sich dieser Theil der Kunst mit der Vertheilung der Farben und des Helldunkeln abgiebt, handelt er davon in besondern Kapiteln. Unserer Ueberzeugung nach ist dieß wieder fehlerhaft. Der Mahler muß bey der Anordnung seiner Figuren zu gleicher Zeit darauf Rücksicht nehmen, wie sie das Sujet deutlich machen, die Fläche wohlgefällig füllen, und in Formen, Farben, Helldunkelm eine angenehme Würkung hervorbringen. Eins wird durch das andere modificirt. Das Eigenthümliche der Regeln, wornach die Mahlerey anders wie die Bildhauerkunst und die Architektur ihre Körper ordnet, ist nicht entwickelt. Daß die Mahlerey mehrere Profile hinter einander wegreihet, und das Auge aus einem festen Gesichtspunkte in mehreren abgestuften Absätzen bis in eine Tiefe hinführt, ist dem Verf. entgangen.

Wenn der Verf. am Ende einer Untersuchung über die Gründe unsers Wohlgefallens an gewissen

Formen der Gruppirung gesteht, daß man, in Sachen des Geschmacks, der Autorität der Kenner sich zu unterwerfen habe, so ist dieß zwar sehr naiv, aber sehr wenig befriedigend.

Vom Ausdruck. Die Misdeutungen, welchen dieß Wort in der Kunstsprache ausgesetzt ist, sind von dem Verf. nicht entfernt. Alles was man unter den Benennungen von geistreicher Erfindung und Ausführung, Ton des Bildes, mimischen Ausdruck der Figuren u. s. w. als ganz verschiedene Sachen von einander unterscheiden sollte, ist hier von dem V. unter dem allgemeinen Worte Ausdruck mit einander verwechselt. Beyläufig bemerken wir, daß das heil. Abendmahl von Leonardo da Vinci auf die Autorität alter Kunstbücher hin als Muster des Ausdrucks gepriesen werde, ob es gleich in seinem jetzigen retouschirten Zustande keineswegs dafür gelten kann. Auch können wir dem Verfasser nicht beypflichten, wenn er den Erzengel Michael von Guido Rheni den schönsten Statuen des Alterthums an die Seite setzt. Die Stellung dieser Figur ist geziert, und die Miene unbedeutend und kleinlich.

Von der Zeichnung. Was hier gesagt wird, ist theils schon unter den vorigen Rubriken vorgekommen, theils als zur Ausführnng gehörig hier unpassend, theils aus Mengs und andern Büchern entlehnt, theils endlich völlig falsch. — So ist es nicht wahr, daß eine Zeichnung nur dann schön sey, wenn sie ein schönes Original richtig darstellt. Nein! es giebt auch schöne Zeichnungen

nach

noch völlig indifferenten Originalen. Unrichtig ist ferner der Satz, daß die Anatomie uns allein die wahren Verhältnisse des menschlichen Körpers lehre. Denn ein lebendiger, mit Haut und Fleisch bekleideter Körper, hat andere Maaßen als ein präparirter Cadaver.

Endlich vom Helldunkeln und vom Colorit, ohne wichtige eigene Bemerkungen.

In der Kunstgeschichte scheint der V. nicht stark zu seyn. Er führt eine Marter der h. Cäcilia von Raphael als Muster eines vortreflichen Ausdrucks an. Aber das Stück dieses Meisters, das in dieser Rücksicht berühmt ist, stellt nicht die Marter dieser Heiligen, sondern ihr Entzücken beym Anhören der himmlischen Musik vor. Gerhard Dow und Gherardo delle Notte sind nicht Namen einer und derselben Person. Der letzte bezeichnet in Italien den Honthorst.

Der dritte Theil handelt von der Architektur. So wenig wir auch hier mit den allgemeineren Raisonnements und mit der Methode des V. zufrieden seyn zu können glauben; so scheint uns doch dieser letzte Theil des Buchs bey weiten der interessanteste zu seyn. Man hört hier einen Mann reden, der in dem Vaterlande des Palladio, welches auch das seinige ist, Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen fand. Seine Grundsätze kommen übrigens mit denen des Milizia ziemlich überein.

Von der Erfindung in der Baukunst. Sie beschäftige sich mit der Form, mit den Verhältnissen, mit der Verzierung des Gebäudes. Die pa-

 rallelen

ralleien Formen, welche die Baukunst liebe, liessen sich aus der Bestimmung ihrer Werke zur bequemen Behausung herleiten. (Wohl nicht ganz, denn manches irregulaire Gebäude ist dadurch nicht minder bequem.) Die Beurtheilung der alten und neuen Formen der Kuppeln ist gut. Die letzten sind mehr der Bewunderung als der Nachahmung würdig. Es fehlt ihnen besonders der Charakter von Solidität. Ueber die Verhälthisse sehr vernünftig. Sie lassen sich weder nach musikalischen noch geometrischen Proportionen berechnen. Ein glücklich organisirtes Auge, unterstützt von Erfahrung, thut bey ihrer Ausfindung das beste. Inzwischen muß der angehende Baumeister einen gewissen Maasstab zum Führer haben, und diesen gibt das System des Abbe' Laugier von den rein in einander aufgehenden Zahlenverhältnissen. (perfetta commisurabilita) z. E. 2 zu 1, 1 zu 3 u. s. w. Der V. meint die größten Baumeister hätten sich darnach gerichtet, und wenn sie darunter nicht immer mit der äußersten Genauigkeit verfahren wären, so liege dieß daran, daß theils die Abweichungen dem Auge entgingen, theils besondere Umstände im Wege gestanden hätten, theils endlich, daß man die Mängel der Perspektive zu verbessern gesucht habe. (Vielleicht liegt aber auch eben in dem ungefähr, in dem beynahe Ebenmäßigen, in dem Spiele zwischen vollkommener Regularität und auffallender Irregularität ein höherer Reiz für das Auge.)

Die Behauptung, daß die Architektur sich durch die Verzierungen des Gebäudes, besonders

durch

durch diejenigen, welche sie von der Sculptur entlehnt, zu dem Range einer schönen Kunst erhebe, hat unsern Beyfall nicht. Der V. erklärt sich gegen die Möglichkeit neue Säulenordnungen in die Baukunst einzuführen. Er verwirft sogar die Toscanische und Römische, und läßt nur die drey Griechischen gelten. Der Grundsatz ist nicht neu; aber die Gründe, womit er hier unterstützt wird, sind vortreflich ausgeführt, und verdienen nachgelesen zu werden. Alles was einen größeren Ausdruck von Stärke hat als die Dorische, ist plump. Alles was über die Korinthische an Schmuck hinausgeht, wird überladen, und zwischen beiden steht die Jonische allein in der Mitte, weil mehrere Stufen und Uebergänge dem Auge nicht fühlbar genug werden.

Von den Säulenstühlen ist der V. mit mehreren andern kein Freund. Den Bogen nimmt er hingegen in seinen Schutz. Ueber die halbeingemauerten und gekuppelten Säulen hat er sich nicht erklärt.

Von der Anordnung. Dieß Kapitel hätte ganz wegbleiben können. Alles was darin vorkommt, gehörte in das von der Erfindung, und ist auch zum Theil schon darin vorgekommen. Ueberhaupt thut der Baumeister weiter nichts als erfinden, in so fern er als schöner Künstler handelt. Daß der Verf. die Kuppeln zwischen Thürmen in Schutz nimmt, scheint mit seiner übrigen Strenge zu contrastiren. Auch wundert es uns zu finden, daß er so viel auf die mahlerische Würkung der Ge-

Gebäude gibt. Er lobt die Peterskirche mit aus dem Grunde, weil sie sich von so vielen Seiten gut mahlen ließe. Diese Behauptung möchte selbst ohne Rücksicht auf die daraus gezogenen Folgerungen nicht völlig richtig seyn. Wenigstens ist das Kupfer, welches uns Piranese von diesem Gebäude geliefert hat, eines seiner schlechtesten. Als Staffage einer Landschaft, oder einer Perspektive in der Ferne, thut sie gut, aber dann sieht man sie nicht als eine für sich bestehende Persönlichkeit, als Gebäude-Schönheit an; sie wird nur zu Etwas Schönem, zur schönen mahlerischen Form in der Schönheit des Gemähldes. Soll sie im Gemählde dargestellt werden, wie sie als Gebäude-Schönheit angesehen werden muß, so steht der Säulengang der mahlerischen Würkung entgegen. Diese Bemerkung ist zur Bestimmung des Begriffs vom Mahlerischen sehr wichtig. Daß der Architekt nach dem V. auf die Würkung des Lichts und Schattens zu sehen, und daher auf die Würkung einer Faßade beym Mondenschein zu achten habe, scheint der Bestimmung des Gebäudes, zu allen Tageszeiten gesehen zu werden, zu widersprechen.

Vom Ausdruck. Der V. versteht darunter theils die Uebereinstimmung des Aeußeren der einzelnen Theile des Gebäudes mit ihrer Bestimmung, theils den Charakter des Ganzen. Alle Theile sollen so aussehen, daß man ihnen ihre Zweckmäßigkeit zum Tragen, zum Zusammenhalten, zum Bedecken sogleich anmerkt. Das Ganze soll die Bestimmung des Gebäudes zu Bedürfnissen, Verrichtungen,

tungen, Verhältnissen des menschlichen Lebens nach Gattung und Art andeuten. Also wird der Ausdruck blos auf den Charakter der würklichen Brauchbarkeit, und auf die Bedeutung, eingeschränkt. Aber dieß reicht wahrhaftig nicht hin, einem Gebäude den nöthigen Ausdruck zu geben. Auge und Herz haben gleichfalls ihre Forderungen, und diese wollen mehr als die sinnliche Ueberzeugung von der Brauchbarkeit. Die Formen müssen eine Wohlgestalt zeigen, welche dem Instinkt ohne alle Vergleichung, wenn sie auch noch so leicht angestellt werden könnte, unmittelbar wohl thut. Sie können auf generisch und specifisch interessante Ideen zurückführen, auf Pracht, Einfachheit, auf den particulairen Charakter des Eigenthümers, des Heiligen, des Gottes, des Helden, des Baumeisters u. s. w. Das Ganze muß einen Ton haben, ein Tempo von Feyer, Weichheit, pikanten Reiz. Darauf führen sogar schon die drey griechischen Ordnungen zurück. Mancher Nebenumstand, z. E. die Baustellung, trägt dazu bey. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, dürfte der Aufgang zum Tempel des Jupiters Capitolinus allerdings das Lob des Cicero verdienen. Dieser äußert im 3ten Buche de oratore, daß wenn der Tempel in den Himmel gesetzt würde, man ihm seinen Aufgang nicht würde nehmen können, ohne ihm etwas von seiner Würde zu entziehen. Unser V. macht sich darüber lustig; denn sagt er, da es im Himmel nicht regnet, so wäre der Aufgang unnütz. Allein eine solche Strenge scheint selbst mit dem Grundsatze des V. S. 236.

zu

zu streiten, wenn er sich daselbst eben so sehr gegen pedantische Steifheit, als gegen eine ausschweifende Imagination erklärt. Ueberhaupt möchte ihm wohl einige Inconsequenz in der Anwendung seiner Lehren vorgeworfen werden können. So sehen wir nicht ab, warum an unsern hohen Häusern von mehreren Etagen, welche nothwendig Abwechselung verlangen, die drey Säulenordnungen nicht über einander gestellt werden dürfen. Zuletzt geht der V. einige der Hauptgattungen der Gebäude, Tempel, Palläste, Hospitäler u. s. w. durch, bey welcher Gelegenheit er, so wie in dem Rest des Buchs, einige freye und richtige Bemerkungen neben andern vorbringt, denen Einseitigkeit und Unbestimmtheit vorzuwerfen sind: gutentheils Folgen des schwankenden Raisonnements über die Natur des Schönen und den Zweck der schönen Künste überhaupt.

IV.

Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral u. s. w. von Christian Garve.

(Fortsetzung der im 49. B. 2. St. abgebrochenen Recension.)

Wir sind noch die Anzeige der zweyten Abhandlung aus diesen Versuchen schuldig, die wir in dieser

ser Bibliothek beurtheilen zu müssen geglaubt haben: Ueber die Maxime Rochesaucaults, das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armee, niemals am Hofe.

Der Aufsatz fängt mit einer treflichen Charakterisirung Rochesaucaults und mit der Würdigung seiner Maximen an. Der Verf. schätzt sie als Schilderungen der Menschen, worunter la Rochefaucault lebte, wenn man darin nicht sowohl die Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, als die Kenntniß der Welt, das heißt der verschiedenen Klassen der Menschen im bürgerlichen Leben, und besonders die Kenntniß der Großen in den neueren Zeiten und Staaten sucht. Das Einzelne und Besondere ist ihm daher in Rochesaucaults Schriften mehr werth, als das Allgemeine. Zwar sind seine Bemerkungen über Sitten, Lebensart und Decorum zuweilen etwas dunkel und räthselhaft, aber sie geben allemal Anlaß zum Denken, und bey genauerer Betrachtung enthalten sie viel Wahres und praktisch Nützliches.

Unter diesen Maximen schien dem Verf. die oben angezogene ein weites Feld zu Betrachtungen zu eröffnen. Er verfolgte sie, und jetzt legt er uns ihren Gang, und die Resultate vor, auf welche er dabey gekommen ist.

Herr G. glaubt bemerkt zu haben, daß mit dem deutschen Worte bürgerlich, eben so wie mit dem französischen Worte bourgeois, wenn von Sitten und Anstande die Rede ist, ein verächtlicher Nebenbegriff verbunden werde. Er glaubt, daß

daß dieser auch an den Sitten der höhern Klassen nicht adlicher Staatsbürger haften bleibe, und er untersucht davon die Ursachen. — Als ausgemacht nimmt er an, daß in den Gesellschaften der Residenzstädte und bey Höfen die feinsten Sitten anzutreffen sind. Hier herrscht vorzüglich jene Ungezwungenheit im Umgange, welche die Folge häufiger Uebung ist, mehr Sorge für eine geschmackvollere Zurüstung zu den geselligen Zusammenkünften, mehr Abwechselung in den Mitgliedern der Gesellschaft, und dennoch mehr Consistenz in dem einmal eingeführten guten Tone. Ueberhaupt haben Höfe in Rücksicht des geselligen Umgangs den Vorzug, daß man bey der Verbindlichkeit sich häufig zu sehen, sich eher von den Fesseln überflüßiger Formalitäten losmacht, persönliche Eigenheiten mehr abschleift, und sich ein Ideal guter Sitten und des Anstandes aus den Gewohnheiten mehrerer Stände und Nationen leichter zusammen setzt. Der Adel (den der Verf. zu allgemein mit den Hofleuten vermechselt,) der Adel, wenn er auch nicht reicher als der Kaufmann seyn sollte, läßt seinen Reichthum der Gesellschaft mehr zu Gute kommen, hält mehr Haus. Alle die zu seinem Stande gehören, besonders auch junge Leute, finden bey den Großen Zutritt, Lehrer, Muster. Er macht aus dem geselligen Umgange ein Geschäft und ein Studium.

Weiter: Der beste und edelste Anstand muß zu gleicher Zeit Vertraulichkeit und Achtung, Zwanglosigkeit und Aufmerksamkeit auf sich selbst

und

und andere) zeigen. Die Verhältnisse, worin sich der Adel befindet, geben ihm mehrere Anlagen und Gelegenheiten diese Vorzüge zu erreichen. Er hält zusammen, als abgesonderter Stand gegen andere Stände, die nicht seine Vorzüge genießen, kennt seine Mitglieder auch vor allem persönlichen Umgange, und hat mehr Gleichförmigkeit in seinen Sitten als der Bürgerstand. Dieß macht den Adlichen zwangloser, wenn er mit andern Adlichen zusammen kömmt. Der Werth, den er auf das Vorrecht seiner Geburt legt, lehrt ihn diesen auch an andern seines Gleichen schätzen. Die Verbindlichkeit, jede Beleidigung seiner Ehre mit dem Degen zu rächen, hat ihn von jeher behutsamer in seinen Aeußerungen gegen andere seines Standes machen müssen, und dieser einmal eingeführte Ton pflanzt sich fort. In den Zusammenkünften des Adels erscheint die landesherrliche Familie, es erscheinen darin die ersten Staatsbedienten. Jeder sucht sich hier auf das vortheilhafteste zu zeigen, und Blödigkeit steht dieser Absicht eben so sehr im Wege als Anmaßung. Hierin liegt denn eine der Hauptursachen, warum die Hofsitten die feinsten zu seyn pflegen. Der Wetteifer Vieler in ähnlichen Bestrebungen bringt, wenn jeder auch nur mittelmäßige Fähigkeiten zu der Sache besitzt, einen schnellern Fortgang in der Kunst hervor, die sie Alle treiben.

In den bürgerlichen Gesellschaften mangelt es an respektirten und doch nicht gefürchteten Direktoren. Die gemeiner erzogenen, die jugendlichen

muthwilligen Glieder können nicht auf gleiche Weise in den Schranken des Anstandes gehalten werden. In zahlreichen Zusammenkünften sind sie daher leicht zu laut, zu lärmend, und in Familienzusammenkünften sind sie nicht belebt genug. Die Gabe in Gesellschaft zu gefallen, ist auch für den Mann aus dem Mittelstande nicht der Weg sein Glück zu machen. Ferner: der angenehmste Gesellschafter ist derjenige, der dem Vergnügen Vieler seine Eigenheiten und Launen unterordnet. Dieß lernt der Hofmann eher als der Bürgerliche, der nicht so wie jener die Verbindlichkeit hat, oft mit Menschen zusammen zu kommen, die ihm nicht anstehen. Die Zusammenkünfte bey Hofe haben mehr Interesse als die in der Stadt, weil die Hoffeste gemeiniglich mit dem politischen Schauspiel bey Vermählungen der Fürsten u. s. w. in Verbindung stehen. Bey Hofe strebt alles nach der Gunst des Fürsten; daher eine Menge Collisionen, aber auch verdeppelte Aufmerksamkeit auf sich und Andere, Menschenkenntniß, Gewalt über sich selbst. Der Adel tritt mit größerer Zuverlässigkeit auf, weil er mit dem Vornehmsten im Staate lange und viel umgeht, weil er mehr das Bewußtseyn seiner Würde hat, und dieß in seinem Betragen ausdrückt. Der Werth, auf den er sich etwas zu Gute thut, kündigt sich sogleich mit seinem Namen an. Er braucht also nicht zu fürchten, daß er verkannt werde.

Endlich sucht Hr. G. den Vorzug des Adels, in Rücksicht auf gesellige Artigkeit, in der feineren

Bil-

Bildung des schönen Geschlechts, und in der früheren der Jugend zu diesem Talente.

Nach dieser Ausführung wird nun die Frage aufgeworfen: Was heißt das bürgerliche Air? Hr. G. fühlt es, und kann es nicht beschreiben. Er giebt inzwischen folgende Bestandtheile an: Ein affektirtes ceremoniöses Wesen, das übertreibt und belästigt; eine gewisse Blödigkeit, durch die ein verlegener Stolz durchbricht; Unwissenheit der bestimmten Rechte und Forderungen jedes Standes, also Unwissenheit in Absicht des zu beobachtenden Grades von Freymüthigkeit und Zurückhaltung gegen Personen eines höheren. Endlich: Spuren, die Geist und Körper von der langen Ausübung eines gewissen Gewerbes an sich tragen. Hr. G. bemerkt ferner, daß es nicht genug sey, zu wissen, wie man sich betragen müsse, sondern daß auch eine gewisse Geschicklichkeit erfordert werde, die Regeln des geselligen Umgangs zur Anwendung zu bringen. Zu den Mängeln, welche aus Unwissenheit oder aus Ungeschicklichkeit entstehen, gesellt sich nun noch, um das bürgerliche Air, in dem Sinne, wie es La Rochefaucault versteht, vollständig zu machen, der Mangel der Würde. Es ist unmöglich, sagt Garve, daß der, welcher ohne einen bestimmten und von den Gesetzen anerkannten Rang in der Welt auftritt, das Achtung gebietende Aeußere annehmen könne, welches, mit Höflichkeit und gefälligem Wesen verbunden, das wahre Air des feinen Weltmanns ausmacht. Wenigstens gehört das Bewußtseyn so großer persönlicher Vor-

züge dazu, und dieß Bewußtseyn muß durch eine so vortheilhafte Bildung und Leibesgestalt unterstützt werden, daß die wenigen Personen, bey denen dieß alles vereinigt ist, nur Ausnahme von der Regel machen, aber die Regel selbst nicht umstoßen können.

So weit die Vorbereitung zu dem Commentar über La Rochefaucaults Maxime. Hr. G. versteht die Stelle dahin: der Bürgerliche, der Hofsitten annehmen will, muß durch die Schule der Armee durchgehen, hier verlernen, was er schon Fehlerhaftes angenommen hat, und sich zur Nachahmung besserer Sitten bey Hofe vorbereiten. Also sind die Sitten der Armee eine Vorübung zu den Sitten bey Hofe.

Im Militärstande nämlich, fährt Hr. G. fort, verliert der Bürgerliche die Schüchternheit, die ihm zur Ausübung der Kunst des Umgangs mit den Großen der Erde am mehrsten im Wege steht, er lernt freymüthig und unerschrocken handeln — dann lernt er aber auch vertraulich und ohne Zwang mit sehr vielen und vielerley Menschen umgehen. Außerdem hat Niemand so viel Gelegenheit, seinen Körper auszubilden, als der Offizier. In einem Stande, worin der Stufen des Ranges so viele sind, wird er mit der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse des Lebens vertrauter. Inzwischen sehen sich diese an militärischen Graden so verschiedenen Personen unter einander als gleich an; daher die Mischung von achtungsvoller Aufmerksamkeit und unbefangenem Wesen, die den wahren

Welt-

zung, weil der Mensch noch nicht allgemein genug gebildet ist, um des Vortheils der Nachahmung und der Vorurtheile, welche gewisse Tugenden unterstützen müssen, zu entbehren. Der Adel ist seiner Lage nach gezwungen, sich der Artigkeit zu befleißigen, oder vielmehr, er findet dazu die größte Aufforderung. Er dient den untern Klassen zum Muster einer blinden oder geprüften Nachahmung. Hr. G. sieht inzwischen den glücklichen Zeiten entgegen, wo von adlichen Sitten und bürgerlichem Air weniger die Rede seyn wird, als jetzt, und worin Behauptungen, wie diejenige ist, welche la Rochefaucault aufstellt, weniger zutreffen werden. Schon hat man den guten Anstand von vielem, was blos willkührliche Form war, gesäubert. Es wird noch dahin kommen, daß die bloße Bildung des Verstandes, die bloße Veredlung des Herzens zur Erlernung und zur Ausübung der guten Lebensart geschickt macht. Auf der andern Seite wird der gesellschaftliche Ton, und der damit zusammenhängende Anstand, bey der guten Bürgerklasse augenscheinlich vollkommener.

Vielleicht wird die körperliche Erziehung mit der geistigen noch allgemeiner und genauer vereinigt, und den schädlichen Einwürkungen der arbeitsamen und sitzenden Lebensarten auf den Körper vorgebeugt. Wenn dann zugleich die Principien des Wohlstandes in den höhern Klassen mehr berichtiget werden, und die Erziehung der Jugend in den untern mehr auf die Erlangung der Vorzüge des artigen Mannes geleitet wird; wenn der

gemein haben, auf gewisse Weise hervorbringen. In so fern inzwischen der edle Anstand Folge der Routine, körperlicher Uebungen, der frühen Anleitung ist, kann der Mensch, der sich in den Lagen nicht befindet sie zu erlangen, nichts weiter thun, als beherzt dasjenige aufgeben, was er an Andern schätzbat, aber für sich unerreichbar findet. Das Beste ist dann nur keine Aengstlichkeit blicken zu lassen, sondern ganz natürlich zu seyn. —

Eine andere moralische Folge, die Hr. G. aus seinen vorhergehenden Bemerkungen zieht, ist diese: Wenn man über den Gang der Dinge in der Welt nachdenkt, und den Ursachen der Fortschritte nachspürt, welche die Cultur unter uns gemacht hat, so findet man Gründe, mit der Verschiedenheit der Stände und der Unterordnung derselben unter einander zufrieden zu seyn. So wie alle Künste dadurch mehr ausgebildet sind, daß sich gewisse Stände auf ihre Ausübung vorzüglich gelegt haben, und durch ihre äußere Lage zur Cultur gewisser Tugenden und Talente aufgefordert sind, so hat es auch mit der Kunst des geselligen Umgangs gehen müssen. Sie würde nicht so weit gebracht seyn, wenn nicht ein reicher und geschäftloser Adel ausschließend bey Hofe versammelt wäre. Ob nach aufgehobener Absonderung der Stände diese Kunst verloren gehen, oder ob die gemeine Menschenvernunft sich in den Besitz der Vortheile würde setzen können, welche zuvor bey einer Klasse des menschlichen Geschlechtes sich zufällig eingefunden haben, darüber ist Hr. G. zweifelhaft. Nur warnt er für einer stürmischen Umwäl-

zung

„sind wir immer einseitig ausgebildete, einge„schränkte, also unvollkommene Menschen. Der „wahrhaft große Mann ist eben so sehr über sei„nen eignen Stand, und wenn er der höchste wä„re, als über die übrigen Stände erhaben. Er „erkennt in dieser Höhe die Tugenden von allen; „deswegen verachtet er keinen; er bemerkt die Feh„ler von allen; darum schätzt er keinen übermäßig. „Er aber für sein Theil strebt nach den Vollkom„menheiten des Menschen, und nach den Verdien„sten eines Weltbürgers.“

Niemand, hoffen wir, wird schon nach diesem Auszuge aus dem Garveschen Aufsatze die vielen feinen und richtigen Bemerkungen, die Vortreflichkeit der Regeln verkennen, die er uns über den geselligen Umgang, dieser bis jetzt so wenig bearbeiteten und noch ziemlich im Dunkeln liegenden Materie, geliefert hat. Wir sind ihm besonders dafür Dank schuldig, daß er die Gründe, warum an Höfen und in den ersten Gesellschaften der Residenzen, der Regel nach, der beste Ton herrschen muß, so einleuchtend entwickelt hat. Die Wahrheit dieser Behauptung wird von Niemanden geläugnet werden, der darüber Erfahrungen angestellt hat. Aber es sind nicht alle Menschen im Stande, diese Erfahrung zu machen. Es war nöthig, die Gründe davon aus einander zu setzen, theils damit sie nicht für die bloße Wirkung eines Vorurtheils gehalten werde, theils um über die Mög-

Große seinen Stolz auf zufällige Vorzüge der Geburt mehr fahren läßt, und der Geringe seine Würde, die ihm als vernünftigen Menschen zukömmt, mehr anerkennt: dann wird der Abstand zwischen dem gesitteten Bürger und dem Hofmann zu beyder Glücke unmerklich werden. Jener wird zu allen Gesellschaften, die ihn bilden können, Zutritt finden, dieser wird durch die Miene des Stolzes seinen edlen Anstand nicht verderben, und die Welt, in deren Kenntniß er sein Verdienst setzt, wird sich für ihn erweitern. — „Bis dahin, daß „diese glückliche Epoche eintritt, wird das, was „der Geist der Zeit bey den ganzen Ständen be„wirken soll, die Vernunft nur bey einzelnen In„dividuen bewirken können. Der große Haufe in „jedem wird immer unter der Herrschaft der Ge„wohnheit bleiben, wird nur diejenigen Vorzüge „erlangen, und schwerlich von denjenigen Fehlern „frey seyn, wozu er gleichsam, ohne sein Wissen „und Willen, blos durch den Einfluß der Umstän„de gezogen wird. Diejenigen, welche mit einem „klämeren Bewußtseyn ihrer selbst und ihrer Ver„hältnisse in der Welt leben, und mit einer höhe„ren Geistesfreyheit begabt sind, um unabhängig „von ihrer Lage zu handeln, werden auch jetzt schon „vermögend seyn, die eignen Vollkommenheiten „mehrerer Stände in sich zu vereinigen, ohne aus „dem ihrigen heraus zu treten. —

„Wir mögen Hofsitten oder das bürgerliche „Air haben; es mag der militärische oder Kauf„mannsgeist in unserer Aufführung herrschen; so

„sind

Generals, der dem König versicherte, er zittere nicht vor seinen Feinden, so wie vor seinem Anblick; das beweisen endlich die eigenen Benennungen, welche die Franzosen für gewisse Arten des schlechten Tons haben, die dem Militär besonders eigen sind, indem sie diese mit den Ausdrücken: mauvais ton de garnison, air de spadassin u. s. w. bezeichnen.

Lassen wir aber die Maxime des de la Rochefoucault ganz bey Seite liegen: Welche Anwendung finden die Garvischen Grundsätze auf unser Vaterland? Uns dünkt, sie verdienen immer noch einige nähere Bestimmungen.

Zuerst: das Wort bourgeois läßt sich gar nicht durch bürgerlich übersetzen. Es bezeichnet nicht, wie bey uns, die Sitten des unverdorbenen Mittelstandes (wie z. E. in der Redensart auf gut bürgerlich u. s. w.) sondern es heißt so viel als: gemein, niedrig. Wenn eine Gesellschaft unter sich unanständige Scherze, Zweydeutigkeiten in Gegenwart von Weibern, einen Ausbruch von Lustigkeit, der leicht zu Unannehmlichkeiten führen kann, zuläßt, so sagt der Franzose, in der Gesellschaft herrsche der ton bourgeois. Wenn Jemand in einer Gesellschaft auftritt, und in Gebehrden und Worten eine anmaßende Vertraulichkeit oder knechtische Verlegenheit, Umständlichkeit, Wegwerfung, oder Andringlichkeit an Vornehmere zeigt, so sagt der Franzose: il a le ton bourgeois. (Nirgends ist dieß vielleicht besser dargestellt, als in einem kleinen Stücke unter den

pro-

lichkeit, diejenigen Vortheile, welche die ersten Gesellschaften in diesem Stücke zum voraus haben, allen untergeordneten Zirkeln mitzutheilen, weiter nachdenken zu können.

Wir hätten aber gewünscht, daß Hr. Garve zu dieser Untersuchung eine andere Veranlassung gewählt hätte, als diejenige ist, welche er dazu in der Maxime des Duc de la Rochefaucault gesucht und gefunden zu haben glaubt. Uns wenigstens scheint der Sinn derselben ganz verfehlt zu seyn. Sie sagt nicht: daß der Stand des Militärs eine Vorübung zu dem des Hofmanns, daß die Armee eine Schule der höfischen Politur sey — sondern daß man bey der Armee den Mann, der, seiner Geburt und Erziehung nach, zum Stande des Offiziers nicht bestimmt war, zuweilen mit demjenigen verwechseln könne, der in einer Klasse von Staatsbürgern geboren und erzogen wurde, woraus man nach der ehmaligen Einrichtung in Frankreich den Offizier beynahe ausschließend wählte; daß hingegen bey Hofe der parvenu, der Emporgekommene, sich immer durch seine Sitten unterscheide.

La Rochefaucault erkannte, nach der Denkungsart, die unter seines Gleichen im vorigen Jahrhunderte die herrschende war, nur einen Adel und nur eine Bestimmung für diesen Stand an, nämlich eine noblesse d'épée, einen Adel, der seit mehreren Generationen im Kriege diente. Einige von diesem, durchaus kriegerischen Adel, widmeten sich dem Dienst und der Aufwartung bey Hofe.

Der

Der Regel nach waren also alle militärische Ehrenstellen, so wie alle Hofämter, allein mit Adlichen d'épée besetzt. Die noblesse de robe ward von diesem, wenn sie auch noch so alt war, wenig geschätzt, sie erschien nie bey Hofe, außer daß der Kanzler daselbst, jedoch immer in seiner feyerlichen Kleidung, en Simarre, Zutritt hatte. *) Bey der Armee kam ein fils de robin seltener, ein Unadlicher aber der Regel nach gar nicht als Oberoffizier an. Ludewig der XIV. kehrte sich an diesen Unterschied des Standes nicht. Wer reich war, ein Marquisat, ein Duché kaufte, und ihm gefiel, oder auch wahre Verdienste hatte, der ward zu den ersten Stellen bey Hofe und bey der Armee erhoben. Man kann in den Memoires du Duc de St. Simon lesen, welche jämmerliche Klagen er darüber führt. Nun sagt la Rochefaucault: Bey der Armee verkennt man zuweilen den parvenu, aber nie bey Hofe.

Diese Idee steht mit dem Geiste der Chevalerie, der damals in Frankreich noch viele Spuren zurück gelassen hatte, in der genauesten Verbindung. Die Nachkommen der Du Guesclin und Bayard affektirten wenigstens noch in ihrem Aeußern von dem Geist beseelt zu seyn, der jenen Helden den Namen der Chevaliers sans peur et sans

*) Dieß kam unter Heinrich dem II. auf. Ueber den Grund sehe man nach: St. Foix Mem. historiques sur Paris, T. I. p. 212.

sans reproche zugezogen hatte. Ein gewisser edler Stolz, der keine Verstellung und keine Förmlichkeit kennt, aber durch Grundsätze des geselligen Wohlwollens und der Menschenfreundlichkeit geleitet wird, machte den Charakter des air militaire, und was nach la Rochefaucaults Grundsätzen einerley war, das air noble aus. Dieß air, sagt nun la Rochefaucault, hängt vom Beyspiel und von Gesinnungen ab, und daran kann jeder Theil nehmen, der eine gleiche Lage theilt. Aber das air d'un homme de la Cour, das erhält man nicht in spätern Jahren, dazu muß man früh angelernt und in steter Uebung gewesen seyn. Nimmt man hinzu, daß die Politur des französischen Hofes unter Ludewig dem XIV. wirklich so hoch getrieben war, als sie wohl schwerlich an dem Hofe zu Versailles nachher wieder gediehen ist, so wird man in der Maxime des la Rochefaucault, nach seinen Begriffen über Adel und adeliche Bestimmung, das Zutreffende nicht verkennen.

Dagegen konnte er nicht sagen wollen: die Armee sey die Schule dieser Politur des Hofmanns. Denn daß kein Franzose der Regel nach an Hof ging, außer wenn er vom Militär war, das verstand sich von selbst. Aber daß darum nicht jeder Militär ein guter Hofmann war, daß vielmehr das air militaire gar nicht dahin paßte, das erhellet aus so manchen Klagen alter Krieger der damaligen Zeit, daß sie ihr Glück nicht machen konnten, weil es ihnen an den nöthigen Talenten zum Hofmann fehle; das zeigt jene Anekdote eines alten

Ge-

Generals, der dem König versicherte, er zittere nicht vor seinen Feinden, so wie vor seinem Anblick; das beweisen endlich die eigenen Benennungen, welche die Franzosen für gewisse Arten des schlechten Tons haben, die dem Militär besonders eigen sind, indem sie diese mit den Ausdrücken: mauvais ton de garnison, air de spadassin u. s. w. bezeichnen.

Lassen wir aber die Maxime des de la Rochefoucault ganz bey Seite liegen: Welche Anwendung finden die Garvischen Grundsätze auf unser Vaterland? Uns dünkt, sie verdienen immer noch einige nähere Bestimmungen.

Zuerst: das Wort bourgeois läßt sich gar nicht durch bürgerlich übersetzen. Es bezeichnet nicht, wie bey uns, die Sitten des unverdorbenen Mittelstandes (wie z. E. in der Redensart auf gut bürgerlich u. s. w.) sondern es heißt so viel als: gemein, niedrig. Wenn eine Gesellschaft unter sich unanständige Scherze, Zweydeutigkeiten in Gegenwart von Weibern, einen Ausbruch von Lustigkeit, der leicht zu Unannehmlichkeiten führen kann, zuläßt, so sagt der Franzose, in der Gesellschaft herrsche der ton bourgeois. Wenn Jemand in einer Gesellschaft auftritt, und in Gebehrden und Worten eine anmaßende Vertraulichkeit oder knechtische Verlegenheit, Umständlichkeit, Wegwerfung, oder Andringlichkeit an Vornehmere zeigt, so sagt der Franzose: il a le ton bourgeois. (Nirgends ist dieß vielleicht besser dargestellt, als in einem kleinen Stücke unter den

pro-

proverbes dramatiques: les secondes loges de l'opera. T. I. nr. 18. Dieser ton bourgeois kann aber so gut auf den Adel als auf den Unadel passen, und wir wollten nicht dafür schwören, daß sich nicht hin und wieder eine Gesellschaft vom besten Adel in Deutschland finden sollte, welche der Franzose mit diesem Namen qualificiret haben würde. Also muß zuerst der ton und das air bourgeois, als die Bezeichnung eines schlechten, gemeinen, niedrigen Tones und Anstandes, nicht von den höfischen Sitten, nicht von der schönen Urbanität, sondern von dem guten Tone, von dem guten Anstande überhaupt (oder von demjenigen Betragen, das im geselligen Umgange zweckmäßig ist,) abgesondert werden. Dann darf man auch dreist behaupten, daß der Mittelstand in Deutschland auf diesen guten Ton, auf diesen guten Anstand einen gleichen Anspruch mit dem Adel habe, der nicht in Residenzen und bey Hofe lebt. Nur unter den Adlichen in dieser letzten Lage ist er der Regel nach mehr und häufiger anzutreffen, wovon die Ursachen von Hrn. G. sehr gut entwickelt sind. Es giebt inzwischen bereits mehrere Städte, worin die vornehmeren Nichtadlichen solche Zirkel bilden, die in Ansehung des guten Tons den Höfen gar nicht nachstehen, und wir halten uns überzeugt, daß um ihn zu haben, nichts weiter als gesunder Verstand und sittliches Gefühl bey einer Erziehung erfordert werde, wie ihn wahrlich der Mittelstand bereits ziemlich allgemein seiner Jugend giebt.

Al-

Allein hierbey sind zwey Bemerkungen zu machen. Die erste: daß der Mann von niedrigem Range, der in seinem Zirkel einen guten Ton und Anstand haben kann, bey seinem Auftritt in einer Gesellschaft höherer Personen sehr leicht in einen gemeinen Ton fallen und einen schlechten Anstand zeigen mag. Dieß liegt daran, daß er alsdann der vortreflichen Regel unsers Verf. nicht treu bleibt, und sich eben so natürlich, eben so wenig ängstlich, eben so wenig anmaßend und andringlich, als in seiner eigenen Klasse darstellt. Durch sein verlegenes oder zu keckes, zu sehr nach Beyfall geizendes Betragen, zeigt er das innere Gefühl seines Abstandes von den Personen, unter denen er sich befindet, und berechtigt sie dadurch, denselben gleichfalls zu fühlen. Dieß hat aber der Nichtadliche aus dem Mittelstande mit dem ungebildeten Landjunker völlig gemein: es liegt nicht sowohl an dem Stande, als an der individuellen Lage und an dem persönlichen Charakter. Ob sich nun gleich voraus sehen läßt, daß wenn auch der erbliche Adel aufgehoben werden sollte, die vornehmen Staatsbedienten und die reicheren Bürger in den Hauptstädten immer einen eigenen Zirkel bilden, und die ärmeren minder hervorragenden, wenn sie darin auftreten, durch ihre ängstliche Verlegenheit und ihren anmaßenden Ton, den Abstand ihrer Lage immer verrathen werden; so gewiß bleibt es doch, daß die zu genaue Demarcation der Stände in geselligen Verhältnissen diese Fehler in Deutschland vermehrt. Unter den Engländern

sind

sind sie seltener, wiewohl nicht ohne Beyspiel, wie die Sittengemälde in der Evelina und andern englischen Romanen zeigen.

Die zweyte Bemerkung ist diese: daß von dem guten Tone und Anstande, bey dessen freyer Ausübung man eigentlich in der ganzen Welt in so fern durchkömmt, daß man gut und gern gelitten wird, folglich Niemanden beleidigt, und keine Gefühle des Häßlichen und Widerlichen erweckt, — daß, sage ich, von diesem guten Tone, die schöne Urbanität noch sehr verschieden sey. Diese Kunst, die zu dem Zweckmäßigen im geselligen Umgange ein erhöhetes Interesse, und die Form hinzufügt, welche schon in der Anschauung gefällt — diese kann nicht so leicht von Personen erlernt und ausgeübt werden, die nicht früh dazu angezogen werden, und sich in der Lage befinden, sie viel und häufig auszuüben. Sie wird immer der Antheil des Hofmanns seyn. Sie findet sich selten in Republiken, und selbst in England hauptsächlich nur unter Gesandten, Hofbedienten und solchen, die sich auf Reisen dazu gebildet haben. Es scheint uns aber, als wenn gewisse Klassen von Menschen, so gar gewisse Charaktere, gar keinen Anspruch darauf machen, sondern es bey dem guten Tone bewenden lassen sollten. Nicht weil wir den Vorzug, ein feiner Weltmann zu seyn, als etwas Unbedeutendes, oder gar Verächtliches ansähen. Denn da wir einmal mit andern Menschen zum geselligen Vergnügen zusammen kommen, so ist es keine gleichgültige Eigenschaft, die Kunst, dieß Vergnü-

gen

gen zu erwecken, in einem vollkommneren Grade zu besitzen; sondern weil nicht alle Menschen einerley Vorzügen nachstreben können.

Der abstrakte Gelehrte, der Mann, der sich öffentlichen Geschäften widmet, und die Anmaßung hat, wie ein Stallmeister zu reiten, wie ein Balletttänzer zu tanzen, kömmt uns um nichts lächerlicher vor, als derjenige unter ihnen, der, seiner wahren Bestimmung uneingedenk, es sich zum Hauptzweck macht, durch seine Formen und seine Unterhaltungsgaben die Bewunderung geselliger Zirkel auf sich zu ziehen. Und gerade hierin liegt ein Hauptgrund des Vorwurfs, den man unserer vornehmeren Mittelklasse, unsern Geschäftsmännern, unsern Gelehrten über ihren Pedantismus macht. Sie wollen etwas seyn, was sie ihrer ganzen Lage nach nicht seyn können, und nicht seyn sollen.

Ein Subaltern bey der Regierung, oder bey irgend einem Büreau, glaubt den Staatsmann zu machen, wenn er gewisse Stellungen, Mienen seines am Hofe gebildeten Ministers nachäfft: ein Philosoph, dem einige Große und Damen Beweise der Achtung für seine litterarischen Talente gegeben haben, glaubt von nun an den Hofjunker spielen zu müssen u. s. w. Ein jeder prüfe sich wohl, ob ihn seine Anlagen und seine Verhältnisse zum schönen Gesellschafter auffordern. Ist das nicht der Fall, so begnüge er sich in geselligen Zirkeln wohl gelitten zu seyn, und er wird gewiß nach seiner Art gefallen. Niemand wird ihm

Mangel an gutem Tone und Anstand, ton und air bourgeois vorwerfen.

Was nun noch den Militärstand anbetrifft, so läugnen wir gar nicht, daß seine Lage ihm besondere Vortheile zur Ausbildung geselliger Talente an die Hand biete. Er hat in Friedenszeiten Muße genug, um häufig Gesellschaft zu sehen, angenehme, in der Conversation brauchbare Kenntnisse einzusammeln, und sich überhaupt durch seine Bemühungen um die Unterhaltung mehr beschäftigter Personen verdient zu machen. Selbst der Muth, der eine seiner Haupttugenden ausmachen muß, der Werth, den er auf seinen Stand legt, der Esprit de Corps, sein Aeußeres u. s. w. kommen ihm bey der Art, wie er in Gesellschaften auftritt, sehr zu statten. (Die körperliche Ausbildung, welche der Militär als Militär erhält, möchte übrigens zu derjenigen Gewandheit und zu demjenigen Reiz der Bewegungen, welche der wohlgefällige Anstand in der Gesellschaft erfordert, wenig beytragen.) Inzwischen hängt doch auch hierbey vieles von Localumständen ab. Wo das Militär in einem Staate nicht den Hauptstand ausmacht, und dem Civil an Ansehn untergeordnet ist, wo ihm das Quartier auf dem Lande oder in kleineren Municipalstädten angewiesen, wo die Geistesausbildung desselben nicht allgemein hergebrachter Ton ist, oder wo gar der Feldherr oder der Souverain den zu häufigen Umgang des Offiziers mit der guten Gesellschaft, und die davon abhängende gesellige Politur, dem militärischen Geiste für nachtheilig halten; da wird

die

die Lage des Soldatenstandes diesem schwerlich einen vorzüglicheren Anspruch auf gesellige Ausbildung vor den übrigen Ständen geben. ... Hrn. G. kann es nicht unbekannt seyn, daß in einer großen Residenzstadt von Deutschland, von der darin befindlichen sehr zahlreichen Garnison, außer den Offizieren, die zur Maison du Roi gehören, die übrigen wenig oder gar nicht in Gesellschaft erscheinen. Die Erörterung der Frage, ob da, wo das Militair allein den Ton angiebt, dieser nicht leicht in eine seichte Fatuität und Windbeuteley ausarten könne, lassen wir hier unberührt, da sie uns zu weit führen dürfte. Arma semper junguntur togae!

V.

Charis, oder: über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten; von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, aus Hoya. Erster Theil 320 S. Zweyter Theil 332 S. in 8. Leipzig, bey Dyck, 1793.

Die Bemühungen der Philosophen, den Begriff des Schönen zu bestimmen, aufzuklären und

anzuwenden, können, nach allen dem, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, noch immer nicht als überflüßig betrachtet werden. Ja, im Gegentheil, diese Untersuchungen sind vielleicht nie von einem größern Bedürfniß gewesen. Je mehr die Anzahl einzelner Bemerkungen und Regeln wächst, je mehr der Mangel an Einhelligkeit unter denselben in die Augen fällt, desto mehr findet man sich genöthigt, nach einem Fundamente umher zu sehn, durch welches Einheit in das Chaos gebracht, und eine Sichtung des Wahren von dem Falschen, des Wesentlichen von dem Unwesentlichen möglich werden könne. Ob es bis jetzt ein solches Fundament der schönen Künste gegeben habe, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; aber so viel ist gewiß, daß man sich wenig um dasselbe bekümmert hat. Die größte Anzahl unsrer Aesthetiker hat sich einzig und allein an das Empirische gehalten. Es würde undankbar seyn, ihre zahlreichen, scharfsinnigen Bemerkungen als unbedeutend verachten zu wollen; aber die Wissenschaft, als solche, hat doch dadurch nur wenig gewonnen. Was sind unsere Compendia der schönen Wissenschaften, als eine Sammlung von Regeln, deren Wahrheit und Richtigkeit, wenn ihnen ja noch diese Prädicate zustehn, wenigstens aus keinem allgemeinen Grunde erkannt, und welche folglich auch nicht mit vollkommner Befriedigung und aus gegründeter Ueberzeugung angenommen werden können?

Diesem Mangel abzuhelfen, und eine Willkühr, welche nirgends so tadelhaft ist, als in der

Gesetzgebung der Wissenschaften, zu verbannen, giebt es kein anderes Mittel, als eine genaue Bestimmung des Begriffes der Schönheit und schönen Kunst. Man hat diesen Gegenstand allzu lange aus den Augen gesetzt, vielleicht weil man sich überredete, so wie ein schöner Gegenstand nicht zerglie-dert werden dürfe, so müsse man auch den Begriff der Schönheit, als ein Geheimniß unsers Verstandes, keiner Prüfung aussetzen wollen. Andre hielten einen jeden Versuch dieser Art für fruchtlos; und sie glaubten sich um desto mehr berechtigt dieses anzunehmen, da sie bemerkten, daß eine jede neue Definition neue Widersprüche erzeugte und eine größere Verwirrung verursachte.

Diese Verwirrung wird auch ohne Zweifel so lange fortdauren, als man alles dasjenige, was Vergnügen verursacht — so verschieden auch immer dieses Vergnügen seyn mag — und jeden interessirenden Gegenstand in das Gebiet der Schönheit zieht; und sich von der Unbestimmtheit des Sprachgebrauchs regieren läßt, welcher hier selbst durch das dunkle Gefühl einer oft entfernten Analogie regiert wird. Aber fast sollte man glauben, unsre meisten Aesthetiker befänden sich wohl bey einer Verwirrung und Unbestimmtheit, die sie von einer strengen Methode entbindet, und ihre Behauptungen einer scharfen Prüfung entzieht. Wie viele unter ihnen haben sich wohl um Baumgartens Untersuchungen bekümmert, welcher doch die Wahrheit entweder selbst gefunden, oder sich ihr auf eine geringe Entfernung genähert hat? Oder welche

Veränderung hat noch Kants Analyse des Schönheitsbegriffs, seine Bestimmung der verschiedenen Gegenstände des Wohlgefallens, und der verschiedenen Anwendung desselben Begriffs bey den Werken der Natur und der Kunst, in den neuesten Systemen der Aesthetik bewirkt?

Der Verf. des vor uns liegenden Werkes, welcher durch seinen Eifer für die Kunst, und als ein geschmackvoller, denkender Beobachter rühmlich bekannt ist, unternahm, wie er sagt, die Untersuchung über den Begriff der Schönheit aus dem Bedürfniß, welches er immer fühlte, wenn er von einem Geschmacksurtheil Rechenschaft ablegen sollte. Er bemerkte in den Theorien der schönen Künste eine Menge Regeln und Gebote, welche uns entweder von Vernunftswegen vorschreiben, was wir schön nennen sollen, oder die Erfahrungsgrundsätze einzelner Künste zu allgemeinen Vorschriften für alle machen. Die nächste Absicht seiner Untersuchungen ging also dahin, durch eine genaue Bestimmung des Begriffs des Schönen und der Schönheit in den nachbildenden Künsten, den Irthümern und Vorurtheilen derjenigen zu begegnen, welche diesen Begriff entweder zu ausgedehnt, für alles, was Vergnügen macht, annehmen, oder zu eingeschränkt, für dasjenige, was schön und Schönheit in der Moral, in der Poesie, oder in der Bildhauerkunst ist.

Indem nun der Verf. den Begriff der Schönheit in der Erfahrung aufsucht, und ihn als das Centrum betrachtet, durch welches Einheit und Zu=

Zusammenhang in die einzelnen Erfahrungen komme, und indem er also eine Vereinigung der theoretischen Grundsätze mit der Erfahrung zu bewirken sucht, durch welche die Anmaßung blos spekulativer Gründe bekämpft werden könne, so will er, daß man sein Werk zuerst als eine Apologie des empirisch erprobten Geschmacks vor dem Forum der Vernunft ansehn solle. Da aber diese nicht geführt werden konnte, ohne zu zeigen, worinne die Begriffe des Schönen und der Schönheit im Allgemeinen, und in allen Künsten überhaupt, übereinkommen, und wiederum, wie sie in jeder Kunst und jeder Art ihrer Produktionen besonders modificirt werden, so sucht er eine zweyte Absicht mit jener zu erreichen, nämlich diese: dasjenige, was er zu vertheidigen suchte, die Erfahrungsgrundsätze des guten Geschmacks, so wie er sie selbst als erprobt gefühlt, und von der Anerkennung mehrerer Jahrhunderte bestätigt zu finden glaubte, in einem natürlichen Zusammenhange, rein von allen Vorschriften der Ausführung, als Theorie neben einander aufzustellen und zu ordnen.

Um nun in dieser Untersuchung methodisch zu verfahren, schickt der Verf. in dem ersten Buche dieses Werks einige psychologische Bemerkungen über die Empfindungen und Affekten, und die verschiedenen Gattungen derselben, voraus. Empfindung nennt er jede mit Bewußtseyn verbundene Bewegung unseres Wesens; unter Affekten aber versteht er ein Wünschen und Fürchten, ein Mögen und Nichtmögen, welches mit einem merklichen

chen

chen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden ist. In den Affekten unterscheidet er zwey Gattungen, den Affekt der Begierde, und den Affekt des gegenwärtigen Genußes, oder Leidens: in der leztern Gattung, den Affekt der Befriedigung und den Affekt des Anschauens, oder des Genußes und Leidens, ohne Bewußtseyn einer vorher rege gewesenen Begierde. Alle Affekten entspringen entweder aus einzelnen Berührungen unsrer Sinnenorgane, oder aus einer Rührung der innern Empfindungsfähigkeit, oder aus instinktartigen Erkenntnissen, oder aus Erkenntnißurtheilen des Verstandes. Einige Erkenntnisse setzen unser Begehrungsvermögen in Bewegung, andre nicht. Wenn Mögen und Nichtmögen (Neigung oder Abneigung) keinen Einfluß auf ein Erkenntnißurtheil haben, so ist dieses Urtheil rein; da es hingegen nicht rein ist, wenn in dem Urtheil der erkennenden Kräfte auf die Bewegung Rücksicht genommen wird, in welche die wollenden Kräfte dadurch gesetzt werden. Der Affekt der innern Rührung ist nicht mit einer Erkenntniß des Gegenstandes, der ihn hervorbringet, begleitet. Unter instinktartigen Erkenntnissen werden solche verstanden, wobey man sich keines Urtheils oder Schlusses bewußt ist, und dennoch erkennt, was und wozu ein Ding sey. Nur dann, wenn der Affekt aus einer Erkenntniß entsprungen ist, bey welchem wir uns eines Urtheils oder Schlusses bewußt sind, kann ein Grund des Vergnügens oder Mißvergnügens angegeben werden, welches den Affekt begleitet.

Die-

Diese letztere gehört vor das Forum der Vernunft.

Eine Empfindung, heißt es weiter, bringt dann einen Affekt hervor, wenn sie mit unserm allgemeinen Hange zum Vergnügen in einem solchen Verhältnisse steht, daß wir aufgefordert werden, das Wohl- oder Mißbehagen unseres Zustandes zu beachten. Dieser allgemeine Hang äußert sich durch Triebe. Die Triebe sind aber erstlich als eine Fähigkeit zu betrachten, dem Hange zum Vergnügen beyzukommen; zweytens, als ein wirkendes Vermögen, Vergnügen einer besondern Art herbeyzuführen, Mißvergnügen einer besondern Art abzuwenden. Solche Triebe sind mit jeder Kraft unsers Wesens verknüpft. Sie werden erregt, wenn der besondere Hang zum Vergnügen auf dem besondern Wege des einzelnen Triebes begünstigt oder gehemmt wird; sie wirken, wenn sie sich nach aufgeregter Thätigkeit unsrer Kräfte durch Willensregungen oder durch Affekte äußern. Alle Affekten sind Folgen unsrer in einem stärkern Maaß aufgeregten Triebe.

Das Schöne bezeichnet allemal einen Gegenstand, der uns einen Affekt des Vergnügens zuführen kann. Allein dieß macht nicht den distinctiven Charakter desselben aus. Denn auch das Gute kann den Affekt des Vergnügens erregen. Der Grad der Stärke, womit gewisse Gegenstände, unsre Willenskraft in einen mögenden Zustand versetzen, unterscheidet daher das Gute keineswegs von dem Schönen. Dagegen wäre es gar wohl möglich, daß das Schöne gewisse Triebe in uns

stark aufreizte, welche, durch die Art ihrer Entstehung und ihrer Aeußerungen als Affekten, von den durch das Gute erregten Trieben so unterschieden wären, daß man die Objekte jener Triebe unter eine besondere Gattung hätte bringen, und mit einem besondern Namen bezeichnen müssen.

Mit dieser Muthmaßung bahnt sich der V. den Weg zu der Untersuchung des Begriffes der Schönheit selbst, womit er sich in dem zweyten und den nächstfolgenden Büchern beschäftigt; und zwar auf die Weise, daß er mit dem subjectiv-Schönen, worunter er die besondere Art von Lust, die wir bey der Betrachtung schöner Gegenstände empfinden, versteht, den Anfang macht. Jenes Gefühl der Lust entsteht nicht zu allen Zeiten bey denselben Gegenständen. Diese Gegenstände verändern sich, so wie sich die Empfindungsweise ausbildet und verfeinert. Es giebt also einen rohen und einen verfeinerten Begriff des subjektiv-Schönen. Das erste Gefühl von Lust oder Unlust, welches man bey belebten Wesen bemerkt, bezieht sich auf die Befriedigung gewisser Bedürfnisse, und gründet sich auf einen allen belebten Wesen gemeinen Trieb nach Fortdauer. Aber bald zeigt sich eine zweyte Art der Lust und Unlust, ohne vorhergegangenes Bedürfniß, welches auf einem Triebe nach spielender Unterhaltung und Erheiterung des Lebens beruht. In den verschiedenen Aeußerungen dieser beyden Triebe liegen die ersten Fäden, aus denen unsre Begriffe von schön und häßlich, von gut und übel gesponnen werden. Die Gegenstände spielender Unterhaltung werden mit dem Prädicat schön; die Ge-

genstände des physischen Bedürfnisses mit dem Prädicat gut belegt. Diese beyden Prädicate werden anfänglich blos auf sinnliche Empfindungen des äußern Eindrucks bezogen; aber bald setzen wir in den Affekten, die uns vermittelst der Vorstellungen zugeführt werden, denselben Unterschied fest. So wie sich nun die Vorstellung von Bedürfniß erweitert, so vermehrt sich die Anzahl der Güter und Uebel, und vieles wird nun in dieses Gebiet gezogen, was dem rohen sinnlichen Menschen schön oder häslich schien. Aber bey aller hieraus entspringenden Verschiedenheit bleibt immer der Unterschied, des Guten und Schönen, daß jenes auf das Bedürfniß, dieses auf einen der Nothwendigkeit nicht unterworfnen Genuß bezogen wird. Alles, was bey irgend einer Thätigkeit ungefähr dasselbe Gefühl von Lust erregt, als man beym Spielen empfindet, giebt einen Affekt des Schönen.

Das Schöne ist also nach diesem rohen Begriffe weiter nichts, als die subjektive Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, das sich nicht auf Vorempfindung eines Bedürfnisses gründet. Das Gute ist nach eben diesem rohen Begriff nichts weiter, als eine subjektive Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, welches sich auf Vorempfindung eines Bedürfnisses gründet.

Dieser Begriff wird in der Folge entwickelt. Wir haben einen Trieb nach einer freyen Bewegung

gung unsrer Willenskraft. Was wir zu Folge dieses Triebes thun, thun wir mit Liebe, und nennen es schön; was wir zu folge eines Zwanges thun, ist nicht schön, aber wohl bisweilen gut. Die unzähligen Zweige jenes Grundtriebs unterscheiden wir im Allgemeinen nach ihrer Wirksamkeit auf den Geist oder auf den Körper. Der letztere fühlt ein schönes Vergnügen nur nach Befriedigung des Bedürfnisses; (wenn er zwischen den Gegenständen des Vergnügens wählen kann); bey den ersten zeigt sich der Trieb nach freyer Thätigkeit in den Erkenntnißkräften der Einbildungskraft, dem Erinnerungsvermögen und den sympathetischen Trieben. Der Gebrauch dieser Kräfte ist gut, wenn sie auf einen Zweck gerichtet sind; er ist schön, wenn sie sich in einer freyen Thätigkeit befinden.

(Der Verf. behauptet hier mit Recht, daß die Beobachtung der Pflicht nicht schön genannt werden könne, weil sie auf einem moralischen Zwang beruht. Wenn er aber hinzusetzt, nur das, was man über das Gebot thue, heiße schön; so ist dieser Ausspruch, vom moralischen Gebote verstanden, schwer zu begreifen, und auch zu Folge der angeführten erläuternden Beyspiele unrichtig. Die dankbare Verehrung der harten Rathschlüsse der Vorsehung ist nicht sowohl schön als erhaben zu nennen; und die Gerechtigkeit mit Hintansetzung seines eignen Vermögens verwalten, ist groß. Wer sich aber in seine Leiden ergiebt, aus Liebe zu Gott; oder sein Vermögen hintansetzt, aus Liebe für seinen Freund, handelt schön. Dieser Unterschied

ist

ist sehr wesentlich, und darf nicht übersehen werden. Eine Handlung heißt dann schön, wenn sie, ohne moralisch zu seyn, mit den Vorschriften der Tugend übereinstimmt. Sie ist aber dann nicht moralisch, wenn sie aus Neigung gethan worden ist. Auf eben diese Weise werden die sympathetischen Triebe schön genannt, wenn sie, ohne sich dem Zwange des moralischen Gesetzes zu unterwerfen, dennoch mit den Vorschriften desselben zusammen stimmen; und ein Charakter heißt schön, in welchem sich diese Triebe auf die besagte Art äussern. Daß wir uns aber in diesen Fällen des Ausdrucks schön bedienen, rührt von der Wahrnehmung der Analogie her, welche sich in der zweckmäßigen Zusammenstimmung jener, den Gesetzen der Sinnlichkeit gehorsamen Triebe, mit einem andern höhern Gesetze, welches hier nicht als gebietend erscheint, gerade so, wie in der zweckmäßigen Harmonie der freyen Thätigkeit der Natur in oder ausser uns, mit den Begriffen des Verstandes findet. So ist auch die Wirkung von der Wahrnehmung jener moralischen Harmonie in Handlungen der Neigung, der Wirkung des Schönen analog. Denn sie bringt Zuneigung und Liebe hervor; da hingegen die Wahrnehmung einer moralischen Handlungsweise Bewunderung und Achtung erweckt. Es können daher in dieser Rücksicht drey Klassen von Handlungen unterschieden werden: schöne Handlungen, welche zu Folge guter Neigungen gethan werden. Sie haben keinen moralischen, aber wohl einen ästhetischen Werth und

ihre

ihre Wirkung ist Liebe. Gute Handlungen; welche des Gebots der Vernunft wegen gethan werden, ohne die Stimme der Neigung zu Rathe zu ziehn; Ihre Wirkung ist Achtung. Große Handlungen; bey denen das Gebot der Vernunft selbst gegen die Stimme der Neigung ausgeübt wird; sie bewirken Bewunderung.)

Die erste Veredlung des Begriffes vom Schönen besteht darinne, daß der Genuß, welchen das Anschaun gewährt, von dem Genusse der andern Sinne unterschieden wird. So wie nun dieser Genuß mit dem Körper weniger gemein hat, so ist er uneigennütziger als jener, welcher aus dem Betasten des Gegenstandes und dem correspondirenden Begriffe eines ergreifenden Besitzes entspringt. Indem man nun einen Unterschied zwischen dem eigennützigen und uneigennützigen Wohlgefallen festsetzt, ertheilt man den Gegenständen des erstern das Prädicat gut; denen des letztern, das Prädicat schön. Alles, was in Rücksicht auf einen Zweck oder in Rücksicht auf einen Vortheil, bestände er auch nur im Zeitvertreibe, als Mittel beydes bequem zu erreichen, Affekte, d. h. lebhafte Sensation des Vergnügens erweckt, ist nicht schön, sondern gut, weil es sich auf eine Begierde gründet. (Dieser Satz, in welchem Sinne er auch verstanden wird, scheint uns unerweislich zu seyn. Dem Zusammenhange nach, scheint er soviel zu bedeuten: ein Unternehmen, welches in einer Absicht, zu einem Zwecke unternommen wird, könne dem, der es unternimmt, nicht schön erscheinen;

un; auch selbst dann nicht, wenn der Zweck das Vergnügen sey. Aber sich vergnügen wollen, heißt nichts anders, als sich in einen Zustand angenehmer Empfindungen setzen, und dieser Zweck ist kein Verstandesbegriff, dergleichen man immer versteht, wenn man behauptet, dasjenige, was einem Zwecke gemäß hervorgebracht werde, sey gut, aber nicht schön. Die Beyspiele, deren sich der Verf. hier bedient, klären seinen Satz nicht auf. Ja im Gegentheil scheinen sie den Sinn desselben dahin zu bestimmen, daß selbst ein Gegenstand nicht schön genannt werden könne, sobald die Betrachtung oder Beschäftigung mit demselben eine Folge des Bedürfnisses und also ein Zweck sey. Wenn ich, sagt er, zum Zeitvertreib ein Gevatterngeschwätz halte, um mich vor den Qualen der Langenweile zu retten, so ist darum das Geschwätz nichts schönes; oder wenn ich zur Belustigung auf einem Beine hüpfe rc. Dieses ist an sich wahr, nur beweist es den aufgestellten Satz nicht. Denn nichts hindert mich, die drückende Langeweile in der Gesellschaft geistreicher Freunde zu verscheuchen und an ihrem schönen Gespräche Antheil zu nehmen; der Zweck, welcher mich zu ihnen führte, hat auf die Beurtheilung ihres Gesprächs (weder subjective, noch objektive) nicht den mindesten Einfluß. Auf der andern Seite wird ein einfältiges Gewäsche um nichts klüger oder schöner, wenn ich mich aus freyer Wahl, ohne vorher empfundenes Bedürfniß, darauf eingelassen habe. Denn das Gefühl der Lust bey einer Handlung entspringt nicht aus dem Be-

wußtseyn der Freyheit in Unternehmung derselben, sondern aus der Wahrnehmung der freyen Thätigkeit in der Beschäftigung selbst. Eine gelehrte, methodische Untersuchung, wenn sie auch ohne alle Vorempfindung eines Bedürfnisses vorgenommen würde, ist darum doch nicht schön, weil hier alles gewissen Gesetzen unterworfen ist, deren Befolgung oft peinlich, mühsam und mit Anstrengung verbunden ist. Dagegen fühlen wir uns frey in einem Gespräche, welchem die Einbildungskraft seinen Gang bestimmt; und wir nennen ein solches Gespräch schön, wenn das freye Spiel der Einbildungskraft mit den Gesetzen des Verstandes harmonirt. Hier ist also allerdings ein Unterschied in dem Zwecke, aber in einem andern Sinne als der Hr. Verf. nimmt.)

Die Vorstellung des Nutzens einer Sache darf auf das Urtheil über dieselbe keinen Einfluß haben, wenn ich sie als schön beurtheilen soll, obgleich ein geheimer Einfluß jener Vorstellungen nicht immer ausgeschlossen werden kann. Denn an dem Vergnügen des Anschauens nehmen auch oft die übrigen Sinne Theil, ohne daß wir uns dieses Antheils bewußt werden, und ein Wohlgefallen, welches aus dieser Befriedigung des geheimen Triebes der Sinnlichkeit entspringt, begleitet oft das Wohlgefallen an dem Schönen. Derselbe Gegenstand kann zu gleicher Zeit Affekten des Guten und Schönen erregen; oder das Vergnügen, welches aus der Betrachtung desselben entspringt, kann nicht allein mit

mit Affekten des Anschauens, sondern auch mit Begierden vergesellschaftet seyn.

Aus allen diesem abstrahirt nun der Verf. folgende Definition des subjektiv-Schönen und Guten nach verfeinerten Begriffen. Das Schöne ist die subjektive Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke, und der Vorstellungen unsrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, welches sich nicht auf Vorempfindung eines eigennützigen Verhältnisses meines individuellen Ichs zu dem sinnlichen oder gedachten Gegenstande außer mir gründet: oder was mir ohne hervorstechendes Bewußtseyn einer Begierde und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil für meine individuelle Person Vergnügen machen kann. (Kürzer: Schön heißt der Gegenstand eines uninteressirten Wohlgefallens.) Das Gute ist nach eben diesem geläuterten Begriffe die subjektive Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen der Seele, uns ein Vergnügen zu machen, mittelst der Vorempfindung eines eigennützigen Verhältnisses zwischen meinem individuellen Ich und dem sinnlich empfundenen oder gedachten Gegenstande außer mir; oder was mittelst einer hervorstechenden Begierde und Rücksicht auf Besitz und Vortheil für meine individuelle Person Vergnügen macht. (Unter dem Guten begreift folglich der Verf. das Angenehme, oder dasjenige, was durch den gegenwärtigen Eindruck, ohne Begriff, vergnügt; und das relativ-Gute, dasjenige, was zu einem gewissen Zwecke dient. Das absolut-Gute hingegen, als Ge-

sind sie seltener, wiewohl nicht ohne Beyspiel, wie die Sittengemälde in der Evelina und andern englischen Romanen zeigen.

Die zweyte Bemerkung ist diese: daß von dem guten Tone und Anstande, bey dessen freyer Ausübung man eigentlich in der ganzen Welt in so fern durchkömmt, daß man gut und gern gelitten wird, folglich Niemanden beleidigt, und keine Gefühle des Häßlichen und Widerlichen erweckt, — daß, sage ich, von diesem guten Tone, die schöne Urbanität noch sehr verschieden sey. Diese Kunst, die zu dem Zweckmäßigen im geselligen Umgange ein erhöhetes Interesse, und die Form hinzufügt, welche schon in der Anschauung gefällt — diese kann nicht so leicht von Personen erlernt und ausgeübt werden, die nicht früh dazu angezogen werden, und sich in der Lage befinden, sie viel und häufig auszuüben. Sie wird immer der Antheil des Hofmanns seyn. Sie findet sich selten in Republiken, und selbst in England hauptsächlich nur unter Gesandten, Hofbedienten und solchen, die sich auf Reisen dazu gebildet haben. Es scheint uns aber, als wenn gewisse Klassen von Menschen, so gar gewisse Charaktere, gar keinen Anspruch darauf machen, sondern es bey dem guten Tone bewenden lassen sollten. Nicht weil wir den Vorzug, ein feiner Weltmann zu seyn, als etwas Unbedeutendes, oder gar Verächtliches ansähen. Denn da wir einmal mit andern Menschen zum geselligen Vergnügen zusammen kommen, so ist es keine gleichgültige Eigenschaft, die Kunst, dieß Vergnü-

gen

derselben vorziehn. Aber das Vergnügen, welches wir an dem gespannten Zustande unsers Wesens empfinden, ist ein eigennütziger auf Begierde berhender Trieb, und folglich nicht ein Affekt des Schönen, sondern des Guten. Dieses nämliche Vergnügen aber, welches an sich keinen Affekt des Schönen giebt, kann das Vergnügen, welches das bloße Anschaun gewährt, begleiten, und durch seine Begleitung erhöhn. Diese Vereinigung schließt also den Affekt des Schönen nicht aus, sondern giebt ihm nur eine besondere Modification. So wie nämlich die Erregung eines Triebes, der sich auf Anschaun beschränkt, meine Kräfte stark zusammen zieht, wird der Affekt feyerlich; wenn dieselbe den sinnlichen Eindrücken und Vorstellungen der Seele nachzieht, wird der Affekt zärtlich; wenn diese Erregung endlich unsre Kräfte in eine hüpfende Lebhaftigkeit setzt, wird der Affekt munter, wacker, aufgeweckt, ergötzend. Die Triebe selbst nehmen den Charakter dieser besondern Schwingungen an. Neigen wir uns mit zusammengezogenen Kräften zu den Gegenständen unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele hin, so nennen wir die besondere Modification, welche unsre Triebe nach Anschaun annehmen, Bewunderung; neigen wir uns zu ihnen hin mit nachdehnenden Kräften, so nennen wir dieß eigentlich Zärtlichkeit; hüpfen ihnen aber unsre Kräfte gleichsam nur gekitzelt nach, so nennen wir dieß Wohlwollen.

(In dieser Stelle, in welcher wir einen bestimmten philosophischen Ausdruck und Klarheit ver-

sind sie seltener, wiewohl nicht ohne Beyspiel, wie die Sittengemälde in der Evelina und andern englischen Romanen zeigen.

Die zweyte Bemerkung ist diese: daß von dem guten Tone und Anstande, bey dessen freyer Ausübung man eigentlich in der ganzen Welt in so ferne durchkömmt, daß man gut und gern gelitten wird, folglich Niemanden beleidigt, und keine Gefühle des Häßlichen und Widerlichen erweckt, — daß, sage ich, von diesem guten Tone, die schöne Urbanität noch sehr verschieden sey. Diese Kunst, die zu dem Zweckmäßigen im geselligen Umgange ein erhöhetes Interesse, und die Form hinzufügt, welche schon in der Anschauung gefällt, — diese kann nicht so leicht von Personen erlernt und ausgeübt werden, die nicht früh dazu angezogen werden, und sich in der Lage befinden, sie viel und häufig auszuüben. Sie wird immer der Antheil des Hofmanns seyn. Sie findet sich selten in Republiken, und selbst in England hauptsächlich nur unter Gesandten, Hofbedienten und solchen, die sich auf Reisen dazu gebildet haben. Es scheint uns aber, als wenn gewisse Klassen von Menschen, so gar gewisse Charaktere, gar keinen Anspruch darauf machen, sondern es bey dem guten Tone bewenden lassen sollten. Nicht weil wir den Vorzug, ein feiner Weltmann zu seyn, als etwas Unbedeutendes, oder gar Verächtliches ansähen. Denn da wir einmal mit andern Menschen zum geselligen Vergnügen zusammen kommen, so ist es keine gleichgültige Eigenschaft, die Kunst, dieß Vergnü-

gen zu erwecken, in einem vollkommneren Grade zu besitzen; sondern weil nicht alle Menschen einerley Vorzügen nachstreben können.

Der abstrakte Gelehrte, der Mann, der sich öffentlichen Geschäften widmet, und die Anmaßung hat, wie ein Stallmeister zu reiten, wie ein Balletttänzer zu tanzen, kömmt uns um nichts lächerlicher vor, als derjenige unter ihnen, der, seiner wahren Bestimmung uneingedenk, es sich zum Hauptzweck macht, durch seine Formen und seine Unterhaltungsgaben die Bewunderung geselliger Zirkel auf sich zu ziehen. Und gerade hierin liegt ein Hauptgrund des Vorwurfs, den man unserer vornehmeren Mittelklasse, unsern Geschäftsmännern, unsern Gelehrten über ihren Pedantismus macht. Sie wollen etwas seyn, was sie ihrer ganzen Lage nach nicht seyn können, und nicht seyn sollen.

Ein Subaltern bey der Regierung, oder bey irgend einem Büreau, glaubt den Staatsmann zu machen, wenn er gewisse Stellungen, Mienen seines am Hofe gebildeten Ministers nachäfft: ein Philosoph, dem einige Große und Damen Beweise der Achtung für seine litterarischen Talente gegeben haben, glaubt von nun an den Hofjunker spielen zu müssen u. s. w. Ein jeder prüfe sich wohl, ob ihn seine Anlagen und seine Verhältnisse zum schönen Gesellschafter auffordern. Ist das nicht der Fall, so begnüge er sich in geselligen Zirkeln wohl gelitten zu seyn, und er wird gewiß nach seiner Art gefallen. Niemand wird ihm

den sinnlichen Eindruck allein, ohne Reflexion gefällt, (dem Angenehmen) so lehrt die Erfahrung, daß unter Menschen desselben Himmelsstrichs, Alters und Standes, durch die Aehnlichkeit ihrer Bildung und Gewohnheit, eine gewisse Uebereinstimmung in der Art zu empfinden herrsche, und darum sagt man wohl von einem, der, was an großen Tafeln für schmackhaft gehalten wird, verschmäht, er wisse nicht, was gut schmecke; aber man ist, im Ganzen genommen, bey dieser Art von Gegenständen am allertolerantesten, und erlaubt, jener Erfahrung ohngeachtet, einem jeden seinen eignen Geschmack; da man im Gegentheil bey dem, was man für schön erkennt, eine Uebereinstimmung nicht sowohl erwartet, als fordert. Denn in der That ist, der Erfahrung nach, die Uebereinstimmung nirgends geringer, als in dem Urtheil über das Schöne, selbst unter Menschen, welche ganz dieselbe Bildung genossen haben. Wie nun dieses mit dem Anspruch des Geschmacksurtheils auf allgemeine Beystimmung bestehen könne, hat Kant auf eine unübertrefliche Weise dargethan. Dieser Anspruch gründet sich nämlich auf das Bewußtseyn der Freyheit des Urtheils, und der Voraussetzung der allgemeinen Fähigkeit, ein uninteressirtes, also freyes, Wohlgefallen empfinden zu können. In dem Urtheil über das Angenehme hingegen fühlen wir uns nicht frey, und fordern daher auch keine Uebereinstimmung, wenn wir sie gleich gar wohl erwarten dürfen.)

Mit der Empfindung des Affekt-erregenden sinnlichen Eindrucks ist die Wahrnehmung verbunden, daß der Affekt unmittelbar, ohne irgend eine dazwischen tretende Vorstellung eines vorhergegangenen Zustandes entstanden sey. Es müssen also gewisse Gegenstände so beschaffen seyn, daß sie unmittelbar durch den sinnlichen Eindruck, den sie auf uns machen, unsre Sinnenorgane angenehm oder unangenehm afficiren, und wenn sich diese Kraft bisweilen nicht äußert, so liegt dieß an einem Mangel der Fähigkeit, den Eindruck zu leiden. Sobald die Erfahrung gemacht ist, daß die Empfindung aus dem unmittelbaren Eindruck entspringt, ohne dazwischen tretende Vorstellung einer Beziehung zwischen dem Gegenstande und einem frühern Zustande, so wird dieser letzte Umstand zur Norm für alle Affekten genommen, die mittelst einer Vorstellung der Seele in uns entstehn, um auf die allgemeine Mitempfindung derselben zu rechnen. Wir nennen daher alle Gegenstände schön an sich, deren Betrachtung uns Vergnügen macht, ohne Bewußtseyn einer solchen Beziehung.

Der Verf. nimmt nun viererley Arten des objektiv-Schönen an, das Angenehme, das Wohlgefällige, das Vortrefliche, und das Interessante. Angenehm ist, seiner Bestimmung nach, alles was uns eine vergnügende, wohlbehagende Bewegung, Empfindung, giebt, ohne daß wir eine Erkenntniß von dem Gegenstande nehmen, der uns bewegt, und ohne daß wir dadurch eine Begierde in uns zum Streben gebracht oder gestillt fühlen.

gung unsrer Willenskraft. Was wir zu Folge dieses Triebes thun, thun wir mit Liebe, und nennen es schön; was wir zu folge eines Zwanges thun, ist nicht schön, aber wohl bisweilen gut. Die unzähligen Zweige jenes Grundtriebs unterscheiden wir im Allgemeinen nach ihrer Wirksamkeit auf den Geist oder auf den Körper. Der letztere fühlt ein schönes Vergnügen nur nach Befriedigung des Bedürfnisses; (wenn er zwischen den Gegenständen des Vergnügens wählen kann); bey den ersten zeigt sich der Trieb nach freyer Thätigkeit in den Erkenntnißkräften der Einbildungskraft, dem Erinnerungsvermögen und den sympathetischen Trieben. Der Gebrauch dieser Kräfte ist gut, wenn sie auf einen Zweck gerichtet sind; er ist schön, wenn sie sich in einer freyen Thätigkeit befinden.

(Der Verf. behauptet hier mit Recht, daß die Beobachtung der Pflicht nicht schön genannt werden könne, weil sie auf einem moralischen Zwang beruht. Wenn er aber hinzusetzt, nur das, was man über das Gebot thue, heiße schön; so ist dieser Ausspruch, vom moralischen Gebote verstanden, schwer zu begreifen, und auch zu Folge der angeführten erläuternden Beyspiele unrichtig. Die dankbare Verehrung der harten Rathschlüsse der Vorsehung ist nicht sowohl schön als erhaben zu nennen; und die Gerechtigkeit mit Hintansetzung seines eignen Vermögens verwalten, ist groß. Wer sich aber in seine Leiden ergiebt, aus Liebe zu Gott; oder sein Vermögen hintansetzt, aus Liebe für seinen Freund, handelt schön. Dieser Unterschied

ist

ist sehr wesentlich, und darf nicht übersehen werden. Eine Handlung heißt dann schön, wenn sie, ohne moralisch zu seyn, mit den Vorschriften der Tugend übereinstimmt. Sie ist aber dann nicht moralisch, wenn sie aus Neigung gethan worden ist. Auf eben diese Weise werden die sympathetischen Triebe schön genannt, wenn sie, ohne sich dem Zwange des moralischen Gesetzes zu unterwerfen, dennoch mit den Vorschriften desselben zusammen stimmen; und ein Charakter heißt schön, in welchem sich diese Triebe auf die besagte Art äussern. Daß wir uns aber in diesen Fällen des Ausdrucks schön bedienen, rührt von der Wahrnehmung der Analogie her, welche sich in der zweckmäßigen Zusammenstimmung jener, den Gesetzen der Sinnlichkeit gehorsamen Triebe, mit einem andern höhern Gesetze, welches hier nicht als gebietend erscheint, gerade so, wie in der zweckmäßigen Harmonie der freyen Thätigkeit der Natur in oder ausser uns, mit den Begriffen des Verstandes findet. So ist auch die Wirkung von der Wahrnehmung jener moralischen Harmonie in Handlungen der Neigung, der Wirkung des Schönen analog. Denn sie bringt Zuneigung und Liebe hervor; da hingegen die Wahrnehmung einer moralischen Handlungsweise Bewunderung und Achtung erweckt. Es können daher in dieser Rücksicht drey Klassen von Handlungen unterschieden werden: schöne Handlungen, welche zu Folge guter Neigungen gethan werden. Sie haben keinen moralischen, aber wohl einen ästhetischen Werth und

ihre

ihre Wirkung ist Liebe. Gute Handlungen; welche des Gebots der Vernunft wegen gethan werden, ohne die Stimme der Neigung zu Rathe zu ziehn; Ihre Wirkung ist Achtung. Große Handlungen; bey denen das Gebot der Vernunft selbst gegen die Stimme der Neigung ausgeübt wird; sie bewirken Bewunderung.)

Die erste Veredlung des Begriffes vom Schönen besteht darinne, daß der Genuß, welchen das Anschaun gewährt, von dem Genusse der andern Sinne unterschieden wird. So wie nun dieser Genuß mit dem Körper weniger gemein hat, so ist er uneigennütziger als jener, welcher aus dem Betasten des Gegenstandes und dem correspondirenden Begriffe eines ergreifenden Besitzes entspringt. Indem man nun einen Unterschied zwischen dem eigennützigen und uneigennützigen Wohlgefallen festsetzt; ertheilt man den Gegenständen des erstern das Prädicat gut; denen des letztern, das Prädicat schön. Alles, was in Rücksicht auf einen Zweck oder in Rücksicht auf einen Vortheil, bestände er auch nur im Zeitvertreibe, als Mittel beydes bequem zu erreichen, Affekte, d. h. lebhafte Sensation des Vergnügens erweckt, ist nicht schön, sondern gut, weil es sich auf eine Begierde gründet. (Dieser Satz, in welchem Sinne er auch verstanden wird, scheint uns unerweislich zu seyn. Dem Zusammenhange nach, scheint er soviel zu bedeuten: ein Unternehmen, welches in einer Absicht, zu einem Zwecke unternommen wird, könne dem, der es unternimmt, nicht schön erscheinen;

un; auch selbst dann nicht, wenn der Zweck das Vergnügen sey. Aber sich vergnügen wollen, heißt nichts anders, als sich in einen Zustand angenehmer Empfindungen setzen, und dieser Zweck ist kein Verstandesbegriff, dergleichen man immer versteht, wenn man behauptet, dasjenige, was einem Zwecke gemäß hervorgebracht werde, sey gut, aber nicht schön. Die Beyspiele, deren sich der Verf. hier bedient, klären seinen Satz nicht auf. Ja im Gegentheil scheinen sie den Sinn desselben dahin zu bestimmen, daß selbst ein Gegenstand nicht schön genannt werden könne, sobald die Betrachtung oder Beschäfftigung mit demselben eine Folge des Bedürfnisses und also ein Zweck sey. Wenn ich, sagt er, zum Zeitvertreib ein Gevatterngeschwätz halte, um mich vor den Qualen der Langenweile zu retten, so ist darum das Geschwätz nichts schönes; oder wenn ich zur Belustigung auf einem Beine hüpfe rc. Dieses ist an sich wahr, nur beweist es den aufgestellten Satz nicht. Denn nichts hindert mich, die drückende Langeweile in der Gesellschaft geistreicher Freunde zu verscheuchen und an ihrem schönen Gespräche Antheil zu nehmen; der Zweck, welcher mich zu ihnen führte, hat auf die Beurtheilung ihres Gesprächs (weder subjective, noch objektive) nicht den mindesten Einfluß. Auf der andern Seite wird ein einfältiges Gewäsche um nichts klüger oder schöner, wenn ich mich aus freyer Wahl, ohne vorher empfundenes Bedürfniß, darauf eingelassen habe. Denn das Gefühl der Lust bey einer Handlung entspringt nicht aus dem Be-

wußtseyn der Freyheit in Unternehmung derselben, sondern aus der Wahrnehmung der freyen Thätigkeit in der Beschäftigung selbst. Eine gelehrte, methodische Untersuchung, wenn sie auch ohne alle Vorempfindung eines Bedürfnisses vorgenommen würde, ist darum doch nicht schön, weil hier alles gewissen Gesetzen unterworfen ist, deren Befolgung oft peinlich, mühsam und mit Anstrengung verbunden ist. Dagegen fühlen wir uns frey in einem Gespräche, welchem die Einbildungskraft seinen Gang bestimmt; und wir nennen ein solches Gespräch schön, wenn das freye Spiel der Einbildungskraft mit den Gesetzen des Verstandes harmonirt. Hier ist also allerdings ein Unterschied in dem Zwecke, aber in einem andern Sinne als der Hr. Verf. nimmt.)

Die Vorstellung des Nutzens einer Sache darf auf das Urtheil über dieselbe keinen Einfluß haben, wenn ich sie als schön beurtheilen soll, obgleich ein geheimer Einfluß jener Vorstellungen nicht immer ausgeschlossen werden kann. Denn an dem Vergnügen des Anschauens nehmen auch oft die übrigen Sinne Theil, ohne daß wir uns dieses Antheils bewußt werden, und ein Wohlgefallen, welches aus dieser Befriedigung des geheimen Triebes der Sinnlichkeit entspringt, begleitet oft das Wohlgefallen an dem Schönen. Derselbe Gegenstand kann zu gleicher Zeit Affekten des Guten und Schönen erregen; oder das Vergnügen, welches aus der Betrachtung desselben entspringt, kann nicht allein

mit

mit Affekten des Anschauens, sondern auch mit Begierden vergesellschaftet seyn.

Aus allen diesem abstrahirt nun der Verf. folgende Definition des subjektiv-Schönen und Guten nach verfeinerten Begriffen. Das Schöne ist die subjektive Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke, und der Vorstellungen unsrer Seele, uns ein Vergnügen zu machen, welches sich nicht auf Vorempfindung eines eigennützigen Verhältnisses meines individuellen Ichs zu dem sinnlichen oder gedachten Gegenstande außer mir gründet: oder was mir ohne hervorstechendes Bewußtseyn einer Begierde und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil für meine individuelle Person Vergnügen machen kann. (Kürzer: Schön heißt der Gegenstand eines uninteressirten Wohlgefallens.) Das Gute ist nach eben diesem geläuterten Begriffe die subjektive Beschaffenheit unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen der Seele, uns ein Vergnügen zu machen, mittelst der Vorempfindung eines eigennützigen Verhältnisses zwischen meinem individuellen Ich und dem sinnlich empfundenen oder gedachten Gegenstande außer mir: oder was mittelst einer hervorstechenden Begierde und Rücksicht auf Besitz und Vortheil für meine individuelle Person Vergnügen macht. (Unter dem Guten begreift folglich der Verf. das Angenehme, oder dasjenige, was durch den gegenwärtigen Eindruck, ohne Begriff, vergnügt; und das relativ-Gute, dasjenige, was zu einem gewissen Zwecke dient. Das absolut-Gute hingegen, als

Gegenstand des Wohlgefallens, scheint er unter dem Schönen begriffen zu haben, indem wir uns bey Betrachtung desselben keines eigennützigen Verhältnisses unsers Individuums zu dem vergnügenden Gegenstande bewußt sind.)

Die Quelle dieses feinern Schönheitsgefühls ist in dem Grundtriebe nach freyer Zuneigung überhaupt zu suchen, die sich nicht auf Vorempfindung eines Mangels oder Bedürfnisses gründet. Sie ist ferner eine einzelne Ausströmung des allgemeinen Grundtriebes nach Geselligkeit, welche selbst nur eine Emanation des noch allgemeinern Triebes nach freyer Zuneigung ist. Wer nur eigennütziger Empfindungen fähig ist, sowohl als der, welcher bey dem Schönen der Natur und Kunst unempfindlich bleibt, heißt ein herzloser Mensch. Liebe aber und Wohlgefallen an der Schönheit der Natur äußert sich auf einerley Weise und durch dieselben Symptome. In beyden Fällen suchen wir uns zu nähern, wir gewöhnen uns an den Gegenstand, und sorgen für die Erhaltung und Dauer desselben.

Die Affekte des Anschauens sind, so wie jeder Affekt, mit einer Spannung unsrer Kräfte verbunden, welche von dreyerley Art seyn kann, zusammenziehend, nachdehnend und hüpfend. Aber diese Spannung ist nicht immer unbedingt mit Vergnügen verbunden. Nur so viel kann als ausgemacht angenommen werden, daß der Trieb nach Spannung tief in uns gegründet ist, und daß wir, der Regel nach, das Bewußtseyn der Thätigkeit unsrer Kräfte, dem Bewußtseyn der Unthätigkeit

der

derselben vorziehn. Aber das Vergnügen, welches wir an dem gespannten Zustande unsers Wesens empfinden, ist ein eigennütziger auf Begierde beruhender Trieb, und folglich nicht ein Affekt des Schönen, sondern des Guten. Dieses nämliche Vergnügen aber, welches an sich keinen Affekt des Schönen giebt, kann das Vergnügen, welches das bloße Anschaun gewährt, begleiten, und durch seine Begleitung erhöhn. Diese Vereinigung schließt also den Affekt des Schönen nicht aus, sondern giebt ihm nur eine besondere Modification. So wie nämlich die Erregung eines Triebes, der sich auf Anschaun beschränkt, meine Kräfte stark zusammen zieht, wird der Affekt feyerlich; wenn dieselbe den sinnlichen Eindrücken und Vorstellungen der Seele nachzieht, wird der Affekt zärtlich; wenn diese Erregung endlich unsre Kräfte in eine hüpfende Lebhaftigkeit setzt, wird der Affekt munter, wacker, aufgeweckt, ergötzend. Die Triebe selbst nehmen den Charakter dieser besondern Schwingungen an. Neigen wir uns mit zusammengezogenen Kräften zu den Gegenständen unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele hin, so nennen wir die besondere Modification, welche unsre Triebe nach Anschaun annehmen, Bewunderung; neigen wir uns zu ihnen hin mit nachdehnenden Kräften, so nennen wir dieß eigentlich Zärtlichkeit; hüpfen ihnen aber unsre Kräfte gleichsam nur gekitzelt nach, so nennen wir dieß Wohlwollen.

(In dieser Stelle, in welcher wir einen bestimmten philosophischen Ausdruck und Klarheit ver-

missen, ist es uns unerwartet, daß das Vergnügen, welches wir an einem gespannten Zustande, folglich an der Erregung einer Thätigkeit nehmen, keinen Affekt des Schönen geben soll, und folglich von dem Schönen, als solchem, behauptet wird, es dürfe unsre Kräfte nicht spannen, d. h. uns kein Bewußtseyn einer erregten Thätigkeit geben. Dieß scheint uns der Sinn des Verf. zu seyn; aber wir müssen gestehn, daß wir nicht sicher sind, ihn gefaßt zu haben.)

Der Verf. betrachtet in dem folgenden Buche das Schöne als eine Eigenschaft oder Kraft der Gegenstände, folglich als etwas objektives, und untersucht hier zuerst die Frage, ob oder in welchem Sinne man ein objektives Schöne annehmen könne. Die Erfahrung verneint die Existenz eines allgemeinen Geschmacks. Die Verschiedenheit in der Reizbarkeit der Organe modificirt die Eindrücke desselben Gegenstandes bey verschiedenen Subjekten, und giebt dem einen das Gefühl des Angenehmen, dem andern des Unangenehmen. Es giebt also genau genommen kein Schönes an sich.

Gleichwohl nehmen wir bey manchen Gegenständen eine solche Uebereinstimmung des Urtheils an, gleichsam als wenn es einen allgemeinen Geschmack oder ein Schönes an sich gäbe, und machen es Andern zum Vorwurf, wenn sie nicht übereinstimmend mit uns urtheilen. Bey andern Gegenständen aber nehmen wir es als ausgemacht an, daß das Wohlgefallen, welches wir an ihnen finden, nur in unserer subjektiven Beschaffenheit gegründet

sey.

sey. Wir sagen daher, ich finde jenes schöner, aber dieß gefällt mir besser. Der Verf. erklärt dieses auf folgende Weise: Wenn wir auch eine unmittelbare von den Körpern ausgehende Kraft, den Affekt des Schönen zu erregen bezweifeln müssen, so nehmen wir dennoch gewisse Verhältnisse zwischen dem Objekt und dem betrachtenden Subjekte so übereinstimmend bey vielen wahr, daß wir darauf so gut als auf eine eigenthümliche Kraft rechnen. Menschen derselben Art haben ohngefähr dieselbe Reizbarkeit der Organe, und vermöge einer selten trügenden Erfahrung werden bey gleichgebildeten Menschen dieselben Gegenstände dieselben sinnlichen Eindrücke hervorbringen. (Hier muß man es in der That bedauern, daß der Verf. auf die neusten Untersuchungen dieser auffallenden Erscheinung in dem Geschmacksurtheile so wenig Rücksicht genommen hat. Denn so wie diese Erklärung verstanden werden kann, wird der Begriff der Schönheit ganz empirisch, indem er auf der Uebereinstimmung des Urtheils mehrerer Menschen derselben Bildung beruht. Wenn wir etwas schön nennen, so geschähe dieß dann nicht wegen der Wahrnehmung eines uninteressirten Wohlgefallens, sondern in der Hoffnung, daß andre mit uns gleichgebildete Menschen dasselbe Urtheil fällen würden, weil unsre Erfahrung uns lehrt, daß eine solche Uebereinstimmung der Empfindung unter gleichgebildeten Menschen obwaltet. Aber selbst die Richtigkeit dieser Erfahrung muß geläugnet werden. So lange zwar nur von dem die Rede ist, was durch

 den

den sinnlichen Eindruck allein, ohne Reflexion gefällt, (dem Angenehmen) so lehrt die Erfahrung, daß unter Menschen desselben Himmelsstrichs, Alters und Standes, durch die Aehnlichkeit ihrer Bildung und Gewohnheit, eine gewisse Uebereinstimmung in der Art zu empfinden herrsche, und darum sagt man wohl von einem, der, was an großen Tafeln für schmackhaft gehalten wird, verschmähet, er wisse nicht, was gut schmecke; aber man ist, im Ganzen genommen, bey dieser Art von Gegenständen am allertolerantesten, und erlaubt, jener Erfahrung ohngeachtet, einem jeden seinen eignen Geschmack; da man im Gegentheil bey dem, was man für schön erkennt, eine Uebereinstimmung nicht sowohl erwartet, als fordert. Denn in der That ist, der Erfahrung nach, die Uebereinstimmung nirgends geringer, als in dem Urtheil über das Schöne, selbst unter Menschen, welche ganz dieselbe Bildung genossen haben. Wie nun dieses mit dem Anspruch des Geschmacksurtheils auf allgemeine Beystimmung bestehen könne, hat Kant auf eine unübertreffliche Weise dargethan. Dieser Anspruch gründet sich nämlich auf das Bewußtseyn der Freyheit des Urtheils, und der Voraussetzung der allgemeinen Fähigkeit, ein uninteressirtes, also freyes, Wohlgefallen empfinden zu können. In dem Urtheil über das Angenehme hingegen fühlen wir uns nicht frey, und fordern daher auch keine Uebereinstimmung, wenn wir sie gleich gar wohl erwarten dürfen.)

In dem folgenden Buche wird von der Schönheit als einem persönlichen Ganzen gehandelt. Das Schöne bezeichnet nur eine Eigenschaft, die vom Körper abgesondert gedacht werden kann; Schönheit schließt die Vorstellung des Körpers mit ein, an welchem die schönen Eigenschaften wahrgenommen werden. Subjektive betrachtet, ist die Schönheit die Beschaffenheit einer Vorstellung, mir das Bewußtseyn meines persönlichen Ganzen durch Affekte des Schönen zu geben, welche dem Gegenstande, der darin (?) liegt, als eine Eigenschaft beygelegt wird. Objektive betrachtet, ist sie der Inbegriff gewisser Merkmale an den Gegenständen unsrer Vorstellungen, aus deren Anerkennung wir schließen zu müssen glauben, daß alle mit uns gleichgebildete Menschen bey der Vorstellung, die sie davon nehmen, das Bewußtseyn ihres persönlichen Ganzen durch Affekte des Schönen, ungestört durch Affekte des Uebeln, erhalten werden. — Unter allen Gegenständen unsrer Erkenntniß ist uns keine so interessant als der Mensch. Ihm macht daher unsre Einbildungskraft nicht nur das Leblose ähnlich, indem sie dem Leblosen menschliche Empfindungen leiht, sondern giebt auch dem Unsinnlichen menschliche Formen. So wenden wir endlich auch die Grundsätze, nach denen uns der Mensch als eine Schönheit erscheint, auf alle übrige Wesen an; und das menschliche Ganze ist daher das auffallendste Beyspiel einer objektiven Schönheit. Das menschliche Ganze wird aber von uns nach gewissen Begriffen von Richtigkeit, Voll-

(Sollten hier nicht unverträgliche Dinge gepaart seyn? und weckt nicht jede wohlbehagende Bewegung die Begierde nach Fortdauer oder Wiederholung dieser Bewegung? Warum soll ferner die aus der Betrachtung eines schönen Gegenstandes fliessende Begierde das vor der Entstehung derselben gefällte Urtheil zu Schanden machen? ist es nicht genug, daß dieses Urtheil sich selbst auf keine Begierde gründet?) Von dem so definirten Angenehmen wird nun erstlich dasjenige Angenehme ausgeschlossen, was blos, zum Zeitvertreib, der Belustigung oder wohl gar der Erregung grob eigennütziger Begierden zuzuschreiben ist. Zweytens, dasjenige Angenehme, was die gröbern Sinne aufreizt oder stillt. (Hier können wir uns durchaus nicht zurechte finden, wenn wir den Verf. nicht eines logischen Irthums beschuldigen wollen. Er definirt das Angenehme im Allgemeinen, und nimmt dann wieder einzelne Arten des Angenehmen von seiner Definition aus. Wenn, wie vorher behauptet wurde, angenehm ist, was keine Begierden erregt, so kann dasjenige, was Begierden, ja sehr eigennützige und grobsinnliche Begierden erregt, alles in der Welt seyn, nur angenehm ist es nicht. Es ist auch in der That ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen demjenigen, was seiner Natur nach Begierden erwecken muß, weil es den Sinnen schmeichelt, und demjenigen, was nur durch seine Form gefällt, und also seiner Natur nach keine Begierden erweckt. Jenes sollte ausschließend mit dem Namen des Angenehmen, dieses

Gesechte davon lief. Ein Weib kann eine große Schönheit und ein moralischer Teufel seyn, ohne daß sich jemand einfallen läßt, ihr das erstere abzustreiten. Dagegen kann nicht geläugnet werden, daß, wenn der Ausdruck einer sittlichen Vollkommenheit in dem Körper sichtbar wird, dieses der Schönheit einen Werth gebe, und sie interessant mache. Es ist dieses aber nur eine zufällige und wünschenswerthe Begleitung, nicht eine nothwendige Erforderniß der Schönheit. Noch weniger kann man von der moralischen Vollkommenheit im Allgemeinen behaupten, daß es nothwendig sey, den Begriff der Schönheit zu begründen.)

Der Begriff der menschlichen Schönheit wird von uns auf sinnliche und unsinnliche Gegenstände angewandt, die, wenn sie für eine Schönheit gelten sollen, eine äußre Hülle und einen innern Gehalt haben, und folglich eben sowohl dem Instinkte als dem Geiste des Beschauers Affekte des Schönen zuführen. Alles, was wir als ein persönliches Ganze betrachten, es mag dieß nun ein Gegenstand unsrer Sinne, oder eine Abstraktion unseres Geistes seyn, kann unter gewisse Begriffe gebracht werden, welche zur Regel der Beurtheilung dienen.

Auf den Unterschied von Schön und Schönheit gründet nun der Verf. einen Unterschied des Geschmacks überhaupt, und des gebildeten Geschmacks. Denn der Geschmack überhaupt ist ihm nichts weiter als die Fähigkeit schöne Eigenschaften zu bemerken; der gebildete Geschmack aber ist die Fähigkeit, Schönheiten auszufinden.

bar auf etwas subjektives. Man sagt, sie schmeicheln den Sinnen. Aber das Schmeicheln gefällt so wie das Kitzeln nur auf eine kurze Zeit.) 2) Die Eindrücke, welche die Gegenstände der gröbern Organe durch das Aug und das Ohr machen, jedoch ohne jene zum Streben zu bringen. Z. B. das Markigte, Saftige, Sanfte an körperlichen Gegenständen. (Auch hier wird jederzeit eine schwächere oder stärkere Begierde oder Sehnsucht entstehn, die Eigenschaft des Gegenstands durch den Sinn zu genießen, für den er gehört. Hier ist also auch nichts objektives.) 3) Was mittelst der Bewegung wohlbehagende Gefühle erweckt. (Die hier angeführten Beyspiele sind zum Theil von reizenden, zum Theil von interessanten Gegenständen hergenommen. Das Gemurmel eines Bachs ist interessant, in so ferne die Phantasie hierdurch in ein freyes Spiel gesetzt wird, den Bach als belebt zu denken, und ihm eine Art von Sprache zu leihn. Das Reden in einer mir unbekannten Sprache wirkt einmal als ein reizender Gegenstand ein subjektives Vergnügen durch die Anmuth der Töne; und wiederum als etwas interessantes, wenn sie ein Ausdruck der Empfindungen ist.) 4) Alle dunkele Rührungen, die uns durch die Beziehung auf sittlich, sympathetische Zustände, Situationen, worinnen wir uns wohl eher befunden haben, und uns zu befinden lieben, wohlbehagend wird. (Da bey der Beurtheilung dieser Art von Gegenständen alles auf das ankömmt, was man in dieselben hineinlegt, und die Association der Ideen in Anschlag

ge-

gebracht wird, so ist auch hier schlechterdings nichts objektives. Eine ganz unbedeutende Gegend kann dunkle Rührungen in mir hervorbringen, nicht um ihrer selbst, sondern um der Zustände willen, in denen ich mich hier ehemals befunden habe; oder aus einer dunkeln Erinnerung einer ähnlichen, mir werthen Gegend. Eben so kann eine in Nebel gehüllte Gegend eine lebhafte Phantasie sehr angenehm beschäftigen, ohne daß man darum dem den Geschmack abstreiten dürfte, den sie nicht so beschäftigt.)

Die zweyte Art des objektiv-Schönen, nach der Eintheilung unsers Verf., ist das Wohlgefällige, worunter er dasjenige versteht, was mittelst einer anschauenden Erkenntniß, aber ohne Bewußtseyn einer Beziehung des angeschauten Gegenstandes auf den frühern Zustand des Anschauenden, und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil Vergnügen macht. Das Vergnügen aber, welches aus der Betrachtung dieser Art des Schönen (dem eigentlichen Schönen) entspringt, sucht er aus einer dankbaren, aber uns unbewußten Rückerinnerung an ehemals genoßene, mit gewissen Merkmalen der wohlgefälligen Gegenstände versehene, angenehme oder wohl nützliche Dinge zu erklären. Das Oval, die Birnenform, die Busenwölbung u. s. w. sind sichtbare Merkmale von Gegenständen, die uns ehemals groben, sinnlichen Genuß gegeben haben; finden wir dieselben an Gegenständen, welche einen groben Genuß nicht verstatten, so wird die dunkle Erinnerung erweckt, und uns durch

die-

dieselbe der Gegenstand angenehm gemacht. Diese Erklärung hebt, unsrer Meynung nach, das Wesen des Schönen auf, und beraubt es seines Anspruchs auf allgemeines Wohlgefallen, indem nun doch alles wieder auf vorher gegangene Zustände und den von ihnen zurück gelassenen Eindruck, also etwas ganz subjektives hinauskömmt, nicht aber auf eine bey allen Menschen vorauszusetzende Fertigkeit des Gemüths, worauf sich allein jener Anspruch des Geschmacksurtheils gründen kann.

Die dritte Art des objektiv Schönen ist das Vortrefliche. Es wird in die Eigenschaften persönlicher Gegenstände, oder individueller Substanzen gesetzt, welche sie in Vergleichung mit andern ihrer Gattung und Art, durch eine mehr als nothdürftige Art ihrer Ausfüllung, ihrer Bestimmung auszeichnet, und uns bey der Anschauung, oder der anschauenden Erkenntniß, Affekte des Schönen giebt. (Das Vortrefliche scheint uns nicht sowohl eine Gattung des Schönen, als vielmehr eine Bedingung derselben in den Werken der Kunst. Denn nur in der Kunst kann es vorhanden seyn, und überall, wo ein Zweck zu erreichen steht. Eine Arbeit ist vortreflich, wenn sie ihren Zweck auf das vollkommenste erreicht; und das Vortrefliche findet daher in den schönen Künsten statt, in so ferne diese nie außer Verbindung mit einer mechanischen Kunst gedacht werden können. Da die Beurtheilung desselben also gänzlich von der Kenntniß des Zwecks, einem Begriffe, abhängt, so ist es etwas ganz objektives, und fehlt ihm also ein wesentliches

rechnen zu können, wenn wir sie etwas näher mit dem Inhalte derselben bekannt machen.

Der erste Brief beschäftigt sich mit der Untersuchung über den Werth der Künste, in Beziehung auf den höchsten Zweck der Menschheit, welchen der Verf. in die Glückseligkeit des Menschen setzt. Der Mensch, sagt er, ist zum frohen Genuß seiner Kräfte, zur Ausbildung seiner Talente und zum Gefühl seiner fortschreitenden Vervollkommnung gemacht. Die Beschäftigung mit den Künsten folgt auf die Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse. Sie beschäftigen die Sinne und den Geist; sie erwecken aus der Unthätigkeit, und halten von gröbern Vergnügungen ab. Diese Wirkungen und noch mehrere äußern sie auf den cultivirten Menschen. Sie vermehren unsere Kenntnisse; sie erweitern das Gebiet unsrer Vergnügungen, sie bereichern uns mit höhern und edlern Freuden. Ja, sie ermuntern und stimmen uns zu guten und rechtschaffenen Handlungen. —

Wir glauben, daß sich die vorgelegte Frage noch mit einer etwas größern Schärfe auflösen lasse. Die meisten Vortheile, welche uns der Verf. von der Beschäftigung mit den Künsten verspricht, sind von der Art, daß sie auch auf andern Wegen und durch andere Mittel erreicht werden können. Ein beträchtlicher Theil der Wissenschaften, und mehrere Klassen der mechanischen Künste, deren Nutzen in Anspruch kommt, werden ohngefähr dieselben Vortheile gewähren, welche hier von den schönen Künsten versprochen wird; und es ist daher um der

Das Objektiv-Schöne wird nun von dem Vf. auf folgende Weise definirt: Es sey derjenige Gegenstand unsrer sinnlichen Eindrücke und der Vorstellungen unsrer Seele, von dem wir ohne Bewußtseyn einer besondern Beziehung, worinne er mit dem frühern Zustande unsrer Individualität steht, ohne Bewußtseyn einer begünstigt strebenden und befriedigenden Begierde, und ohne Rücksicht auf Besitz und Vortheil für unsre individuelle Person, Vergnügen erhalten, mithin voraussetzen, daß er allen mit uns gleich gebildeten Menschen den Affekt des Schönen geben müsse. (Wir würden dieses so ausdrücken: Schön ist dasjenige, was ein freyes und uninteressirtes Wohlgefallen erregt, und wovon wir also berechtigt sind, es als einen Gegenstand allgemeinen Wohlgefallens anzusehn — nicht nur bey gleich gebildeten Menschen, sondern bey allen und jeden Wesen, die auf den Namen von Menschen Anspruch machen. —)

Da nun nach der Theorie des Verf. alles Schöne zuletzt auf der bewußten oder unbewußten Erinnerung angenehmer Empfindungen, folglich auf einer gewissen Gewohnheit und Bildung beruht, so muß er auch annehmen, daß es im Allgemeinen ganz relativ sey, weil nicht alle Menschen gleiche Organen, gleiche Rührungsfähigkeit von der Natur erhalten, noch gleiche frühere Bildung genossen, noch gleiche Begriffe geformt haben. Aber, setzt er hinzu, Menschen desselben Himmelsstrichs, welche von den nämlichen Gegenständen umringt, unter denselben geselligen Einrichtungen erzogen sind,

erhalten beynahe die nämliche Reizbarkeit der Organe, beynahe die nämliche Bildung des Verstandes, des Herzens und der Einbildungskraft. Sie knüpfen beynahe die nämlichen frühern Vorstellungen des Vergangenen an die gegenwärtigen Vorstellungen an. Dazu kömmt, daß sich nach dem Unterschiede der Stände ungefähr eine gleiche Lage für viele Menschen, mithin auch eine gleiche Regel für das, was zum Bedürfniß gehört, annehmen, und folglich ungefähr überschlagen läßt, unter welchen Umständen jemand zum Genuß des Schönen fähig seyn werde. Der Verf. nimmt daher blos auf die wohlerzogenen Europäer Rücksicht, und versteht darunter diejenige Klasse von Menschen, welche in den polizirten Staaten von Europa nicht allein eine sittliche Bildung, sondern auch eine solche erhalten hat, wobey darauf gerechnet ist, daß sie ihre Muße auf eine Art erheitern sollen, die mit ihrer sittlichen Würde im Verhältnisse stände. (Es würde unnütz seyn, uns über diesen Hauptpunkt der Theorie des Schönen hier noch einmal zu erklären, nachdem es schon oben bey einer andern Gelegenheit geschehn ist. Uns scheint durch die Annahme des Verf. die Möglichkeit einer Theorie der schönen Künste, als Philosophie derselben betrachtet, aufgehoben zu seyn, indem sie zu einer Sammlung empirischer Regeln über das, was der oben beschriebenen Klasse von Menschen gefällt, herabsinken müßte. An eine Allgemeinheit würde nun gar nicht mehr zu denken seyn, sondern ein jedes Zeitalter, ein jedes Volk, ja jede Stadt und jeder

Stand

Stand müßte seine eigne Aesthetik haben. So lange nun von einer Theorie des Reizenden und Angenehmen die Rede wäre, so würde jedermann gerne zugestehn, daß sich die Praxis, wie in der Kochkunst und in dem Laden eines Modekrämers, nicht nur von Zeit zu Zeit, sondern von Ort zu Ort ändern müsse, weil hier das meiste auf Bildung, Gewohnheit und Ideenverbindungen hinaus läuft; aber bey dem Schönen wird dieses niemand glauben, wenn er sich auch schon gefallen lassen muß, daß seinen Geschmacksurtheilen von andern widersprochen wird.)

Als eine besondere Modification des Schönen betrachtet der Verf. das Erhabene, welches ihm mit dem Feyerlichen einerley ist, und behauptet, nichts sey erhaben, was nicht zugleich schön sey, ja es sey ein höchst gefährlicher Irthum, das Erhabene von dem Schönen abzusondern. Hier werden vornämlich Burkes und Kants Vorstellungen bestritten, welchen letztern der Hr. v. R. unter dem neuern Aesthetiker zu verstehn scheint, der das Erhabene für das erklärt habe, was dem Interesse der Sinne widersteht. Wenn nun aber weiterhin behauptet wird, ein schrecklicher Anblick sey darum noch nicht erhaben, weil er Schauer errege, und das Vergnügen werde durch denselben vielmehr gehemmt als befördert, so ist dieses so wenig gegen die Meynung des Königsberger Philosophen, daß es dieselbe vielmehr bestätigt, wenn sie richtig verstanden wird. In der weitern Ausführung des Begriffes vom Erhabnen entfernen sich aber K. und

R.

R. gänzlich von einander, indem der letztere annimmt, das mit einem viel umfassenden, großen oder schrecklichen Gegenstande verbundene Wohlgefällige und Angenehme bewirke das Vergnügen, so wir bey dem Anblicke desselben fühlen. So sey der Anblick eines stürmischen Meers, einer Feuersbrunst darum erhaben, weil die Abwechselung der sich thürmenden Wellen, der leckenden Wogen, zu gleicher Zeit dem Auge und der Rührungsfähigkeit unsrer Seele angenehm ist; weil sich wohlgefällige Gestalten, interessante und vortrefliche Eigenschaften des Wesens, dem wir diese Wirkung der Natur zuschreiben u. s. w. mithin Affekte des Schönen und Guten zugleich an unsre Seele drängen. Hier scheint es uns nun nicht wohl denkbar, daß das Angenehme auf die Vorstellung des Erhabnen einfließen solle; da das Angenehme anzieht, das Erhabene hingegen mit Bewunderung und Staunen erfüllt; ferner, daß nicht die Vorstellung einer unermeßlichen Macht, welche die menschlichen Schicksale bestimmt, überhaupt, sondern die Vorstellung der schönen Eigenschaften der Gottheit allein, jenes Gefühl bestimmen soll; da wir doch auch in solchen Begebenheiten, wo das Schicksal grausam und als blindes Verhängniß erscheint (in dem Unglück des Oedipus) das Gefühl des Erhabnen bekommen. Ueberhaupt aber scheint, der Verf. alles dasjenige von der Klasse des Erhabnen auszuschliessen, was nicht die Beystimmung der Vernunft hat, welche doch, unsern Einsichten nach, gar wohl im Widerspruch mit dem Geschmacksurtheil stehn

 kann.

kann. Eine Handlung kann, moralisch betrachtet, abscheulich seyn, und doch das Gefühl des Erhabnen erwecken; sie kann unmoralisch seyn, und doch gefallen.

Eine andre Modifikation des Schönen ist das Zärtlich-Schöne. Subjektive betrachtet, ist dieses derjenige Affekt des Schönen, der uns in Gesellschaft einer nachdehnenden Spannung unserer Kräfte zugeführt wird, und solche Triebe erregt und begünstigt, die wir vorzugsweise Liebe nennen. Das Zärtlich-Schöne, objektive betrachtet, ist derjenige Gegenstand, von dem wir voraussetzen, daß er mit uns allen gleichgebildeten Menschen den Affekt des Schönen unter einer gleichen Modifikation zuführen werde. (Sollte nach dieser Definition das Zärtlich-Schöne von dem Objektiv-Schönen überhaupt, so wie es oben definirt worden, sich unterscheiden?) Die Quelle dieser Art des Schönen wird in der Aufregung gewisser dunkeln Vorstellungen gesucht, welche mit unsern sinnlich und gesellig-eigennützigen Begierden nach näherer Verbindung mit andern Gegenständen, ja wohl gar mit unsern gröbern sinnlichen Begierden des Geschmacks, des Geruchs und des Betastens, in Beziehung stehn.

Noch eine andre Modifikation des Schönen ist das Ergötzend-Schöne, wenn es uns in der Gesellschaft einer hüpfenden Spannung unsrer Kräfte zugeführt wird. Es beruht auf der Beziehung, worinne das Schöne mit unsern Begierden nach einer strebenden Thätigkeit unserer erkennenden und bildenden Kraft überhaupt steht. Dahin gehört das Sonderbare, Wunderbare, Belachenswerthe, u. s. w.

In

In dem folgenden Buche wird von der Schönheit als einem persönlichen Ganzen gehandelt. Das Schöne bezeichnet nur eine Eigenschaft, die vom Körper abgesondert gedacht werden kann; Schönheit schließt die Vorstellung des Körpers mit ein, an welchem die schönen Eigenschaften wahrgenommen werden. Subjektive betrachtet, ist die Schönheit die Beschaffenheit einer Vorstellung, mir das Bewußtseyn meines persönlichen Ganzen durch Affekte des Schönen zu geben, welche dem Gegenstande, der darin (?) liegt, als eine Eigenschaft beygelegt wird. Objektive betrachtet, ist sie der Inbegriff gewisser Merkmale an den Gegenständen unsrer Vorstellungen, aus deren Anerkennung wir schließen zu müssen glauben, daß alle mit uns gleichgebildete Menschen bey der Vorstellung, die sie davon nehmen, das Bewußtseyn ihres persönlichen Ganzen durch Affekte des Schönen, ungestört durch Affekte des Uebeln, erhalten werden. — Unter allen Gegenständen unsrer Erkenntniß ist uns keine so interessant als der Mensch. Ihm macht daher unsre Einbildungskraft nicht nur das Leblose ähnlich, indem sie dem Leblosen menschliche Empfindungen leiht, sondern giebt auch dem Unsinnlichen menschliche Formen. So wenden wir endlich auch die Grundsätze, nach denen uns der Mensch als eine Schönheit erscheint, auf alle übrige Wesen an; und das menschliche Ganze ist daher das auffallendste Beyspiel einer objektiven Schönheit. Das menschliche Ganze wird aber von uns nach gewissen Begriffen von Richtigkeit, Voll-

ständigkeit und Zweckmäßigkeit beurtheilt, die uns die Erfahrung über den größten Theil der Menschen darbietet. Wem zur Ausfüllung der Forderungen, die wir nach diesen Begriffen thun, etwas fehlt, dem kann das Prädikat eines schönen persönlichen Ganzen nicht zugestanden werden. Die erste Bedingung bey der Schönheit eines menschlichen Ganzen ist, daß wir es übereinstimmend mit dem Begriffe von seinem Wesen, und seiner Bestimmung nach Gattung und Art finden; die zweyte, daß diese Schönheit den Affekt des Schönen erwecke. Aber auch da, wo diese beyden Regeln zutreffen, kann doch das menschliche Ganze nicht anders für eine Schönheit gelten, als wenn diese Affekte mit der Erkenntniß seiner wesentlichen Eigenschaften in uns erregt werden. Endlich muß das Ganze des Menschen, um für eine Schönheit zu gelten, durch wesentliche Eigenschaften an Körper und Seele schön seyn, und durch beyde zugleich den Affekt des Schönen erregen. (Der Verf. sagt, weder Sokrates könne um seines schönen Charakters, noch Paris um seines schönen Körpers willen für eine Schönheit gelten. Hier aber wird ihm die Erfahrung der ganzen Welt und der allgemeine Sprachgebrauch geradezu widersprechen. Moralische Unvollkommenheiten stehen der Schönheit nur dann im Wege, wenn sie in der Form ausgedrückt sind; und wenn Paris nicht vielleicht die Zeichen seiner moralischen Schwächlichkeit an sich trug, so kann er immerhin eine männliche Schönheit gewesen seyn, wenn er gleich den Menelaus betrog, und im

Ge-

Gefechte davon lief. Ein Weib kann eine große Schönheit und ein moralischer Teufel seyn, ohne daß sich jemand einfallen läßt, ihr das erstere abzustreiten. Dagegen kann nicht geläugnet werden, daß, wenn der Ausdruck einer sittlichen Vollkommenheit in dem Körper sichtbar wird, dieses der Schönheit einen Werth gebe, und sie interessant mache. Es ist dieses aber nur eine zufällige und wünschenswerthe Begleitung, nicht eine nothwendige Erforderniß der Schönheit. Noch weniger kann man von der moralischen Vollkommenheit im Allgemeinen behaupten, daß es nothwendig sey, den Begriff der Schönheit zu begründen.)

Der Begriff der menschlichen Schönheit wird von uns auf sinnliche und unsinnliche Gegenstände angewandt, die, wenn sie für eine Schönheit gelten sollen, eine äußre Hülle und einen innern Gehalt haben, und folglich eben sowohl dem Instinkte als dem Geiste des Beschauers Affekte des Schönen zuführen. Alles, was wir als ein persönliches Ganze betrachten, es mag dieß nun ein Gegenstand unsrer Sinne, oder eine Abstraktion unseres Geistes seyn, kann unter gewisse Begriffe gebracht werden, welche zur Regel der Beurtheilung dienen.

Auf den Unterschied von Schön und Schönheit gründet nun der Verf. einen Unterschied des Geschmacks überhaupt, und des gebildeten Geschmacks. Denn der Geschmack überhaupt ist ihm nichts weiter als die Fähigkeit schöne Eigenschaften zu bemerken; der gebildete Geschmack aber ist die Fähigkeit, Schönheiten auszufinden.

Jener kann der Antheil vieler wohlerzogener Menschen seyn; dieser ist nur der Antheil einiger wenigen, welche zum Genusse der Schönheit besonders gebildet seyn müssen.

Ueber das einzelne Schöne läßt sich im Grunde gar nicht raisonniren, weil das, was an sich schön ist, in Verbindung mit der Persönlichkeit eines gewissen Gegenstandes sehr häßlich seyn kann. Aber von der Schönheit läßt sich zeigen, daß diejenigen Eigenschaften vorhanden sind, welche der Begriff von dem Wesen und der Bestimmung des Dinges nach Gattung und Art verlangt, und daß sowohl der Instinkt als der Geist des Beschauers durch wesentliche Eigenschaft der Form und des Gehalts den Affekt des Schönen erhalten können. Die wahre Schönheit verliert bey dieser Analyse nichts; und nur diejenigen Gegenstände, welche wegen ihrer einzelnen zufälligen schönen Eigenschaften von dem großen Haufen für Schönheiten gehalten werden, können dieselbe nicht aushalten.

Wenn die Vorstellung des Schönen von aller Begierde frey lassen kann, so ist dieß bey der Vorstellung der Schönheit unmöglich, eben darum, weil ich den Gegenstand derselben dem menschlichen Ganzen assimilire. Hierdurch wird ein ganzes Gewebe eigennütziger und uneigennütziger Triebe aufgeregt; welche sich als Affekte des Anschauens und der Begierde äußern, worunter aber die Affekte des Anschauens allemal die Oberhand behalten müssen.

Kei-

Keine einzige Schönheit besteht aus lauter feyerlich schönen Eigenschaften, noch aus lauter reizenden, noch aus lauter ergötzenden. Aber so wie in einer oder der andern das Feyerliche, das Reizende, das Erhabne prädominirt, so geben wir bald der einen bald der andern den Namen der feyerlichen, erhabnen, edeln, romantischen Schönheit, bald der zärtlichen, lieblichen, einladenden, bald der ergötzenden, lebendigen, muntern. Die Stimmung, welche durch das Gewebe von Trieben, welches die ernste Schönheit in uns aufregt, hervorgebracht wird, nennt man, in einem hohen Grade empfunden, Begeisterung (Enthousiasme) derjenige, welchen die zärtliche Schönheit aufregt, Entzücken (Ravissement), und diejenige, welche die Folge der ergötzenden ist, Hingebung (Abandon.)

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Briefe über die Kunst, an eine Freundinn, von Joseph Friedrich, Freyherrn von Racknitz, Sr. Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen Hausmarschall u. s. w. Dresden gedruckt bey C. C. Meinhold, 1792. I. Abtheil. 56 S. II. Abtheil. 76 S. in 4. nebst XIII. Kupfertafeln.

Der Verf. der vor uns liegenden Schrift ist als einer der eifrigsten Liebhaber und thätigsten Beförderer der Künste rühmlich bekannt. Auch das gegenwärtige Werk ist ein höchst schätzbarer Beweis dieses Eifers. Es ist in der Absicht geschrieben, die Freunde der Kunst zu vermehren, indem es den Umfang ihres Gebietes zeigt, und richtige Begriffe von ihrem Wesen und Zwecken auf eine allgemein faßliche und gefällige Weise vorträgt. Es ist daher zwar zunächst für Dilettanten bestimmt; aber auch der Künstler wird aus demselben manchen glücklichen Wink, manche fruchtbare Lehre mit Nutzen und Dankbarkeit aufnehmen. Da diese Briefe nur wenig in den Buchhandel gekommen sind, so glauben wir auf den Dank unserer Leser rech-

rechnen zu können, wenn wir sie etwas näher mit dem Inhalte derselben bekannt machen.

Der erste Brief beschäftigt sich mit der Untersuchung über den Werth der Künste, in Beziehung auf den höchsten Zweck der Menschheit, welchen der Verf. in die Glückseligkeit des Menschen setzt. Der Mensch, sagt er, ist zum frohen Genuß seiner Kräfte, zur Ausbildung seiner Talente und zum Gefühl seiner fortschreitenden Vervollkommnung gemacht. Die Beschäftigung mit den Künsten folgt auf die Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse. Sie beschäftigen die Sinne und den Geist; sie erwecken aus der Unthätigkeit, und halten von gröbern Vergnügungen ab. Diese Wirkungen und noch mehrere äußern sie auf den cultivirten Menschen. Sie vermehren unsere Kenntnisse; sie erweitern das Gebiet unsrer Vergnügungen, sie bereichern uns mit höhern und edlern Freuden. Ja, sie ermuntern und stimmen uns zu guten und rechtschaffenen Handlungen. —

Wir glauben, daß sich die vorgelegte Frage noch mit einer etwas größern Schärfe auflösen lasse. Die meisten Vortheile, welche uns der Verf. von der Beschäftigung mit den Künsten verspricht, sind von der Art, daß sie auch auf andern Wegen und durch andere Mittel erreicht werden können. Ein beträchtlicher Theil der Wissenschaften, und mehrere Klassen der mechanischen Künste, deren Nutzen in Anspruch kommt, werden ohngefähr dieselben Vortheile gewähren, welche hier von den schönen Künsten versprochen wird; und es ist daher um der

den leztern gebührenden Achtung willen ganz und gar nicht unwichtig, diejenigen Vortheile aufzusuchen, welche den schönen Künsten ausschliessend zustehn, und den Einfluß, welchen sie auf die Veredlung und Vervollkommnung unseres moralischen Theiles äusfern, außer allen Zweifel zu setzen.

Der Mensch hat ein Bedürfniß sich zu vergnügen. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses wird bisweilen zur Pflicht, wenn die Erhaltung unsrer geistigen und körperlichen Kräfte Abwechslung und Zerstreuung verlangt. Unsre Vergnügungen können in drey Klassen getheilt werden. Einige beschäftigen blos unsern Geist; andre blos unsre Sinnlichkeit. Durch eine dritte Klasse derselben wird der Geist durch die Sinnlichkeit in Thätigkeit gesetzt. Die erste Art von Vergnügungen, obgleich die edelste von allen, ist doch nicht für den Gebrauch aller Zeiten und Menschen geschickt, am wenigsten dann, wenn der ermüdete Geist einer Erholung bedarf. Die zweyte Klasse ist in Rücksicht der Mannigfaltigkeit die eingeschränkteste; sie ist mit dem Ueberdrusse gepaart, und hat durchaus nichts Edles an sich. Weit über sie erhaben, obgleich, durch den sie oft begleitenden Sinnenreiz mit ihnen verwandt, sind die Vergnügungen der dritten Klasse, in welcher eine fast gränzenlose Mannigfaltigkeit herrscht, und einen entschiedenen Anspruch auf die Unterhaltung aller und jeder macht.

Ein Vergnügen ist um desto edler, je mehr es die Erreichung des höchsten Zwecks unsers Daseyns befördert. Die blos sinnlichen Vergnügen wirken

hiezu

hiezu entweder gar nicht, oder doch auf eine höchst indirecte Art. Die Künste allein sind eine zweckmäßige Vorbereitung für eine moralische Gemüthsstimmung. Sie sind das einzige Mittel, die Einbildungskraft zu ordnen, und ihre freye Geschäftigkeit mit den Gesetzen des Verstandes in Uebereinstimmung zu bringen; so wie sie dieselbe auf der andern Seite allein vor einem gänzlichen Verlöschen sichern können. Eine wohlgeordnete Einbildungskraft aber ist die erste Bedingung zu einer moralischen Sinnesart.

Das Wohlgefallen an dem Schönen soll ein reines Wohlgefallen seyn, welchem kein Interesse der Sinne beygemischt ist. Je mehr der Geschmack sich ausbildet, desto mehr verschwindet der Einfluß des Sinnenreizes auf das Urtheil desselben; und in dieser Rücksicht ist das Schöne dem moralisch-Guten, der Geschmack dem moralischen Gefühl sehr nahe verwandt. Wer einmal die Gemüthsstimmung angenommen hat, an der Harmonie der freyen Imagination mit den Verstandesgesetzen Vergnügen zu finden, der wird eben dadurch zu dem Wohlgefallen an der Uebereinstimmung der Willensfreyheit mit den Geboten der Vernunft vorbereitet seyn.

Aus diesem Gesichtspunkte erscheinen also die schönen Künste als Gegenstand eines allgemein gültigen Wohlgefallens, und eines Vergnügens, auf welches jedermann und zu aller Zeit Anspruch zu machen berechtigt ist. Dieses Vergnügen ist aber überdieses von einer edeln Art, indem es den Verstand

stand beschäftigt, (ohne ihn zu ermüden), und der Phantasie einen Zügel anlegt, (ohne sie ihrer Freyheit verlustig zu machen.) Es ist endlich auch eine zweckmäßige Vorbereitung für eine moralische Gemüthsstimmung, indem es uns zu einem uninteressirten Wohlgefallen gewöhnt, und uns einer freyen Zuneigung, ohne alle Erwartung irgend eines Gewinns oder Vortheils, fähig macht.

Der zweyte Brief beschäftigt sich mit demselben Gegenstande. Im dritten wird von der Allgemeinheit der Anlagen und Ansprüche auf Geschmack gehandelt. Der Verf. erläutert dieses Factum durch Beyspiele, und sucht die Abweichungen der Aussprüche des Geschmacks, in concreten Fällen, aus dem Mangel an bestimmten Grundsätzen und der Macht der Gewohnheit abzuleiten. Wir fürchten, daß durch diese Auflösung einer bekannten Schwierigkeit die Sache nur weiter hinausgerückt seyn möge, ohne wirklich erklärt zu seyn; und schwerlich dürfte sich eine befriedigende Erklärung des sonderbaren Phänomens, welches in den Ansprüchen des Geschmacksurtheils auf Allgemeingültigkeit, und den häufigen Widersprüchen desselben in concreten Fällen sichtbar wird, auffinden lassen, wenn es die nicht ist, welche Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft davon gegeben hat. Es ist zu beklagen, daß der Verf. auf dieses Werk, welches unter allen Schriften des großen Philosophen vielleicht den wenigsten Widerspruch erfahren dürfte, keine Rücksicht genommen hat. Er würde sonst schwerlich, wie in diesem Briefe geschieht,

be-

behauptet haben, eine zu große Verfeinerung des Geschmacks sey eben so nachtheilig, als eine gänzliche Vernachläßigung desselben; eine Behauptung, welche, wie die erläuternden Beyspiele zeigen, aus der Vermischung der Begriffe vom Angenehmen und Schönen entsprungen ist. Eine zu große Verfeinerung des Geschmacks läßt sich nicht wohl denken; aber wohl eine Verzärtelung des Gefühls, welches immer neue und immer erhöhte Reize begehrt, und folglich der Verfeinerung des Geschmacks, welcher sich gegen die Bestechungen des Reizes zu verwahren bemüht, gerade entgegen steht.

Auch in dem vierten Briefe handelt der Verf. von dem Geschmack, als einem Gefühl des wahren Schönen, (Fähigkeit das Schöne zu beurtheilen,) nach den gewöhnlichen Vorstellungen, in denen der Geschmack von dem Genie; die Fähigkeit über Formen zu urtheilen (Geschmack), von der Empfänglichkeit für das Interesse der Materie (Gefühl) nicht immer genau genug unterschieden wird. Von einem Tonstücke gerührt zu werden, und geschmackvoll über dasselbe zu urtheilen, sind zwey ganz verschiedne Dinge. Rührungen und Gemüthsbewegungen haben mit dem Geschmacke nichts gemein.

Fünfter Brief. Ueber die Schönheit. Nur Wahrheit bringe wirklich angenehme Empfindungen in unsrer Seele hervor, folglich könne auch nur das, was wahr sey, eigentlich schön genannt werden. (Aber doch nicht alles Wahre ist schön. Nicht alles Täuschende ist häßlich.) Schönheit setzt also Wahrheit voraus. Kein falscher Satz, keine

Un=

Unwahrheit kann Wahrheit, und daher auch nicht Schönheit hervorbringen. Alle Wahrheit muß einen Ursprung haben; diese ursprüngliche Wahrheit aber muß alle mögliche Wahrheiten, mithin auch alle mögliche Schönheiten, und als eine Folge davon, alle mögliche Weisheit in sich enthalten. Nun kann aber nur Eine dergleichen ursprüngliche Wahrheit seyn, und dieser Innbegriff aller möglichen Wahrheit, Weisheit und Schönheit, ist nichts anders als das höchste Wesen, das wir als unsern Schöpfer verehren.

Sechster Brief. Ueber den Grund des Vergnügens, das wir in den bildenden Künsten finden, vornämlich in der Malerey. Die Malerey vergnügt durch den Reiz der Farben und die ihnen zum Grunde liegenden Ideen; durch die Kunst der Nachahmung, und die Darstellung von Körpern auf einer Fläche: (Diese beyden Quellen des Vergnügens verschwinden bey der Bildhauerey. An ihre Stelle kann die Darstellung des Beseelten durch einen kalten und todten Stoff gesetzt werden; worinne der Grund liegt, warum sich diese Kunst vornämlich mit der Darstellung des menschlichen Körpers beschäftigt.) Durch die Vervielfältigung der Schönheiten der Natur: (eigentlich noch mehr durch die Erhöhung und Vervollkommnung der Natur, indem sie die Gegenstände derselben zur Hervorbringung gewisser Ideen zweckmäßig' zusammen stellt.) Gelegentlich wird auch von ihren heilsamen Einflüssen auf den Geist gesprochen, welche sie mit den andern Künsten gemein hat. Etwas zu viel möchte ihr

aber

aber wohl der Verf. beylegen, wenn er behauptet, die Malerey könne uns auch zur Erfüllung der Gebote der geoffenbarten Religion auf eine lebhafte Weise ermuntern.

Siebenter Brief. Ueber die verschiedenen Arten der Nachahmung. (Wenn von diesem Begriffe die Nachäffung abgesondert wird, so lassen sich zwey Arten der Nachahmung denken. Die eine besteht in der Darstellung der Schöpfungen der Einbildungskraft; in diesem, uneigentlichen, Sinne ist jeder Künstler Nachahmer. Aber die Nachahmung wird fast immer auf eine Form außer uns bezogen. Der Künstler ist daher Nachahmer der Natur, wenn er ihre Formen nachbildet; er ist Nachahmer in einem niedrigern Sinn, wenn er sich die Formen zu eigen macht, welche eine fremde Einbildungskraft einem gewissen Stoffe gegeben hat.) — Ueber die Wahl der Gegenstände. „Nicht alles in der Natur ist schön, so daß es für den Künstler vortheilhaft wäre, es nachzuahmen. Unangenehme, garstige, ekelhafte Gegenstände sind für den Künstler nicht schicklich." (Nur das Garstige und Ekelhafte kann mit Recht von der Nachahmung ausgeschlossen werden. Nicht nur das Unangenehme, sondern selbst das Häßliche kann ein Gegenstand der Kunst werden; und beydes ist nur in den Künsten ausgeschlossen, welche mehr durch materiellen Reiz, als durch die Schönheit der Formen wirken.) Der Verf. macht hier einige gründliche Bemerkungen über die ängstliche und verständige Nachahmung.

Ach-

Achter Brief. Der Maler muß sich gute Muster nehmen; denn er muß lernen, wie die Natur am besten nachgeahmt werden kann. Das Studium derselben bildet zu gleicher Zeit seinen Geschmack und bereichert seine Phantasie. Klassifikation der Gegenstände der Malerey, nach ihrem Interesse und ihrer Würde.

Neunter und zehnter Brief. Von den Werkzeugen der Malerey und ihren verschiedenen Gattungen. Es wird hier ein kurzer Begriff von der Malerey in Oel, auf Kalk, mit Pastellen, auf Email; von der Mosaikarbeit, der Miniatur- und Glasmalerey, und der verloren gegangenen enkaustischen Malerey gegeben.

Zweyte Abtheilung. In dieser Abtheilung handelt der Verf. von der Ausübung der Kunst, vorzüglich der Malerey, und den Grundsätzen, nach denen ihre Werke zu beurtheilen sind. Er giebt in dem ersten Briefe folgende Hauptpunkte an, auf welche man bey der Beurtheilung eines Gemäldes Rücksicht zu nehmen habe: Richtige Zeichnung. Gute Wahl oder Erfindung des Gegenstandes. Geschickte Anordnung und gutes Colorit oder Kenntniß des Täuschenden. An den Faden dieser Klassifikation ist die Materie der folgenden Briefe angereiht, denen der Verf. einige Sätze der Mathematik vorausschickt, wozu er folgenden Uebergang macht: „Die Kunst gründet sich auf die Nachahmung der Natur. Die Natur ist nach den vollkommensten Regeln der Wahrheit und Weisheit erschaffen; unter allen Kenntnissen des Menschen giebt es nur

eine,

eine, welche aus unumstößlichen Wahrheiten besteht; dieses ist die Mathematik. Da sie also Wissenschaft der Wahrheit, der Schöpfer aber Innbegriff aller Wahrheit ist, so ist auch gewiß die ganze Schöpfung nach den genausten Regeln der Mathematik eingerichtet.

Dritter Brief. So unzählbar die Gestalten in der Natur sind, so bestehn sie dennoch alle aus einfachen Grundzügen, welche nur auf eine unendlich mannigfaltige Weise mit einander vereinigt sind. Hieraus erhellt, daß Einfachheit, mit Mannigfaltigkeit verbunden, der in der Schöpfung beobachtete Grundsatz ist; und hieraus folgt für den Künstler die Regel, daß er sich bemühen muß, in seinen Werken einfach und dennoch mannigfaltig zu seyn. (Der Sinn jenes ästhetischen Grundsatzes kann auf folgende Weise erläutert werden. Die Produkte der Natur sind von einer unbegränzten Mannigfaltigkeit. Aber bisweilen, und überall da, wo wir der Natur das Prädicat der Schönheit geben, finden wir dieselben auf eine Weise angeordnet, die auf einen gewissen Zweck schließen läßt, ohnerachtet dieser Zweck auf keine Weise angegeben werden kann. Dieses ist die Einheit, welche wir in der Mannigfaltigkeit der Natur finden, und welche uns überall, wo wir sie entdecken, wohl gefällt. Der Künstler ahmt dieses Verfahren der Natur nach, wenn sein Genie (die Natur in ihm) die Mannigfaltigkeit der Gedanken und Bilder auf eine zweckmäßige Weise ordnet, und sie zur Darstellung einer Idee verknüpft.)

knüpft.) Um zu wissen, was wirklich schön oder häßlich ist, muß der Künstler auf die Ursachen zurück gehn, warum diese oder jene Form schöner als die andre genannt wird, oder einen angenehmern Eindruck macht. Wenn nun alle Figuren aus einfachen Grundzügen bestehn, die nur auf eine unendlich verschiedne Art mit einander verbunden sind, so wird es bey der Erforschung jener Ursachen nöthig seyn zu untersuchen: 1) Welches die ersten Grundzüge sind, aus denen alle Umrisse der Körper bestehn? 2) Warum dieser oder jener Grundzug einen angenehmen oder widrigen Eindruck auf uns macht? oder mit andern Worten, warum er uns schön oder häßlich scheint?

Vierter Brief. Fünfter Brief. Ueber den mathematischen Punkt und die verschiedenen Arten von Linien.

Sechster Brief. Von der geraden Linie. Sie scheint in allem, was den Charakter einer genauen Regelmäßigkeit mit sich führen soll, den Vorzug zu behaupten und den Grund dieser Regelmäßigkeit in sich zu enthalten. Ein in schiefen Winkeln gebautes Haus misfällt; und der Grund des Vorzugs, welchen wir in diesem Falle der geraden Linie geben, liegt vermuthlich in den Ideen der Regelmäßigkeit, der Dauer, und der leichtern zweckmäßigen Eintheilung. (Hier entspringt aber das Wohlgefallen nicht aus der Wahrnehmung der Schönheit, sondern aus der Beziehung der Form auf einen gewissen Begriff von dem Gebrauch einer Sache. Ueberhaupt aber scheint es vergeblich

zu seyn, den Grund des Wohlgefallens an einfachen Linien aufzusuchen, da bey ihnen gar kein Geschmacksurtheil statt findet. Der zweckmäßigen Verbindung mannigfaltiger Linien zu einer Form kann Schönheit beygelegt werden, aber nicht den einzelnen Elementen dieser Form.) Der geraden Linie fehlt es bey allen ihren Vorzügen an der Mannigfaltigkeit, und sie ermüdet daher, wenn wir sie allzu oft wahrnehmen. Bey solchen Gegenständen also, wo es nicht darauf ankömmt, festgesetzte Verhältnisse, Festigkeit und Dauer, ohne große Anstrengung zu übersehn, muß, nach dem Beyspiele der Natur, mit der Regelmäßigkeit zugleich Mannigfaltigkeit verbunden werden. Stellungen und Formen also, die sich der geraden Linie nähern, oder selbst in die gerade Linie hineinfallen, erregen wegen des Mangels der Mannigfaltigkeit keine angenehme Empfindungen, in so ferne der Gegenstand nicht eine genaue Regelmäßigkeit erfordert.

Siebenter Brief. Noch viel mehr wird dieses der Fall bey Parallel-Linien seyn. Der häufige Gebrauch derselben beleidigt also den Geschmack, obschon die Natur sie nicht immer vermieden hat. Man trift in einem Walde zuweilen einige, die in paralleler Richtung neben einander stehn; (und wir setzen hinzu, daß uns diese Regelmäßigkeit in der Natur jederzeit gefällt, so lange wir nur nicht vermuthen dürfen, daß die Kunst ihre Hand im Spiel gehabt habe): aber dieß geschieht bey der großen Menge der Bäume in der Natur verhältnißmäßsig

sig gegen die wenigen, die in den Werken der Kunst vorgestellt werden, so selten, daß es dort nicht auffällt, da es hier hingegen dem Auge lästig werden würde. Man kann dieses unter die Abweichungen der Natur rechnen, die der Künstler nicht nachzuahmen hat. (Diese Regel scheint doch so, wie sie hier aufgestellt wird, etwas willkührlich zu seyn, zumal nach dem, was oben von der Nachahmung der Natur gesagt worden ist. Es bleibt immer eine sehr auffallende Erscheinung, daß uns derselbe Gegenstand in der Natur vergnügen, und in der Kunst, ihrer Nachahmerinn, mißfallen soll. Die Auflösung derselben ist in der Bemerkung enthalten: daß die Natur dann schön ist, wenn sie als Kunst erscheint; die Kunst aber dann, wenn wir uns bewußt sind, sie sey Kunst, und doch als Natur erscheint.)

Diesem Briefe sind einige Gedanken über die ehemals gewöhnlichen regelmäßigen französischen, und die jetzigen sogenannten englischen Gärten beygefügt. Um die Begriffe nicht zu verwirren, sollte man immer mit den Wörtern Garten und Gartenkunst, den Begriff der Regelmäßigkeit verknüpfen; und einen Ort, wo diese verbannt ist, sollte man lieber eine verschönerte Landschaft nennen. So wie also die Anlegung der französischen Gärten eine Beschäftigung des Baukünstlers ist, so muß man dagegen bey Anlegung eines englischen Gartens den Landschaftsmaler vorzüglich zu Rathe ziehn. Soll aber ein englischer Garten nichts anders als eine verschönerte Landschaft

schaft seyn, so ist es lächerlich zu glauben, daß ein kleiner Raum durch Anlegung einiger krummen Gänge, in denen etwa ein Paar Monumente und ein Tempel stehn, in einen englischen Garten umgeschaffen wird; denn eine verschönerte Landschaft läßt sich in einem kleinen Raum weder denken noch einschließen.

Eben so, wie unser Verf., beurtheilt Kant die Lustgärtnerey als eine Gattung der Malerey. Diese, sagt er, giebt nur den Schein der körperlichen Ausdehnung: jene giebt zwar diese Ausdehnung selbst, aber nur den Schein einer Benutzung und Gebrauchs zu andern Zwecken, als blos für das Spiel der Einbildungskraft in Beschauung ihrer Formen. Sie ist nichts anders, als die Schmückung des Bodens mit derselben Mannigfaltigkeit, womit ihn die Natur dem Anschauen darstellt, nur anders und angemessen gewissen Ideen zusammen gestellt. Die schöne Zusammenstellung körperlicher Dinge aber ist auch nur für das Auge gegeben, wie die Malerey, und der Sinn des Gefühls kann keine anschauliche Vorstellung von einer solchen Form verschaffen.

Wenn die Frage von dem Vorzuge der einen oder der andern Gattung ist, fährt Hr. v. R. fort, so muß man erwägen, daß hier keine allgemein befriedigende Antwort gegeben werden kann. Vieles kömmt auf die individuelle Beschaffenheit des Ortes an, wo der Garten angelegt werden soll; und es ist Thorheit, an einen englischen Garten zu denken, wo die Natur ihre Beystimmung versagt.

Die französischen Gärten haben den wichtigen Vortheil, daß sie auch an solchen Orten, wo die Natur mit ihren Reizen nicht sehr freygebig gewesen ist, angelegt werden können. Wenn ferner die eine Gattung uns mehr den Genuß der schönen Natur gewährt, so scheint die andre für den Genuß gesellschaftlicher Vergnügungen geschickter zu seyn. Wo ein Pallast oder ein schönes Landhaus unmittelbar mit einem Garten verbunden werden soll, ist es rathsam, dem französischen Geschmack zu folgen, wenn es auch nur um der Harmonie willen wäre, welche aus der Verbindung eines regelmässigen Gartens mit der Architektur des Gebäudes entspringt. *) Aber man verbanne aus solchen Gärten alle geschmacklose Spielereyen, und allen unnützen Zwang, und sie werden immer Vergnügen, obgleich von einer andern Art gewähren, als diejenigen, welche die Natur in ihren freyen Schöpfungen nachahmen.

Achter Brief. Noch etwas über die geraden Linien in der Natur und von den Winkeln.

Neunter Brief. Bey der Darstellung des menschlichen Körpers müssen alle geometrische Figuren, unter denen die eckigten und Winkelsformen die zahlreichsten sind, so viel es ohne Verletzung der Wahrheit geschehn kann, vermieden werden. Die-

*) Beynahe aus denselben Gesichtspunkten ist die hier aufgeworfene Frage untersucht und beantwortet in dieser Bibliothek B. 48. 2. St. 261 S.

Dieses findet aber hauptsächlich dann statt, wenn die Natur in Ruhe ist. Bey heftigen Leidenschaften, in denen schnelle Uebergänge aus einer Empfindung in die andre erfolgen, vermeidet sie die Winkel nicht.

Zehnter Brief. Ueber die prismatischen Farben.

Eilfter Brief. Einige Vorkenntnisse der Perspektive.

Zwölfter Brief. Vom Licht und Schatten. Die Behandlung der Schatten ist vielleicht der schwerste Theil der ganzen Farbengebung. Von ihr hängen nicht nur Schönheit, Lieblichkeit und Harmonie der Farben, sondern zum Theil auch Schönheit und Feinheit der Gestalten ab.

Dreyzehnter Brief. Von der Wellen-Linie. Sie verbindet die größte Einfachheit mit der meisten Mannigfaltigkeit. Die Circul-Linie hat zwar die letzte Eigenschaft, aber nicht die erstere. (Dieses dürfte doch nur eine blos willkührliche Annahme seyn. Wie könnte es einer Linie an Einheit fehlen, in welcher sich alle Punkte auf Einen unveränderlichen Punkt beziehn? Wenn nun aber doch die Circul-Linie in der Kunst selten brauchbar ist, so giebt es hiervon keinen andern Grund, als weil diese Form nur nach einer festen und unveränderlichen Regel möglich ist, und daher bey ihrem Anblick die Vorstellung einer freyen Operation gänzlich verschwindet.) Man sieht aus der Erfahrung, daß alle Formen, die zu sehr circulförmig sind, nichts edles haben, und keine angenehme Empfin-

dung verursachen. Die wellenförmige Schlangenlinie hält das Mittel zwischen der geraden und der Circul-Linie; aber sie muß weder zu sehr noch zu wenig gebogen seyn. Die Grundlinie der reizendsten Statuen des Alterthums ist diese Wellenlinie. Sie herrscht ausschließend bey dem schönsten Tanze, der Menuet.

Mit dieser Untersuchung schließt die zweyte Abtheilung, aber wie es scheint, noch nicht das ganze Werk. In demjenigen, was sich nach der Anlage desselben noch erwarten läßt, wird es zu vielen, Künstlern und Liebhabern interessanten, Bemerkungen Gelegenheit geben, und es ist nicht zu zweifeln, daß der Verf., bey seiner bekannten Kenntniß der Kunst, diese Gelegenheit auf das zweckmäßigste benutzen werde.

VII.

Charakter der Rohdischen Kupferstiche.

Die Nadel des Herrn Bernhard Rohde in Berlin gehört unter die geistreichsten, die wir haben, und die Blätter dieses Meisters zeichnen sich durch eine solche Originalität aus, daß sie auf beständig einen Platz in den Sammlungen der Liebhaber verdienen werden. Es scheint daher wohl der Mühe werth zu seyn, ihren Charakter

näher

näher auseinander zu setzen, und ihren Werth genauer zu bestimmen.

Man kann im Allgemeinen sagen, daß der Styl des Hrn. Rohde in seinen geätzten Blättern eine Vermischung des Französischen aus Bouchers Schule und des Niederländischen aus der Rembrandtischen sey. Gemeiniglich hat er Süjets aus der profanen und heiligen Geschichte zu seinen Darstellungen gewählt. In allen diesen Stücken zeigt sich diejenige Leichtigkeit des Ausdrucks, welche wir mit der Gabe sich in der Unterredung leicht verständlich zu machen vergleichen mögten. Man erräth so gleich, was die Figuren bedeuten sollen. Aber man erräth es auch nur; überzeugen kann man sich nie, daß die dargestellten Personen in der angedeuteten Lage sich so haben gebährden können, wie das Blatt sie zeigt. Die Mienen des Gesichts sind entweder unbedeutend, oder verfehlt, und fallen ins Pöbelhafte und Gemeine. Die Stellungen sind kalt oder übertrieben. Kurz! die poetische Erfindung ist in Herrn Rohdens Werken von gar keinem Werthe.

Desto größer ist das Verdienst unsers Künstlers in Rücksicht auf die malerische Erfindung, und hier zeigt er sein bildendes Künstlergenie. Er gruppirt seine Figuren sehr gut, sowohl in Rücksicht auf das Wohlgefällige der Maßenumrisse, als auf die pikante Würkung des Helldunkeln. Dagegen ist er wieder in der Wahl seiner Formen einzelner Menschen einförmig und gemein. Man hat von ihm eine Vorstellung des Antonius und der

Cleopatra, worauf die letzte als eine feile Dirne von der niedrigsten Art erscheint. Was diesen Fehler noch erhöht, ist, daß sie nicht einmal wahr und richtig gezeichnet sind. Herr Rohde ist manierirt, er giebt seinen schwerfälligen Figuren die Völligkeit des Fleisches und das Kleinliche der Extremitäten, welches die Zeichnungen von Boucher und andern Franzosen so sehr charakterisirt.

Die weiblichen Gesichter sind besonders häßlich, und zeichnen sich zu gleicher Zeit durch Grämeley und geziertes Wesen aus. Sie sehen sich alle unter einander ähnlich. Die Muskeln sind durchaus unrichtig in Form und Lage. Die Gewänder sind blos nach den Forderungen des malerischen Effekts geworfen: sie verstecken das Nackende, und die Natur ist dabey nicht zu Rathe gezogen.

Das Helldunkle ist zuweilen unvergleichlich in seinen Stücken, und hierin sind sie den Diederichschen völlig an die Seite zu setzen.

Der Plan ist vortreflich ausgehöhlt. Die vordersten Figuren treten sehr hervor, und die hintersten weichen ungemein zurück. In einigen Stücken dürfte inzwischen dieser Abstand zu stark seyn, und der Mittelgrund zu sehr verschwinden.

Das Hauptverdienst unsers Meisters dürfte aber in der äußerst geistreichen Behandlung der Nadel zu suchen seyn. Er schreibt damit, als mit der Feder, und weiß die geringsten Zufälle zu seinem Vortheile zu nutzen. Hin und wieder hat er sich in den Schatten der getuschten Manier bedient,

dient, welches einen sehr sanften Ton hervor bringt. Im Ganzen kann man sagen, daß die Hauptvorzüge unsers Meisters als Kupferstecher in der äussersten Leichtigkeit bestehen, die Figurensprache zu sprechen, malerisch zu gruppiren, malerisch zu beleuchten, und die Nadel mit Geist zu führen. Daß hingegen seine Hauptfehler in dem Mangel an wahren Ausdruck, in einer unkorrekten Zeichnung, in der Wahl gemeiner Figuren, und in der Einförmigkeit der Gesichtsbildungen zu setzen sind.

VIII.

Beschreibung der Gemäldesammlung des Königs von Schweden, in der großen Gallerie des Stockholmer Schloßes.

(Fortsetzung.)

Der wahre Kenner affektirt keinen ausschließenden Geschmack. Alles, was den Stempel des Talents trägt, hat einen Werth in seinen Augen. Die einfachen und rohen Gegenstände, von einem Snyders behandelt, ziehen seine Aufmerksamkeit eben so wohl auf sich, als die herrlichen Compositionen eines Titian oder Rubens.

In der Gallerie des Stockholmer Schloßes sieht man folgende Gemälde von Snyders.

1) Ei-

1) Eine Tafel, auf der verschiedner Vorrath für die Küche ausgebreitet ist, z. B. ein getödtetes und ausgenommenes Reh, ein Reiger, ein wilder Schweinskopf, ein Seekrebs, verschiedene Küchenkräuter, Früchte, und ein Körbchen mit Trauben. Ein Hund schnüffelt nach dem Wildpret, und ein Affe schielt lüstern nach den Früchten. Ein Papagey beobachtet sie mit einer mit Furcht vermischten Aufmerksamkeit. Dieß mit einem kräftigen Pinsel entworfene Gemälde machte sonst eine Zierde der Sammlung des Grafen Tessin aus.

2) Eine Nische, besetzt mit einer goldnen Vase voll Weintrauben, deren Blätter nachläßig auf den erhöhten Fuß der Vase herabfallen. Unten sieht man frische Feigen, offne Granatäpfel, eine Schüssel von japanischem Porzellan, ein Weinglas und Weintrauben von verschiedenen Farben. Dieses kleine Gemälde macht sehr starken Effekt, so fein und mühsam die Arbeit auch ist. Das Basrelief der Vase täuscht das Auge, und wenn man die Trauben ansieht, so bekömmt man den Mund voll Wasser.

3) Ein großes Gemälde, das Adler vorstellt, die auf Reiger Jagd machen. Einige haben schon ihre Beute erreicht; andere drohen, Theil an ihr nehmen zu wollen. Eine von dem Kampfgeräusch aufgeschreckte Schlange steckt den Kopf aus den Schmarozerpflanzen, die den Fuß eines alten Baums bedecken, und ihre Stellung drückt das Zischen so natürlich aus, daß man es fast zu hören glaubt.

4) Ein

4) Ein anderes großes Gemälde stellt einen Hund vor, der einen Topf umzuwerfen sucht, um mit grösserer Gemächlichkeit eine Kalbsleber verzehren zu können.

5) Zwey Hunde um einen zerlegten Ochsenkopf. Dieses Gemälde dient dem vorigen zum Pendant.

Außer diesen Gemälden von Snyders in der Sammlung des Königs, findet man noch in Schweden mehrere Arbeiten dieses Meisters, von denen die vornehmsten sind: eine wilde Schweinsjagd, die Sr. Exc. dem Grafen von Gyllenstierna gehört; ein Gefecht zwischen zwey Hähnen, im Beyseyn einer großen Anzahl Vögel von verschiedenen Gattungen, die alle mit dem Auftritte beschäftigt zu seyn scheinen; doch glaubt man zu bemerken, als nähmen die Hühner vorzügliches Interesse an dem Kampfe. Das Gemälde gehört dem Herrn Grafen von Sparre in Gothenburg. Drey große Gemälde, verschiedene Jagden vorstellend, zwey andere, zu denen die Süjets aus dem Aesop entlehnt sind, und ein etwas kleineres, auf dem man einen Hund auf der Wache bey einem Haufen rohen Fleisches erblickt. Diese gehören sämmtlich dem Hrn. Kammerherrn Degeer von Finspong. Eine Fuchsjagd in der Sammlung des Hrn. Grill, Director der indischen Compagnie und Ritter des Wasaordens. Eine Bärenjagd in der Sammlung des Hrn. Peil, Ritter desselben Ordens. Ein getödtetes und an den Hinterfüssen aufgehängtes wildes Schwein in der nämlichen

Samm-

Sammlung. Eine Löwenjagd in der Sammlung des verstorbenen Staatssecretär Benzelstierna. Ein kleines artiges Gemälde, eine Katze und Vögel vorstellend, in Hrn. Suthers Gallerie. Ein sehr großes Gemälde mit einem alten Mann (wahrscheinlich Adam van Oorts, Snyders Schwiegervater) Geflügel auf einem Tisch ausgebreitet und eine Katze unter dem Tisch, im Besitz von Hrn. Bolander, Hofmaler. Ein kleines Gemälde, ein Eichhorn neben einem Körbchen voller Weintrauben und einer Schüssel voll Erdbeeren, dem Kaufmann, Hrn. Groen gehörig. Dieses letztere Stück, das ursprünglich auf Holz gemalt war, ist von Hrn. Hallblad, von dem wir schon mehr als Einmal zu sprechen Gelegenheit gehabt haben, auf Leinwand übergetragen worden.

Franz Snyders, geboren zu Antwerpen 1579. legte sich in seiner ersten Jugend nur auf Fruchtmalerey; bald aber entwickelte sich sein ungestümmes Genie. Niemand hat besser als er lebendige und wilde Jagdscenen geschildert. Die kriegerische Hitze der Hunde, der wilde Muth der Raubthiere beleben die unbebauten düstern Landschaften, die sich in der Tiefe von Waldungen aufschließen, und setzen unsre Sinne in Schrecken, indeß die Gefahr des furchtsamen Rehs oder die Thränen, die aus seinen Augen fließen, eine sanfte Theilnahme einflössen, und machen, daß wir im Geist zu seiner Rettung eilen. Benedetto Castiglione hatte sich schon in dieser Gattung hervor gethan; Snyders ging nach Italien, seine Arbeiten

ten zu sehen, und lernte selbst viel von ihm; endlich aber übertraf er seinen Lehrer eben so, als er zuvor seine Landsleute übertroffen hatte. Unter diesen erkannte Rubens Snyders Ueberlegenheit in diesem Theile der Kunst ohne alles Bedenken an, daß er oft auf einer und derselben Leinwand mit ihm arbeitete. In dem erzbischöflichen Pallast von Brügge sieht man vier große Gemälde, die Elemente vorstellend, auf welchen die Figuren von Rubens, die Thiere und Früchte aber von Snyders sind.

Dieser Maler starb 1657. und ließ verschiedene gute Schüler zurück, von denen aber keiner den Ruhm seines Meisters verdunkelt hat.

Eine Landschaft von Jacob von Heusch, 16 Zoll hoch und achtzehn breit. Hier wird das Auge durch die glückliche Verbindung einer Menge verschiedener Gegenstände geschmeichelt. Eine Ebene von Bergen und Waldung eingefaßt, der helle Spiegel eines ruhigen Sees, der mit dem wilden Anblick und der stürmischen Bewegung eines herabstürzenden Bergstrohms kontrastirt, Figuren von einer eben so richtigen als kühnen Zeichnung, alles das, von einem heitern Himmel und der Frische des Frühlings beseelt, erregt die angenehmsten Gefühle.

Der Kenner bedauert, daß man hier nur dieß Eine Gemälde von diesem Künstler findet. In ganz Schweden kennt man überhaupt nur noch zwey Stücke von ihm, einen Seehafen und eine arkadische Gegend, beyde von gleicher Größe, 27 Zoll

Zoll hoch, und 20 breit, und mit gleichem Zauber der Kunst gearbeitet. Sie gehören Hrn. Deron, einem Kaufmann und Schwager des Hrn. Breda, dessen Sammlung allen Liebhabern, die im Lande gewesen, bekannt ist.

Jakob von Heusch war 1657 zu Utrecht geboren. Sein Oheim, Wilhelm von Heusch, gab ihm den ersten Unterricht, und der Neffe ahmte anfangs die Manier desselben so täuschend nach, daß es Mühe kostete, ihre Arbeiten zu unterscheiden. Allein bald überzeugte sich der Zögling von dem Hauptfehler der flämischen Schule, der unrichtigen Zeichnung der Figuren. Er ging nach Italien, legte sich mit großem Eifer auf das Zeichnen, und gewann in der Malerey der Manier des Salvator Rosa den meisten Geschmack ab, so daß er von der flämischen Schule nichts als das Colorit beybehielt.

Seine meisten Landschaften bestehen aus italienischen Gegenden, die er nach der Natur skizzirt hatte. Er hatte sich in diesem den Künsten günstigen Lande viele Freunde erworben, und würde wahrscheinlich hier seine Laufbahn vollendet haben, wenn er nicht durch den berühmten Grafen von Dankelmann an den königlich Preußischen Hof gerufen worden wäre. Der unvermuthete Sturz dieses Ministers war Schuld, daß er nicht wirklich angestellt ward. Er ging in sein Vaterland zurück, und die zahlreichen Aufträge, die er von Italien aus erhielt, verhinderten ihn viel für seine Landsleute zu arbeiten. Er starb plötzlich zu Amsterdam 1701.

Wir

Wir kehren zur Beschreibung der königlichen Gallerie zurück. Man findet hier zwey Gemälde von Jakob Ruisdael. Das eine stellt eine Hütte, einen Mann, der mit Schnepfen zu Markte geht, und eine Frau vor, die ein Kind auf dem Rücken trägt. Das andere besteht aus einer Landschaft mit Bergen, die mit Bäumen und Buschwerk bedeckt sind. Die Figuren sind von Lingelbachs Hand.

Da das große Talent Jakob Ruisdaels in Landschaften, Ströhmen, Bäumen und Laubwerk bestand, so trug er häufig die Ausführung der Figuren andern Malern auf. Noch ein Beyspiel davon sieht man in der Sammlung des Herzogs von Ostgothland. Dieß ist eine reizende Landschaft, die linker Hand eine sanfte beschattete Anhöhe, und rechts eine Ebene voll Rinderheerden hat. Einzelne zerstreute Wölkchen sind mit einem zarten und durchsichtigen Roth gemischt. Auf diesen luftigen Grund sind die Figuren gemalt, die die Anhöhe besetzen. Sie rühren von Adrian van de Velde her, und sind dieser schönen Composition würdig.

Gemälde von Jakob Ruysdael sind in Schweden nicht selten. Der Baron v. Langerbielke besitzt eines derselben, mit einem Strohm und einer Mühle; Herr Peil, eine große Landschaft, reich an Holz und mit Figuren, vier Zoll hoch; Herr Knigge eine andere große Landschaft mit einem dichten Wald, dessen Schatten auf eine auffallende Weise mit der Glut, die die Ebene drückt, und

mit dem von Dünsten bedeckten Horizont kontrastirt.

Jakob Ruysdael ward 1640 geboren. Sein Vater bestimmte ihn für die Arzneygelahrheit, und er studierte dem Willen desselben gemäß. Sein Geschmack für die Malerey muß sich gleichwohl schon früh entwickelt haben, weil man Gemälde von ihm besitzt, die er in seinem zwölften Jahre verfertigt hat. Im reiferm Alter ergab er sich ganz der Kunst. Man schätzte ihn gleich s hr wegen seiner Talente und seiner Tugenden. Sein alter und schwächlicher Vater war der Gegenstand seiner ganzen Zärtlichkeit und aller seiner Sorgen. Er lebte nur zu kurze Zeit, und starb, von jedermann bedauert, zu Haarlem 1681.

Sein älterer Bruder, Salomo Ruysdael, war gleichfalls ein Maler, aber weniger bekannt. Doch finden sich in der Sammlung des Königs zwey Gemälde von ihm. Das eine stellt eine Landschaft mit Hirten und Kühen, das andre den Eingang eines Seehafens mit Schiffen vor.

Gerard van Heep ist ein anderer wenig bekannter flämischer Maler. Seine Arbeiten besitzen gleichwohl große Verdienste. Die Gallerie des Königs von Schweden hat von ihm ein Gemälde, das den Einzug Christi in Jerusalem vorstellt, mit einer großen Anzahl Figuren, beschäftigt, Zweige von den Bäumen zu hauen und den Weg damit zu bestreuen. Sie sind zwölf Zoll hoch. Seine Manier gleicht der von Rubens sehr, und noch mehr sein Colorit. In dem Kabinet des Herzogs von

Ost-

Ostgothland sieht man noch ein Gemälde von derselben Hand: eine Bauernfamilie, die vor dem Tisch betet. Die Figuren haben eine Größe von acht Zoll. Zeichnung und Colorit sind von gleichem Werth mit jenem. Es fällt sehr schwer, seine Gemälde von denen von Rubens zu unterscheiden. Noch ein drittes von ihm in Schweden besitzt ein Herr Groen, Eigenthümer von Welling. Es stellt ein Dorffest mit vielen Figuren von sieben bis acht Zoll Höhe vor. Dieses Gemälde, das vortreflich ausgeführt, und vorzüglich in den Köpfen einen hohen Grad von Vollendung hat, auch sehr wohl erhalten ist, besitzt in den Augen der Kenner einen desto größern Werth, je seltner die Arbeiten dieses Künstlers sind. Guarentini sagt, er habe von van Heep in Lissabon vier Gemälde in vier verschiedenen Sammlungen von Seltenheiten gesehen. Sie sind in einem Geschmack, den man Bambochades nennt, und er spricht von ihnen als Meisterstücken, auf welche die Besitzer einen ungemeinen Werth legten. Schade, daß man von der Person und dem Schicksal eines Künstlers von diesem Verdienst nicht die geringste Nachricht aufzutreiben weiß. Dieß ist noch bey einigen andern Malern der niederländischen Schule der Fall, deren Arbeiten man bewundert, ohne die geringste Nachricht von ihren Urhebern zu haben. — Es giebt in Schweden Gemälde von einem H. Janssen, einem Maler von vorzüglichem Talent, von dem die Schriftsteller kein Wort sagen. Eines stellt ein Blindekuhspiel vor, und gehört dem Oberstallmei-

ster Baron von Hamilton, das zweyte, das man die Abendgesellschaft von gutem Ton nennen könnte, befindet sich in Elkarok, einem Landguth, das zu den Minen des Hrn. Thomas Thortie gehört. Das Gemälde ist mit dem Namen des Künstlers und mit der Jahrzahl 1652 bezeichnet: dieß, und das Costume beyder Stücke beweißt, daß Janssen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt haben muß. Die Holländer nennen ihn Janssen den Tänzer, (Janſſer de Danſer) wegen der lustigen Süjets, die er bearbeitete.*) Sie schätzen seine Arbeiten sehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Biographische Nachrichten.

Den 6. December starb zu Paris die berühmte Frau Riccoboni in ihrem 79sten Jahre. Ihre Romane sind schon seit langer Zeit in und außer Frank-

*) Dieser Zuname könnte auch wohl von der Lebensweise des Künstlers hergenommen seyn. Ein Tänzer und ein liederlicher Mensch sind in Holland Synonyme.

Anm. des Uebers.

Frankreich allgemein bekannt und geschätzt. *) Gefühl, Eleganz und ungemeine Feinheit charakterisiren ihre Werke überhaupt, und mehrere von ihnen, z. B. der Marquis de Creßy, Julie Catesby, Ernestine rc. werden ihr auch bey der Nachwelt neben den liebenswürdigen Verfasserinnen der Zaide und der Prinzessinn von Cleve, des Grafen von Comminge **) (der Mad. Tencin) und der Peruvianischen Briefe (der Mad. Graffigny) eine Stelle versichern.

Von Personen, die durch ihre Talente berühmt geworden sind, wünscht man gern, so viel

*) Im Deutschen besitzen wir eine treffliche Uebersetzung und Bearbeitung derselben: Der Frau Marie Riccoboni beste Werke, bestehend in Romanen, Briefen und Erzählungen. Aus dem Französischen frey übersetzt, und zum Theil ganz neu bearbeitet von Anton Wall. 4 Bände. Leipz. 1782. 8. Dem ersten Bande ist ihr Leben vorgesetzt.

**) Man darf nicht fürchten, daß man je dieses reizende Produkt, das ein Meisterstück von Interesse und Styl ist, mit dem Drama gleiches Namens verwechseln wird. Dieses lächerliche und barbarische Werk eines düstern und frostigen Declamators konnte sich nur durch die sonderbare Neuheit des Costume eine Weile erhalten, und zwar nur zu einer Zeit, da das Vergnügen, Klöster und Mönche auf der Bühne zu sehen (eine vorher unerhörte Erscheinung!) die schlechtesten Rhapsodien durchschlüpfen ließ.

möglich, auch von ihren Eigenschaften als Menschen, von ihrem Betragen im bürgerlichen und geselligen Leben zu erfahren. Alles, was wir bis jetzt unsern Lesern darüber mittheilen können, sind zwey Briefe, deren erster von einer alten und würdigen Freundinn der Verf. an La Harpe gerichtet ist. Im zweyten hat Mad. Riccoboni sich selbst zu schildern versucht.

Lettre au citoyen Labarpe.

Vous me demandez des faits particuliers, propres à faire connoître mon amie; je vais vous instruire du petit nombre de ceux que je n'ai point ignorés.

Marie Jeanne de la Borras, sans un événement fâcheux, arrivé dans sa famille, peu d'années après sa naissance, auroit pu jouir d'une fortune considérable, mais cet événement, dont les détails seroient longs et peu interessans aujourd'hui, détruisit ses éspérances, et la priva des avantages que procurent ordinairement les richesses. Douée d'un ésprit vif, pénétrant, d'un goût naturel, elle cultiva l'un et l'autre par la lecture. A 21. ans elle épousa François Riccoboni, distingué dans le monde par ses connoissances, et sur le théâtre italien par son mérite. Ce mariage la conduisit à suivre la même carriere; une belle figure, un son de voix agréable, une prononciation parfaite, de la noblesse dans son jeu, pouvoient en faire une actrice très-remarquable; mais les jalousies, les tracasseries, les dégoûts de toute espêce attachés à cet état, la rebuterent promptement; elle n'exerca plus sa profession qu' avec répugnance, négligea ses talens,

lens, e demeura ſeulement une actrice ſenſée: ce qui n'attire pas l'admiration du public. Des chagrins domeſtiques troublerent longtems ſa vie, elle rend compte des motifs qui la déterminerent à écrire, dans ſa lettre à M. Thickneſſe, celles de Fanni furent ſon premier eſſai: elles eurent un grand ſuccès; mais de tous ſes ouvrages c'eſt celui qu'elle eſtimoit le moins. Elle reſta quelque tems anonyme, une indiſcretion de ma part la décela; entendant un jour faire en ſa préſence un éloge très flatteur de ces mêmes lettres de Fanni, qu'elle écoutoit avec un ſang froid que je ne pus imiter, un mouvement involontaire me fit m'ecrier: c'eſt elle qui les a faites! Dès qu'elle fut connue, on lui diſputa ſes ouvrages; c'eſt la regle, ſurtout à l'égard des femmes. Cette éſpece d'envie m'a toujours paru bien abſurde, bien mal-adroite; car enfin on eſt contraint d'accorder à un autre le mérite dont on veut priver ſon véritable poſſeſſeur. Très-difficile pour elle même, Mad. Riccoboni employoit beaucoup de tems à ſe corriger, et ſe trouvoit rarement ſatisfaite; Mad. de Sévigné et Mad. de Lafayette la charmoient toujours. Ces deux femmes célébres étoient les modeles ſur lesquels elle prétendoit s'être formée; mais ſi l'amitié ne m'aveugle point, elle a ſurpaſſé la dernière. L'âge où elle étoit parvenue ſans aucune infirmité, laiſſoit eſperer qu'elle pouſſeroit ſa carriere encore plus loin; mais hélas! elle ne ſouhaitoit plus de vivre, les malheurs dont elle avoit été témoin, ceux qu'elle prévoyoit, lui faiſoient deſirer la mort; et aux regrets éternels de ſes amis, ils ont vu ſes voeux exaucés. Voilà les ſeuls faits que je puiſſe vous offrir: ils ne ſont pas tous intéreſſans; mais vous êtes le maître de n'en

faire aucun usage. J'y vais joindre son portrait tracé par elle même et inséré dans un petit ouvrage intitulé *l'Abeille*; ce portrait est fort ressemblant.

»Ma taille est haute; j'ai les yeux noirs, et le »teint assez blanc; ma physionomie annonce de la »candeur, mes procédés ne l'ont point encore démen»tie: en parlant à une personne que j'aime j'ai l'air »vif et gai, très-froid avec les étrangers; je traite »durement ceux que je méprise, je n'ai rien à dire à »ceux que je ne connois pas, et je deviens tout-à-fait »imbecille quand on m'ennuie.«

»Une vie simple et uniforme me procure une san»té parfaite; des chagrins réels, un long et triste as»soupissement n'ont jamais pu l'altérer; mon hu»meur est inégale, elle dépend de la situation de mon »ame; tous mes sentiments se peignent sur mon »front; je n'ai point l'art de me contraindre; en »m'abordant on lit dans mes yeux, si le sérieux ou »l'enjouement présidera à ma conversation.«

»J'ai des amis, j'en ai peu: s'il étoit possible d'en »cultiver beaucoup, je n'en pourrois chérir qu'un »petit nombre. L'esprit m'amuse sans me sédui»re; mais les qualités du cœur m'intéressent, m'atta»chent, et me plaisent dans tous les tems. Je ne »suis pas riche; mais la modération m'a toujours pa»ru capable de suppléer à l'opulence; j'ai même pris »l'habitude, de ne pas me croire pauvre, en me com»parant à ceux qui jouissent d'une grande fortune, »parceque je n'ai pas leurs désirs, et me passe de mil»le choses sans m'en priver.«

En ajoutant à ce portrait, que son auteur possédoit l'ame la plus vive, la plus sensible, étoit capable des procédés les plus nobles, les plus généreux; on connoitra

noitra parfaitement Mad. Riccoboni. Le receuil des ſes oeuvres compoſe 8 volumes.

Paris ce 6. Janv. 1793.

Biancolelli.

Lettre de Madame Riccoboni à M. Thicknesse.

Vous me demandez, Monſieur, des particularités ſur ma vie, elles formeroient un article bien inſipide et bien peu étendu. Mon paſſage ſur ce globe ne peut ni exciter, ni ſatisfaire la curioſité de perſonne; l'eſpace étroit que j'y occupe laiſſe à peine appercevoir ſi je l'habite. Ni le monde, ni ſes amuſemens n'eurent jamais d'attrait pour moi, j'ai vécu dans un petit cercle, fuyant également les beaux eſprits et les ſots. Le deſir de me diſtinguer ne me rendit point auteur. Mes premiers ouvrages furent anonymes, et ceux qui parurent enſuite le ſeroient encore, ſi le hazard n'eût découvert mon ſecret. L'envie de quitter un état où j'étois déplacée, que l'habitude ne me rendit jamais ſupportable, l'eſpoir de remplacer par mon travail une partie de l'aiſance dont j'allois me priver, m'engagerent à riſquer mes foibles productions; l'indulgence qu'elles éprouverent pouvoit me procurer une fortune honnête, ſi la piraterie tolerée, même encouragée dans la librairie, n'avoit dérangé mes projets; j'ai enrichi des frippons, et tiré peu d'avantage de mes travaux littéraires. Les déſagrémens m'ont rendue à ma pareſſe naturelle, et j'aime mieux broder, ou faire de la tapiſſerie, que de tenir une plume pour le profit des contrefacteurs. Je ſuis fachée, Monſieur, de n'avoir point une hiſtoire intéreſſante à vous raconter; la vie d'une femme ſenſée offre rarement des faits dignes d'attention,

la mienne n'a pas été heureuse. Ma jeunesse s'est passée dans la tristesse, peut-être est ce un bonheur pour moi. J'entends quelque fois des hommes sur le retour soupirer, comparer les tems, rappeller des jours qui ne sont plus, se plaindre de ceux dont ils jouissent encore; moi, je ne regrette rien, et mon état présent me paroit le plus doux, que le ciel pût m'accorder dans sa bonté. Indépendante, libre, vivant, depuis vingt cinq ans avec une amie, dont l'esprit, l'égalité d'humeur, et le caractere aimable répandent un continuel agrément sur notre société, je goûte un tranquille repos. Nous ne connoissons ni les querelles, ni l'ennui; le mot *non* est banni d'entre nous. Les mêmes principes nous guident et rendent naturellement nos volontés semblables. Ainsi une éternelle concorde régne dans notre petit ménage. Voilà, Monsieur, tout ce que je puis vous apprendre de moi, et je doute qu'après ma mort on en sache d'avantage. Je suis etc.

Riccoboni.

Die schönen Wissenschaften haben vor kurzem durch den Tod des Hrn. **Nicolas Germain Léonard**, (Verf. der neuen Clementine, der beyden Freunde von Lyon, und verschiedener Sammlungen von Gedichten) einen schmerzhaften Verlust erlitten. Dieser schätzbare Dichter und vortrefliche Mensch starb vergangenen 26. Jan. zu Nantes. Er war zu Guadeloupe im März 1744 geboren. Eine lange Reihe von Jahren versah er die Aemter eines Legationssekretärs, und in der Folge eines Chargé des affaires de France mit Treue, Rechtschaffenheit, und einer nicht geringern dazu erfor-

der-

derlichen Gewandheit des Geistes. Die Liebe zu seinem Geburtslande bewog ihn, sich vor einigen Jahren in Guadeloupe niederzulassen. Seine Mitbürger baten und erhielten für ihn die Stellen eines: Iuge civil, criminel, de police, et de lieutenant-général par interim de l'amirauté de la grande terre, isle de la Guadeloupe. Wer die Werke Leonards gelesen hat, besitzt auch ein treues Bild von der Güte seines Herzens, und einen Maaßstab für sein Talent. Er malt mit der Naivität eines La Fontaine und der Anmuth eines Geßner die Reize des Landlebens. Hätte nicht seine außerordentliche Bescheidenheit ihm selbst seinen eignen Werth am meisten verborgen, so sollte man glauben, er habe in ihnen absichtlich seine eignen sanften Sitten und seinen Charakter schildern wollen. Leonard lebte aus Geschmack entfernt von dem Getümmel der Welt, und wenn er sich genöthigt sah, an zahlreichen Gesellschaften Theil zu nehmen, so hörte er weit mehr, als er sprach, und ging auf nichts weniger aus, als sich bemerkt zu machen, und eine große Rolle in ihnen zu spielen. Im vergangenen Jahre hielt er sich einige Zeit in Paris auf, und verließ es zu früh für diejenigen, die ihn genau kannten. Nur im vertrauten Umgang entfalteten sich die Reize seiner schönen Seele. Seine Gesundheit, die schon lange her sehr unsicher gewesen war, indem er sich von den Folgen einer heftigen Krankheit nie ganz wieder hatte erhohlen können, fing von neuem an, seine Freunde mit Recht mehr als je für ihn be-

sorgt

sorgt zu machen. Ende Decembers 1792. ging er von Paris nach Nantes, mit der Absicht, nach Guadeloupe zurückzukehren: allein an eben dem Tage, wo er sich einschiffen wollte, starb er.

Paris. Anfang Mays 1793. starb hier Hr. la Place, der älteste jetzt lebende Pariser Schriftsteller. Er ist vorzüglich als Verf. einiger geschätzten Romane bekannt, die sich, wenn auch nicht immer von Seiten der Erfindung und des Styls, doch durch die guten Grundsätze, die sie vortragen, und die dem Charakter des Schriftstellers Ehre machen, auszeichnen.

Ebend. Am 9ten Jul. dieses Jahrs starb Charles Villette, gewesener Marquis, Deputirter beym Nationalconvent, bekannt durch eine Sammlung kleiner flüchtiger Poesien, noch mehr aber durch seine genaue Verbindung mit Voltaire, dessen Wahltochter Mlle. de Varicourt er geheirathet hatte. Dieses vortrefliche Frauenzimmer erhielt ihrem Gatten bis zu seinem letzten Augenblick eine gewisse Achtung bey dem Publikum, auf die er, nach dem eignen Geständnisse seiner Freunde, wegen seiner moralischen Grundsätze nicht immer Anspruch gehabt hätte. Gleich beym Ausbruch der Revolution schlug er sich auf die Seite der Neuerer, und nahm an allen Possen- und Trauerspielen derselben, von denen das unglückliche Frankreich den Schauplatz abgeben muß, den thätigsten Antheil, an der triumphirenden Wanderung der Gebeine Voltairs nach dem Pantheon, und dem Blutgericht über Ludewig XVI. Außer seinen Gedichten

dichten kennt man noch von ihm eine Menge im Journal de Paris abgedruckter Briefe über Vorfälle aller Art, besonders seit der Revolution, die mit Leichtigkeit und nicht ohne Witz geschrieben sind.

England.

Einige Nachrichten von dem Leben des Herrn John Hoole. Sein Vater war Samuel Hoole, ein Uhrmacher in London, seine Mutter Sara Drury, die ihn im December 1727 gebar. Er ward in einer Kostschule in Hertfordshire von dem bekannten James Bennet, dem Herausgeber der Werke Roger Ashams erzogen. In seinem siebenzehnten Jahre (1744) ward er als Schreiber bey der ostindischen Compagnie angestellt, hing aber dabey, so viel seine Geschäfte es verstatteten, seinem Hang zum Lesen und zu den Wissenschaften nach, und erwarb sich gründliche Kenntniß des lateinischen und italienischen. Zu dem Studium der letztern Sprache bewog ihn die englische Uebersetzung J. Harringtons vom Ariost, die ihn so entzückte, daß er das Original selbst zu verstehen wünschte. 1757 verehligte er sich mit Susanna Smith, einer Nichte des Bischoff Stotford in Hertfordshire, und im folgenden Jahre fing er die Uebersetzung von Taßos befreyten Jerusalem an, und ließ einstweilen die von Ariost liegen, von der er schon einige Bücher fertig hatte. Um diese Zeit ward er mit dem D. Hawkesworth bekannt, der ihn sehr zur Vollendung seiner angefangenen Arbeit aufmunterte, und ihm die Bekanntschaft des berühm-

rühmten D. Johnson verschaffte, die mit der Zeit zur vertrautesten Freundschaft ward. Auf den Tod der Miß Wolffington gab er 1760 ein Gedicht (Monody) heraus, das eine Stelle in Pearch's Sammlung erhalten hat. 1763 erschien seine Uebersetzung des Taßo, die ihm die Bekanntschaft des Hrn. Glover, Verf. des Leonidas, verschaffte. Dieß war die erste Arbeit, die unter seinem Namen erschien, deun die Monody sowohl, als noch zwey oder drey andere poetische Versuche hatte er, ohne sich zu nennen, drucken lassen. Durch Johnson ward er auch bey dem berühmten D. Warton eingeführt. Im Jahr 1767 gab er zwey Bände übersetzter Schauspiele Metastasios heraus. In demselben Jahr schrieb er sein Trauerspiel Cyrus, von dem der Plan offenbar aus dem Cyro riconosciuto des genannten italienischen Dichters entlehnt war. Johnson gab dieser Arbeit seinen Beyfall, sie ward auf das Theater gebracht, und in Coventgarden mit Beyfall gespielt. 1770 brachte er ein zweytes Trauerspiel, Timanthes, nach Metastasios Demafonte, auf die Bühne, das gleichfalls Glück machte, obgleich der bekannte Schauspieler Powell, für den die Rolle des Timanthes besonders geschrieben war, noch vor Vollendung des Stückes mit Tode abging. 1773 gab er die zehn ersten Bücher des Orlando furioso heraus, und war Willens mit dieser Arbeit fortzufahren. Kurz darauf aber ward er in einem wichtigen Posten bey der ostindischen Compagnie angestellt, der ihn eine Zeitlang von seiner Lieblingsbeschäftigung abzog.

Die

die Untersuchung der Angelegenheiten der Gesellschaft, die damals von dem Parlament vorgenommen ward, nöthigte ihn zu Verfertigung einer Menge Rechnungen und Rapporte, die dem Unterhaus vorgelegt wurden. Auch wurde er mehrmals in Person vor beyden Häusern verhört. 1775 erschien gleichwohl sein Originaltrauerspiel Cleonice, Prinz von Bithynien. Der Aufführung desselben wurden viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Es ward endlich aufgeführt, aber mit geringem Beyfall, da die Schauspieler sich unter einander über die Vertheilung der Rollen entzweyten. Dieser unangenehme Vorfall bewog Hrn. Hoole gänzlich vom Theater Abschied zu nehmen. 1777 kehrte er auf Antrieb seiner Freunde, vorzüglich Glovers und Hawkesworth, zu seiner Uebersetzung des Ariost zurück, die auch wirklich vollständig in fünf Theilen 1783 erschien. 1784 verlor er seinen Freund Johnson, dem er in den drey letzten Wochen seiner Krankheit nicht von der Seite kam. Im Jahr 1785 ward er der Biograph seines Freundes Scott von Amwell, eine Arbeit, die eigentlich für D. Johnson bestimmt war. Zu Ende dieses Jahrs legte er seine Stelle bey der ostindischen Compagnie nieder, und ging im Jahr 1786 mit seiner Gattinn und seinem Sohne in das Kirchspiel Abingar bey Dorting, wo letzterer ein geistliches Amt erhalten hatte. Seine Musse verwandte er auf die Ausführung einer Idee, die mehrere seiner Freunde und Kenner als einen Wunsch geäußert hatten. Er arbeitete nämlich

seine

seine Uebersetzung des Ariost gänzlich um, schnitt mehrere entbehrliche Episoden ab, und brachte mehr Ordnung und Einheit in das Ganze. Diese neue Ausgabe erschien 1791 unter dem Titel: The Orlando of Ariosto reduced to XXIV. Books, the narrative connected, and the stories disposed in a regular series. 1790 gab er einen kleinen wohlgerathenen Roman Dinarbas, eine Fortsetzung des Rasselas von Johnson, heraus, dessen Verfasserinn die bekannte geistreiche Miß Williams ist. Seine letzte Arbeit ist die (auch in dieser Bibliothek ausführlich angezeigte) schöne metrische Uebersetzung des Rinaldo von Taßo. Sein Sohn Samuel Hoole hat sich auch schon als Schriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht. Man hat von ihm eine Sammlung geistlicher Reden (1786) und zwey Bändchen Gedichte vermischten Inhalts: Modern manners „Aurelia" Edward or the curate u. s. w.

X.

Kunstnachrichten.

Der Maler David, der seit einem Jahre in dem Nationalconvent eine nicht allein lächerliche Rolle spielt, in dem schwülstigsten und hochtrabendsten Galimathias die abentheuerlichsten Vorschläge gethan hat, und noch thut, von dem die

kindische

kindische und geschmacklose Anordnung der Feyer des blutigen 10. Augusts (1793) herrührt — dieser Mann, der sich auch als einer der erbittertsten Verfolger seines Königs und Wohlthäters, für dessen Tod er in dem Blutgericht über ihn unbedingt stimmte, in den Augen aller Rechtschaffenen für ewig geschändet hat, dieser Mann ist gleichwohl ein sehr vorzüglicher Künstler, einer der besten Maler, die Frankreich jetzt aufzuweisen hat. Wir glauben daher unsere Leser zu verbinden, wenn wir ihnen die Nachricht von seinen Arbeiten mittheilen, die J. J. Sue in der öffentlichen Sitzung des Lyceums der Künste den 5ten May dieses Jahrs vorgelesen hat.

„David sah in seiner frühsten Jugend ein, daß es außer den festen Grundsätzen, ohne deren Beystand der Künstler immer nur auf Gerathewohl umherschweift, gewisse Nebenkenntnisse gebe, deren Erlernung fast eben so wesentlich nothwendig sey, als die vertraute Bekanntschaft mit den Regeln der Kunst selbst. Dahin gehört die Kenntniß der Geschichte, der Fabel, der Anatomie ꝛc.

Mit unermüdlichem Eifer legte er sich auf diese Studien, und erhielt 1774 den ersten Preiß von der Akademie der Malerey. Dieser Preiß verschaffte ihm den Vortheil, auf Kosten der Regierung, nach Italien zu gehen, und dort die Meisterstücke der Kunst studieren zu können. Diese Reise war ihm desto nützlicher, da seine ersten Arbeiten, und selbst sein Preißstück, Spuren des damals herrschenden schlechten Geschmacks an sich trugen,

wo man sich das Verbot, die Natur nachzuahmen, gleichsam zur Ehre anrechnete. Alles, was die Natur nachahmte, hieß damals sklavische Copie. Es kostete ihm viel Mühe, den üblen Eindruck seiner ersten Erziehung zu vertilgen, doch gelang es ihm endlich in Rom, wo er das erste Jahr ganz dem Studium der Basreliefs an der Säule Trajans widmete. Erst im Jahr 1777 bemerkte man den Nutzen, den er aus der genauen Nachahmung und Betrachtung der Antiken geschöpft hätte. Mit dieser Epoche begann sein Ruf mit dem skizzirten Gemälde des Leichenbegängnisses von Patroklus. Man zählte auf demselben 150 bis 200 sechs Zoll hohe Figuren. Es wurde in der französischen Akademie in Rom ausgestellt, und verschaffte ihm die genauere Bekanntschaft mehrerer guten italienischen Künstler.

Im Jahr 1780 entwickelte sich sein Talent ganz in einem Gemälde, das er für die Stadt Marseille verfertigte, und das den heiligen Rochus vorstellt, wie er die von der Pest Angesteckten heilt. Dieses Gemälde war für das Lazareth bestimmt. Die Marseiller hörten aber von dem ungemeinen Beyfall, den dieses Kunstwerk in Rom erhalten hatte, und so änderten sie seine erste Bestimmung, und beschlossen, es an einem Ort aufstellen zu lassen, wo es mehrere zu Gesichte bekämen. Es erhielt seinen Platz in dem Zollhaus (à la Consigne) neben Pugets Werken.

1781 verfertigte David bey der Aufnahme in die Malerakademie einen Belisar, der um Allmosen

mosen bittet. Diesem Süjet, das Vandyk so meisterhaft behandelt hat, gab er durch die rührende und so glücklich erfundene Gruppe des kleinen Knaben, der das Allmosen einsammelt, und die eigene Art, wie er den unglücklichen Greis an der Hand führt, den Reiz der Neuheit. Man erinnert sich des Eindrucks, den dieses Gemälde machte, als es von der Akademie in Empfang genommen ward. Bald darauf verfertigte er einen am Kreuz sterbenden Christus für die Gemahlinn des Marschall de Noailles, der unglücklicher Weise den Augen des Publikums entzogen, und in einem Privatbethaus aufgestellt ward.

Im Jahr 1784 fühlte er abermals das Bedürfniß, Italien zu sehen, und sich an dem prächtigen und herzerhebenden Schauspiel seiner Wunder zu weiden. Auch die Freundschaft und Zuneigung für seinen Zögling Drouais lockte ihn zum Theil dahin. Dieser junge Künstler hatte im genannten Jahre den Preiß erhalten, und ward in der Folge durch sein berühmtes Gemälde von Marius allgemein bekannt. Sein großes Talent eilte den Jahren zuvor, aber unglücklicher Weise starb er vor einigen Jahren in Rom. Wir können nicht an ihn denken, ohne noch eine Blume auf sein Grab zu streuen, und ihm eine Thräne zu weihen.

Auf dieser Reise durch Italien, die David in Gesellschaft Drouais machte, entwarf er das Gemälde, das den Schwur der Horaze vorstellt. Dieses Kunstwerk machte solches Aufsehn in Rom, daß die Straße, in der seine Wohnung lag, drey

Wochen lang von Fremden aus allen Nationen wimmelte.

Im Jahr 1786 kehrte er in sein Vaterland zurück. Für einen seiner Freunde, einen damaligen Parlamentsrath, verfertigte er einen Sokrates, der den Giftbecher leert. Ein Gemälde, das unstreitig ein Meisterstück des Ausdrucks ist.

1787 vollendete er ein Gemälde, das die Liebe des Paris und der Helena vorstellt, in der muntern Gattung, in der er sich noch nicht versucht hatte. Er führte es ganz in griechischer Manier, ganz im Geist der Antike aus, und setzte dadurch alle diejenigen, die behauptet hatten, daß es ihm in dieser Gattung nicht gelingen könne, in Erstaunen. Sein Ehrgeiz war nun befriedigt, und er kehrte zu der ihm natürlichen Gattung, dem tragischen und historischen Styl zurück.

Im Jahr 1789 verfertigte er den Brutus, der in seine Wohnung zurück geht, nachdem er zwey seiner Söhne der Freyheit seines Vaterlandes geopfert hat. Vielleicht giebt es wenig mit so tiefem philosophischen Geist erfundene und ausgeführte historische Gemälde. Es war ihm geglückt, durch die Miene und Stellung des Brutus, und durch den Ausdruck des Schmerzes der Mutter und ihrer beyden kleinen Töchter, die sich in ihren Schooß werfen, um dem Entsetzen zu entfliehen, das sie beym Anblick der Körper ihrer getödteten Brüder ergreift, die zwey Lictoren auf dem Rücken herbey tragen, das Angenehme und Schreckliche zu verbinden. — Zu seiner Erholung verfertig-

te er oft Portraits. Eines seiner schönsten ist das von einem pohlnischen Magnaten, dem Grafen Potocki. Der Graf ist reitend vorgestellt, und das Gemälde in Italien verfertigt. Auch in Paris machte er deren viel für seine Freunde. Bey der Gemäldeausstellung von 1791 zog das Portrait der Frau de Sorcy die Aufmerksamkeit der Kenner besonders auf sich. Sie sitzt in einer natürlichen und ungezwungenen Stellung, in einem weissen Gewand, mit nachläßig verschränkten Armen da. Dieses Porträt ist eines von seinen besten. Er sorgte stets dafür, nur schöne weibliche Köpfe zu mahlen, weil er seinen Pinsel in einer Gattung, die er nur zu seinem Vergnügen cultivirte, desto weniger herabwürdigen mochte. Die Nationalversammlung trug ihm um diese Zeit auf, ein Gemälde von dem im Ballhaus abgelegten Eid zu verfertigen, von dem die Skizze im Jahr 1791. in der Akademie dargestellt ward. Das Genie glänzt in dieser Composition; sie ist die größte, die man jemals gesehn hat. Kaum ist es nöthig, an das Gemälde zu erinnern, das er erst vor kurzem geliefert hat, das von Michel le Pelletier. Er hat ihn in dem Augenblick dargestellt, wie er den Geist aufgiebt, nachdem er vergeblich (denn die Acten erweisen das Gegentheil) ausgerufen haben soll: Je suis satisfait de verser mon sang pour mon pays; j'espere qu'il servira à lui faire connoitre ses veritables amis. Man weiß, welche Aufnahme es vom Convent erhielt, und daß vermöge eines Decrets beschlossen ward, es auf

Kosten der Nation in Kupfer stechen, und dem Künstler als Entschädigung für seine Mühe 15000 Livr. auszahlen zu lassen. David ersuchte den Convent, diese Summe unter die Wittwen und Waisen der Bürger, die der Vertheidigung des Vaterlandes ihr Leben aufgeopfert, auszutheilen. Die constituirende Nationalversammlung hatte eine Summe von 100,000 Livr. zur Unterstützung der Künste ausgeworfen, und den Künstlern überlassen, Commissaire zu erwählen, die die Vertheilung besorgen sollten. David erhielt, nach der Bestimmung seiner Kunstgenossen, den ersten Preiß von 7000 Livr. Nachdem alle Preise vertheilt waren, so bemerkte er, daß mehrere junge Leute von Talent leer ausgegangen wären. Er entsagte seinem so wohlverdienten Preiß, und bat die Commissäre, noch drey andere Preise, einen von 3000 und zwey von 2000 Liv. auszusetzen. Alle diese Züge einer großmüthigen Seele und eines großen Talentes, haben sich so tief in das Herz mehrerer von seinen Zöglingen eingeprägt, daß schon einige derselben in den größten Städten Europens in seine Fußstapfen treten, und die übrigen dem Beyspiel jener nacheifern, in dem sie ihn, nicht allein als Lehrer, sondern als Freund studieren und lieben.

Dieß sind Davids Ansprüche auf den Dank seiner Nation. Das Directorium weiß sie zu schätzen; es weiß, welche Arbeit es kostet, durch das Feuer der Composition und die Wahrheit des Ausdrucks selbst jede Spur von Arbeit zu vertilgen; wie viel Zeit erfordert wird, beym Anblick ei-

eines Gemäldes die Täuschung zu erregen, als sey der Gegenstand, den man darstellt, gleichsam in Einem Augenblick aus dem Grabstichel, der Reißfeder oder dem Pinsel lebendig hervor getreten; wie schwer es ist, einer großen Composition den glücklichen Charakter der Leichtigkeit zu verleihen. Nur durch alle diese vereinigten Vorzüge kann die Malerey mit der Poesie und Musik gleichen Schritt halten, nur durch sie erwirbt sie sich das Vermögen, uns zu rühren, den denkenden Geist zu beschäftigen, und alle die Empfindungen, die sie auszudrücken sucht, in uns zu erregen.

Als einen seiner schönsten Tage betrachtet das Directorium den heutigen, wo sie Gelegenheit hat, dem würdigen Nacheiferer der größten Meister Italiens eine Ehrenkrone anzubieten, und wo sie zugleich mit Zuversicht hoffen kann, daß die Nachwelt in ihr Urtheil einstimmen wird.“

London. Der Kupferstecher Schiavonetti wird vier große historische Blätter in punktirter Manier herausgeben, welche die vier interessantesten Ereignisse der letzten unglücklichen Schicksale Ludwigs XVI. seit seiner Gefangenschaft im Temple darstellen sollen. Die Entwürfe dazu sind von Benazeck, einem Künstler, der durch seinen langen Aufenthalt in Paris sich geschickt gemacht hat, die National-Charaktere und Sitten, und selbst die Aehnlichkeit der vornehmsten Personen, deren Bildnisse er größtentheils mehrmals gemalt hat, getreu zu liefern. Die Größe der Platten ist 24 Zoll Breite zu 17 und einen halben Z. Höhe. Die

Gegenstände sind: 1) Die Trennung des Königs und seiner Familie im Temple, zufolge eines Beschlusses der Pariser Municipalität vom 29. Sept. 1792; 2) Seine Vertheidigung an den Schranken des National-Convents, unterstützt von seinen drey Anwälden De Seze, Malesherbes und Tronchet, den 26. Dec. 1792; 3) Die letzte Unterredung mit seiner im äußersten Schmerz versunkenen Familie, den 20. Jan. 1793; 4) Der ruhige und heroische Muth dieses unglücklichen Monarchen, indem er, einen Augenblick vor seinem Tode, seinen Beichtvater Edgeworth, den 21. Jan. 1793, verläßt. Der Preiß jedes Blatts für die Subscribenten ist 6 Thaler, und mit auf der Platte aufgetragenen Farben 12 Thlr. Das erste Blatt, welches bereits in unsern Händen, entspricht vollkommen der Erwartung aller Kunstliebhaber. Die Königinn ist im Begriff, ihre Kinder fortzuführen, die sich an ihr hängen, während die Prinzeß Elisabeth die linke Hand des Königs mit Thränen benetzt; seine rechte Hand drückt zärtlich die Hand seiner Gemahlinn, die gezwungen sich von ihm entfernt. Die Municipalbeamten, mit ihren aus eigner Machtvollkommenheit umgehangnen Schärpen, und ihrem eitlen, suffisanten Wesen contrastiren herrlich mit dem wahrhaft edlen Anstande der Hauptpersonen, so wie die tiefe Stille der Hauptgruppe mit dem Gewühl und tumultuarischen Ungestüm der im Hintergrunde befindlichen National-Garden, die man im Hofe des Temple durch die geöffneten Thüren erblickt.

Nürn-

Nürnberg. In dem Verlag der hiesigen Frauenholzischen Kunsthandlung ist nunmehr das Bildniß Ludwig des XVI. von dem vortreflichen Grabstichel des Hrn. Prof. J. G. Müller in Stuttgard erschienen, und täuscht nicht selbst die große Erwartung, die man sich davon gemacht hatte. Der unglückliche König steht ganz und im vollen königlichen Ornate, hält in der rechten gesenkten Hand den mit Federn geschmückten Huth, indeß die andre auf den Zepter gestützt ist, der auf einem damastnen Lehnstuhle ruht. Der Kopf ist voller Geist und Kraft, und der königliche mit Lilien besäte Mantel, so wie die übrigen vielen Nebenwerke sind bis auf das kleinste Detail mit einem unsäglichen Fleiße ausgeführt, wobey durch die glückliche Vertheilung des Lichts und Schattens die Figur sehr gehoben wird, und das Ganze ungemein gewinnt. Die Abdrücke avant la lettre, die bereits vergriffen sind, kosteten 8 Laubthaler, die nachfolgenden fünfe.

Aus eben dieser Kunsthandlung haben wir ein paar trefliche Blätter in Rom von Wilhelm Friedrich Gmelin, aus Badenweiler im Badenschen, gestochen, anzuzeigen, und wir freuen uns um so viel mehr darüber, je weniger dieser brave deutsche Künstler, der sich bisher in Italien aufgehalten, unter uns bekannt gewesen, und hier einen Beweis giebt, wie sehr er sich hat angelegen seyn lassen, Natur und Kunst daselbst in ihrer Größe zu studieren. Das erste dieser Blätter ist le Monument de Salomon Gessner. Dieses Denkmahl von un-

unserm verewigten Geßner steht in der Entfernung mitten in einer waldichten Gegend, die von beyden Seiten rings umher läuft, zwischen zwey babylonischen Weiden. Es hat die Gestalt eines Altars, mit einem Basrelief, das ein Opfer vorstellt, oben drauf steht eine Urne mit dessen darunter hängendem Bildnisse im Kleinen, nach Wuerds in Zürch gestochen. Das zweyte sind le Cascatelle di Tivoli, von ihm selbst nach der Natur auf der Stelle gezeichnet. Das schäumende Wasser, das von dem Gebürge zwischen Felsen und Waldung herabstürzt, und von einem Sonnenstrahle beleuchtet wird, thut gegen die im Dunkel gehaltenen Bäume und Klippen eine außerordentlich große und täuschende Wirkung. Baumschlag, Wasser und Luft sind in beyden Landschaften bewundernswürdig, und mit einer kecken Hand, die den Meister zeigt, ausgeführt. Jedes dieser Stücke kostet 4 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr. 12 Gr. Sächs. Zum Gegenbilde des letzten haben wir nächstens Vue des petites Cascatelles avec la maison de Campagne de Mécéne à Tivoli zu erwarten. Wie viel Ehre darf sich Deutschland von diesem Künstler noch in der Zukunft versprechen, der sich auf eine so ausgezeichnete Art seinem Vaterlande ankündiget!

Leipzig. Von unserm Bause, nach Krause, haben wir vor kurzem das schöne Porträt, eines liebenswürdigen Mannes, des Grafen von Hohberg in Schlesien, erhalten, das alle die bekannten Verdienste seines herrlichen Griffels bewähret.

Die

Die Unterschrift ist: Gottl. Jo. Lud. Comes a Hochberg Kohnstock nat. 30. Maji 1753. den. d. 14. Nov. 1791, memoriae caussa f. j. vidua moestissima.

Gegenwärtig arbeitet Hr. Bause an dem Bildnisse der Herzoginn von Kurland, welches ein reizendes Gegenbild zu dem, von der königlichen Kronprinzessinn von Dännemark, vermählt an den Erbprinzen von Holstein-Augustenburg, abgiebt.

Auch ist das Porträt unsers seel. Doct. Morus, nach Graff, auf welches in der hiesigen Rostischen Kunsthandlung subscribiret worden, fertig, das sich durch die höchste Aehnlichkeit empfiehlt.

Ferner giebt die Rostische Kunsthandlung eine Kunstanzeige über das große Kupferstich-Kabinet des verstorbenen Hrn. Hofr. Brandes zu Hannover und dessen Catalog heraus, welcher auf Subscription gedruckt wird, und in kurzem soll ausgegeben werden; er wird in zwey Median Octavbänden in französischer Sprache, auf Schreibpapier gedruckt, erscheinen. Der erste wird im October itztlaufenden Jahres, und der zweyte zu Ostern 1794 ausgeliefert werden. Die Subscription bleibt bis am Ende des Jahres offen, und das ganze Werk, welches an vier Alphabethe enthalten kann, wird ungefähr dritthalb bis 3 Thlr. in Louis'or zu 5 Thl. kosten. Herr Prof. Huber hat die Durchsicht des Manuscripts übernommen, solches berichtiget und mit seinen eignen gelehrten Kunstbemerkungen sehr ansehnlich vermehrt. Allen denjenigen, die sich näher

näher von dieser merkwürdigen Kupferstichsammlung, und von der Absicht der Handlung, die dieselbe, nebst einem andern Kunstfreunde, an sich gebracht hat, unterrichten wollen, empfehlen wir vorläufig diese Kunstanzeige. Seit vielen Jahren hatte Herr Hofrath Brandes die Güte, unsere Bibliothek mit seinen Beyträgen zu unterstützen, und die wichtigsten englischen und italienischen Kunstwerke, die immer in seine Hand in den ersten und ausgesuchtesten Abdrücken zuerst kamen, hierin anzuzeigen und zu beurtheilen, und wir können hier voller Dank für seine Asche eine kleine Anekdote, die von seinen außerordentlichen Kenntnissen von Kupferstichen ein Beweis ist, nicht mit Stillschweigen übergehen. Als der Herr von Heinecke von seinem Dictionaire des Artistes den ersten Band heraus gegeben, schickte Hr. Hofr. Brandes seinem Freunde, dem Redacteur der Bibliothek, dem sein Andenken ewig theuer und verehrungswürdig bleiben wird, die in besagter Bibliothek sich befindliche Recension über jenes Werk, worin er dem Verf. noch manche Lücken ausfüllte, manche Artikel berichtigte, und übergangene Kunstwerke anzeigte. Hr. v. H., der in diesem Fache keinen in der Welt über sich glaubte, und unstreitig auch einer der ersten historischen Kenner und Litteratoren war, wofür ihn auch der verstorbene Lessing erklärte, schrieb einen Brief voller Erstaunen an den Herausgeber, und bat ihn aufs dringendste, ihm den Recensenten anzuzeigen, der ihm solche Unterlassungssünden hätte zeihen können, und von dem

er

er unterrichtet seyn müßte, wenn er in seiner Arbeit fortfahren sollte, um von seinen Kenntnissen im Fortgange seines Werks Vortheil zu ziehen. So ungern unser Freund sich mit Hrn. v. H. in eine schriftliche Unterhaltung aus mancherley Ursachen einzulassen geneigt war, so überwand doch sein Eifer fürs Publikum, und der Wunsch, Etwas zur Vollständigkeit jenes Werks, dessen Werth er erkannte, beytragen zu können, seine Bedenklichkeit, so daß er seinem Freunde die Erlaubniß gab, dem Hrn. v. H. seinen Namen mitzutheilen, welches sich denn auch dieser in der Folge zu Nutze gemacht, und manches Supplement von unserm Freunde erhalten hat.

Amsterdam. Der bekannte Medailleur J. G. Holtzhey hat abermals eine neue schöne Denkmünze auf das funfzigjährige Amtsjubiläum des Predigers C. C. H. van der Aa, Lehrers der lutherischen Gemeinde und Mitglied der holländischen Gesellschaft zu Haarlem, verfertigt. Auf der einen Seite sieht man das Brustbild des verdienten 74 jährigen Greises, auf der andern eine gut erfundene und ausgeführte Gruppe allegorischer Figuren und Emblemen, die die Geschäfte und Verdienste des Mannes ausdrücken, mit der Umschrift God is liefde (Gott ist die Liebe) d. 12. Aug. 1792.

Haarlem. De Stroommachine staande aan de Schiekade even buiten Rotterdam, nach der Zeichnung von J. Z. S. Prey, in Kupfer ge-

gebracht von Mad. Sophia Ma. Evans. Stich und Zeichnung ist sehr sauber, und die Größe ein halber Bogen von mittlerer Größe.

Paris. Am 19. Dec. 1792. starb in dem Alter von 91 Jahren, auf seinem Landguth bey Painreuf in Bretagne, Hr. Batthieux, ein geschickter Maler, der sich durch verschiedene brave Gemälde, vorzüglich durch die Niederlage der Türken in 1665, das bey den Kennern in großer Achtung steht, berühmt gemacht hat. Auch war er ein guter Porträtmaler in der Manier des van Dyk. Sein Herkules und Alcinous ist ein meisterhaftes Stück voll Ausdruck.

Haarlem. T. de Roode hat das Porträt des General Kellermann, nach einem Gemälde von Pasquicci, in Kupfer gebracht. Der Preiß eines gewöhnlichen Abdrucks ist 15 Stüv. von einem Probeabdruck 25 St.

Stockholm. Der bekannte Prof. und Bildhauer Sergel hat das schöne Monument verfertigt, das die Wittwe des berühmten Naturforschers Bergmann ihrem Gatten in einer hiesigen Kirche errichten lassen. Das Denkmahl besteht aus einem Medaillon mit dem Brustbild des Verstorbenen, das auf einem Piedestal von braunem Marmor ruht. Auf diesem liest man folgende von der Kön. Akademie der Wissenschaften und Alterthümer gebilligte Inschrift:

THOR-

THORBERNO BERGMANN
CHEM. PROF. UPS. EQ. AVR. ORD. VAS.
NATVRALIS SCIENTIAE PERITISSIMO
MARITO OPTIMO
EXACTIS XLIX ANNIS
DENATO D. VIII. JUL. MDCCXXXIV
MOESTISSIMA VIDVA
MARG. CATHAR. TRAST.
A. C. MDCCXC.

Rom. Herr Friedrich Gmelin aus dem Baden-Durlachschen, der im vergangenen Jahre den berühmten Wasserfall von Tivoli in Kupfer gebracht hat, liefert jetzt ein Gegenstück zu demselben. Das Süjet ist ein nicht minder bekannter und von Fremden häufig besuchter Ort, nämlich die Villa des Mecänas mit dem kleinen Wasserfall. Wer die Arbeiten dieses geschickten Künstlers, die er nach Gemälden von Ph. Hackert in Neapel geliefert hat, kennt, weiß, was er hier zu erwarten hat, und er darf mehr noch erwarten, da das hier angezeigte Blatt das Werk reiferer Jahre, und Herr G. selbst einer der besten Zeichner nach der Natur ist. Die erwähnten zwey Blätter hat er nach seiner eignen Zeichnung in Kupfer gebracht. Jedes ist eine römische Palme und 8 und einen halben Zoll hoch, und zwey römische Palmen und 6 Zoll breit. Der Preiß für beyde ist 3 römische Scudi.

Berlin. Der hiesige königl. Medailleur, Hr. Stierle, hat auf den Tod Ludwigs XVI. von Frankreich eine Denkmünze geprägt. Auf der Vorderseite sieht man das Bildniß des Königs mit der Umschrift:

schrift: Ludovicus XVI. Galliae Rex, securi civium percussus. Auf der Rückseite steht die weinende Göttinn Frankreichs, bey welcher ein römisches Richtbeil liegt, mit der Beyschrift: Heu! nimis sero manant. Auf der Umschrift liest man den Sterbetag.

Haarlem. Das Teylersche Kabinet von Zeichnungen, das jetzt unter der Aufsicht des geschickten Porträtmalers, Hrn. Hendriks steht, hat neulich eine sehr ansehnliche Vermehrung von fast 1700 Zeichnungen von verschiedenen italienischen Meistern erhalten, worunter viele von vorzüglicher Schönheit sind. Sie gehörten ohne Ausnahme zu der Sammlung der Königinn Christina von Schweden, und wurden in Rom für eine ansehnliche Summe für das Teylersche Kabinet erstanden. Nach einem von den Directoren gemachten Plan, kommen nun auch neue inländische Arbeiten in dasselbe, indem sie von Zeit zu Zeit, sowohl zu Aufmunterung der Kunst in den vereinigten Niederlanden, als zu mehrerer Vollständigkeit und Verschönerung des Kabinets selbst, zwey oder mehr Zeichnungen von den geschicktesten jetztlebenden niederländischen Künstlern verfertigen lassen wollen. Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir ihnen künftig Nachrichten und kurze Beschreibungen von diesen sowohl, als von ältern schon in dem Kabinet befindlichen, aber nicht genug bekannten Kunstwerken dieser Art mittheilen.

London.

London. The exhibition of the Royal Academy 1792. the twenty fourth. Certari pio certamine bonae artis ac virtutis ausi sumus cum majoribus, Liv. L. 37. Nec nostra tempora damnamus hujus infelicitatis, ut nunc demum nil crescat. Quinct. London printed by *T. Cadell* with a list of the exhibitors 1792. with their places or abodes. Aus diesem Bericht von der öffentlichen Ausstellung der Kunstwerke in dem verwichenen Jahre 1792, deren Zahl sich auf 780, so wie die der Künstler auf mehr denn 300 beläuft, kann man sich einigermaßen einen Begriff machen, mit welchem Eifer die bildenden Künste in England gegenwärtig betrieben werden, und wie viel Unterstützung sie finden müssen. Dabey darf nicht vergessen werden, daß die berühmtesten Maler ihre Arbeiten nur in ihren eignen Häusern ausstellen, und folglich nicht unter der angegebenen Zahl der öffentlich ausgestellten mit begriffen sind.

Haarlem. Gezichten op de Stad Haarlem van het Norder en Zuider Spaarne te zien, nach dem Leben gezeichnet, von A. Claterbos, und in Kupfer gebracht von A. Cardon. Zwey schöne Blätter, die dem Zeichner und Kupferstecher Ehre machen. Die Sammlung wird fortgesetzt, und nächstens erscheinen zwey andere vorzügliche Ansichten dieser Stadt, de Nieuwe Kolk und Het duin by Kraantjelek von denselben Meistern. Der Preiß jedes Stücks ist 1 Gulden 16 Stüv. Probeabdrücke 2 Guld. 10 St.

 Ebend.

Ebend. De Haarlemmer Hout, das Haarlemmer Holz in seinem gegenwärtigen Zustand genau abgezeichnet von D. Engelmann und in Kupfer gebracht von J. van Jagen. Der Preiß eines schwarzen Abdrucks ist ein Gulden, eines farbigen 1 Guld. 10 St.

London. Am 1sten May dieses Jahres wurde, wie gewöhnlich, die königliche Malerakademie allen Liebhabern der Kunst geöffnet. Unter den ausgestellten Stücken befindet sich eines von dem Präsidenten West, ein sehr großes und schönes Stück; das den h. Paulus und Barnabas vorstellt. Auch Hr. Lawrence hat ein großes Stück geliefert, ein Scene aus Shakspears Sturm, das sehr gut erfunden und ungemein schön kolorirt ist. Von Copley sieht man ein allegorisch-historisch-poetisches Porträtstück aus Spensers Feenköniginn. Die zwey Gemälde von Füseli waren, wenn gleich bisher nicht ausgestellt, doch schon vor einigen Jahren verfertigt. Ein schönes Stück, das eine Ansicht von St. Petersburg, mit der Bildsäule Peters des Großen zu Pferde, der Akademie der Wissenschaften und dem Rathhaus, und ein anderes, das ein Fruchtfeld vorstellt, und unübertreflich ausgeführt ist, sind beyde von Hodges Hand. Eine große Fuchsjagd mit verschiedenen Abbildungen nach der Natur von Hrn. Thorntons Pferden und Hunden, von Gilpin, kam zu spät, um in dem großen Saal aufgestellt zu werden, und hat in einem Nebenzimmer Platz nehmen müssen. Unter verschiedenen schönen Porträten von Beachey, sticht eine

Gruppe

Gruppe von Kindern, die Allmosen an Bettler austheilen, sehr hervor. Von Hamilton sieht man Boas und Ruth, Aehren lesend, und von Francis Bourgeois eine Leichenbestattung eines Carthausermönchs, nebst einem Porträt von Kemple in der Rolle des Coriolan. Wie gewöhnlich sieht man auch dießmal eine Menge Porträte, die zum Theil sehr gut ausgefallen sind.

Ebend. Ein wahrer Verlust für die Kunst ist der ohnlängst erfolgte Todesfall des Hrn. Hendrik Meyer, eines Landschaftsmalers von viel Verdienst, der sich aus seinem Vaterlande Holland hieher begeben, und seit einigen Jahren in dieser Stadt, wo man Künstlertalent so gut zu würdigen und zu belohnen weiß, niedergelassen hatte.

Amsterdam. Am 11. Jun. dieses Jahrs starb hier in einem Alter von ohngefähr 45 Jahren, nach einem kurzen Krankenlager, Hr. J. Ekels, ein Maler, der sich in seinem Vaterlande durch seine Talente sehr bekannt gemacht hatte, und dessen Verlust alle Kenner und Liebhaber beklagen. Er betrieb die Kunst mit ungemeinem Eifer, und hatte sich vornämlich durch anhaltenden Fleiß eine Fertigkeit und Schnelligkeit im Zeichnen erworben, deren sich nur wenige Maler rühmen können. Doch war dieß keinesweges sein einziges oder größtes Verdienst. Er zeichnete eben so richtig als schnell, und seine Manier hat sehr viel Gefälliges. Viele seiner Gemälde werden in den Kabinetten der vornehmsten und einsichtsvollsten Liebhaber aufbewahrt und sehr geschätzt. Sein Lieblingsfach waren mo-

derne Gesellschaftsstücke, auch hat er mehrere vortrefliche Porträte verfertigt.

Stockholm. Der Herzog Regent hat, den Vorstellungen der Nationalstücke mehr Würde zu geben, die königliche Akademie der Musik mit der dramatischen Assotiation auf dem prächtigen Theater, das Gustav III. den schwedischen Musen widmete, vereinigt, so daß man künftig auf demselben von beyden Instituten abwechselnd Vorstellungen sehen wird, und selbst nach Erforderniß der Umstände beyde gemeinschaftlich zum größern Glanz der Aufführung wirken sollen. Hoffentlich wird diese neue Einrichtung, die dem Genie ein freyeres Feld öffnet, den Wetteifer der inländischen Dichter, die schon so viel trefliche Arbeiten geliefert haben, erneuern und verstärken.

Gotha. Herr Theodor Stockmar, Herz. Sächs. Münzwardein und Hofmedailleur, hat auf die Wiedereroberung der Städte Worms, Speyer und Mainz eine Denkmünze geprägt, die in Silber, 2 und ein halb Loth schwer ist, und 3 und einen halben Thaler Sächs. kostet, in Gold aber 12 Dukaten wiegt und 48 Rhlr. kostet. „Auf der Vor-„derseite derselben liegt Vater Rhein am Ufer des „Strohmes, der sich aus seiner im linken Arme „liegenden Urne ergießt. Dieser Arm ruht auf „einem Schilde, welcher, durch das darauf gezeich-„nete Rad, die Stadt und Vestung Mainz andeu-„tet. Verachtung und Unwillen im Blick schleu-„dert der patriotische Flußgott mit der rechten Hand „ein Bündel Jakobinermützen in seine dem Ocean

„zu-

„zueilenden Wellen. Vor ihm steht, voll männ-
„licher Kraft und Schönheit, ein deutscher Krieger
„in voller Rüstung, hält in seiner rechten Hand das
„gezückte Rachschwert empor, und streckt die Linke
„bittend gegen den Alten aus, als wollte er sagen:
„Vater Rhein! wirf doch die Schandmützen
„der Gallier von dir! — Rhene Pater! Tur-
„pes Gallorum projice mitras! welche Worte
„unter dem Abschnitte stehen. Im Hintergrunde
„sieht man aufgerichtete Trophäen, welche durch
„die auf Lorbeerkränzen sitzenden kaiserlichen und
„preußischen Adler anzeigen, daß Deutschland der
„in der Figur des Ritters personificirten Tapferkeit
„der kaiserlichen, preußischen und Reichskrieger sei-
„ne Erhaltung verdankt, welches durch die auf
„dem Revers befindlichen Worte: Mihi dedit
„partes Scelus expiandi Jupiter, mir trug
„die Gottheit auf, den Frevel zu vertilgen,
„noch näher erklärt ist. Auf dem Revers sind auch
„die Tage angezeigt, an welchen die genannten
„Rheinstädte dem Feinde wieder entrissen wor-
„den."

XI.

Italienische Litteratur.

De Christiana religione Libri VII. Henrici Barellii e congregatione S. Pauli. Ber-

 gomi.

gomi. apud Locatellum. 1792. 8vo maj. 342 Seiten. Der Verf. dieses weitläuftigen Gedichtes, das auf die Hälfte seines Umfangs reducirt nicht wenig gewinnen würde, zeigt eine genaue Bekanntschaft mit den lateinischen Dichtern, vornämlich dem Virgil und Lukrez, denen er häufig ihre Wendungen und ihren poetischen Schmuck ableiht, aber er besitzt weder den feinen Geschmack des erstern, noch das Feuer des letztern, noch sonst etwa einen eigenthümlichen Charakter eines poetischen Genies. Sein vornehmstes Verdienst besteht in einer gewissen Leichtigkeit seine Gedanken auszudrücken, welches ihm auch bisweilen bey Begriffen gelingt, welche den neuern Zeiten eigenthümlich sind. Aber so wie ihm diese Fertigkeit auf der einen Seite zu einer beträchtlichen Anzahl prosaischer, unbedeutender und leerer Verse verholfen hat, so hat sie ihn auf der andern nicht ganz gegen Rauhigkeiten und Härten schützen können. Die christliche Religion, deren Wahrheit er einem gewissen Julius, einem Anhänger des Deismus, darthun will, ist, wie man leicht denken kann, keine andre, als die christlich-katholische, in deren Vertheidigung er auf die Weise zu Werke geht, daß er zuerst die Nichtigkeit des neuen Epicureismus darthut, und die Anhänger des Helvetius (qui sociis vexilla nefarius affert)

Qui se anatum fratres vocitant, oviumque propinquos,
Seque ursis similes, canibusque fatentur equisque,
Cognatosque suum generi, generique luporum.

mit

mit Verachtung und Hohn zurück weißt; die Glaubwürdigkeit des historischen Theils unsrer Religion sichert, und die Lehren des Christenthums über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes mit den Lehren der unerleuchteten Vernunft vergleicht, und die entschiedenen Vorzüge der erstern auseinander setzt. Er sucht hierauf die ausschließende Richtigkeit des katholischen Glaubens zu beweisen, und bekämpft endlich noch zum Ueberfluß die Ketzereyen der protestantischen und griechischen Kirche. — Wir wollen einige Stellen zur Probe des Styls ausheben: 1. Ges. S. 18.

— Animum studia exposcunt divina quietum.
Namque velut placidae per grata silentia noctis
Benaci, aut Lari tranquilla fulget in unda
Pulchra videri oculis, coeli stellantis imago;
Astraque cernuntur distincta; et lumine luna
Clara repercusso in placido se gurgite monstrat:
In te distincta haud aliter vestigia figent
Res meditatae animo, nullo turbante tumultu
Curarum, prohibet penitus qui cernere verum.

Im Anfange des zweyten Gesanges handelt er von einigen der vorzüglichsten Entdeckungen unsers Jahrhunderts in der Astronomie und Physik. Hier heißt es von der Elektricität:

Ille manu celeri vitreum circumrotat orbem:
Machina quae inventa haud dudum, variataque saepe
Nunc, Ramsdene, tua nobis perfectior arte est.
Pulvilli affrictu assiduo, vitrique vicissim

Igneus erumpit rivus, venaque perenni
Fulgidus invasit positum e regione metallum.
Igne illud foetum (cohibenti est corpore circum
Si tamen ambitum) nunc corpora parva repellit,
Nunc trahit alternis vicibus. Mirabile visu!
Incita eunt, redeuntque cito creberrima motu,
Ut vix ipse vices oculis distinguere possis.
Si digitum Sophus admoveat, digitum feriturae
Scintillae erumpunt subito fulgore crepantes.
Ipso auctore sonant et tintinnabula: Vitro
Quin etiam tonitru, atque imitatur fulguris ignes;
Atque alia atque alia attoniti spectacula vulgi.
Tantarumque studet causas evolvere rerum,
Vel qua Noletus ratione incumbit, acutus
Vel qua Franclinus, melior sophus, aureo in altum
Qui verte elato tutari tecta domorum
Nos docet, et princeps spoliavit fulmine coelum.
Tantaene humanae vires sunt mentis et ausus!

XII.

Englische Litteratur.

Poems upon several Occasions, english, italian and Latin with translations, by *John Milton*. Viz Lycidas, l'Allegro, il Penseroso, Arcades, Comus, Odes, Sonnets, Miscellanies, english Psalms, Elegiarum Liber, Epigrammatum Liber, Sylvarum Liber. With notes critical and explanatory and

and other illustrations. By *Thomas Warton*, B. D. late Fellow of Trinity College, Professor of Poetry and Camden Professor of History at Oxford. The second Edition, with many alterations and large additions. London. Robinsons. 1791. 8. Diese neue Ausgabe der kleinen Gedichte Miltons von dem berühmten Warton hat große Vorzüge vor der ersten. Sie giebt neue Beweise von der ausgebreiteten Belesenheit, dem Fleiß und Scharfsinn des Commentators. Unglaubliche Mühe hat er angewendet die Stellen ausländischer Dichter aufzufinden, die Milton gelegentlich nachgeahmt hat, oder nachgeahmt haben soll, denn die bloße allgemeine Aehnlichkeit zwischen Ideen und Bildern dürfte doch in den wenigsten Fällen hinreichend seyn, dem spätern Dichter absichtliche und wissentliche Nachahmung des ältern beyzumessen. Diese Einwendungen treffen jedoch nur einzelne Stellen, und im Ganzen enthalten diese Noten unstreitig einen reichen Schatz ächter Kritik und wissenswerther Anekdoten. Verschiedene Anmerkungen der ersten Ausgabe sind in dieser zweyten unterdrückt worden: der größere Theil aber verbessert und vermehrt. Wir zeichnen einiges aus. Endlich ist es Hrn. W. gelungen, eine authentische Copie von Miltons letztem Willen zu erhalten, an dessen Existenz er in der vorigen Auflage zu zweifeln schien. Dieses Document ist in seiner Art wichtig; es verbreitet Licht über manche Dunkelheiten im Leben des Dichters, und kann zur

Berichtigung mancher Irrthümer, in die seine Biographen gefallen sind, dienen. Hr. W. hat es hier, nebst andern sich hierauf beziehenden Papieren, als Anhang hinter der Vorrede, abdrucken lassen. — Mehrere Anmerkungen sind von dem auch in Deutschland nicht unberühmten Bischoff von Worcester, D. Hurd. Als eine Probe theilen wir die Note zu folgenden Versen des Penseroso mit:

Him that yon ſoars on golden wing,
Guiding the fiery wheeled throne,
The Cherub Contemplation — —

„By Contemplation is here meant that „ſtretch of thought, by which the mind „aſcends „To the firſt good, firſt perfect, „and firſt fair," and is therefore very pro„perly ſaid *to ſoar* on *golden wing, guiding* „*the fiery - wheeled throne*; that is, to „take a high and glorious flight, carrying „bright ideas of deity along with it. But „the whole imagery alludes to the cherubic „forms that conveyed the *fiery - wheeled car* „in Ezekiel x. 2. ſq. See alſo Milton him„ſelf Par. L. VI. 750. So that nothing can „be greater or juſter than this idea of *Di*„*vine Contemplation*. Contemplation of a „more ſedate turn and intent only on hu„man things, is more fitly deſcribed, as by „Spenſer, under the figure of an *old man*; „time and experience qualifying men beſt „for

„for this office. Spenser might then be „right in his imagery; and yet Milton might „be right in his, without being supposed „to ramble after some *fanciful Italian.*"

In der Ode The Passion kommen die Verse vor:

> My sorrows are to dark for day to know:
> The leaves should all be black whereon I write,
> And letters where my tears have wash'd a wannish
> white.

Diese dunkeln Verse sind in dieser neuen Ausgabe vollkommen befriedigend erklärt. „Conceits „were now confined not to words only. „Mr. Steevens has a volume of *Elegies*, in „which the paper is black, and the letters „white; that is in all the title-pages. Every „intermediate leaf is also black." Am Ende der Sonnette bemerkt Hurd sehr richtig: „They „are not without their merit; yet if we ex„cept two or three, there is neither the „grace nor exactness of Miltons hand in „them. This sort of composition in our „language is difficult to the best rhymist, „and Milton was a very bad one. Besides „his genius rises above, and as we may say, „overflows, the banks of this narrow con„fined poem, *pontem indignatus Araxes.*" — Milton hat auch griechische Verse, Hr. W. aber zeigt in seinen nur allzu ausführlichen und ängstlich genauen kritischen Prüfungen die schlechte Beschaffenheit derselben.

Tra-

Tragedies by *Hugh Downmann*, M. D. London. Robinson. 1792. 322 S. in 8.

Diese Sammlung enthält drey Stücke: Lucius Junius Brutus, oder die Vertreibung der Tarquinier; Editha; Belisarius. Die beyden ersten waren schon einzeln erschienen; das dritte ist hier zum erstenmal gedruckt. Die Poesie dieses Dichters ist voll Natur, Gefühl und Kraft. Er verwirft weislich die künstlichen Zierrathen und den Flitterstaat, der die meisten neuen englischen Trauerspiele so sehr entstellt. Wo sein Subjekt keinen Schimmer erfordert, begnügt er sich ganz einfach und schmucklos zu sprechen; erheischt es aber einen höhern Ton, so schmückt er es mit wahrer und angemessener poetischer Kraft, und verschmäht die so leichter aber auch desto unwirksamern und ermüdenden riesenhaften Bilder, den Frost der Hyperbeln u. s. w. So wie der Verf. die Geschichte Belisars behandelt hat, ist sie für das Theater sehr geschickt. Der Muth, die Tugend, die Menschlichkeit und Mäßigung des Helden in den Tagen seines Glücks und seiner Siege erweckt unsre Bewunderung; der Neid derer, die Plane zu seinem Verderben schmieden, unsern Unwillen, und der glückliche Erfolg dieser schwarzen Unternehmungen unsern Schmerz. Wir fühlen das zärtlichste Mitleid für die Familie des unglücklichen Feldherrn, wir sehen mit Achtung auf den edlen Geist, der auch im Elend seiner Würde nichts vergiebt; endlich freuen wir uns über den Sturz seiner Feinde, und den Anblick einer Tugend, die kein Schlag glücks besiegen kann.

Songs

Songs of the aboriginal bards of Britain. By *Georg Richards*, A. M. Fellow of Oriel College, Oxford. London. Robinson, 1792. 28 p. 4. In des 46sten Bandes 2tem Stück dieser Bibliothek S. 310. haben wir den ersten viel versprechenden Versuch dieses jungen Dichters angezeigt. Diese neue Arbeit bestätigt die Erwartungen, die ein solcher Debüt erregte. Hr. R. macht einen ungemein glücklichen Gebrauch von der altnordischen Mythologie, der zugleich ächte Originalität des Genies verräth. Das Große und Schreckliche gelingt ihm nicht minder, als das Sanfte und Rührende. Das erste Gedicht führt den Titel *Battle* und besteht aus einer Reihe von Gesängen, in denen brittische Barden ihre Landsleute zur Tapferkeit und Rachsucht gegen die Römer anfeuern. Erst bewegen sie dieselben, einen wüthenden Angriff auf die Römer zu thun, da sie zurück geschlagen werden, so machen sie ihnen Muth, den Angriff zu erneuern, und endlich schließen sie mit Versicherungen, die aus ihrer Religion hergenommen sind, daß sie dereinst von neuem in den Personen der Helden aufleben würden, die die folgenden Perioden der vaterländischen Geschichte mit dem Glanze ihres Ruhmes zu erfüllen bestimmt wären. Das Gedicht öffnet sich mit einer lebhaften Beschreibung des Marsches der Briten von einem steilen Berg herab, an dessen Abhang die Barden stehen, und sie durch ihre Gesänge begeistern. Die Bilder sind kühn, mit Beurtheilungskraft gewählt, und der wilden Größe

des

des Gegenstandes angemessen. Einer der wirksamsten Gründe zur Erneuerung des Treffens mit den Römern, den die Barden vorbringen, ist ungemein geschickt vorgetragen:

»But ah! the captive's mournful fate!
To swell the pomp that marks his shame,
To knee the chief his soul must hate,
And hear a coward blast his name:
To tread Hesperian ground;
To drink of Tiber's hated stream;
With downcast eye,
With many a sigh,
Sullen, with fetter'd limbs, to move along,
The sport or pity of an abject throng:
While conquering warriors pass with laurels crown'd;
And Albion's pictur'd cities beam around;
Cymbals and clarions swell the triumph song;
And plumy helmets wave, and groves of lances gleam.

Die Embleme des künftigen britischen Reichs, und die Aussicht auf seine ausgebreiteten Besitzungen, schliessen den ersten Gesang. Der Geist ächter Poesie athmet aus folgenden Versen:

There rest on clouds reclin'd,
Scepters and laureate wreathes, and naval crowns,
Tower'd cities, fleets that ride
In mastery the ocean tide,
Domestic sweets, that meek contentment owns,
And emanations of the mind,

That

That add a nobler nature to our kind.
Lo! to our dazzled sight,
Wide over torrid sands and winter zones,
Britannia's pendant proudly streams;
And every star, that beautifies the night,
Where'er it roams, on Albion's empire beams,
Or when it pales at dawn its setting light,
Or from the misty wave uplifts its circlet bright.
They sang: and rapture brighten'd every eye;
With pealing plaudits rung the vaulted sky:
When o'er the eastern summits darksome shade
The moon rose mellowing the grey rocks, and play'd
On the still lake: — the warrior host retires
To crown the mountain tops with sacrificial fires.

Das zweyte Gedicht: The Captivity of Caractus enthält die Trost- und Ermunterungsgründe der Barden an diesen Prinzen, als er eben im Begriff ist, sich nach Italien einzuschiffen. Sie prophezeihen ihm, daß er dereinst zurück kehren und über Brittannien herrschen werde. Dann hoffen auch sie ihre ehemaligen Beschäftigungen zu erneuern, und durch ihre Lieder auf die Herzen ihrer Zuhörer zu wirken:

Ther to the silent midnight orbs of fire,
On moonshine banks of haunted streams,
'Mid grey oaks mellow'd by the night's wan beams,
The bard shall touch his silver wire,

And

And soothe the sleeping wanderer's fairy dreams:
While, as the soft suspended numbers fail,
Through the tall pines, that up the cavern'd steep
Rise midway waving o'er the deep,
In each soft murmuring gale
A warrior's troubled spirit seems to moan
Or Misery's wasted form to pour her feeble groan.

Diese melancholische, zärtliche und poetische Beschreibung kontrastirt schön mit folgender Stanze, in der die Bilder kühner sind, und die Empfindung einen höhern und edlern Schwung nimmt:

Go then, o Albion's pride, and dauntless stand
At Cäsar's throne; think on thy native land,
Thy long illustrious line of freeborn sires,
And the proud blood that circles through thy veins.
Though low debas'd by chains,
Though pale and wasted by the tyrant's hand,
'T is thine to glow with thy fam'd fathers fires,
To bear unconquer'd the high mind;
Thy dignity of being to revere;
What great souls own, what generous warriors feel,
In simple boldness to reveal;
Though their own Jove, with red right arm uprais'd,
In which the forked lightning blaz'd,
Sat, as prepar'd to strike, and bent his brow severe.

Die

Die Barden endigen ihren Gesang mit Ende des Tages, und die letzte Stanze enthält ein sehr gut angebrachtes und sehr reizendes Gemälde des stufenweisen Einbruchs der Nacht.

Anatole or a contemplative View of the material and intellectual worlds compared; a Poem on the birth of Christ. In two books. London, Evans, 1792. 40 p. 4. Der Hauptgegenstand dieses Gedichts scheint zu seyn, den göttlichen Ursprung, die innere Vortreflichkeit und glückliche Wirkungen der christlichen Religion in das Licht zu setzen. Der Verf. vergleicht die geistige Dunkelheit, die vor der christlichen Epoche geherrscht haben soll, mit der materiellen Welt um Mitternacht; der Aufgang der Sonne ist ihm ein Sinnbild der aufgehenden Sonne der Gerechtigkeit; er beschreibt, wie dieß himmlische Licht mit der Geburt Jesu die Wolken der Vorurtheile, des Aberglaubens und der Laster zerstreut habe. Er schildert den wohlthätigen Charakter Jesu, und entwirft ein poetisches Gemälde der allgemeinen und besondern Glückseligkeit, die im künftigen Reiche des Meßias zu erwarten sey. Wenn dieses Gedicht wenig Beyfall finden sollte, so muß sich der Verf. mit so manchen andern Dichtern trösten, die mit der Bearbeitung dieses religiösen Sujets (und diese sind überhaupt ganz außer dem Geschmack der jetzigen Welt) nicht glücklicher gewesen sind. Einzelne Stellen sind dem Verf. sehr gelungen. Aechte Poesie herrscht in folgender Beschreibung der Mitternacht:

'T is midnight deep: — o'er all the vacant plains
Thick darkneſs ſits, and awful ſtilneſs reigns.
The feather'd ſongſters of the grove no more
Chant in ſhrill ſtrains their am'rous ditties o'er;
But cold and ſhivring on ſome friendly ſpray,
In ſilence paſs the cheerleſs hours away.
Nor voice, nor ſound obtrudes, but where alone
The diſtant cataract's hoarſe and hollow moan,
Echoing provokes the wakeful houſe-dog's bark,
While faithful to his charge, amid the dark
He views the gliding moon with jealous eye,
And growls at his own ſhadow fitting by.
Or when from dreary yew, or mouldring tow'r
With awful ivy hung, or duſky bow'r
The wailing owl, that ceaſeleſs all night long,
Shrieks on the gloom, and plies her hideous ſong;
Or pauſing oft, where glides the lonely flood
In peaceful murmurs to the pendent wood,
With many a ſoothing, many a plaintive ſtrain,
Her young ſweet Philomel laments in vain.
All elſe is ſilence, ſolemn and profound,
Whilſt Melancholy ſpreads her horrors round.
Creation ſlumbers; Nature's ſelf oppreſs'd
While long-exerted effort ſinks to reſt,
And nodding o'er her children ſeems to ſhare
One common influence, and forget her care — —

The Louſiad, an Heroi-comic Poem. Canto IV. By *Peter Pindar*, Eſq. London 1792. 43 p. 4. Dieſe Satyre fängt an, matt und froſtig zu werden. P. Pindar ſcheint dieß ſelbſt

selbst zu fühlen, wenigstens hat seine sonst so lebhafte und rasche Muse nie so gezögert, nie eines ihrer Produkte so stückweise und langsam zur Schau gestellt. Einzelne Züge des komischen Genies funkeln indeß auch in dieser Dunkelheit, und einzelne Einfälle sind so witzig und geistreich, als je einer aus diesem wirklich originellen Kopfe kam.

The Adventures of Telemachus, in blank Verse from the french of Mr. Fenelon, Archbishop of Cambray. By *J. Y. A. M.* and formerly fellow of St. Johns College, Cambridge. Chester and London. 1791. 3 Voll. 12. 847 p. Im vorigen Stück haben wir eine gereimte englische Uebersetzung des Telemachs angezeigt, hier kömmt uns noch eine andere in reimlosen Versen in die Hände. Der Uebersetzer versichert, er habe keine Mühe gespart, seinen Autor in einer Gestalt erscheinen zu lassen, deren er sich nicht schämen dürfte. Er habe nicht nur gesucht, immer den wahren Sinn des Originals auszudrücken, sondern auch, soviel möglich, die Simplicität, Natur und Klarheit desselben zu erreichen. Er glaubt, daß die von ihm gewählte Form, dem Ohre angenehmer, und geschickter sey, die Aufmerksamkeit zu erhalten, und einen lebhaftern Eindruck auf die Seele zu machen, als eine prosaische Uebersetzung. Der Geschmack der Menschen ist verschieden, und die Behauptung des Uebersetzers kann wenigstens für keinen allgemeinen Satz gelten. Man behauptet, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Liebhaber der Dichtkunst jetzt we-

 niger

niger Geduld hätten, als sonst, und eher ermüdeten; allein wahrscheinlich ist die Zahl der Menschen immer nur klein gewesen, die ein grosses Werk in Versen lieber, oder nur mit gleichem Vergnügen lasen, als eins von gleichem Umfang in Prosa. Noch erfahren wir in der Vorrede, daß D. Johnson bey seinem letzten Besuch in Oxford im Sommer 1782. die beyden ersten Bücher dieser Uebersetzung gelesen, und sie mit seinem Beyfall beehrt habe. Zur Probe setzen wir eine Stelle aus der Beschreibung her, die Telemach von der Schönheit Aegyptens macht: S. 35.

- If any charm of pleasure could have mov'd
Our hearts in sorrow sunk, and deep regret
For freedom lost; how might those scenes have charm'd,
That now surrounded us! the fertile plains
Of Egypt water'd by a thousand streams,
A garden of delights! on either hand
Fair, stately cities rising to the view,
Delightful villas, cultivated fields
That wave with golden crops, year after year,
With inexhaustible fertility!
Meadows with flocks and herds diversified,
Husbandmen bending under loads of fruit,
That bounteous nature from her copious horn
In rich abundance pour'd and all around
Shepherds that taught each echo to repeat
The liquid melody of their vocal reeds!
Happy that prince said Mentor, whose delight
Is in his people's happiness and love!
Whose laws breathe wisdom and benevolence!

Still

for this office. Spenser might then be right in his imagery; and yet Milton might be right in his, without being supposed to ramble after some *fanciful Italian.*"

In der Ode The Passion kommen die Verse vor:

> My sorrows are to dark for day to know:
> The leaves should all be black whereon I write,
> And letters where my tears have wash'd a wannish
> white.

Diese dunkeln Verse sind in dieser neuen Ausgabe vollkommen befriedigend erklärt. „Conceits „were now confined not to words only. „Mr. Steevens has a volume of *Elegies*, in „which the paper is black, and the letters „white; that is in all the title-pages. Every „intermediate leaf is also black." Am Ende der Sonnette bemerkt Hurd sehr richtig: „They „are not without their merit; yet if we ex„cept two or three, there is neither the „grace nor exactness of Miltons hand in „them. This sort of composition i[illegible] „language is difficult to the best rh[illegible] „and Milton was a very bad one. B[illegible] „his genius rises above, and as we ma[illegible] „overflows, the banks of this narrow [illegible] „fined poem, *pontem indignatus Araxe[illegible]* — Milton hat auch griechische Verse, Hr. [illegible] aber zeigt in seinen nur allzu ausführlichen un[illegible] ängstlich genauen kritischen Prüfungen die schlechte Beschaffenheit derselben.

chen. Ohne die Gründe des Verf. in philosophischer und politischer Rücksicht zu prüfen, wozu der Ort hier nicht ist, müssen wir den poetischen Talenten desselben die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Hier ist eine Stelle zur Probe:

But lo! imperial chiefs with vengeful ire
Against a people's peace and rights conspire;
War is their royal game, a realm the prize,
Men are but counters in the tyrants eyes.
Lash'd to manœuvre with habitual skill,
Fight without cause, and without passion kill.
Drill'd to machines, their servile bands advance,
With fire and sword to tame disloyal France.
To stamp the wrath of kings to after-times,
And waste the beauty of her genial climes.
There, golden fruit to sweet luxuriance grows,
The various vine in vivid clusters glows.
There bounteous crops enrich the happy swain,
And tell th' incipient bliss of Freedom's reign.
Can servile bands republicans control,
And quell their new born energy of soul?
In vain proud Austria her whole force combines,
Her trench they storm, and force her boasted lines,
She yields, she flies, despair and shame her guide,
Shorn of her beams and fall'n her crested pride.
The gothic tower, thus rear'd in ages past,
One moment sinks, beneath the lightning's blast.
Thro' every breast heroic ardour runs,
All feel alike, when nature ranks her sons;
The patriot soldier pants for public praise,

And

And France revives the fame of ancient days,
Man, equal man, no vain distinction knows,
With pride he thinks, with energy he glow's,
Republic valour every bosom fires,
Republic virtue every soul inspires:
Thus Greece renow'nd, repell'd the barbarous hosts,
That Persia pour'd in torrents on her coasts.

Nicht weniger schön ist folgende Schilderung Voltairs:

When o'er the land, sad superstition threw
Her gloom,, and ting'd Religion with her hue,
Voltaire arose — wit's polish'd shafts he sped
The loves and graces hover'd o'er his head;
The tender muses every verse inspire,
To themes sublime attun'd his lofty lyre,
Virtue and Brutus trod the wondering stage,
And Rome's free spirit fir'd a servile age.
Sportive yet keen, his laughing satire flows,
His scornful ridicule sham'd reason's foes;
Till indignation fir'd each generous breast,
And mitres, cowls and priests became a jest;
Ev'n vengeful bigotry was taught to feel,
And persecution mournd her broken wheel.
With endless fame his glorious toils are paid,
And grateful honours glad th'illustrious shade.

Dramatic Pieces, from the German. 1) The Sister a Drama by *Göthe*, Author of the Sorrows of Werter. 2) The conversation of a Father with his children by Gesner Author of the Death of Abel. 3) The

He likewiſe cleft the ſmalleſt haire
From his faire ladies head,
Not hurting her whoſe even hand
Him laſting honours bred.

Such were his deeds and noble acts
In Arthur's court there ſhowne,
As like in all the world beſide
Was hardly ſeene or knowne.

Now at theſe ſports he toyl'd himſelfe
That he a ſickneſſe tooke,
Through with all manly exerciſe
He careleſsly forſooke.

Where lying on his bed ſore ſicke,
King Arthur's doctor came,
With cunning ſkill, by phyſik's arts,
To eaſe and cure the ſame.

His body beeing ſo ſlender ſmall,
This cunning doctor tooke
A fine proſpective glaſs, with which
He did in ſecret looke.

Into his ſickened body downe,
And therein ſaw that death
Stood ready in his waſted guts
To ſeaſe his vitall breath.

His arms and leggs conſum'd as ſmall
As was a ſpider's web,
Through which his dying houre grew on,
For all his limbs grew dead.

His face no bigger than an ant's,
Which hardly could be ſeene:
The loſs of which renowned knight
Much griev'd the king and queene.

Manier hat einige Schönheiten, aber ungleich mehr Fehler. Für Auge und Ohr hat der Dichter mehr gesorgt, als für Kopf und Herz. Columbus Charakter ist nicht übel gezeichnet, nur ist er in dem Stücke gar zu unthätig. Die Einheit der Zeit ist auf eine gar zu plumpe Art verletzt. Columbus reist während der Handlung des Stücks nach Spanien, und kömmt wieder zurück. Einige Anführer der Indianer, und der Engländer Herbert, sind mit guten Zügen charakterisirt, allein sehr häufig legt der Dichter seinen Personen Gesinnungen und eine Sprache bey, die ihnen auf keine Weise zukommen. Die pathetischen Stellen sind in einer Art von abgemeßener Prosa geschrieben, die mit leichter Mühe in reimlose Jamben verwandelt werden könnte. Z. B. Alonso Still must I wander near these awful walls, uncertain of my fate. Though days and weeks pass on, yet nought I gain from lengthened time, but added woe. — Still, still I tremble for her life! And were my mind relieved from that distracting fear, what comfort even then could reach me — The treasure of my soul 's immured in yon impenetrable shrine — buried for ever in that grave of youth and beauty. Where can I find a thought of ought but wretchedness. — Häufige und rasche Uebergänge von dieser kostbaren Sprache zu dem familiären Ton des Lustspiels beleidigen den Geschmack und das Ohr. Der größte Fehler des Stücks ist aber unstreitig, daß sich der

Neue Bücher der Verlagshandlung
zur Michaelmesse 1793.

Allgemeine praktische Forstnaturgeschichte Deutschlands. Ein Beytrag zur deutschen Forst- und Jagdwissenschaft. 2 Bände, gr. 8. 2 Thlr.
(Der 1ste Band handelt von Bäumen, Stauden und Gewächsen, der 2te von den vierfüßigen Thieren, Vögeln und Insekten.)

Beyträge zur Kenntniß, vorzüglich des Innern, von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines in England wohnenden Sachsen (Hrn. Küttner) gezogen von dem Herausgeber. 6tes und 7tes Stück. gr. 8. jedes à 9 Gr. 18 Gr.

Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte von M. J. Fr. Köhler. 2ter Theil, gr. 8. 18 Gr.

Europäische Regentafel auf das Jahr 1794. Fol. 1 Gr.

Ideen über Gegenstände der Criminal-Gesetzgebung von C. W. Jakobs, gr. 8. 20 Gr.

Lebensbeschreibungen merkwürdiger Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Malers Lucas Kranachs; nebst einigen Abhandlungen über deutsche Litteratur und Kunst von M. Joh. Friedr. Köhler. 2 Theile, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Litterarische Denkwürdigkeiten vom Jahr 1793. herausgegeben von C. D. Beck. 3tes Quartal. gr. 8. 20 Gr.
(Das 4te Quartal erscheint zu Weihnachten.)

Des Herrn Malouet Briefe über die Revolution. Aus dem Französischen übersetzt von J. Mauvillon. Nebst einer Vorlesung über die Frage: Welches sind die Kennzeichen der Freyheit? gr. 8. 16 Gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 16ten Band. 1stes Stück, gr. 8. 9 Gr.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, von einer Gesellschaft von Gelehrten; oder Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften. 2ten Bandes 2tes Stück, gr. 8. 16 Gr.

(Das 1ste Stück des 3ten Bandes erscheint zu Ostern 1794.)

Von der preußischen Monarchie unter Friedrich dem Großen. Unter der Leitung des Grafen von Mirabeau abgefaßt, und nun in einer sehr verbesserten und vermehrten deutschen Uebersetzung herausgegeben von J. Mauvillon. 2ter Band: vom Ackerbau und von den Manufakturen, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Der 3te Band, welcher vom Handel und dem Steuerwesen handelt, und gelegentlich eine Geschichte der Regie im Preußischen enthält, ist unter der Presse.)

Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg ꝛc. von J. Mauvillon. 2 Theile, 8. (ist unter der Presse.)

Die Gegend von London. Aus dem Englischen. (unter der Presse.)

Betrachtungen über die Revolution in Frankreich und die Ursachen ihrer langen Dauer, von Mallet du Pan. Aus dem Französischen übersetzt. gr. 8. (erscheint zu Ende des Octobers.)

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Ein und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1794.



XIII.

Reisen eines Deutschen in Italien, in den Jahren 1786 bis 1788. In Briefen von Karl Philipp Moritz. 3 Theile. Berlin, bey Maurer 1792.

So häufig die Reisebeschreibungen sind, die wir über Italien, vorzüglich seit 25 Jahren, erhalten haben, so viel fehlt dennoch daran, daß dieses Land an Stoff zu neuen Bemerkungen erschöpft sey. Unter andern sind die Sitten der Einwohner, besonders in ihren häuslichen und geselligen Verhältnissen bey weitem nicht genug bekannt,*) oder gar mit philosophischem Scharfsinn von den Sitten anderer Länder, von denen sie doch durch ihren orientalischen Anstrich auf mannigfaltige Art abweichen, gehörig unterschieden. Aber auch unabhängig von allen neuen Bemerkungen über das Land selbst, zeigt sich ein anderer Gesichtspunkt, aus dem ein Reisender von seinem Aufenthalte in diesem Vaterlande des Schönen uns eine interessante Seite zeigen könnte. Wir denken uns einen Mann, der Neigung zu den bildenden Künsten, aber keine Kenntnisse darin hätte. Er geht nach Italien, in der Absicht seinen Geschmack zu bilden. Wie

N 2 kommen

*) Das Beste darüber findet man beyläufig in Goldoni's Geschichte seiner selbst, die Herr Schatz zu Gotha vortreflich übersetzt hat. 3 Bände. Leipz. 1790.

kommen ihm die Meisterwerke vor, die seit Jahrhunderten den Beyfall der Kenner für sich haben? Was gehört von dem Werthe, den er ihnen gleich Anfangs beylegt, der Estime sur parole, und was seiner eigenen Empfindung? Und welches ist der Gang, den am Ende selbst sein Gefühl nimmt, um sich nach dem der Kenner zu modificiren? Eine aufrichtige unbefangene Beantwortung dieser Fragen, scheint uns in psychologischer und ästhetischer Rücksicht äußerst wichtig zu seyn.

Als wir diese Reisen des verstorbenen Moritz angekündigt lasen, so erwarteten wir freylich keine Charakteristik der höheren Stände von Italien. Wir wußten, daß ihm seine Lage in diesem Lande dazu im Wege gestanden hatte. Aber desto interessantere Bemerkungen konnten wir uns von dem Verf. des Anton Reisers über den Mittelstand, und diejenigen Einwohner, die noch darunter stehen, versprechen. Zwey Jahre lang hatte er sich in Italien, und größtentheils an einem Orte, in Rom, aufgehalten. Seine Studien, seine Verhältnisse und frühere Erziehung hatten ihn nicht gehindert, sich mitten unter den gemeinen Mann zu mischen, und dessen Vertrauen zu gewinnen. Welche interessante Vergleichung hätte er nicht, z. B. zwischen dem römischen und hannöverischen Handwerksmann anstellen können: in ihren Begriffen von Anstand, von häuslichem Wohlleben, von Unterhaltungen in- und außerhalb Hauses, kurz! in ihrer ganzen Lebensart! Herr Moritz hat viel mit jungen Künstlern gelebt: Neue Quelle zu höchst interessanten

Bemer

Bemerkungen über diese ganz eigene Menschenklasse, bey der die erste Erziehung oft mit der nachherigen Bestimmung in Contrast steht, Niedrigkeit und Elevation in den Gefühlen, Eingeschränktheit und Scharfsinn in den Ideen sich nicht selten zusammenfinden! Wie viel läßt sich über den Einfluß ihrer ursprünglichen Anlagen, nach denen sie halb Dichter, halb mechanische Künstler sind, und dann über den Einfluß der besondern Beschäftigung mit dem Pinsel, dem Meißel, dem Grabstichel u. s. w. auf ihren Charakter sagen! Rec. dünkt, ungeachtet seiner wohlerprobten Neigung für die leblose Schönheit, daß ein solches Werk der Menschenkunde eben so gern gelesen werden müßte, als Alles, was über Gegenstände geschrieben werden mag, die hauptsächlich durch den Anblick gefallen.

Weiter! Als wir das erste Bändchen dieser Reisen lasen, welches nach der Vorerinnerung blos als eine Vorbereitung zu den folgenden betrachtet werden soll, und darin allenthalben den Mann wahrnahmen, der nicht recht weiß, was seiner Aufmerksamkeit würdig ist — dem das Mittelmäßige so wie das Vortrefliche gleich merkwürdig scheint — und der offenherzig gesteht, daß er erst das Schöne zu sehen lernen müsse; da griffen wir begierig nach den folgenden Theilen, und hoften die Geschichte der allmähligen Augenkur des V., seiner Entblendung, Aufklärung, Bildung des Geschmacks in den bildenden Künsten zu finden.

Wir fanden uns aber in beyden Erwartungen betrogen, und so unmöglich es uns wird, den ei-

gentlichen Plan und Zweck, den der V. sich vor Augen gesetzt hat, zu entwickeln; so schwer wird es uns sogar, den Standpunkt anzugeben, aus dem der Leser sich selbst aus diesem Gemisch von unterhaltenden und langweiligen Reiseanekdoten, von gut gedachten, gut ausgedruckten, und wieder mystisch unverständlichen Raisonnements über das Schöne, von kritischen Beurtheilungen und bloßen Nomenclaturen der Kunstwerke, von lebhaft dargestellten und matt beschriebenen Naturscenen, endlich von glücklichen und unglücklichen Vergleichungen des jetzigen Italiens mit dem alten — ein planmäßsiges und wohlgeordnetes Ganze zu schaffen vermöge.

Das sicherste bleibt wohl, diese Reisen als ein Lesebuch zur Unterhaltung anzusehen. Aber wir zweifeln sehr, daß sie auch diese Bestimmung erfüllen. Rec., der selbst Italien kennt, würde sich darüber kein gültiges Urtheil zutrauen; aber er hat andere Leser zu Rathe gezogen, denen dieß Hinderniß nicht im Wege stand, und ihrer Meinung nach, ist das Buch — nicht zu Ende zu bringen.

Der erste Theil soll nach der Versicherung des V. nur der Vorhof zu dem Allerheiligsten seyn, in welches er uns in den folgenden einführen will. Aber gerade dieser erste Theil scheint uns noch der interessanteste zu seyn. Hier war er Moritz. In der Folge hat ihm ein originelles Genie unserer Nation, das mit ihm zugleich in Rom war, einen Spiegel vorgehalten, in dem er Dinge gesehen hat, die nicht für den Focus seines Auges paßten. Er

hat

hat davon gesprochen, wie ein Geblendeter, und wo er nun einmahl wieder mit eigenen Augen hat sehen wollen, da ist ihm alles mit so matten Farben und schwachen Umrissen erschienen, daß wir Leser nun gar die Bilder, so wie er sie uns liefert, kaum wieder erkennen mögen.

Gehen wir etwas mehr ins Detail! Der erste Theil fängt mit der Beschreibung einiger Eindrücke an, welche Boden, Clima und Ruinen der Vorzeit auf den V. gemacht haben. Sie lassen sich recht gut lesen, ob der V. gleich in der Darstellungsgabe kein Düpati ist. Neue Thatsachen konnte er bey der Eilfertigkeit, womit er nach Rom eilte, nicht sammeln. Inzwischen scheint er doch nebenbey diese Absicht gehabt zu haben. Denn sonst läßt sich seine Reise nach der Republik St. Marino, zu einer Zeit, wo so viel wichtigere Dinge seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten, kaum erklären. Genug! er hat diesen kleinen Staat gesehen, von dem wir seit Addisson so gut wie gar nichts wissen. Bernoulli bemerkt, daß seit der Zeit sich viel in der Verfassung der Repnblik müsse geändert haben. Der sel. Moritz führt jedoch nichts an, was nicht schon von Addisson gesagt wäre, und geht nur in den beyden unbedeutenden Punkten von ihm ab, daß Addisson die Dienstzeit der obersten Magistratsperson, oder des Capitains, auf 2 Monat setzt, er hingegen sie zu 6 Monat angiebt, und zugleich behauptet der Justizcommissair, oder Richter, werde alle drey Jahre verändert: ein Umstand, von dem jener schweigt. So viel Rec. in Rom

And so with peace and quietnesse
He left this earth below,
And up into the Fayry land
His ghost did fading goe.

Whereas the Fayry queene receiv'd,
With heavy mourning cheere,
The body of this valiant knight,
Whom she esteemd so deere.

For with her dancing nymphs in greene
She fetcht him from his bed,
With musicke and sweet melody,
So soone as life was fled:

For whom king Arthur and his knights
Full forty daies did mourne;
And in remembrance of his name
That was so strangely borne,

He built a tomb of marble gray,
And year by year did come
To celebrate the mournfull day,
And buriall of Tom Thum.

Whose fame still lives in England here,
Amongst the country sort;
Of whom our wives and children small
Tell tales of plesant sport.

Jedem Stücke ist eine Einleitung vorgesetzt, die keine gemeine Hand verräth.

Neue Bücher der Verlagshandlung
zur Michaelmesse 1793.

Allgemeine praktische Forstnaturgeschichte Deutschlands. Ein Beytrag zur deutschen Forst- und Jagdwissenschaft. 2 Bände, gr. 8. 2 Thlr.
(Der 1ste Band handelt von Bäumen, Stauden und Gewächsen, der 2te von den vierfüßigen Thieren, Vögeln und Insekten.)

Beyträge zur Kenntniß, vorzüglich des Innern, von England und seiner Einwohner. Aus den Briefen eines in England wohnenden Sachsen (Hrn. Küttner) gezogen von dem Herausgeber. 6tes und 7tes Stück. gr. 8. jedes à 9 Gr. 18 Gr.

Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte von M. J. Fr. Köhler. 2ter Theil, gr. 8. 18 Gr.

Europäische Regentafel auf das Jahr 1794. Fol. 1 Gr.

Ideen über Gegenstände der Criminal-Gesetzgebung von C. W. Jakobs, gr. 8. 20 Gr.

Lebensbeschreibungen merkwürdiger Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Malers Lucas Kranachs; nebst einigen Abhandlungen über deutsche Litteratur und Kunst von M. Joh. Friedr. Köhler. 2 Theile, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Litterarische Denkwürdigkeiten vom Jahr 1793. herausgegeben von C. D. Beck. 3tes Quartal. gr. 8. 20 Gr.
(Das 4te Quartal erscheint zu Weihnachten.)

Des Herrn Malouet Briefe über die Revolution. Aus dem Französischen übersetzt von J. Mauvillon. Nebst einer Vorlesung über die Frage: Welches sind die Kennzeichen der Freyheit? gr. 8. 16 Gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 16ten Band. 1stes Stück, gr. 8. 9 Gr.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, von einer Gesellschaft von Gelehrten; oder Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften. 2ten Bandes 2tes Stück, gr. 8. 16 Gr.

(Das 1ste Stück des 3ten Bandes erscheint zu Ostern 1794.)

Von der preußischen Monarchie unter Friedrich dem Großen. Unter der Leitung des Grafen von Mirabeau abgefaßt, und nun in einer sehr verbesserten und vermehrten deutschen Uebersetzung herausgegeben von J. Mauvillon. 2ter Band: vom Ackerbau und von den Manufakturen, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Der 3te Band, welcher vom Handel und dem Steuerwesen handelt, und gelegentlich eine Geschichte der Regie im Preußischen enthält, ist unter der Presse.)

Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg rc. von J. Mauvillon. 2 Theile, 8. (ist unter der Presse.)

Die Gegend von London. Aus dem Englischen. (unter der Presse.)

Betrachtungen über die Revolution in Frankreich und die Ursachen ihrer langen Dauer, von Mallet du Pan. Aus dem Französischen übersetzt. gr. 8. (erscheint zu Ende des Octobers.)

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Ein und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1794.



XIII.

Reisen eines Deutschen in Italien, in den Jahren 1786 bis 1788. In Briefen von Karl Philipp Moritz. 3 Theile. Berlin, bey Maurer 1792.

So häufig die Reisebeschreibungen sind, die wir über Italien, vorzüglich seit 25 Jahren, erhalten haben, so viel fehlt dennoch daran, daß dieses Land an Stoff zu neuen Bemerkungen erschöpft sey. Unter andern sind die Sitten der Einwohner, besonders in ihren häuslichen und geselligen Verhältnissen bey weitem nicht genug bekannt,*) oder gar mit philosophischem Scharfsinn von den Sitten anderer Länder, von denen sie doch durch ihren orientalischen Anstrich auf mannigfaltige Art abweichen, gehörig unterschieden. Aber auch unabhängig von allen neuen Bemerkungen über das Land selbst, zeigt sich ein anderer Gesichtspunkt, aus dem ein Reisender von seinem Aufenthalte in diesem Vaterlande des Schönen uns eine interessante Seite zeigen könnte. Wir denken uns einen Mann, der Neigung zu den bildenden Künsten, aber keine Kenntnisse darin hätte. Er geht nach Italien, in der Absicht seinen Geschmack zu bilden. Wie

*) Das Beste darüber findet man beyläufig in Goldoni's Geschichte seiner selbst, die Herr Schatz zu Gotha vortreflich übersetzt hat. 3 Bände. Leipz. 1790.

kommen ihm die Meisterwerke vor, die seit Jahrhunderten den Beyfall der Kenner für sich haben? Was gehört von dem Werthe, den er ihnen gleich Anfangs beylegt, der Estime sur parole, und was seiner eigenen Empfindung? Und welches ist der Gang, den am Ende selbst sein Gefühl nimmt, um sich nach dem der Kenner zu modificiren? Eine aufrichtige unbefangene Beantwortung dieser Fragen, scheint uns in psychologischer und ästhetischer Rücksicht äußerst wichtig zu seyn.

Als wir diese Reisen des verstorbenen Moritz angekündigt lasen, so erwarteten wir freylich keine Charakteristik der höheren Stände von Italien. Wir wußten, daß ihm seine Lage in diesem Lande dazu im Wege gestanden hatte. Aber desto interessantere Bemerkungen konnten wir uns von dem Verf. des Anton Reisers über den Mittelstand, und diejenigen Einwohner, die noch darunter stehen, versprechen. Zwey Jahre lang hatte er sich in Italien, und größtentheils an einem Orte, in Rom, aufgehalten. Seine Studien, seine Verhältnisse und frühere Erziehung hatten ihn nicht gehindert, sich mitten unter den gemeinen Mann zu mischen, und dessen Vertrauen zu gewinnen. Welche interessante Vergleichung hätte er nicht, z. B. zwischen dem römischen und hannöverischen Handwerksmann anstellen können: in ihren Begriffen von Anstand, von häuslichem Wohlleben, von Unterhaltungen in- und außerhalb Hauses, kurz! in ihrer ganzen Lebensart! Herr Moritz hat viel mit jungen Künstlern gelebt: Neue Quelle zu höchst interessanten

Bemer

Bemerkungen über diese ganz eigene Menschenklasse, bey der die erste Erziehung oft mit der nachherigen Bestimmung in Contrast steht, Niedrigkeit und Elevation in den Gefühlen, Eingeschränktheit und Scharfsinn in den Ideen sich nicht selten zusammenfinden! Wie viel läßt sich über den Einfluß ihrer ursprünglichen Anlagen, nach denen sie halb Dichter, halb mechanische Künstler sind, und dann über den Einfluß der besondern Beschäftigung mit dem Pinsel, dem Meißel, dem Grabstichel u. s. w. auf ihren Charakter sagen! Rec. dünkt, ungeachtet seiner wohlerprobten Neigung für die leblose Schönheit, daß ein solches Werk der Menschenkunde eben so gern gelesen werden müßte, als Alles, was über Gegenstände geschrieben werden mag, die hauptsächlich durch den Anblick gefallen.

Weiter! Als wir das erste Bändchen dieser Reisen lasen, welches nach der Vorerinnerung blos als eine Vorbereitung zu den folgenden betrachtet werden soll, und darin allenthalben den Mann wahrnahmen, der nicht recht weiß, was seiner Aufmerksamkeit würdig ist — dem das Mittelmäßige so wie das Vortrefliche gleich merkwürdig scheint — und der offenherzig gesteht, daß er erst das Schöne zu sehen lernen müsse; da griffen wir begierig nach den folgenden Theilen, und hoften die Geschichte der allmähligen Augenkur des V., seiner Entblendung, Aufklärung, Bildung des Geschmacks in den bildenden Künsten zu finden.

Wir fanden uns aber in beyden Erwartungen betrogen, und so unmöglich es uns wird, den ei-

gentlichen Plan und Zweck, den der V. sich vor Augen gesetzt hat, zu entwickeln; so schwer wird es uns sogar, den Standpunkt anzugeben, aus dem der Leser sich selbst aus diesem Gemisch von unterhaltenden und langweiligen Reiseanekdoten, von gut gedachten, gut ausgedruckten, und wieder mystisch unverständlichen Raisonnements über das Schöne, von kritischen Beurtheilungen und bloßen Nomenclaturen der Kunstwerke, von lebhaft dargestellten und matt beschriebenen Naturscenen, endlich von glücklichen und unglücklichen Vergleichungen des jetzigen Italiens mit dem alten — ein planmässiges und wohlgeordnetes Ganze zu schaffen vermöge.

Das sicherste bleibt wohl, diese Reisen als ein Lesebuch zur Unterhaltung anzusehen. Aber wir zweifeln sehr, daß sie auch diese Bestimmung erfüllen. Rec., der selbst Italien kennt, würde sich darüber kein gültiges Urtheil zutrauen; aber er hat andere Leser zu Rathe gezogen, denen dieß Hinderniß nicht im Wege stand, und ihrer Meinung nach, ist das Buch — nicht zu Ende zu bringen.

Der erste Theil soll nach der Versicherung des V. nur der Vorhof zu dem Allerheiligsten seyn, in welches er uns in den folgenden einführen will. Aber gerade dieser erste Theil scheint uns noch der interessanteste zu seyn. Hier war er Moritz. In der Folge hat ihm ein originelles Genie unserer Nation, das mit ihm zugleich in Rom war, einen Spiegel vorgehalten, in dem er Dinge gesehen hat, die nicht für den Focus seines Auges paßten. Er

hat

hat davon gesprochen, wie ein Geblendeter, und wo er nun einmahl wieder mit eigenen Augen hat sehen wollen, da ist ihm alles mit so matten Farben und schwachen Umrissen erschienen, daß wir Leser nun gar die Bilder, so wie er sie uns liefert, kaum wieder erkennen mögen.

Gehen wir etwas mehr ins Detail! Der erste Theil fängt mit der Beschreibung einiger Eindrücke an, welche Boden, Clima und Ruinen der Vorzeit auf den V. gemacht haben. Sie lassen sich recht gut lesen, ob der V. gleich in der Darstellungsgabe kein Düpati ist. Neue Thatsachen konnte er bey der Eilfertigkeit, womit er nach Rom eilte, nicht sammeln. Inzwischen scheint er doch nebenbey diese Absicht gehabt zu haben. Denn sonst läßt sich seine Reise nach der Republik St. Marino, zu einer Zeit, wo so viel wichtigere Dinge seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnten, kaum erklären. Genug! er hat diesen kleinen Staat gesehen, von dem wir seit Addisson so gut wie gar nichts wissen. Bernoulli bemerkt, daß seit der Zeit sich viel in der Verfassung der Repnblik müsse geändert haben. Der sel. Moritz führet jedoch nichts an, was nicht schon von Addisson gesagt wäre, und geht nur in den beyden unbedeutenden Punkten von ihm ab, daß Addisson die Dienstzeit der obersten Magistratsperson, oder des Capitains, auf 2 Monat setzt, er hingegen sie zu 6 Monat angiebt, und zugleich behauptet der Justizcommissair, oder Richter, werde alle drey Jahre verändert: ein Umstand, von dem jener schweigt. So viel Rec. in Rom

vor zehn Jahren gehört hat, so steht die Republik jetzt im Schutz des Kirchenstaats. Wie weit aber der Einfluß des Pabstes auf ihre innern Angelegenheiten sich erstrecke, vermag er nicht zu bestimmen."

Unter der Ueberschrift: Die Klöster, macht der V. eine Bemerkung über die glückliche Wahl ihrer Baustellen. Wie schade, ruft er aus, daß gerade hier die Imagination mit einer so gretesken Zusammenstellung von unzähligen Bildern und Bilderchen aus einer selbst gewählten Ideenwelt angefüllt und vollgepfropft ist, daß für ein einziges, großes, erhabenes Bild aus der Natur kein Platz mehr übrig bleibt, und die lebhafteste Einbildungskraft am Ende unter sich selbst erliegen muß! — — Der Gedanke ist nicht richtig ausgedrückt. Die Einbildungskraft erliegt nicht unter der Menge und der Kleinheit der Bilder: Sie wird verschwemmt, zerstreut, verkleinlicht. — Von Rimini nach Ancona ging der V. zu Fuß. Eine solche in Italien ungewöhnliche Art zu reisen, läßt interessante Vorfälle vermuthen. Aber wir finden deren keine. Inzwischen mag sein ziemlich verdächtiger Begleiter, der sich durch die Worte: Siamo poveri ma galantuomo, die Miene der größten Ehrlichkeit gab, für den Leser, der mit dem Italiener gar nicht bekannt ist, ganz unterhaltend seyn. Dagegen gehört die folgende Bemerkung weniger einem Gelehrten als einem reisenden Handwerksburschen:

„Auf der Börse von Ancona steht eine Religion „von Marmor, und Glaube, Liebe und Hoffnung sind ebenfalls von Marmor. Man „kann

„kann hier auch Erfrischungen bekommen. —
„Ich wurde hier auch von einem Deutschen
„angeredet, u. s. w."

Daß die schönen Mahlereyen des Tibaldi auf dieser Börse dem V. entgangen sind, nimmt uns nicht Wunder, da selbst Herr Volkmann sie nicht anführt. Beyläufig bemerken wir, daß in dem Palazzo publico della Communita seit einigen Jahren eine merkwürdige Gemähldesammlung befindlich ist, deren keine einzige Reisebeschreibung Erwähnung thut. Welche Nachlese von Kunstnachrichten könnten wir überhaupt in der Begleitung des V. halten, wenn der Zweck der Rec. es erlaubte!

Närrisch genug ist die Anekdote, die S. 89. von einem Castraten erzählt wird, der ehemals bey der Oper in Berlin engagirt gewesen war, und auf des V. Frage, was er jetzt bediene, antwortete: Ich bin nun bey der Mutter Gottes angestellt. Die Erzählung der Verlegenheit, worin der V., bey seiner Ankunft in Rom, durch seine Einquartirung in eine Häscherbude gekommen war, ist unterhaltend, und die Beschreibung der unterirrdischen, den Todten geweihten Kirche, die er am Feste aller Seelen besuchte, scheint zu den hervorstechenden Stellen in diesen Reisen zu gehören. Wir setzen letztere hieher:

„Ich kam, sagt der V. in die Kirche, die von den Todten, denen sie geweiht ist, ihren Nahmen führt, und wo von einer Todtenbrüderschaft für die Armen, welche auf dem Felde gestorben sind, zu

Todtenmessen gesammelt wird. Ich stieg nun einige Stufen hinab, und gleich am Eingange an einem Tische saßen drey schwarzgekleidete Männer, wie Höllenrichter, wovon zwey die Summe des eingekommenen Todtenlösegeldes in große Bücher verzeichneten, und einer mit dem dumpftönenden Ausruf: i poveri morti in campagna! eine große eherne Büchse, in welcher die Allmosen gesammelt wurden, gegen die Ankommenden schüttelte. Und welch ein Anblick erfolgte nun beym Eintritt in diese unterirrdische Kapelle, deren Wände von oben bis unten mit wirklichen Todtenschädeln und Todtenbeinen, die äusserst zierlich übereinander gelegt waren, ausgeschmückt, gleichsam mit dem ganzen verborgenen Schatze der grauenvollen Zerstörung prangte. Und was alles übertraf, so waren große Nischen in den Wänden, worin die zusammen getrockneten Körper einiger unter freyem Himmel gestorbenen Armen leibhaftig, und sogar noch mit ihren Lumpen bedeckt, und Stäbe in den knöchernen Händen haltend, aufgestellt, ein fürchterliches Schreckbild waren. Dazwischen war hin und wieder an den Wänden eine transparente Inschrift in Versen angebracht, wo die Jugend und die Schönheit an ihr Ende, die Pracht an ihre Vergänglichkeit, und der Stolz an seine Thorheit, mit Flammenschrift erinnert wurde, welche zugleich die einzige Erleuchtung dieses dunkeln Behältnisses war.

Zur Rechten stieg man wieder einige Stufen hinauf, und hier war eine Art von theatralischer Decoration wie eine waldige Gegend, wo, nach einer

Erzäh-

Erzählung im alten Testamente, ein Esel und ein Löwe bey einem menschlichen Leichnam sich zusammen finden, welches also auch Beziehung auf den Endzweck hat, wozu diese ganze fürchterliche Scene veranstaltet wird, um nemlich durch den sinnlichen Eindruck das Mitleid für die Todten zu erwecken, welches sich in milden Allmosen äußert, wovon sich die Lebenden gütlich thun.

Wenn irgend etwas in die Idee der Alten eingreift, daß die Seelen der Todten, deren Körper unbegraben liegen bleiben, von dem rauhen Fuhrmann zurückgewiesen, nicht an das jenseitige Ufer des Sees gelangen können, sondern vergebens die Arme dahin ausstrecken; so ist es diese Allmosensammlung und Fürbitte für die Seelen derer, die verlassen von aller menschlichen Hülfe und Beystand, auf den Feldern gestorben sind, und Niemanden haben, der für den armen gequälten Schatten ein Todtenopfer darbringt." —

Der Verf. bescheidet sich selbst, daß er in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Rom nicht im Stande gewesen sey, über Schönheit und über Kunst die ersten Laute hervorzubringen, die ihres Gegenstandes würdig wären. Inzwischen hat er uns eine Vergleichung zwischen den Eindrücken, welche die Paulskirche in London und die Peterskirche in Rom auf ihn gemacht haben, geliefert, die man mit Vergnügen liest, weil man einen Mann reden hört, der gegenwärtige eigenthümliche Empfindung durch frühere, gleichfalls eigenthümliche Empfindung bestimmt.

„Beym

„Beym Eintritt in die Peterskirche, sagt der P., fühlte ich mich lange nicht so überrascht, als beym ersten Eintritt in die Paulskirche in London, welche doch in Ansehung des Umfangs bey weitem von der Peterskirche übertroffen wird. Aber dort kann freylich die Leerheit zu der Größe des Eindrucks viel beytragen, weil nur der Chor zum Gottesdienste gebraucht wird. — Was in der Peterskirche beym Eintritt den Eindruck von Größe sehr vermindert, ist der Glanz und die Reinlichkeit, welche einem, von allen Seiten, wie aus einem geschmückten Wohnzimmer, entgegen strahlen: hier erscheint einem nichts Wüstes und unerreichbar Hohes; die Nettigkeit und Sauberkeit selber bringt der Einbildungskraft alles so nahe, als ob man es mit den Händen greifen und fassen könnte. Auch durchschauet man Alles mit einem Blicke. Nichts Winklichtes und Verborgenes läßt die Einbildungskraft weiter schweifen, als das Auge sieht. Darum scheint auch bey dem ungeheuren Umfange Alles so beschränkt, und nahe an einander, als ob man von den Wänden eines angenehmen warmen Zimmers eingeschlossen würde.

Kurz! einem ist wohl bey diesem Anblick; die Höhe, Breite und Länge dieses ungeheuren Gebäudes machen nichts weniger als einen schauerlichen Eindruck, man fühlt sich in dieser Weite gar nicht verlohren, sondern von allen Seiten bequem und gemächlich eingeschlossen. Statt daß in dem gothischen Dome Alles darauf angelegt ist, daß die Höhe furchtbar, die Weite wie eine Wüste erscheint, und

das

das Ganze Schauer und Bewunderung errege; so ist hier Alles darauf angelegt, bey dem erstaunlichen Umfange, dennoch die Ideen des Angenehmen, Bequemen und Wohnbaren zu erregen. Bey dem gothischen Gebäude soll das Haus einer Felsenmasse, hier soll die Felsenmasse dem Hause ähnlich sehen u. s. w.

So fein, so psychologisch richtig diese Bemerkungen sind, eine so wahre und treffende Kritik sie für diejenigen enthalten, welche sich in der Peterskirche, wie in den schauervollen Labyrinthen eines gothischen Gebäudes, mit einer Art von wilder Schwärmerey verlieren wollen; so scheint uns doch, daß der V. nicht ästhetisch richtig raisonnirt hat, und daß im Grunde die Schutzrede, welche er dem Gebäude hält, von der Art derjenigen ist, auf welche sich der Vers des Gresset anwenden läßt:

Mais Vous me condamnez en croyant me defendre.

Daß die vollkommenste Harmonie der Größenverhältnisse nicht der Grund des schwachen Eindrucks sey, den die Peterskirche macht, wie Moore und einige andere behauptet haben, das hat keinen Zweifel. Einmal wird das Gebäude dem Kenner dieß vollkommene Verhältniß der einzelnen sichtbaren Theile zum Ganzen nicht zeigen. Denn die Seitenschiffe sind zu klein gegen das Hauptschiff, die Ordnung der Säulen paßt nicht zu der unendlichen Masse u. s. w. Dann zeigt auch das Pantheon, daß Proportion mit Erhabenheit sehr wohl beste-

he. — Der wahre Grund liegt in dem auffallenden moralischen Misverhältnisse zwischen der inneren Einrichtung, und dem Umfange und der Bestimmung des Gebäudes. Das Detail paßt in den Raum, aber nicht in den Charakter der Masse. Die Kirche enthält eine kleine Welt von kleinen Kirchen, die zum Theil wie Putzschränke und Cabinetter aufgeschmückt sind. Das Auge macht sich so viele Abtheilungen, und macht sie so leicht, daß die Seele nicht nur in keine erschütternde Stimmung geräth, als welches freylich gar nicht nöthig ist, sondern beynahe völlig unthätig bleibt, oder sich höchstens in eine muntere behagliche Lage versetzt fühlt. Dieß ist aber dem Charakter der Gattung von Gebäuden, wozu die Peterskirche gehört, zuwider. Es kömmt einem Wohnhause, nicht einem Tempel zu, und am wenigsten einem Tempel von so ungeheurem Umfange und so ungewöhnlicher Pracht. Wozu der Misbrauch von Mitteln zu einem viel leichter zu erreichenden Zweck? — Kurz! der Grund des schwachen Eindrucks, den die Peterskirche macht, liegt an einem moralischen, jedem fühlbaren Misverhältnisse zwischen der Größe des Raums und dem kleinen Detail, zwischen dem Ernst der Bestimmung und der spielenden Verzierung, endlich zwischen dem Aufwande von ungewöhnlichen Mitteln und der sehr gewöhnlichen Würkung. — Dieß Misverhältniß kann nie vertheidigt werden —"

Beym zweyten Theile fiel uns eine Anekdote der Ninon de l'Enclos ein, die vielleicht wenig

bekannt

bekannt ist. Sie fragte den Bussi Rabutin bey einem Besuche: was aus seiner Tochter geworden wäre? Ein ganz gutes Mädchen, antwortete der Vater, nur daß sie nicht viel gelesen hat. Tant mieux, rief Ninon, elle ne citera pas! Möchte Herr Moritz doch auch nicht so viel gelesen haben!

Es kann freylich sehr interessant seyn, sich mit den Klassikern in der Hand bald an den, bald an jenen Ort in Italien zu versetzen, und die gegenwärtige Natur mit der von den Dichtern zwey tausend Jahre früher geschilderten zu vergleichen. Aber es gehört eine ganz eigne Behandlung dazu, um dieß dem lesenden Publikum, und besonders einem so gemischten, als sich der seel. Moritz hat denken müssen, anziehend zu machen.

Die Zusammenstellung muß doch zu wichtigen Resultaten führen. Sonst kann es nur für den eigentlichen Antiquar wichtig seyn, zu wissen, daß irgend ein Dichter einmahl beyläufig den nehmlichen Ort genannt hat, den der V. gleichfalls betreten hat. Und für wen in aller Welt mag doch wohl der V. die drey Verse aus der Apostelgeschichte abgeschrieben haben, in deren erstem Pozzuolis unter dem Namen Puteolen, gedacht wird? — Das wenigste aber, was man bey dieser Anschauungsart erwarten kann, ist doch wohl dieses, daß der V. die gehörige Kritik bey der Vergleichung der Oerter anwende. Allein dieß ist nicht immer der Fall. So nimmt er als ausgemacht an, daß der Ort, den er bey Mola gesehen hat, die Villa des Cicero gewesen sey, und

redet

redet sogar von einer Piscina, die dazu gehört habe, da doch der ganze Grund dieser Angabe darauf beruht, daß Cicero überhaupt bey Formian einen Landsitz gehabt hat. Wie seicht ist folgende Bemerkung: Das alte Atella war durch den Witz seiner ehemaligen Bewohner berühmt. Wenn daher die jetzigen Einwohner nur etwas witzig sind, so erinnert man sich doch unfehlbar dabey an die Atellanischen Späße!!! — Uns sind die ludi Atellani (Exodia, lustige Nachspiele) bekannt, deren Abstammung aus dieser Stadt hergeleitet wurde. Daß aber alle Atellaner darum ihres Witzes wegen bekannt seyn sollten, folgt daraus keinesweges. Die unfehlbare Erinnerung an ihren ehemaligen Witz dürfte der V. auch wohl nur dem Volkmann zu danken haben.

Wir haben es schon bemerkt, daß die aller unbedeutendsten Nachrichten in des V. Tagebuche ihren Platz finden. Dahin gehört denn auch die von einem Schifferburschen, der französisch sprach, weil er in Marseille gewesen war.

Eine andere Anekdote, welche von Hackert erzählt wird, ist interessanter. Dieser aus Prenzlau in der Ukermark gebürtige Künstler reiste durch eine kleine Stadt im Neapolitanischen. Auf die bloße Nachricht, daß er ein Preuße und Unterthan des großen Friedrichs sey, ward er von dem Magistrate durch eine eigne Deputation, die ihm Geschenke an Wein und Früchten überreichte, bewillkommt.

Einige Gegenden um Neapel sind gut dargestellt. Besonders ist die Beschreibung der Phlegra-

gräfischen Gefilde schön. Dagegen sind andere sehr matt beschrieben. Der V. sucht seinem Style dadurch Lebhaftigkeit zu geben, daß er oft im Präsenti erzählt: Jetzt steigen wir den Berg hinauf, jetzt sehen wir ein Thal u. s. w. Aber er vergißt sich, fällt ins Präteritum: da traten wir in eine Grotte, und geht dann wieder zum Präsenti über. Ueberhaupt ist die Schreibart lange nicht so rein und so besorgt, als man es von einem Manne erwarten könnte, der sich zum Lehrer darin aufgeworfen hat. Man findet zuweilen drey Perioden hinter einander mit Nun angefangen. Demohngeachet und dennoch in einer Periode, und wieder dreymahl noch in einem fort. Die umgebende Natur, ohne Zusatz des Pronominis, läßt sich nicht sagen, es heißt, die umliegende. Eben so sprachwidrig ist das: es sind, in folgender Periode ausgelassen. Der V. spricht von Bädern, und sagt: Sie sind in den Felsen ausgehöhlt, und besondere Behältnisse für die Kranken angelegt. Wie geschmacklos: Ruinen des Tempels des Apollo, die mit Heuschobern prangen! Wie unrichtig gedacht und ausgedrückt: Lazzaronis machen eine eigne Art von philosophischer Sekte aus, die noch einen Schritt weiter gehen, als die alten Cyniker, indem sie, außer der Mühe des Handelns, auch noch die unseelige Mühe des Denkens vermeiden! Ferner: das Paradies des Pausylippischen Hügels hat hier gleich seinen Abgrund unter sich — weil die Grotte durchgeht.

Die Benennung Porcellain kömmt schwerlich von Pozzolano her. Viel wahrscheinlicher stammt sie aus dem Portugiesischen ab, wo Porcellane Tassen bedeutet, welche die Portugiesen zuerst aus China von dieser Composition mitbrachten.

Wenn der Mahler eine schöne Gegend mahlt, der Bildhauer ein Basrelief studiert, so ist es viel natürlicher, daß ein Schriftsteller daran denkt, wie sie sich beschreiben, oder wie sich darüber schreiben lasse, als daß er Inschriften enträthselt. Dieß ist dem Schriftsteller gar nicht allein eigen, und nur wenige unter ihnen haben diesen Geschmack.

Kann man sich etwas Platterrs denken, als folgende Reflexion bey der schönsten Ansicht von der Welt, von der Karthause in Neapel herab? Der V. sah die platten unter ihm liegenden Dächer, und dachte sich — den König David, der, auf dem Dache seines Hauses spazierend, die schöne Bathseba im Bade erblickte !!!

Alle Bemerkungen über Neapel und die umliegende Gegend enthalten nichts Neues, und besonders sind sie in Ansehung der Kunstwerke mager, und zum Theil falsch. Seinen Geschmack an den harten Hackertschen Landschaften wollen wir ihm nicht nehmen, aber die Ritterstatüen des Balbus verdienen das Prädicat des Vortreflichen keinesweges. Was über die antiken Mahlereyen im Herculano gesagt wird, ist nicht der Rede werth, und die prächtige Gemähldesammlung zu Capo di Monte, welche Rec. sechs Wochen lang studirt hat, wird mit einer

ner halben Seite abgefertigt. Das Raisonnement über die Arabesken gehört Göthen.

Wir versetzen uns mit dem V. wieder nach Rom. Hier konnte man doch wenigstens erwarten, daß der V. sein Tagebuch geordnet, und Materien, die zusammen gehören, nicht blos darum getrennt haben würde, weil er an diesem Tage diese, an jenem eine andere Bemerkung darüber gemacht hat. Aber nein! er fängt die Beschreibung des Capitols an, und springt davon ab, um uns eine Stelle anzuführen, die er in das Stammbuch eines Fremdes, oder in das Exemplar eines Livius eingeschrieben hat: macht einen Spatziergang, auf dem er blos die Nahmen der Oerter anführt, die er besucht hat, geht dann zu einigen Anekdoten von dem Charakter der Einwohner über, liefert einen Catalogus von Gemählden, raisonnirt im allgemeinen über Schönheit, und kömmt endlich wieder zur Statüensammlung auf dem Capitol zurück. So geht es den ganzen zweyten und dritten Theil durch. Wir können unmöglich dem V. in diesem Labyrinthe folgen. Wir müßten ein neues Buch machen, wenn wir das Fehlende ergänzen, das Irrige verbessern, und das Ganze ordnen sollten. Wir wollen also nur hier und da einige Stellen herausheben, und diese unter die drey Klassen der allgemeinen ästhetischen Raisonnements, der Beurtheilungen einzelner Kunstwerke, und der Charakteristik der Einwohner bringen.

Was nun die allgemeinen ästhetischen Raisonnements anbetrift; so sind einige recht gut, z. E.

über den Stoff, welchen die heil. Familie der schönen Kunst zur Bearbeitnng darbietet, aber nicht neu, und ohne wahren Gewinn für den Kenner. Andere hingegen sind so mystisch ausgedrückt, daß der Rec. gern gesteht, sie gar nicht enträthseln zu können. So weiß er z. E. gar keinen Sinn in folgende Stelle zu bringen:

Man überzeugt sich immer mehr daß der höchste Gipfel der menschlichen Bildung, die bildende Kunst selber ist, die den Blick des Menschen durch die Oberfläche seines Wesens auf sein inneres Selbst zurückführt, und auch die schwindenden Züge aufbewahrt, die sonst, durch den Strohm der Zeiten weggewischt, in der überlebenden und neuaufkeimenden Welt keine Spur zurücklassen.

In folgender Stelle liegt etwas Wahres, aber so wie sie ausgedruckt ist, hat sie gar keinen Sinn:

„M. Angelos hohe Phantasie vereinbarte sich mit dem vollkommensten Ausdruck der beseelten Körperlichkeit in jeder Muskel, und die Macht dieses Ausdrucks, welche in seiner Hand und seinem Pinsel ruhte, erhöhete wieder seine schaffende Phantasie“ — In der Sprache des gesunden Menschenverstandes ausgedrückt, heißt dieß so viel: M. A. tiefe Einsicht in die Anatomie und seine sehr fertige Hand, verführten ihn, den Ausdruck körperlicher Bewegungen und des Muskelspiels zu übertreiben. Das Raisonnement über Styl und Manier, S. 7. des dritten Theils ist von Göthe geborgt.

Es ist aber ein Spiel mit Worten. Styl heißt überhaupt eigenthümliche und zur Fertigkeit gewordene Verfahrungsart. Diese Verfahrungsart kann sich besonders in dem poetischen Theile der Kunst zeigen, und dann heißt sie besonders, Styl: oder sie zeigt sich in dem mechanischen Theile, und dann heißt sie besonders, Manier. Beydes wird jedoch oft mit einander verwechselt, und wer überhaupt keinen Styl, oder keine Manier hat, der ist ein Stümper. Wenn aber der Künstler da, wo er wählen und denken soll, blos wie ein mechanischer Künstler verfährt, gewisse Reize, die er sich zu eigen gemacht hat, unbedingt und überall anwendet, ohne die Natur, und das Schickliche, Zweckmäßige zu Rathe zu ziehen; so arbeitet er gleichsam wie der Handwerker mit einer an einen gewissen Schwung gewöhnten Hand, und diesen fehlerhaften Styl, nennt man wieder sehr treffend: Manier.

S. 114. des dritten Theils, behauptet der V. daß die Wellenlinie nur da schön sey, wo der Begriff der Bewegung mit dem Gegenstande verknüpft werden könne, daß man hingegen die gerade Linie gern an allem sähe, womit der Begriff des Feststehens verbunden werden könne. — Allein der Grund liegt viel tiefer. Ein Berg steht ganz fest, und doch würde die gerade Linie uns daran sehr misfallen: eben so verhält es sich mit dem Stamm des Baums. Stühle, Tische, Geräthschaften gehören nicht, wie der V., sagt zu den feststehenden Sachen, (schon der Nahme Mobilien widerlegt es) und dennoch lieben wir die gerade Linie daran.

Kann man sich etwas schiefer gedachtes und ausgedrücktes denken als folgende Stelle: (S. 139. des 3ten Theils.)

> Das Auge vernimmt gleichsam die Töne, die sonst das Ohr erschüttern, und gleitet fühlend auf der schönen Oberfläche hin, die sonst durch Berührung merkbar wird. Auf den Sinn des Gefühls arbeitet doch alles hin, und dieser Sinn erhält durch das Gemählde eine Befriedigung, die durch nichts gestört wird, und in ihrer Art ganz und vollendet ist.

Doch wir sind es müde, noch mehr von diesem Gemisch Ardinghello-, Götho-, Herdero-, Mendelsohnischer Philosophie abzuschreiben, wobey uns nicht selten die kauderwälsche Sprache des Moderedners des Königreichs Awamuri in des ältern Wielands (Zachariä) kleiner Chronik von Tatojaba beyfiel. —

Die Beurtheilungen einzelner Kunstwerke sind dem V. nicht besser gerathen.

Der Christus von M. Angelo, den er S. 190. des zweyten Theils seiner männlichen Kraft und Schönheit wegen rühmt, ist von sehr gemeiner Natur mit einem Zwickelbarte, und von übertriebenem Muskelspiele.

Ueberhaupt stellt er die mittelmäßigsten Sachen neben den guten hin. Wie konnte er das alte Weib mit der Flasche, im Zimmer des Herkules auf dem Capitole, eines der merkwürdigsten Stücke an diesem Orte nennen? Die Büsten eben daselbst nimmt er ohne Kritik alle für ächt und richtig benannt

an.

an. Wenn es wahr ist, was S. 21. des dritten Theils gesagt wird, daß M. Angelos Genie eben daraus hervorleuchte, daß er eine doppelte Handlung in seine Vorstellung des Paradieses brachte, so hat er sein Genie mit vielen Stümpern vor und nach ihm gemein. Vom Borghesischen Fechter sagt der V. (III. 17.)

> Er steht in seinem Vertheidigungszustande fest wie ein Fels — fest wie der Stein, aus dem er gebildet ist. Und doch spiegelt sich in jeder Muskel die von der inneren wallenden Kraft beseelte leichte Beweglichkeit des Körpers nach allen Seiten zu. Jede Muskel in dem linken Schenkel flieht zurück, während daß der ganze Oberleib sich vorwärts biegt. — Die linke Hüfte entzieht sich dem feindlichen Angriff in dem nemlichen Augenblick, wo sie ihm entgegen strebt. — Es ist die feste Richtung in der vorwärts gebogenen schrägen Linie, die sich zu gleicher Zeit vordrängt und zurückzieht — Gerade so weit, als der Körper nach vorwärts streben will, muß er mit dem einen Fuße nach unten zurückwärts streben, um sich im Gleichgewicht zu erhalten — Entgegen gesetzte Bestrebungen begegnen sich hier in Einem Punkte — Der Fuß tritt vor, so wie der Arm zurückstrebt — Die Vertheidigung ist das erste, der Angriff ist das zweyte — Die Vertheidigung deckt den Angriff, der sich unter ihr hervordrängt — Es sind die mannigfaltigen Evo-

lutionen eines Heers, die hier in dem Muskelnspiel eines einzelnen Körpers sich zusammen drängen.

Welch ein Aufwand von Worten, welche unbedeutende Bemerkungen! Und noch dazu, welch eine ganz falsche Ansicht! Wird sich jemand nach dieser Beschreibung den Begriff eines ausgefallenen Fechters machen, der, indem er selbst einen Streich von unten auf aushohlt, sich zugleich gegen einen Streich deckt, den ihm sein Gegner von oben herab beyzubringen sucht! —

Doch! allemahl ist unser V. so wortreich nicht! Von den interessantesten Gallerien, z. E. von der Farnesischen, giebt er uns blos die Anzeige der gemahlten Sujets, die beynahe in jeder Reisebeschreibung steht.

Endlich noch ein Wort von den Beyträgen zur Charakteristik der Einwohner! Der Verfasser hat unstreitig einige Bemerkungen über ihren enthusiastischen Antheil an öffentlichen Spielen, ihren Hang zur Betteley, zur Ueberlistung, zur Mordlust u. s. w. geliefert, die sich, besonders von Personen, die nicht an Ort und Stelle gewesen sind, sehr gut lesen lassen. Aber tief eindringend sind sie nicht. Ein Aufenthalt von sechs Wochen würde einen aufmerksamen Reisenden eben so gut dazu berechtigen, als einer von zwey Jahren.

Was von dem Aberglauben der Römer gesagt wird, daß die Ideen von Gespenstern, Hexen, Geistererscheinungen u. s. w. nicht bey ihnen haben aufkommen

men können (II. 165.) ist Göthen nachgeschrieben, und hält die Prüfung nicht aus. Die ganze Lehre von Exorcismen, von den Seelen im Fegefeuer u. s. w. widerspricht der Behauptung, oder entkräftet wenigstens die daraus gezogene Folgerung einer für schreckenvolle Gegenstände nicht empfänglichen Imagination.

In das Lob, welches der V. den Improvisatoren beylegt, (III. 29.) können wir nicht einstimmen. Es sind keine Dichter. Rec. hat das Beste gehört, was vor zehn Jahren in Italien in dieser Art zu hören war. So lange sich die Improvisatoren in dem gewöhnlichen Kreise der alten Geschichte und der Mythologie herumdrehen, so finden sie in ihrer Bekanntschaft mit früheren Dichtern Mittel genug, ihre Schwäche zu verstecken. Sobald man aber da heraus geht, so werden sie zu reimenden Prosaisten.

Zuletzt erzählt der Verf. noch eine Anekdote vom Pabst Ganganelli, (III. 217.) die er aber ganz verwässert. Der Fall ist dieser: Ein Engländer weigerte sich bey einer gottesdienstlichen Feyerlichkeit in der Sixtinischen Kapelle mit dem ganzen übrigen Haufen zu knieen. Die Schweizer wollten ihn zu Boden schlagen. Der Pabst winkte ihnen aber zu, es nicht zu thun. Er wußte ein besseres Mittel, ihn niederzuwerfen. Er ging auf ihn zu, und gab ihm ganz allein einen Seegen!

Wir endigen hier die Anzeige der Moritzischen Reisen, wobey wir keiner Entschuldigung zu bedürfen

dürfen glauben, wenn wir der Liebe zur Wahrheit und Vollkommenheit unserer Litteratur, den Grundsatz: de mortuis non nisi bene! aufgeopfert haben.

XV.

Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente, von Karl Philipp Moritz. Mit Kupfern. Berlin 1793. (142 S. in 8.)

Es darf den, der mit der Moritzischen Leichtigkeit, schöne Empfindungen aufzufassen, und wieder mitzutheilen, nur einigermaßen bekannt ist, nicht befremden, wenn er unter dem angeführten Titel ein ganzes Convolut von Reflexionen über verschiedene Kunstangelegenheiten findet, unter denen sich nur sehr wenige auf das beziehn, was man eigentlich Ornamente nennen könnte — ein Ausdruck, der, (wenn man die Ueberschrift ausnehmen will) in dem Buche selbst nirgends wieder vorkommt. Das Buch enthält lauter Aphorismen, unter denen wir nur von einigen den Inhalt anzeigen dürften, ohne noch auf die Bearbeitung selbst zu sehen, um zu beweisen, daß der V. an nichts weniger gedacht habe, als eine Grundlage zur künftigen Theorie der Ornamente zu legen. Wer sollte z. B. vermu-

then,

then, in dieser Schrift einen Aufsatz über die Kampfspiele im Circus, eine Widerlegung des falschen Ausspruches: de gustibus non est disputandum — ferner Apollo im Belvedere, menschliche und thierische Bildung, Abwechselung und Einheit in der Landschaft, die Paulskirche in Rom ꝛc. zu finden; und wer kann sich dabey des Gedankens erwehren, daß der Schriftsteller mit gleichem Rechte alle vorhandene Gebäude, Bildsäulen, Denkmähler und allegorische Vorstellungen durchmustern, und überhaupt von allen nur möglichen Dingen hätte sprechen können, welche fähig sind, durch ihr Aeusseres einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf unsre Empfindung zu machen. Noch auffallender ist es, in den zur Theorie der Ornamente bestimmten Kupfern weiter nichts als einen römischen Senator und einen reichsstädtischen Burgemeister, eine römische Matrone und eine Prinzessin von Parma abgemahlt zu finden.

Ueberhaupt glauben wir, die Manen des zu früh gereiften Moritz nicht zu erzürnen, wenn wir die Meynung äußern, daß Moritz bey seiner glücklichen Anlage, das Schöne zu ahnden, viel zu wenig darum bekümmert war, sich selbst Rechenschaft von einer jedem Empfindung abzulegen, die ihn beseeligte; noch viel weniger, die Resultate seiner Empfindungen unter einander zu vergleichen, gehörig zu ordnen, und zu einem künftigen zweckmäßigen Gebrauche aufzusparen. Der weiche und lockere Bau einer feinen Organisation, womit die Natur ihn beschenkt hatte, verräth sich vielleicht nirgends

so

so sehr, als in der vor uns liegenden Schrift; und schon aus dem Grunde muß sie uns ein schätzbarer Nachlaß von Moriz seyn, wenn sie gleich bey weitem nicht das vorzüglichste seiner Geistesprodukte genannt werden darf.

Einem Freunde des Schönen, wie Moriz es war, genügte es nicht, alles, was er empfand, ohne Kargheit wieder Andern mitzutheilen, und sich so viele Mitgenossen seiner Empfindungen zu schaffen, als ihm nur immer möglich war: er bemühte sich auch, das Schöne, was er Andern, nachdem er es empfangen hatte, wieder zurückgeben wollte, in ein so gefälliges Gewand zu kleiden, daß die Blicke der Umstehenden darauf geheftet bleiben möchten. Seine Liebe fürs Schöne äußert sich daher eben so sichtbar in seinen Worten, und in der Art sich auszudrücken, als in den Vorstellungen, die er dadurch erregen wollte. Ihr allein haben wir es zuzuschreiben, wenn der Schriftsteller zuweilen über der süßen Modulation von Wortfügungen, die ihm seine rege Phantasie eben jetzt herbeyzauberte, die Bestimmtheit des Gedankens vergaß, den er dadurch bezeichnen wollte. Auch diese Eigenthümlichkeit des Charakters liegt in keiner Schrift so offen da, als in der gegenwärtigen.

An Stoff zu mannigfaltigen Betrachtungen hat es übrigens der V. in dieser Schrift nicht fehlen lassen. Seine Rhapsodien, von denen die meisten kaum zwey Octavseiten füllen, enthalten für den, der nur eines Winkes bedarf, um manche Gegen-

stände

stände von einer neuen Seite zu betrachten, ungemein viel lehrreiches. Auf keinem Blatte wird man den Mann verkennen, der seine Gefühle bis auf die zartesten Fäden ausgesponnen hat, damit ihm auch noch die leiseste Berührung empfindbar wäre. Sein elastischer Nervenbau braucht nur eines gelinden Anhauchs, so erbebt augenblicklich eine zahllose Menge von Fibern, die sich einander in den wundersamsten Verschlingungen berühren, und aus dem Instrumente seiner Seele Töne hervorlocken, welche zusammen eine unerklärbare Würkung erzeugen. Ist es daher wohl zu verwundern, daß mancher von den Lesern nicht weiß, was er aus dem Ganzen machen soll, wenn er den Nachhall von diesen ungewohnten Harmonien hört?

Doch es ist Zeit, von diesen allgemeinen Bemerkungen wieder auf das einzelne zurückzukommen, woraus sie entstanden sind.

Der Verfasser der Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente sucht zuförderst in einer Art von Einleitung zu zeigen, daß das Streben nach Verzierung dem menschlichen Geiste zur Ehre gereiche. Die Ausführung dieses Gedankens würde hier ganz am rechten Orte stehen, wenn sich der Schriftsteller nur erst mit seinem Leser über den Begriff von Verzierung gehörig verständigen wollte. Wie schwankend aber dieser Begriff bey dem Verfasser selbst gewesen sey, davon kann man sich gleich in den ersten Perioden seiner Rede überzeugen. Zierlich ist ihm bald das, was dem Plumpen und Schwerfälligen entgegen steht, bald das was Leben athmet

met und besonders nach dem Menschen gebildet ist. Bald das, was den grenzlosen, schlußleeren Dingen eine Art von Vollendung giebt u. s. w. Erst auf der 18ten Seite findet man unter dem Titel: Die Säule, einen förmlichen Versuch, die Sache zu erklären, von welcher im Buche eigentlich die Rede seyn soll. „Unter Zierrath," sagt der V. „denken wir uns dasjenige gleichsam Ueberflüßige an einer Sache, wodurch sie nicht nützlicher wird, als sie schon war, sondern nur besser ins Auge fällt."

Eine Sache verzieren, heißt also machen, daß sie besser ins Auge fällt. Ohnstreitig muß alsdann die Sache schöner geworden seyn, als sie vorher war, wäre auch das Schöne hier nur im relativen Sinne zu nehmen. Wie verträgt sich aber alsdenn diese Erklärung mit einer andern Stelle auf der 15ten Seite, worin der V. sagt:

> „Wie groß der Schönheitstrieb des Menschen „sey, erkenne man daraus, daß der Mensch „sogar da, wo Schönheit nicht mehr Statt „finde, noch für die Zierde Platz zu ge„winnen suche."

Hier unterscheidet Moritz nicht allein Schönheit von Zierde, sondern trennt diese beyden Begriffe, wovon doch der eine, als eine besondere Gattung, in dem andern enthalten ist, so weit auseinander, daß man es für ganz unerlaubt halten möchte, eine verzierte Sache schön zu nennen, oder von einer Verzierung selbst zu behaupten, daß sie schön seyn könne. Wiewohl der Schriftsteller es nicht so gemeynt haben

ben will. Denn, wenn Zierde nur da angebracht werden sollte, wo keine Schönheit mehr Statt fände; wie könnte denn das Streben nach Verzierungen einen Beweis abgeben, daß der Trieb des Menschen nach Schönheit ohne Grenzen sey?

Man sieht aber, wie M. gefühlt habe, daß eine Verzierung keine wesentliche Schönheit ausmache, daß eine Sache, die durch Verzierung verschönert werden soll, oder verschönert wird, auch ohne diese Verschönerung immer noch vollkommen ihrem Hauptentzwecke entsprechen könne. Da es nun viele Gegenstände giebt, die ohne Schönheit ihren Hauptentzweck nicht erreichen können, so hat ihn dieß verleitet zu glauben, daß Zierrathen da einträten, wo die Schönheit aufhöre. Indem nun M. auf die Art sich nicht getraut, die Verzierungen bis zu dem Range wahrer Schönheiten zu erheben, ohnerachtet er ihnen die Würkung zugesteht, wenn er sie für dasjenige erklärt, wodurch die Gegenstände besser ins Auge fallen; so sieht er sich dadurch genöthigt, seine Zuflucht zu neuen Beschreibungen zu nehmen, wodurch er uns die Ornamente kenntlich machen will.

„Zierrathen, sagt er, sollen unsre Aufmerk-„samkeit auf eine Sache lenken." Diese Absicht würde nun leicht auch durch die größten und auffallendsten Verunstaltungen erreicht werden können; aus dem Grunde, setzt er noch hinzu, ohne zu bedenken, daß er hier grade wieder der Schönheit das Wort rede:

„so

„so daß wir bey ihrem bloßen Anblick gern
„verweilen.„

Kann man wohl deutlicher zu erkennen geben, daß durch Verzierung eine Sache verschönert werden soll?

Unmittelbar drauf sagt er: „Zierrath muß „das Wesen der Sache, woran sie befindlich ist, „auf alle Weise andeuten und bezeichnen, damit „wir in der Zierrath die Sache gleichsam wieder „erkennen."

Diese Behauptung, die sich wohl auf einige feine Bemerkungen über den Unterschied zwischen wesentlichen und zufälligen Zierrathen gründen kann, (denn es giebt wesentliche Zierrathen, ob sie gleich nur zufällige Schönheiten ausmachen) diese Behauptung ist viel zu unbestimmt, als daß sie nicht von unserm Sprachgebrauche vielfältig bestritten werden sollte.

Pflegen wir nicht unsre Wände durch Gemählde, unsre Spiegel durch Guirlanden, unsre Gefäße durch Medaillons etc. zu verzieren, ohne daß in diesen Verzierungen auch nur das geringste enthalten wäre, wodurch das Wesen der verzierten Sache bezeichnet würde.

Schon aus diesem Wenigen sieht man, daß der Schriftsteller sich keine Zeit genommen habe, die Begriffe gehörig von einander abzusondern. Dasselbe aber wird man in andern Stellen noch viel deutlicher gewahr. So findet man z. B. den Artikel: menschliche und thierische Bildung, worin jener in Ansehung der Schönheit der überwiegende

Vorzug

Vorzug vor dieser zuerkannt wird, mit der Behauptung beschlossen, daß die Kunst zuweilen zu der Thierwelt ihre Zuflucht nähme, um ihre (menschliche) Bildungen zu verschönern. „Jupiters Haupt“, sagt der Verfasser, „schüttelt die Löwen„mähne — und auf der Schulter eines Herkules „strebt der Nacken des Stiers empor.“

Ob nur M. im Ernst glauben konnte, daß man in keiner andern Absicht, als um der bloßen Schönheit willen, den Kopf eines Alexanders mit Hörnern begabt, oder die Füße eines Hermes mit Flügeln versehn, oder ins Haar der Erynnen Schlangen geflochten habe?

Eben so wenig läßt sich vermuthen, daß ein jeder Künstler den auf der folgenden Seite befindlichen Satz unterschreiben werde: „Wer einen „Apollo bilden könnte, in dessen Macht stünd es „auch gewiß, einen vollkommnen Faun zu schaf„fen; aber nicht umgekehrt könnte jeder ꝛc.“ M. widerlegt sich selbst, indem er diesen Satz beweisen, und durch Beyspiele anschaulich machen will. Jedes Ding, sagt er, ist zwar in seiner Art vollkommen. Hieraus ließe sich also folgern, daß der, welcher mit den Vollkommenheiten eines Apolls bekannt wäre, darum noch nicht mit allen Vollkommenheiten eines Fauns bekannt seyn müßte. Allein, setzt er hinzu, es enthält doch eine Art von Dingen immer mehr Vollkommenheiten als die andre. So hat zum Beyspiel der menschliche Körper mehr Vollkommenheiten in sich, als der Körper der Thiere. Hieraus sollte also geschlossen wer-

den, daß es in der Gewalt eines Guido gestanden habe, Thiere eben so vollkommen als Menschen vorzustellen, und daß Rosa einen van Huysum hätte beschämen können, wenn er nur gewollt hätte. Wer sieht aber nicht ein, daß wenn der menschliche Körper auch unendlich mehr Vollkommenheiten und Schönheiten in sich enthielte, als alle Körper der Thiere zusammen nicht aufweisen können, der thierische Körper immer noch seine Eigenthümlichkeiten behalten würde, wodurch er sich von andern Körpern unterscheidet; und daß folglich der Künstler, der diese Eigenthümlichkeiten nicht studirt hätte, auch nicht im Stande seyn würde, einen vollkommenen Thierkörper darzustellen. Wer verlangt es denn aber auch von einem Künstler, der uns höhere Schönheiten darstellen kann, daß er die niedern mit gleicher Vollkommenheit darstellen müsse? Würde der Bildner des Apoll deswegen an seinem Werthe bey uns verlieren, wenn wir auch von ihm wüßten, daß ihm kein Faun habe gelingen wollen? eben so wenig, dünkt mir, als der Ruhm eines Bachs darunter leiden kann, daß er keine schöne Tanzmelodien erfunden habe. Man beurtheile nach diesen Vorstellungen die paradoxe Stelle, womit M. auf der 15ten Seite seinen Aufsatz beschließt.

„Von dem Schönsten war der Maaßstab zu
„allen niedern Bildungen einmal genom-
„men. In dem hohlen Leibe des ungestal-
„teten Satyrs fand man die Bilder der Gra-
„zien versteckt.

In

In dieser Stelle war es vielleicht blos die Liebe zum Sonderbaren, die den M. zu einer so auffallenden Behauptung verleitete. An andern Stellen sind es oft kleine anmuthige Bilder der Einbildungskraft, von denen sich M. die Farben entlehnt, um damit seine philosophische Rede auszuschmücken. So erzählt er uns auf der 43. Seite, wie bey Vermählung der Psyche von Raphael unter den Hauptgemählden rings an den Wänden besondere kleinere Felder angebracht sind, in welchen Amoretten mit den Attributen der höhern Gottheiten spielen, die bey der Hochzeit der Psyche zugegen sind. Dieses allegorische Spielwerk, welches immer als ein Beweis aufgestellt werden konnte, auf wie mannigfaltige Weise der erfindungsreiche Mahler von der Allegorie Gebrauch machen könne, schwebt der Seele des bildnerischen Moritz unter einer so anmuthigen Gestalt vor, daß er es unmittelbar drauf zur Grundlage einer neuen ästhetischen Behauptung macht, an der wir nichts weiter als die Leichtigkeit bewundern können, mit welcher der Schriftsteller jedesmal die nächste schöne Form ergreift, um seine Gedanken darin abzudrücken. „Die allegorischen Vorstellungen,“ sagt M. „sollen das Ganze nur umgaukeln; nur gleichsam „an seinem äußersten Rande spielen — nie aber „das innere Heiligthum der Kunst entweihn.“ Wer erkennt nicht in diesen Worten das ganze Gemählde von Raphael, welches dem Dichter so wohl gefiel, daß er in diesen Augenblicken wünschte, die Göttinn Allegorie möchte sich einmal in dieser lieblichen

daß Gestalt verkörpern, ohnerachtet er fühlen mußte, daß er, außer dem Vergnügen des gewagten Versuchs, wenig mehr davon haben würde, als die Mühe, bey der nächsten Bestimmung von dem, was Allegorie seyn solle, darauf zu sehen, daß sein neues Gemählde dem alten nicht in allen Theilen widerspreche.

Doch wir haben Beyspiele genug von Stellen angeführt, die zum Belege unseres obigen Urtheils dienen können. Es ist jetzt nichts weiter übrig, als daß wir die Freunde des Schönen auf einige andre Stellen aufmerksam machen, worin wir einen überaus reichhaltigen Stoff zum weitern Nachdenken für die Liebhaber des tiefern Eindringens in das Wesen der Kunstschönheiten gefunden haben. Hierher rechnen wir unter andern den Versuch, welchen M. gewagt hat, die Verzierungen der Säule und insbesondere die des Säulenkopfes aus der Natur der Sache zu erklären.

Es ist bekannt, daß wir in der Baukunst nicht allein besondere Verzierungen für jede Säulenordnung haben, sondern daß diese Verzierungen auch ihre bestimmte Form und ihren besondern Maaßstab haben, wornach man ihre Richtigkeit zu beurtheilen pflegt. Gewöhnliche Architekten machen von diesen Verzierungen nach der Regel Gebrauch, ohne daran zu denken, woher es gekommen seyn mag, daß man den Säulen grade diese und keine andern Verzierungen gegeben hat. Selbst wenn sie von andern hierüber befragt werden, geben sie nichts weiter zur Antwort, als: es muß so seyn! oder sie sagen: verständige Baukünstler haben gefunden,

daß

daß unter allen möglichen Verzierungen, die sich an einer Säule denken lassen, grade diese und keine andere die gefälligste Würkung thun. Aber irgend ein Grund muß doch vorhanden seyn, warum wir an der Säule keine andere Verzierungen leiden mögen: oder wenn dieß vielleicht Verwöhnung unsrer Augen seyn sollte, so muß doch irgend eine Ursache da gewesen seyn, warum die ehemaligen Baukünstler grade nur diese Verzierungen und keine andern an der Säule schön gefunden haben. Hierüber verlangt der verständige und nachdenkende Kunstfreund irgend einen befriedigenden Aufschluß zu erhalten. Denn darin kann er doch unmöglich mit Campern übereinstimmen, daß so ganz und gar alle Schönheiten der Baukunst vom bloßen Eigensinn des blinden Ohngefährs abstammen, und von niemanden, außer von der Macht der Gewohnheit, ihre Sanction erhalten haben. Man lese nun, was M. in dem Aufsatze von der Säule hierüber sagt.

Es sind freylich nur einige flüchtige, dem Gefühle entwendete Ideen, die, wenn sie auch noch sorgfältiger auseinander gesetzt wären, immer noch keine volle Befriedigung gewähren würden; aber man findet doch nun den Weg bezeichnet, auf welchem der tiefsinnige Forscher weiter fortgehen, und die Winke, welche M. hierüber giebt, dankbar befolgen kann.

Eben so wird der nachdenkende Leser den Artikel von der Vase, und noch mehrere andere, nicht ohne Vergnügen über die sinnliche Darstellung artistischer

tistischer Begriffe, und nicht ohne Gewinn für die Erklärung mancher dunkeln Gefühle durchlesen.

Wir beschließen dießmal unsre Beurtheilung der kleinen Schrift, welche unter die letzten Arbeiten ihres Verfassers gehört, mit einer wehmüthigen Empfindung über den frühen Verlust eines Mannes, von welchem sich die Kunst noch so viel hätte versprechen können, wenn ihm das Schicksal ein längeres Leben hätte gönnen wollen.

XVI.

Wilhelm Gilpins Bemerkungen, vorzüglich über malerische Naturschönheit, auf einigen Reisen durch unterschiedene Gegenden von England und Schottland aufgesetzt. Aus dem Englischen mit Anmerkungen des Uebersetzers. Leipz. bey J. F. Junius 1792. Erster Theil (472 S.) Zweyter Th. (419 S.)

Wir haben von diesen Bemerkungen des Hrn. G., dieses in seiner Art wichtigen Buchs, das Original bey seiner Erscheinung angezeigt, und freuen uns, davon eine um so vorzüglichere Uebersetzung ankündigen zu können, jemehr Schwierigkeiten damit verbun-

verbunden waren. Sie ist von Herrn Kunth in Leipzig, wie man aus der Unterschrift der Vorrede sieht, und man kann sich auf die Richtigkeit derselben um so mehr verlassen, da er nicht nur eine vollkommene Kenntniß der Sprache und Englischer Litteratur besitzt, sondern bey seinem Aufenthalte in England mit verschiedenen der hier geschilderten Naturscenen bekannt ist, auch mit dem englischen Verf. selbst im Briefwechsel steht, der ihm bey vorfallenden Bedenklichkeiten die nöthigen Aufschlüsse gegeben. Was übrigens Herr K. von dem Werthe des Buchs sagt, ist vollkommen gegründet. „Wir kennen keines, das dem Leser von feinem Gefühl, dem Freunde des Großen und Schönen in der Natur, dem Menschenforscher, dem Freunde der Geschichte und Alterthümer, eine anziehendere Lectüre gewähren, und worinne der Aesthetiker, der Landschaftsmaler und der Gartenkünstler belehrendere Bemerkungen und Winke finden dürfte, als in diesem. — Er führt seine Natur- und Kunstfreunde zu den romantischsten Naturscenen und den Ruinen von Klöstern und Schlössern, einer England ausschließlich eignen malerischen Schönheit, und lehret sie das Wahre, Schöne und Große darin bemerken. Er thut dieß mit dem feinsten ästhetischen, durch vertraute Bekanntschaft mit den großen Dichtern der Alten und seines eigenen Vaterlandes gebildeten Geschmack, und mit dem sichersten Kennerblick, und oft schildert er mit einer solchen glühenden Phantasie und einem so dichterischen Feuer, daß man vor seinem Gemälde zu ste-

 hen

hen glaube, und ein geschickter Künstler im Stande seyn müßte, nach seinen Darstellungen eine Landschaft zu entwerfen, ohne die Gegend selbst gesehen zu haben. Dabey versteht er die Kunst, ohne allen Zwang sittliche, oft recht rührende Betrachtungen über Menschen und Sitten, merkwürdige Anekdoten aus der Geschichte Großbritanniens, auch wohl dann und wann einen feinen launigten Einfall in seine Schilderungen zu verweben: als wollte er gleichsam seine Leser, wenn sie lange mit ihm auf Bergen und Felsen herumgeklettert sind, zu einer erquickenden Ruhestätte führen."

Die meisten Reisenden, die uns mit Schilderungen reizender Naturscenen unterhalten, glauben der Absicht ein Genüge gethan zu haben, wenn sie eine Reihe von strotzenden Beywörtern aufstellen, welches aber, wie der V. sehr richtig bemerkt, die kraftloseste Art zu schildern ist, und einem Leser so wenig als dem Zeichner eine richtige Vorstellung von einer Landschaft darbieten wird. Herr Gilpin giebt in seiner Einleitung erst allgemeine Regeln, die sich ein Landschaftsmaler einprägen muß: untersucht dann im Werke selbst die Bestandtheile, woraus die englischen Landschaften zusammen gesetzt sind, den fernen Berg, den See und den Vorgrund einzeln, hernach in der Verbindung mit einander, und zieht hieraus einige allgemeine Betrachtungen, die über das Ganze ein neues und malerisches Licht verbreiten. Dieß geschieht allezeit bey Veranlassung der herrlichen Scenen, die sich ihm auf seiner malerischen Reise darstellen, und wo er jede Gelegenheit

genheit ergreift, auch über Nebendinge, die zur Verschönerung der Landschaft beytragen, die angenehmsten und lehrreichsten Ausschweifungen zu machen. Z. B. über die Mischung von Gehölze und Ackerland, über die Luft, als die Quelle eigener malerischer Schönheiten, über Ruinen von Schlössern und Klöstern, über künstliche Ruinen, Felsen — ein analytischer Ueberblick einer Gebirgsgegend, über den Standort eines Berges in einer Landschaft, den Umriß desselben, über die Gegenstände auf seiner Oberfläche, Beleuchtung und Schatten, über Vorgründe, Gehölze, Felsen, Wasserfälle, Thäler, Seen, über verschiedene Arten der Landschaft nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten, der Witterung, der Naturerscheinungen, über das Vieh malerisch betrachtet, und über so vielerley andere Gegenstände, die nicht für nur den Landschaftsmaler und Zeichner höchst unterrichtend, sondern auch für jeden geschmackvollen Leser anziehend sind.

Da man heut zu Tage so sehr bey Gartenanlagen die englische Manier in Verzierung derselben nachzuahmen sucht, und man dabey hin und wieder auf so manche Lächerlichkeiten stößt, so möchten wir dieß Buch auch vorzüglich denen empfehlen, die sich mit dergleichen abgeben. Die Kritiken, die der Verfasser bey vielen in England befindlichen Anlagen über die Vorzüge und Fehler so mancher beybringt, werden oft zu einer vortheilhaften Leitung dienen können. Wir wollen z. B. nur eine Stelle anführen, wo er über Ruinen spricht,

die so oft zur Verschönerung in englischen Gärten angebracht werden, welches zugleich eine Idee von seinem Vortrage geben wird. „Sollen Ruinen,“ sagt er, „blos in der Ferne und auf einer unzugänglichen Stelle zu stehen kommen, so ists genug, wenn man sorgt, daß sie aus einem oder ein Paar Gesichtspunkten gesehen werden können: bey Anlegung solcher Ruinen ist folglich weniger Genauigkeit nöthig. Es sind Ruinen in einem Gemälde. Sollen sie aber auf der Stelle gesehen werden, wo der Beschauer um sie herumgehen, sie von allen Seiten betrachten, vielleicht gar hineingehen kann, da hat ihre Ausführung viele Schwierigkeit. Und diese entsteht vornehmlich aus der Nothwendigkeit, sie nach einem eben so regelmäßigen und gleichförmigen Plan anzulegen, als wären sie ein würkliches Gebäude gewesen. Es muß nicht nur die Gestalt eines Schlosses oder Klosters im Allgemeinen, und die Lage desselben beobachtet werden, sondern auch die besondern Theile müssen wenigstens dem Auge so dargestellt seyn, daß das Auge des Kenners aus den stehen gebliebenen Stücken leicht die verloren gegangenen herausbringen kann. Es müssen immer die disjecta membra seyn. Daher sollte, wenn man Ruinen anlegt, kein Theil dargestellt werden, von dem das Auge nicht leicht begreift, daß er nothwendig müßte vorhanden gewesen seyn, wenn das Ganze vollständig gewesen wäre. Auch der Kostenaufwand, welchen die Aufführung solcher Ruinen erfordert, ist keine geringe Schwierigkeit. — Aermliche Ruinen sind von keiner Bedeutung:

tung: Ruinen aber, die große Wirkung thun sollen, sind ein Werk der Pracht. Ein Gartentempel, oder eine Palladische Brücke, ist leicht gebaut, aber ein Stück Ruinen, das von einem Schlosse oder Kloster eine Idee geben soll, die der Ausführung werth ist, kostet so viel aufzuführen, als das Haus, das man bewohnt. Die Ausführung selbst erfodert große Kunst. Nicht jeder, der ein Haus bauen kann, versteht Ruinen anzulegen. Dem Stein das verwitterte Ansehn zu geben — zu bewirken, daß der immer weiter werdende Riß natürlich durch alle Fugen läuft, daß die Zierrathen verstümmelt seyn, die innere Bekleidung der Wände sich gehörig ablöse, anzudeuten, wie die Theile sonst zusammen gefügt waren, durch die nun eine weite Spalte bricht, und Haufen von Trümmern ungezwungen umher zu streuen, alles das verlangt eine große Anstrengung der Kunst. Und wenn sie denn alles gethan hat, was sie vermag, so müssen wir doch die Ausschmückung und Vollendung zuletzt den Händen der Natur überlassen. Wenn die Moose und Flechten die Mauern nicht recht überziehen wollen, wenn die verwitterten Stellen keine Mannigfaltigkeiten hervorbringen, wenn der Epheu die Strebepfeiler nicht begleiten oder sich zwischen den Zierrathen des Gothaischen Fensters nicht recht durchschlingen will, die Esche sich nicht ziehen läßt, daß sie zur Spalte heraushängt, oder wenn auf der eingefallenen Zinne kein langes spitziges Gras wachsen will: so werden unsre Ruinen immer unvollendet bleiben, und wir können eben so wohl über das

Thor

Thor schreiben; im Jahr 1772 erbaut. Täu- schung kann nicht statt finden. Die Charakterzüge des Alters fehlen. Die Zeit allein ists, die Ruinen bessert, ihre Schönheit vollendet, und sie — daß ich mich des Ausdrucks bedienen mag, — in Stand der Natur versetzt."

Die Anmerkungen, die der Uebersetzer hinzugethan, sind theils erläuternd, theils litterarisch, und geben dem deutschen Leser oft interessante Aufschlüsse und Hinweisungen auf andere Werke, selbst Berichtigungen, wodurch einigermaaßen der Verlust der artigen Kupferblätter, die das Original doch mehr schmücken als erläutern, ersetzt wird.

XVII.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Litteratur.

Berlin und Stettin: Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von Herrn L. H. v. Nicolay. Dritter Theil, 216 S. Vierter Theil 243. S. kl. 4. 1793. Die beyden ersten Bände dieser saubern und zugleich sehr verbesserten Ausgabe haben wir im 47. B. dieser Bibl. S. 277. angezeigt. Der dritte Theil enthält, erstlich die prosaische Erzählung das Schöne, unverändert abgedruckt. 2) Idda, oder männliche und weibliche Tugend. Eine historische Novelle. Es lag an

der

der Natur des Stoffs, daß diese, sonst so vortreflich in einer blühenden und doch classisch correcten Sprache vorgetragene Erzählung, selbst unter den Händen unsers Dichters, keinen hohen Grad von Interesse erhielt. Wenn das Wunderbare in ernsthaften, moralischen Fictionen selbst den Schein der Wahrheit nicht ganz zerstören, und die Absicht des Dichters, statt sie zu befördern, nicht vernichten soll, so muß es nothwendig mehr Würde haben, und aus einer reiner geachteten Quelle geflossen seyn, als es bey der hier erzählten Legende der Fall ist. 3) Entwurf des politischen Zustandes von Europa. Nach der Einleitung von Robertsons Geschichte Karl V. —

Vierter Theil. Eine neue poetische Epistel an die Kaiserinn von Rußland. Sie hebt mit Klagen über den Hang der Dichter, auch der besten unter ihnen, den Großen der Erde übermäßigen und so oft unverdienten Weihrauch zu streuen, an. Der Dichter will nicht in ihre Fußtapfen treten; er will

— ein Beyspiel, das die Welt
Noch nie gesehen, seyn; ein Sohn der Musen,
Der sich vor Catharinen stellt,
Und die Bewunderung, den Sturm in seinem Busen,
Aus Mistraun in sich selbst, aus Ehrfurcht unterdrückt,
Da Sie, die Göttliche, die nur von der Geschichte
Ein Lob erträgt, auf die bescheidenen Gedichte
Des Fremden nur um desto holder blickt.

Das

Das heißt, er will mit einer neuen Wendung und auf eine feinere Art dasselbe thun, was seine Vorgänger thaten. Durch den Ausdruck des Fremden bahnt er sich den Uebergang zu dem eigentlichen Gegenstand seines Gedichtes, zu dem poetischen Beweis, daß Sicherheit und vernünftige Freyheit in Rußland mehr, als in irgend einem andern europäischen Staate herrsche! Dieser Beweis ist ihm so gelungen, wie er gelingen konnte. Wir läugnen nicht, daß Herr v. N. wirklich von dem überzeugt sey, was er behauptet — wie ließe sich das Gegentheil darthun? — aber schwerlich wird er irgend einen Sterblichen, der nicht schon ganz so denkt wie er, zum Glauben an sein ungeheures Paradoxon bekehren. Eher wird er in der gegenseitigen Ueberzeugung bestärken, wenn man sieht, mit was für dürftigen Gründen selbst ein so vortreflicher Kopf diesen Satz verfechten muß. Die Prüfung und Widerlegung dieser angeblichen Gründe gehört nicht für unsere Bibliothek. Daß sie indeß nichts weniger als schwer fallen dürfte, erhellt aus folgender Stelle, in welcher der Dichter seine Hauptargumente zusammengedrängt hat, und die wir zugleich als eine Probe der Ausführung hersetzen wollen:

Zweymahl hab' ich den Kreis der aufgeklärten Staaten
Durchwandert, stets bereit die gnügsamen Penaten
Zu pflanzen, wo mich, häuslich frey,
Des Aberglaubens Tyranney,

Der

Der Vorurtheile Joch, der Steuern Bürde,
Der Großen Stolz nicht drücken würde:
Doch kein der Sonne nahes Land
Gab mir, was ich am Pole fand.
Hier wird Kalvins und Roms und Luthers Lehre
Zu keiner Schuld, die der Verfolgungsgeist
Im Schwefelrocke büßen heißt,
Schließt Keinen aus von Gut und Ehre.
Im nachbarlichen Gotteshaus
Geht jede Sekte hier einträchtig ein und aus.
Die Hirten selbst, gleich ihren Schaafen,
(Ein seltner Fall!) vertragen, schätzen sich,
Und niemand schmäht, wenn ich nicht wöchentlich
Bey einer Predigt — eingeschlafen.
Gleich fern von Lästerung und dummer Heiligkeit,
Beleidigt hier mein Ohr kein Atheist'scher Bube;
Doch fliegt mir auch, um eine Lustbarkeit
Am Sonntag angestellt, kein Kiesel in die Stube.*)
Hier wagt kein neuernder Sophist
Den Satz, daß Raub und Mord ein Recht des Menschen ist.**)
Hier brüllt bey keinem nassen Schmause
Ein Stentor aus dem Unterhause,

Der

*) In England, wo die freyesten Schriften erscheinen, gestattet der bigotte Pöbel auch nicht einen Saitenstrich am Sonntage.

**) In dem Satze, daß gewisse Rechte des Menschen unverjährbar sind, liegt nothwendig der Satz [nach welcher Logik?] daß wenn keine andern Mittel, sie wieder zu erlangen, da sind, auch Raub und Mord zum Rechte des Menschen gehören: eine [rasende, nur von Bösewichtern gezogene] Folgerung, deren Wirklichkeit wir leider! nur zu deutlich gesehen.

Der doch, sobald die Gunst ihm winkt,
Zur Heerde des Ministers überspringt.
Das beste Gegengift politischer Partheyen,
Gehorsam, hier die allgemeinste Pflicht,
Stört die Vertraulichkeit gesellschaftlicher Reihen,
Und stört des Staates Ruhe nicht.
Der Große, der aus Rurichs Blute
Sich herbeweist, empfängt und suchet hier
Den Mann von Wissenschaft, von Kunst, von Kriegesmuthe,
Mit größrer Achtung und Begier,
Als dort der Krämer thut, der mit Dukaten prahlet,
Und Glieder *) und Talent, wie Zimmt und Pfeffer, zahlet.
Geburt und Reichthum ziert, allein bestimmt den Rang

Des

*) Man sehe die Tabelle der Holländer, in welcher auf jedes Glied, welches man im Kriege für sie verlieren würde, ein Preis gesetzt war. (Rec. schämt sich hier im Nahmen des Dichters, dessen warmer Verehrer er ist, dieser argen, fast möchte er sagen, boshaften Verdrehung. Was ist rühmlicher, edler: mit Gewalt zum Kriegsdienst gezwungene Menschen, wenn sie darin zu Krüppeln geworden, ganz oder doch so gut als ganz ihrem Schicksal und dem Verschmachten im Elend zu überlassen, oder freywillig angeworbene, größtentheils ausländische Krieger für ihre Aufopferungen zum Besten des ihnen fremden Staates, nach den Kräften desselben zu entschädigen? In Geldarmen Staaten sind freylich Leibeigenschaft, ja selbst Sklaverey, unvermeidlich: aber darum sind Sklaverey und Leibeigenschaft nicht die höchste Staffel der Cultur und Civilisation.)

Des Russen nicht. Ihn giebt ihm Dienst und
Gnade.
Den Sohn des Größten lehrt die Schule niedrer
Grade
Erst Ehrfurcht und der Pflichten Zwang.
Unzollbar ist das Haupt des Edlen; doch die
Rechte
Der Krone zahlt er ihr als Bürge seiner Knechte,
Und der nach ihrer Zahl vertheilte feste Schoß
Bleibt für den Armen klein, wird für den Reichen
groß.
Vom stillen Zolle, der des Prachtes Waaren
drücket,
Die uns Paris und London schicket,
Bleibt jeder, der der Eitelkeit,
Der Sucht gebieten kann, so lang er will, befreyt.
Indessen wächst im emsigen Gewerbe
Des Fremden Mammon ungestört,
Zu welchem er, und wo nicht Er, sein Erbe
Zum Lande, dem er einst den Rücken arm gekehrt,
Um keinen Zehenten gezwackt zurückefährt.
Dieß alles fand ich nicht in den gepriesnen
Reichen,
Die sich mit Rom und Griechenland vergleichen
u. s. w.

Der Dichter hat hier bewiesen, nicht was er zu beweisen versprach, sondern, was ihm niemand abzustreiten im Stande ist, daß für einen Mann von Herrn v. N. Denkungsart, Umständen und Verhältnissen das von ihm gepriesene Reich der angenehmste Aufenthalt seyn könne; für einen Mann, der so wie er sagt, und sagen kann:

Was geht der Große mich und was der Bauer
an?
Mich, der ich meinen Weg gleich weit von bey-
den walle,
Und mir am besten da gefalle,
Wo, leichten Pflichten unterthan,
Ich meinem Sinne folgen kann — — —

Aber wie viele können das? — — **Galwine**, in sechs Gesängen. **Alcinens Insel**, in zwey Büchern. **Gryphon und Orille** in zwey Büchern. Jedes von diesen drey, dem Ariost nacherzählten Gedichten, hat in diesem neuen Abdruck eine Menge größerer und kleinerer Verbesserungen erhalten. So wenig jede einzelne immer von Bedeutung scheint, so muß sich doch jeder, der überhaupt Sinn für Poesie des Styls hat, meistens gleich beym ersten Blick von ihrer Nothwendigkeit überzeugen, und die Vergleichung des Ganzen mit der vorigen Ausgabe zeigt es recht augenscheinlich, wie ungemein die Wirkung auch größerer poetischen Werke (von kleinern Gedichten ist es ohnehin unläugbar) durch die Vollendung des Details selbst in den minder bedeutenden Nebenzügen erhöht wird. Hier ein kräftigerer Ausdruck, dort ein mahlerisches passenderes Beywort, hier eine wohlklingendere Cadenz eines einzigen Verses, verbreitet über manche lange Stelle einen ganz neuen Schimmer und vorher nicht empfundene Anmuth. Daß doch alle junge Dichter diese lehrreiche Vergleichung anstellen, und sich überzeugen möchten, wie nöthig auch dem genialischsten Gedicht die spätere wiederhohlte Feile unter der

Führung

Führung des reifern Geschmacks und bey einer durch die länge der Zeit möglich gewordenen kalten und unbefangenen Prüfung sey. — — Neue Fabeln. Nicht in Rücksicht auf die Erfindung, auf welche der Dichter bey keiner einzigen Anspruch hat, sondern in Rücksicht auf Einkleidung und Darstellung verdienen sie den Namen neuer Fabeln. Aesop, Phädrus, la Fontaine, la Motte und mehrere minder bekannte Dichter sind die Quellen, aus denen Herr v. Nicolay geschöpft hat. Auch hier ist nicht jedes Stück in der strengern Bedeutung wirkliche Fabel. Eines nähert sich mehr der Erzählung, ein anderes dem epigrammatischen Gedicht. Manche sind offenbar gar zu nachlässig hingeschrieben. Gleich das erste Stück ist mehr Allegorie oder Emblem als Fabel, aber, einige Kleinigkeiten abgerechnet, vortreflich erzählt. Welch ungemein glückliche Wirkung thut der Uebergang der längern in kürzere Verse, der Jamben in Trochäen!

Die Raupe und der Schmetterling.

Steif wird mein Leib, und schrumpfet ein,
Mir sonst so fräßigen, mir ekelt vor der Speise,
Im selbst gesponnenen Gehäuse
Schließ ich mich melancholisch ein.
Nacht legt sich um mich her. Was mag dieß Fählen seyn?
Gewiß der Tod, zu dem wir alle gehen.
O hartes Schicksal unsrer Art!
Gehab dich wohl, o Welt! auf ewig ists geschehen!
Die Raupe sagte dieß, als sie zur Dattel (Puppe, Nymphe) ward.

Leicht und glänzend in der Sonne,
Voller Leben, voller Wonne,
Flog ein Schmetterling herbey,
Und vernahm ihr Angstgeschrey.
Lächelnd sprach er: in dem Grabe,
Das du fürchtest, blödes Thier!
Lag auch ich; da wuchsen mir
Diese Flügel, die ich habe.

Der Fabeldichter soll lehren, unterrichten, nicht sophistisiren. Giebt es aber wohl ein ärgeres Sophisma als die moralische, oder vielmehr politische Anwendung der zweyten Fabel? Doch, diesen Nahmen verdient das ganze kahle Geschichtchen nicht. Der Leser urtheile selbst!

Aesop und die zwey Bildhauer.

Zwey Bildner lebten in Athen;
Der eine schnitzte schlecht, der andre schnitzte schön.
Aesop, von diesem Unterschiede
Schon unterrichtet, stand in einem Magazin
Der Parier; da kamen beyde,
Um Marmor einzukaufen, hin.
Zwey Blöcke, völlig gleich an Art, Gewicht und Weisse,
Erstanden sie zu gleichem Preisse.
Vertraulich fängt Aesop zum ersten an:
Ach! Freund, ein schlechter Kauf, den du gethan.
Dem andern lächelt er: Glück zu dem schönen Steine!
Sie lachen. »Blinder, ist der meine
Nicht jenem völlig gleich?« Aesop: verzeihet mir!
Dem Scheine nach urtheilet ihr;

Ich

Ich aber sehe schon tief in dem einen Steine
Ein schönes Bildniß des Apoll,
Das diesem sich entwickeln soll.
Ein schlechtes Bild Merkurs seh ich in jenem stecken,
Das wird dem andern sich entdecken.
Wo bleibt die Gleichheit in den Blöcken?

Armer Aesop, was für ein klägliches Wortspiel dir hier aufgebürdet wird! Im siebenten Vers sind die Blöcke völlig gleich und im letzten ist die Gleichheit ganz weggewitzelt. Man sieht wohl, was der Dichter für eine Lehre durch dieses Beyspiel ins Licht setzen wollte, unglücklicher aber konnte hiezu die Fiction nicht gewählt und gewendet seyn. Ueberhaupt ist jene Lehre mit ihren schlechterdings nöthigen Bestimmungen viel zu subtil, viel zu abstrakt und zusammengesetzt, als daß sie sich in dem engen Raum und mit den beschränkten Mitteln des Apologs durch eine genau anpassende Dichtung versinnlichen lassen sollte. — Das graße Lamm (S. 186.) ist ein Provinzialausdruck, mit dem wir in dieser Verbindung keinen bestimmten Begriff zu verbinden wissen. Sollte dieses Wort überhaupt in die Büchersprache aufgenommen zu werden verdienen? — Die 10. Fabel hat Götz ungleich besser (Vermischte Gedichte III. 89.) Hin und wieder stießen wir auf unpassende oder platte Ausdrücke. Seite 192.

Der Morgen graut, der Jäger stößt
Ins krumme Horn und aufgelößt
Zerstreuen sich die waidgerechten Hunde — — —

S. 196. Es fällt der heilgen Vögel Ehre,
Sie nehmen in dem Federheere
Die alten Stellen wieder ein — — —

Das Federheer soll gefiedertes Heer ausdrücken; allein kann es das? Die Analogie von Federvieh beweißt hier nichts. Man sagt Wollenvieh, aber wer würde Wollenheer sagen oder verstehen? Dunkelheit erzeugt auch S. 197. der Gebrauch des an sich ungewöhnlichen Wortes Verspruch:

Einst, als er gleich beym Spiel verlor,
Ward des Verspruches Zeit vergessen —

Soll heißen: Er vergaß, daß er sich auf diese Zeit versprochen hatte —

S. 199. Der Aecker und der Wiesen lange Kette
Beschleimt der Bach — — —
S. 204. So reiten wir die lieben Alten —
S. 207. Zwey Drosseln fühlten sich durch Hungersnoth
Die Eine fast gelähmt, die Andre kaum nicht todt. — —
Ein Baum, der voller Feigen steckt — —
S. 215. — Das Gold empfängt ein Kind der Freude
Und gibt dafür ihm ein Geschmeide,
An dem er noch danieder liegt.

Einem Dichter, wie Herr v. N. verzeiht man nicht so schielende, halbwahre Lehren, wie die S. 219.

Urtheile nie mit Selbstvertrauen,
Chamäleon ist, was wir schauen.

Ueber-

Ueberhaupt hat die aufmerksame Lectüre und wiederhohlte Prüfung dieser Fabeln Rec. von neuem in seiner Ueberzeugung bestärkt, wie sehr diejenigen irren, die die Erfindung oder auch nur die Wahl und den Vortrag guter Apologen für eine leichte Sache halten. Die äsopische Fabel ist gewiß eine der schwersten Dichtungsarten, und Rec. getraut sich, selbst in unserer Sprache, die doch an vortreflichen Fabeldichtern so reich ist, immer zehn und mehr tadellose Lieder, Oden, Sinngedichte ꝛc. für Eine ganz fehlerfreye Fabel aufzuweisen.

Berlin: Ueber deutsche Sprache und Litteratur. Ein Aufruf an sein Vaterland von Erduin Julius Koch, Prediger an der Marienkirche zu Berlin. Nebst einer ausführlichern Nachricht von dem öffentlichen Austritte der Gesellschaft deutscher Sprach- und Litteraturforscher zu Berlin. 1793. 32. S. 8. Hr. K. hat ein paar Schriften geliefert, die gute litterarische Kenntnisse verriethen, in keiner Rücksicht aber so wichtig und bedeutend sind, daß sie ihn zu dem Tone berechtigten, den er seit einiger Zeit angenommen hat, und den man selbst an großen und berühmten Gelehrten, und zwar mit allem Rechte, nicht duldet. Herr K. hat bis jetzt meistens nur — angekündigt; er leiste, was er verheißen hat, und der Dank und die Achtung des Publikums wird ihm gewiß nicht entgehen, und es wird gar nicht nöthig seyn, die gelehrte Welt stets mit Trompeten- und Paukenschall von jedem Federzug, den er gethan hat, oder gar erst zu thun gedenkt, zu benachrichtigen. Er beginnt diesen

Aufruf aus vollen Backen mit Beschuldigungen gegen die deutschen Sprachforscher und Litteratoren, die seiner Meinung nach meistens ganz unkritisch und geschmacklos bey ihren Arbeiten zu Werke gegangen wären — giebt im Vorbeygehn dem seel. Moritz einen Seitenhieb, poltert etwas von Bibliothekar-Chikanen daher, stichelt auf gewisse Sprachreiniger und Sprachbereicherer „diese Litteratoren, die von Meister Sachs und Altvater Opitz nur kindisch lallen können" und rückt endlich in noch höherm Tone seinem Hauptzweck näher. „Die „Forderungen, welche ich (Erduin Julius „Koch!) lebenswierig an jeden Kritiker im Fache „der deutschen Sprache und Litteratur ergehen las„sen werde, sind dieselben, welche ich in meiner „philologischen Encyclopädie an den Kritiker der „Alterthumswissenschaften bereits habe ergehen las„sen. Ja ich verlange" —— Unsere Leser lächeln und fragen, wer denn dieser Erduin Julius Koch sey, der sich unterstehe in diesem Schulmeistertone mit einem großen Publikum zu sprechen, das seine ersten Genien und verdientesten Männer mit Bescheidenheit und Achtung anzureden gewohnt sind? Zu seiner Entschuldigung wissen wir nichts vorzubringen, als daß er noch ein junger Mann seyn soll, der Schulknaben unterrichtet hat, vielleicht noch unterrichtet, und der zwar mancherley, das aber noch nicht gelernt hat, daß man nicht in Einem und demselben Tone einem Haufen Schulknaben vordociren, und im Angesicht einer ganzen großen Nation seine (vollends unreifen und alltäglichen)

chen) Gedanken und Einfälle vorlegen dürfe. Die Forderung, die Herr Erduin Julius Koch lebenswierig machen wird, lautet in seinem Deutsch also: „daß der werdende deutsche Philolog zuvor ein griechischer und römischer Philolog geworden sey." — „Wann werden, declamirt er weiter, deutschgeborne Philologen, wie F. A. Wolf, C. G. Heyne, D. Ruhnken aufhören zu glauben, brittisches Studium der vaterländischen Sprache und Litteratur sey Entwürdigung des neuern (?) Philologen?" Und wir fragen dagegen: wann wird Herr Erduin Julius Koch aufhören mehr zu schwatzen, als er verantworten kann? — Nach einigen weitern Impertinenzen für das deutsche Publikum, die deutschen Recensenten und Mäcenaten, kündigt er nun endlich die von ihm gestiftete Gesellschaft der deutschen Sprach- und Litteratur-Forscher zu Berlin an, deren Bestimmung Revision der bisherigen Bemühungen für deutsche Sprache und Litteratur, und Versuche ganz neuer bisher noch nicht geahndeter Entdeckungen in diesen Fächern sey. Wir rühmen die bedächtige Vorsicht, mit der hier die ungeahndeten Entdeckungen nicht geradezu, sondern nur Versuche derselben versprochen werden, wiewohl wir gestehen, daß wir uns nicht getrauen, den eigentlichen und wahren Sinn dieser seltsamen Wortgruppe anzugeben. Versuche nicht geahndeter Entdeckungen! Vielleicht ist Hr. K. in der Folge noch so gütig, uns zu berichten, was er sich unter Versuchen dieser Art denkt. Aber weiter!

Als Mittel zu Erreichung dieses Zwecks sollen dienen 1) eine Vierteljahrsschrift, 2) Preisaufgaben, die die Gesellschaft jährlich bekannt machen wird, 3) ein rascher und ununterbrochener Briefwechsel nach den fernsten Gegenden Deutschlandes und des Auslandes (!!) „Wir," versichert Herr K. Nahmens der gelehrten Gesellschaft, deren einziges bekanntes Mitglied Er selbst ist, „wir gehen auf „Entdeckungen und auf solche unerbittlich „strenge Untersuchungen aus, bey denen uns „weder die Gnade noch der Zorn der ganzen Welt „und alle Menschen von jeder Geburt, Connexion „und Autorität irren sollen und können." (Das ist doch einmahl ein Schriftsteller, der Muth besitzt. Zwar wird er auf diesem Felde schwerlich mit den Herren mit langen Händen und ihren Helfershelfern, höchstens mit Motten und Spinnen zusammentreffen, indeß ist Muth ein gutes Ding und des guten kann man nicht zu viel haben.) Wie „sehr diese Schrift (die herauszugebende Vierteljahrsschrift) „sich von andern noch seichtern Schrif„ten, als Adelungs Magazin [das auf der vorhergehenden Seite ein verehrungswürdiges und verdienstvolles und S. 17. ein vortrefliches Magazin hieß] „und die Bragur [deren Mitherausgeber Herr K. selbst künftig seyn wird] „sind, unter„scheide, wird der Verfolg unserer gesellschaftlichen „Bemühungen unwiderleglich beweisen." Das wollen wir abwarten. Jedes Mitglied dieser Gesellschaft bezahlt bey seinem Eintritt einen Louisd'or zur Casse (aus welcher Herr K. in Berlin eine Bi-

bliothek

bliothek anschafft, seine periodische Schrift drucken läßt, und die Kosten der Correspondenz bestreitet) desgleichen monatlich Einen Thaler, schenkt der Gesellschaftsbibliothek in Berlin alle Dubletten seiner Bibliothek aus allen Sprachen und Wissenschaften, (natürlich könnte die Bibliothek einer deutschen Gesellschaft nicht ohne Bücher aus allen Sprachen und Wissenschaften bestehen) und vermacht dieser Bibliothek in seinem Testament einen Theil seiner Bücher. Und für dieses alles genießt man die Ehre, Mitglied der vom Herrn Prediger Koch gestifteten Privatgesellschaft zu seyn und zu heißen, und das Seinige zu Versuchen nicht geahndeter Entdeckungen die deutsche Sprache und Litteratur betreffend beygetragen zu haben. — Auf den letzten Blättern schüttet Herr K. seinen Witz gegen einen Recensenten in der A. L. Z. aus, der sich unterstanden hatte, gegen sein literarisches Magazin einige Einwendungen zu machen.

Riga: Rino und Jeannette oder der goldene Rosenzweig; von Traugott Andreä. Erster bis sechster Gesang. 1793. 220. S. 8. Da wir das Ganze dieses episch- romantisch- allegorischen Gedichtes noch nicht vor uns haben, so können und mögen wir kein Urtheil über den Plan fällen, so vieles sich auch schon jetzt mit vollem Fug über und gegen denselben erinnern ließe. So wichtig indeß auch selbst bey einem Gedichte dieser Art der Plan ist, so ist er doch nicht die Hauptsache, ungleich wichtiger sind die Manier der Erzählung, die Kunst der Schilderungen, Beschreibungen und Charaktere,

die

die Stärke, Neuheit und Lebhaftigkeit des Ausdrucks. In diesen sämmtlichen Stücken aber ist Herr A. noch viel zu sehr Anfänger, und sein wahres Talent ist viel zu zweydeutig, als daß wir seinem Versuche in dieser Bibliothek eine ausführliche Beurtheilung widmen könnten. Wir können nichts mehr thun, als ihn auf einige Fehler, die er sich am häufigsten zu Schulden kommen lassen, aufmerksam zu machen. Seine Diction ist sehr oft schwülstig, abentheuerlich, und artet nicht selten ganz in Galimathias und Nonsens aus. Die Uebergänge sind nicht allein meist gezwungen und übereilt, oft vermißt man durchaus alle Verbindung und allen Zusammenhang der Ideen. Häufig spielt der Reim sichtbar den Meister über den Verstand, und die Verse sind bald zu kurz, bald zu lang, oft ohne die nöthigen Abschnitte und ohne alle Harmonie. Gleich die erste Stanze ist bombastische Reimerey, bey der man sich durchaus nichts denken kann:

Um meine Stirn rauscht Deutung der Natur,
Geschwingt, wie der kosende West, auf einer Blumenaue:
An glühenden Rosen im Perlenthaue,
Erblickte ich ahndend die göttliche Spur!
Ich will den Kuß und schöne Liebe singen:
Auf goldenem Wagenthron, im ruhigen Wonnemeer
Wagt (wogt?) die Begeisterung, im Schmucke der Vorwelt einher;
Hoch flattert ihr Kranz; ich muß ihn um die Harfe schlingen.

Wie

Wie kömmt der epische Dichter zu der Harfe? Und wie schlingt man um sie den Kranz der Begeisterung? Ritter Rino, gezwungen sein Vaterland zu verlassen, steht weinend am Rhein und reitet (so Hals über Kopf geht die Erzählung, daß wir den Ritter nicht einmahl zu Pferde steigen sehn)

still über die Brücke nach Franken hinein.

Plötzlich kömmt ein banges Hülfsgeschrey zu seinen Ohren

Er wendet sich um, ein Greis stürzt in die Wogen.
Kaum sieht er es, so fliegt er schon herbey,
Springt in die Fluth, und hat ihn herausgezogen.

Ob er gleich erst einen Augenblick im Wasser gelegen, so ist er doch schon starr, und

Der gute Ritter beginnt
Mit aller Müh zu reiben und zu blasen.

Der Alte fängt sich an zu regen, doch eh sichs der Ritter versieht

so ist er wieder todt; dem Ritter vergeht die Lust,
Er springt auf und schlägt sehr zornig an den
Degen,

besinnt sich aber bald eines bessern

Und rüttelt ihn mit frommer Wuth,
Und schwört halb weinend: er wolle das Blut
Schon wieder zum schnelleren Flusse bringen.

Es

Es gelingt ihm endlich, und der Alte ladet seinen Retter ein, ihm in seine Zelle zu folgen. Der Weg ist mühsam und führt zu schroffen Felsen hinan:

Doch klettern sie, es hilft sich jeder, wie er kann,
Und jeden wird die Mühe herzlich sauer.

Der Greis ermuntert den Ritter, und versichert ihm, dieser Weg führe gerade nach dem stillen Wohnplatz der Ruh: allein dem Jüngling kömmt dieser Ausdruck verfänglich vor:

Was will er mit der Ruh in seiner Brust?
Vor einem Anspruch ist er sich keines Wunsches bewußt,
Und würde mit Freuden sie an jedes Abentheuer wagen.

Was der Sinn der zweyten Zeile seyn soll, ist uns, alles Nachsinnens ohnerachtet, verborgen geblieben. Eben dieß ist der Fall bey einem Vers in der Beschreibung des Orts am Ziele ihres Weges: sie kommen auf eine hohe Spitze, wo alles öd und still ist, wie im Grabe:

Hier steigt kein Duft von Blumenbeeten,
Hier winkt, aus grünem Gebüsch, kein ländliches Hüttendach,
Hier schwillt kein Mahl, vom Wandrer eingetreten. (?)

Doch der Greis hat den armen Jüngling zum Besten. Sie sind noch nicht am Ziele. Nach dem

bergan,

bergan geht es bergab, über eine Stiege „mit keinem einzigen festen Tritt“ (Der Gang darüber war also ohne Vergleich künstlicher, als das künstlichste Seiltänzerstückchen)

Sie krochen herab, nun giengs in eine Höhle,
Die nur an ihrem Rande tagt:
Dem Ritter scheint der Eintritt sehr gewagt,
Allein er schaudert nicht, nur befiehlt er Gott die Seele.

Nachdem sie so eine Weile „die Füße am Boden geschleift“

Ruft jetzt sein Führer, wir sind endlich hier am Ziele! (welch ein Vers!)
Der Ritter reißt die Augen groß —

Und wenn die Leser neugierig sind zu erfahren, was er mit diesen großgerissenen Augen gesehen, so mögen sie bey Herrn Andreä sich selbst erkundigen. Rec. ist müde, ihm in seiner ausgesuchten Sprache weiter nachzuerzählen. Es ist wahr, hier und da stießen wir auf eine leidliche Stanze, wir wollen auch keinesweges behaupten, daß er nicht mit der Zeit etwas Gutes liefern könne, schlechterdings aber ist dieses so lange unmöglich, als er Verse, wie die angeführten oder die folgenden, schön oder nur erträglich und verzeihlich finden wird:

S. 38. Ach Gott zu spät; sie war schon todt.
Still standen des Pulses zirkelnde Räder,
Gebrochen war des Busens elastische Feder,

Ge-

Geschlossen das Augenpaar, erblaßt der Wangen
Roth — — —

Ebendas. »Ach Gott, rief ich, mit nahmenloser Pein,
Und hüllte, sinnlos, den Kopf in ihren Busen
ein,
Und wollte hier an diesem Busen sterben — — —

S. 40. »Ich schlug knirschend an die Wand,
Und biß vor Wuth in meine Fesseln;
Dann peitschte mich an der Verzweiflung Rand
Der eigne Sohn mit Feuernesseln — — —

S. 49. »Damit sie Grillenfang und Sorgen
Aus ihrem kleinen Köpfchen streut, (streue)
Will sie den in nahen Erlenwald
Wo sich zum Thau der Nebel ballt!! —

Nino hat einen magischen Spiegel zum Geschenk erhalten, der ihm die wahre Gestalt der Dinge und das Innere der Herzen aufdeckt. Er begegnet einem Ritter und einer Schönen, die den Tapfern und die Keusche spielen. Nino fragt seinen Spiegel:

Im lächerlichen Kontrast
Wird hier der Muth von Fieberfrost gequälet,
Und da der Trotz vom Schreck aus Haar gefaßt;
Hier spricht, mit bleichem Mund, die Furcht ein
Drohungswort,
Dort prahlt die Wollust im Tugendgewande;
Der kalte Blick steht lichterloh im Brande,
Den Thränenquell hat Stumpfheit angebohrt!!! —

Leipzig: Thalia, herausgegeben von F. Schiller. 1792. 5. 6. Stück. 1793. 1. St. 8.

von

Aus diesen Stücken gehört hieher 1) das Gastmahl von Plato, oder Gespräch über die Liebe. Wenn die deutsche schöne Welt durch den Ruf eines Meisterstücks, in dem dieser platonische Dialog steht, neugierig gemacht, ihn nun mit Begierde in die Hand nehmen, sich aber in seinen Erwartungen ganz oder doch größtentheils getäuscht finden sollte, so ist dieß wenigstens nicht die Schuld des Uebersetzers. Dieser hat fast alles geleistet, was man billigerweise von einem Uebersetzer fordern kann. Selten sieht man seiner Arbeit, was die Sprache betrift, einigen Zwang an, und nur darin scheint er unserm Gefühl nach gefehlt zu haben, daß er, um dem Dialog mehr Geschmeidigkeit und Wahrheit zu geben, die kleinen Füllwörter, nun, wohl, doch allzuhäufig, und hie und da einen niedrigen Ausdruck gebraucht hat, von dem das Original nichts weiß. 2) Der Orlabach. Eine Phantasie, voll schöner Worte und schimmernder Bilder, auf einen schlechten und morschen Grund getragen. Anstatt mit dem Dichter sympathisiren zu können, staunt man ihn wie ein Wesen aus einer andern Welt an, wenn er sich in seinen wohlklingenden aber mystischen und unverständlichen Tiraden vernehmen läßt:

Sey mir gegrüßt mit trautem Freundesgruß,
Du Silberfluth, sey herzlich mir gesegnet,
Wo, mild wie Abendroth, der Genius
Der frohen Vorzeit lächelnd mir begegnet.

An deinen Ufern windet — ewig jung —
Aus süßen Blumen mannichfacher Farben
Mit Lächeln sinnend die Erinnerung
Den Blüthenkranz um meiner Freude Garben.

Hier ruh ich, wie im Auferstehungsthal
Der Geister meiner längst gestorbnen Freuden;
Sie wachen auf! — Ein milder Mondenstrahl
Scheint ins Gewand der Sylfen sie zu kleiden.

— — — — —

O gute Götter laßt mich ewig hier
In der Erinnrung Rosenlauben wohnen u. s. w.

3) An ** wegen eines Vorwurfs über Liebe. In der Versart von Bürgers hohem Liede, unverbesserlich gereimt, äußerst wohlklingend, ohne die mindeste Härte, aber auch sonst nichts, gar nichts mehr. Ein leeres Wortgeklingel, ein Spiel mit angenehmen Tönen, die das Ohr ergötzen, Verstand und Herz ganz leer lassen, und selbst nicht einmahl die Phantasie beschäftigen. Es ist ein trauriger Misbrauch der Poesie, sie auf diese Weise zu einem bloßen Ohrenkitzel zu erniedrigen, der, so bedeutungslos, bey weitem das Vergnügen nicht gewähren kann, das die mittelmäßigste musikalische Composition verschaft. Die erwähnte Versart ist äußerst schwer, wenn man ächte Poesie mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit in ihr vortragen will, nichts aber ist leichter, wenn man sie mit so vielen unsrer jungen Poetaster als ein bloßes Reimschema für poetische Phrasen, und dürftige, unzusammenhängende Phantasien betrachtet.

In

In der Jugend schwachem Kahne
Irrt' ich mit der Sehnsucht Weh
Auf des Lebens Oceane,
Als die hohe Götterfahne
Mir vom Ufer flatterte.
Ha! Willkommen Lustgefilde!
Muttererde sey gegrüßt!
Wo die Thräne, die noch fließt,
Mit dem Rosenmund die Milde
Von des Dulders Wange küßt. — —

4) Der leukadische Fels. Ein Schauspiel in Versen. Noch nicht geendigt. Wahrscheinlich eine Frucht von der Lectüre der Iphigenia und des Tasso von Göthe, die der V. kurz nach einander gelesen haben mag. Der ungleichartige Geist, der in beyden herrscht, setzte seine unselbstthätige Phantasie in Gährung. Diese künstliche Wärme verwechselte er, vermöge einer bey jungen und unerfahrnen Leuten sehr gewöhnlichen Täuschung, mit eigener Begeisterung, setzte sich stracks an seinen Schreibtisch und schrieb — dieses kahle Schauspiel mit griechischen Nahmen, geborgten und entstellten Charakteren und in einem Dialog, reichlich mit Reminiscenzen aus Göthe, Concettis und den buntesten Bluhmen der modischen Sprache der Empfindung ohne Empfindung, in Versen, wie folgende:

O ein geheimes wundervolles Band
Verknüpft *mein Wesen* mit dem theuern Mann.
Kein Flammenblick der Liebe und kein Wort

Der Zärtlichkeit hat es gewebt. Es ist
Mir alles — ach! was ich ihm bin, das schwankt
Mir wandelnd vor der Seele — —

— — unbelohnt
Blüht Liebe nicht, in dieser üpp'gen Fülle,
Des ganzen Wesens Kraft verzehrend auf.
Ihr zarter Saamen brauchet zum Gedeihn
Der Gegenliebe Sonnengluth — —
Welch sanfte Gluth durchwallet unsre (der Mädchen) Brust,
Wenn sie (die Brust!) den süßbekannten Laut vernimmt! *)
Und hat die Welt ein allzu leicht Gewicht
Auch nur ein einzig großes Herz zu wägen,
Das seine Welt still schaffend in sich trägt,
Dünkt ihr der kühn gesponn'ne Lebensfaden
Ein fehlerhaft Gewebe — denn die Kraft,
Des heilgen Herzens, Kraft im Innersten
Zu schaun, durch Glauben, Anbetung zu nähren,
Ihm Spiegel seiner Gottheit seyn — ist das
Nicht höhres Seyn, nicht ew'ge Lebensfülle — —

Finde das schön, finde das im griechischen Geist, oder überhaupt im guten Geschmack, wer da kann. Wir können es nicht. 5) Die Seefahrt von Troja nach Carthago, im dritten Buche der Aeneide. Herrn Schillers Uebersetzung des zweyten und dritten Buchs der Aeneide veranlaßte einen Ungenannten zu gegenwärtigem Versuche, der nun die Schillerischen Fragmente gewissermaßen verbindet. Die Ueber-

*) Namen eines edlen, ruhmvollen Geliebten.

Uebersetzung ist sehr frey, verräth aber nichts weniger als einen geübten Dichter. So stei e, holprige, prosaische Zeilen verdienen keine Kritik im Detail. Verbesserungen könnten sie nicht vollkommen, sondern nur etwas weniger schlecht machen.

2.

Wir sammeln uns, und alle wissen nimmer
Wo nun das Schicksal hin uns reißt.
Kaum glänzt des Frühlings erster Schimmer,
Als uns auf Glück Anchises segeln heißt.
Man schifft sich ein und Abschiedszähren fließen
Dem Boden — Troja stand sonst hier!
Ich nahm mit Sohn und Volk ins Meer verwiesen
Des Hauses alte Götter noch mit mir. —

5.

Nicht ohn' Entsetzen ist davon zu sprechen,
Was ich jetzt sah. Ich konnte kaum
Den ersten Stamm aus seinen Wurzeln brechen,
So blutete der ausgerißne Baum,
Und schwarze Tropfen fallen nieder
Und blutig feuchten sie den Boden an.
Mir bebt ein kalter Schauer durch die Glieder,
Indem mein Blut für Furcht gerann.

6.

Noch einmahl faßt' ich Reiß, was hier sich schlang —
Ich wollte dieß Geheimniß doch ergründen —
Und ziehe einen Stamm heraus — da drang
Auch diesmal schwarzes Blut durch seine Rinden.
Nun wend' ich an die Nymphen dieser Flur

An Mars, den Schutzgott, ahndungsvoll mein Flehen,
Ich möge dieses Wunder nur
Nicht als ein Unglückszeichen sehen. — — —

6) Die griechische Tonkunst. Es ist unglaublich und unverzeihlich, was unsre jungen Dichter sich für Freyheiten herausnehmen; wie leicht sie sich die Arbeit in jeder Rücksicht zu machen wissen. Wenn es nur klingt, wenn es nur reimt (und auch den Reim despotisiren sie jetzt fast eben so, als — er sie. S. 48. Freude — Weite.) Da suche jemand den Plan dieses Gedichts, das eine kahle Vision zum Gegenstand hat, auf — da finde er Uebereinstimmung, Zweck, Bedeutung. Der Dichter — so nennen wir den ungenannten V. der Kürze wegen und verwahren uns gegen alle Consequenzen — beginnt mit der Frage:

Wer hebt auf des Entzückens Schwingen
So mächtig zum Olympus mich empor?

Eine eben so lächerliche Frage, als wenn ein Reiter, der zu Pferde sitzt, sich erkundigen wollte; worauf er reite? Hierauf fragt er weiter sehr poetisch Wie wird mir? und berichtet, daß nie gehörte Töne in sein erstauntes Ohr dringen. Der Aether erhellt sich

Ein Jubel steigt, und tausend Stimmen schwellen
Die weite Luft, gedrängt in hohe Wellen — —

Und wozu diese Reise auf den Olymp? Um dort hoch am Horizonte! die Tonkunst erscheinen zu sehn.

sehn. Königlich prangt sie im Geleite des ganzen Hämus, Himmelsfreude jauchzt um sie her, und sie schaut aus ferner Weite voll Huld herab, naht sich (wem?) und steigt zu der Erde nieder. Alles verstummt. Auf ihren Wink kommen die Urbewohner Griechenlands aus ihren Wäldern hervor, und lassen ihren Rohen Trieb zum Mitgefühl schmelzen. Sie winkt! Orpheus steigt hernieder, Homer schwingt sich auf des Ruhmes weitrauschendem Gefieder auf; Pindar ist dort hoch empor gestiegen. Gepflanzte Nationen blühn voll Vaterlandsliebe; Weh über Persias Despoten, Siegeshymnen schallen, und das Ding, das ein Gedicht seyn soll, ist fertig, und ein Mann wie Schiller hilft ihm in die Welt. Zum Vergnügen des Publikums, oder zur Aufmunterung junger Brauseköpfe? Diesen wird dann gewiß kein Mensch mehr ausreden, daß die Natur sie zur Poesie bestimmt habe, wenn einmahl ein Mann von so anerkanntem Genie auch nur Eine ihrer poetischen Cruditäten der Bekanntmachung gewürdigt hat. Ihre Eigenliebe läßt sie ganz vergessen, daß dieser Mann von Genie zugleich ein Journalist ist, der oft dem ersten Blättchen, das ihm in die Hände kömmt, einen Platz einräumen muß, nicht weil es ihn verdient, sondern weil der Platz in der Geschwindigkeit nicht besser besetzt werden kann. 7) Ariosts rasender Roland. Erster Gesang. Neue Uebersetzung. Neu ist die Uebersetzung, dagegen ist nichts zu sagen; aber auch gut, lesbar? Man muß fürwahr einen sehr stumpfen poetischen Sinn

haben, um ohne Erröthen Ariosts melodische Töne auf folgende Weise nachgurgeln zu können:

Von Frauen sing ich euch, von Rittern und von Schlachten,
Von Edelsitte, von der Liebe Glück und Quaal,
Von Thaten, die erstaunen machten,
Zur Zeit, als Mauren ohne Zahl,
Bewaffnet durch die Wuth, die Agramant durchglühte,
Auf Gallien den wilden Sturm gethan,
Zu rächen den erschlagenen Trojan
An Kaiser Karls verwüstetem Gebiete.

(Das Original hat weder ein Gebiete, noch ein verwüstetes Gebiete, die hier blos durch den Reim und das Sylbenmaas erzeugt worden. Wie linkisch und ganz verkehrt ist überhaupt der Ausdruck! Man rächt sich nicht an dem verwüsteten Gebiete eines Feindes, sondern man rächt sich durch Verwüstung desselben.)

Auch will ich euch von Roland Dinge melden,
Die man in Reim und Prosa nie gehört,
Wie Liebe den verständigsten der Helden
In einen Rasenden und Thoren (matto) umgekehrt —
Wenn die, die mir dasselbe Schicksal zugetheilet,
Die unermüdet, Tag vor Tag,
An meinem dünnen Witze feilet,
Mir anders so viel läßt, daß ich es enden mag.

Limar il ingegno, ist eine kühne, aber glückliche Metapher, die die italienische Sprache verträgt.

trägt, das Deutsche am dünnen Witze feilen ist burlesk, und auch das nicht sowohl als läppisch. — Einige ganz unbedeutende kleine Poesien übergehen wir. Das auch bereits erschienene zweyte Stück dieses Jahres, das eine wichtige Abhandlung von Herrn Schiller über Würde und Anmuth enthält, wird von einem andern Recensenten ausführlich beurtheilt werden.

Berlin: Die Duncias des Jahrhunderts; oder der Kampf des Lichtes und der Finsterniß. Ein heroisch-komisches Gedicht in zwölf Gesängen. 1793. 215. S. 8. Der Verf. dieses Gedichts, ein junger aufgeklärter Geistlicher, ist, wie uns der Herausgeber sagt, bereits gestorben. Es ist Schade um ihn, denn schon dieser erste Versuch verräth sehr gute Anlage zur niedrig komischen Poesie, wenn gleich der Werth desselben im Ganzen keinesweges so hoch angesetzt werden kann, als der Herausgeber in der Vorrede thut. Der Gegenstand dieser Dunciade des Jahrhunderts (ein wenig passender Titel!) sind die im Preußischen über die Einführung des neuen Gesangbuchs entstandenen Unruhen. Ueberhaupt hat es der Dichter allein mit religiösen Dunsen zu thun. Der Plan ist in der Kürze dieser. Nach der Ankündigung des Inhalts und der Anrufung der Muse, schildert der Dichter den Zustand der protestantischen Kirche seit der Reformation. Der heilige Bruno hatte den heidnischen Preußen das Evangelium gepredigt, und war zum Lohn dafür erschlagen worden. Wenn gleich ein Heiliger, nährt er doch den heftigsten

Groll gegen die Nachkommen seiner Mörder bis auf diesen Tag, und sinnt stets auf Rache. Er beschließt, Preußen durch das neue Gesangbuch zu zerrütten und zu stürzen, und sucht deshalb die Göttinn Schwärmerey in Rom auf. Charakteristik der Göttinn und ihrer Zelle; Schilderung ihrer heiligen Dienerschaft, der Intoleranz, des Aberglaubens und der Orthodoxie. Geschichte der Herrschaft der Schwärmerey bis auf Josephs Reformation. Die Göttinn bewillkommt ihn durch eine Rede, in der sie die traurige Lage ihres Reiches schildert, und Bruno entwirft in seiner Antwort ein Gemälde der neuen Umwandlungen des Lutherthums. Sie entwerfen gemeinschaftlich einen Plan zur Rache. Bruno flößt den Berliner Geistlichen die Idee zu einem neuen Gesangbuche ein. Eindruck, den die erste Nachricht davon hervorbringt. Verschwörungen frommer Clubs zu Aufrechthaltung des alten Liederbuchs. An die Spitze derselben stellt sich ein fanatischer Schuster. Charakter desselben. Eine Erscheinung im Traum bestärkt ihn in seinem kühnen Entschluß. Die Zahl der frommen Empörer häuft sich. Beschreibung ihrer vornehmsten Häupter. Versammlung des heiligen Heers; ein orthodoxer Pastor hält eine Rede an dasselbe. Er zieht nach Berlin, und läßt unterwegs in Gielsdorf und Frauenwalde dem berüchtigten Schulz und dem schöngeisterischen Wadzeck die Schwere seiner Fäuste fühlen. Ankunft in Berlin und trauriger Ausgang der frommen Expedition. Dem Anführer erstickt vor Schrek-

ken

ten das Wort im Munde beym Anblick eines Truppes

— von dreißig schrecklichen
Husaren Friedrichs mit dem blanken Säbel.

Die andern entfliehn eiligst. Zur Probe setzen wir die Schilderung des galanten Predigers in Frauenwalde her:

Hier pfleget eine sieche Damenheerd'
Ein junger Hirt, ein Mann von Kraft und That,
An Schultern breit und stark, an Lenden fett,
An Waden fleischig und glatt von Gesicht.
Ein holdes, allerliebstes Mittelding
Von Weltling und von Geistlichen. Ihm hüpft
Am Vormittag das Beßchen um den Hals;
Im goldgestickten Rocke glänzet er
Am Nachmittag: was er dort laut verbot,
Das übt er leise hier. Die Damen, die
Er dort zu jeder Tugend angemahnt,
Erprüft er selbst nun in der schweresten
Der Weibertugenden, und wenn sie dann
Nicht treu bestehen, absolvirt er selbst
Die reuigen. Auch macht der gute Hirt
Den lieben Schäfchen ihren Himmel nicht
Zu schwer. Er preiset stets das sanfte Herz,
Das dem Gefühle jeder Zärtlichkeit
Sich öffnet, und die Freuden dieser Welt
(Das Zuckerbrod, das seinen lieben Kindern
Auf Erden Gott mild in den Mund gesteckt)
Mit gier'gen Gaum verzehrt — —
— — — er spricht
Von Thränen, die um Rache schreyen, von

Heil.

Heilloßen Schmerzen und verschloßnen Seufzern,
Von menschlichen Kalitbieren, die auf Krücken
Zu Grabe wanken — — — *)
Mit seinem Hebel rücket Archimed
Die Welt nicht schneller aus dem Gleise, als
Mit diesem Hebel der Beredtsamkeit
Der junge Redner jedes Weiberherz
Aus allen Angeln hebet. O mon Dieu!
Vous touchez là les cordes de mon coeur!
So schallt die weite Kirche ringsumher:
Und er, der große Redner, schweiget dann
Auf einige Minuten still, und saugt
Den Weihrauch ein — — — — —

Leipzig: Gedichte des Hrn. Staatsraths von Derschawin. Aus dem Russischen übersetzt von A. v. Kotzebue. 1793. 103 S. gr. 8. „Herr v. Derschawin ist der russische Klopstock und daher für einen Ausländer schwer zu verstehen" sagt Hr. v. K. Rec. der das Original nicht kennt, und von der Sprache desselben nur sehr wenig versteht, kann nicht entscheiden, in wie fern Herr v. D. ein schwerer Dichter genannt zu werden verdient, oder nicht; ist es aber gegründet, was sein Uebersetzer versichert „daß in seiner Verdeutschung kein Gedanke „des Dichters verloren gegangen sey" so begreift er nicht, in welcher Rücksicht man ihn mit Klopstock parallelisiren könne. Herr v. K. wird doch, wie wir hoffen, nicht bloße Schwierigkeiten und Dunkelheiten der Sprache und des Ausdrucks für einen

*) Diese Stellen sind wörtlich aus den gedruckten Predigten des geistlichen Redners genommen.

einen hinlänglichen Grund hierzu halten? Aber auch von diesen bemerkt man wenigstens in der deutschen Uebersetzung keine Spur mehr. Einige schwülstige Stellen und riesenhafte Bilder abgerechnet, ist der Ideengang und die Diction in den Oden des russischen Dichters eher prosaisch und matt, als daß sie eine Aehnlichkeit mit dem kühnen lyrischen Schwung, der Kraft und Inhaltschwere der Klopstockischen Gedichte in dieser Gattung haben sollten. Das beste Stück nach dem Geschmack des Rec. ist das schon einzeln gedruckte, in gereimte Verse übersetzte Gedicht Felizens Bild, ein poetischer Panegyr der russischen Kaiserinn. Die übrigen Oden sind in kurze, freye und reimlose Verse übergetragen. Wir zeichnen den Anfang des lyrischen Gesanges der Russen nach der Eroberung von Ismael aus, aus der sich die Leser einen Begriff von der Manier des V. machen können:

Es speyet Flammen der Vesuv,
Und in der Finsterniß steht eine Feuersäule,
Es glänzt ein Purpurroth,
Ein schwarzer Rauch steigt Wolken gleich empor.
Es röthet sich das Meer, die starken Donner brüllen,
Es tönet Schlag auf Schlag,
Die Erde zittert, Feuer regnet,
Der Lava Feuerströme quillen —
O Russe, das ist deines Ruhmes Bild!
Die Welt sah es bey Ismael!

O Russe,

O Russe, tapfre Nation!
Hart, wie ein Fels, ist deine Brust!
Du Riese einem König unterthan,
Sprich, wann und wo gebrach es dir an Macht,
Den Ruhm zu fesseln, deiner Thaten würdig?
Beschwerlichkeit ist dir Vergnügen,
In Donner eingehüllt, erringst du Siegeskränze:
Kämpfst du im Felde — so verdunkelst du die Sterne:
Kämpfst du auf Meeren — ha! so schäumt der Abgrund!
Und überall erzittern deine Feinde.

Zu raschen Thaten auf des Feldherrn Wort
Gehst du wie Bräutigam zur Trauung.
Mars sieht und staunt!
Dein unbewölkter Blick ist noch im Fallen heiter.
Wo ringsumher wohl aus dreyhundert Schlünden
Metallne Drachen Feuer athmeten,
Da hast du heute neuen Ruhm erfochten!
Der Feldherr sprach: »dort stehn die Mauern
Von Ismael, doch ihr seyd stärker!«
Ha Ruhm! da kochte schnell das kriegerische Blut.

Wie sich im Frühling in die Thäler
Die Berggewässer schäumend, brüllend stürzen,
Durch Eis und Wellen jeden Damm erschüttern,
So strömen Russen zu der Veste.
Nichts hält sie auf.
Vergebens grinset überall der Tod,
Der Hölle Rachen öffnet sich vergebens,
Sie gehen — wie der Donner in den Wolken,
Wie Wolkenhügel stumm sich vorwärts wälzen,
Die Erde stöhnt, und hinter ihnen Rauch!

— — — — —

Wie

Wie wenn Natur der Tage letzten feyert,
Es reißen Sterne sich aus ihren Bahnen los!
Auf die Gewässer thürmen sich die Feuerströme,
Die Hügel drehen sich in Wirbeln,
Der Sturm jagt Donner hinter Donner,
Nur Blitze leuchten durch die Finsterniß,
Der Welten Achse wird erschüttert,
Die Sonne hüllet sich in Dunkel,
Und steht am Firmament, wie eine glühende Kugel —
So war des Russe Bild, er zog gen Ismael.

Er zog dahin, er bebte nicht!
Die Bayonette bahnten sich den Weg,
Mit blutger Brust stürzt Körper über Körper,
Umsonst ertönt ein Angstgeschrey.
Umsonst verruchte Bösewichter,
Vergießt ihr Ströme unsers Bluts,
Der Schonung werth; seit Anbeginn der Welt
Verzehrt der Krieg das menschliche Geschlecht,
Und heilig ward die Pflicht
Des Sengens, Brennens und des Mordens — —

Noch müssen wir erinnern, was nach der angeführten Probe keinen Leser mehr überraschen wird, daß dieser angebliche russische Klopstock von Geburt ein tatarischer Mursa (Edelmann) ist.

Bern: Gedichte über die Schweiz und über die Schweizer. 1793. 2 Bände. 272 und 264 S. 8. Man weiß, wie viel seit ein paar Jahrzehenden über die Schweiz und ihre Bewohner geschrieben, gedichtet und gereimt worden. Eine Sammlung aller prosaischen Schriften würde allein

eine

eine kleine Bibliothek ausmachen. Die poetischen Aufsätze sind zwar auch zahlreich, aber doch eher zu übersehen, und wer neugierig ist, zu sehen, was von Deutschen und Schweizern über dieses kleine aber berühmte Land, seine ausgezeichnete natürliche und politische Verfassung, die Sitten und Gewohnheiten seiner Einwohner ꝛc. in gebundener Rede zu Papier gebracht worden, der kann seinen Wunsch hier befriedigen. Man findet hier eine fast vollständige Sammlung (daß dem Herausgeber einige wenige Stücke entgangen sind, wird ihm niemand zum Vorwurf machen) aller guten, mittelmäßigen und schlechten Gedichte über die genannten Gegenstände von acht und funfzig genannten und einigen ungenannten Dichtern. Einige Stücke sollen hier zum erstenmahl im Druck erscheinen, sie sind aber nicht näher angegeben, und Rec. getraut sich nicht, sie mit Sicherheit aus den übrigen herauszufinden. Für die erläuternden Anmerkungen verdient der Sammler den Dank der Ausländer.

Frankfurt am Mayn: Virgils Aeneide in zwölf Büchern aufs neue übersetzt, nebst den nöthigsten erläuternden Anmerkungen. 1793. 522 S. 8. Unter den vielen prosaischen und poetischen Versuchen von deutschen Uebersetzungen der Aeneide ist auch nicht ein einziger, den man, wir wollen nicht sagen dem Original, sondern nur den bessern ausländischen Uebersetzungen derselben mit Ehren an die Seite setzen dürfte, ja die nur einigermaßen erträglich und lesbar wäre. Zum Beweiß, wie auch dieser neueste Dollmetscher sich nicht um das

Origi-

Original verdient gemacht, sondern an ihm höchlich und gröblich versündigt habe, wollen wir ein paar Stellen abschreiben, so wie sie uns zuerst in die Hände fallen. „Als er nun in den Armen und „am Halse Aeneens gehangen und der großen Liebe „des getäuschten Vaters entsprochen hatte, wen„det er sich zur Königinn. Diese schließt sich an „ihn mit all' ihren Blicken (oculis haeret) mit „dem ganzen Herzen, und wiegt ihn zuweilen „auf dem Schooße, (gremio fovet); ach! un„wissend, welchen gewaltigen Gott sie trug. Er „aber, eingedenk der acidalischen Mutter, beginnt „allmählig den Sichäus zu tilgen und die jetzt „lang lange ruhende Brust und das entwohnte „Herze mit lebendiger Liebe zu erfüllen. Als nun „das erste Mahl vollendet (prima quies epulis) „und die Speißen entfernt waren, stellen sie große „Trinkgefäße auf, und kränzen den Wein. Der „Pallast ertönt vom Getöse, und die Stimmen „wälzen sich durch die weiten Hallen. (vocem „volutant.) Vom goldnen Getäfel hängen bren„nende Leuchter —— Sprachs und goß auf die „Tafel das Opfer, berührte nippend die Schaale „zuerst mit der äußersten Lippe, und reicht sie (die Lippe?) „darauf ermunternd dem Bitias. Rasch „leert er die schäumende Schaale und schlürft in „sich den ganzen goldenen Pokal, (pleno se pro„luit auro): die andern Häuptlinge nach ihm —“ (Vermuthlich doch erst, nachdem Bitias den eingeschlürften Pokal vorher wieder von sich gegeben.)

XI. v. 800 — Vt missa manu sonitum dedit hasta per auras;
Convertere animos acris, oculosque tulere
Cuncti ad reginam Volsci. Nihil ipsa neque aurae,
Nec sonitus memor, aut venientis ab aethere teli;
Hasta sub exsertam donec perlata papillam
Haesit virgineumque alte bibit acta cruorem.....
Illa manu moriens telum trahit: ossa sed inter
Ferreus ad costas alto stat volnere mucro.
Labitur exsanguis: labuntur frigida leto
Lumina. Purpureus quondam color ora reliquit.....
.... Simul his dictis linquebat habenas,
Ad terram non sponte fluens. Tum frigida toto
Paullatim exsolvit se corpore, lentaque colla,
Et captum leto posuit caput, arma relinquens:
Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.
Tum vero immensus surgens ferit aurea clamor
Sidera: dejecta crudescit pugna Camilla.....

„Als der, seiner Faust entschwungene, Spieß „durch die Lüfte schwirrte, wandten alle Volsker „ihre Aufmerksamkeit und scharfen Blicke nach der „Königinn: sie aber dachte weder an schwirrende „Lüfte, noch an das durch den Aether fliegende „Geschoße, bis der Spieß, durch die offene Brust „getrieben, stack, und, tiefeingesenkt, jungfräu„liches Blut sog.... Sie zeucht sterbend das Ge„schoße heraus: aber zwischen den Gebeinen steckt „mit tiefer Wunde in den Rippen die eiserne „Spitze. Blutlos sinkt sie dahin: in den Tod „sinken die brechenden Augen, und die einst pur„purne Farbe (wie undeutsch!) verließ ihre Wan„gen..

„gen.... Mit diesen Worten läßt sie die Zügel,
„und sinkt mit Widerwillen (!!) zur Erde herab.
„Kalt entlöst sie sich allmählich dem Körper, neigt
„den beugsamen Nacken und das vom Tode
„ergriffene Haupt, und verliert die Waffen; und
„mit einem Seufzer floh die zürnende Seele zu
„den Schatten hinab. Unermeßliches Geschrey
„schlägt die goldnen Gestirne. Nach erlegter Ca-
„milla erneuert sich der Kampf." — —

Berlin: Probe einer Verdeutschung von Po-
pens Versuch über den Menschen. Nebst einer
Uebersetzung der Kriegslieder des Tyrtäus, von
Friedrich Heinrich Bote 1793. 24 S. gr. 8.
Herr O. C. R. Gedicke in Berlin rühmt den V.
dieses Versuchs in der Vorrede als einen hoffnungs-
vollen Jüngling und einen seiner fleißigsten Schü-
ler. Durch diese ursprünglich nicht für den Druck
bestimmte Arbeit ward er Hrn. Gleim bekannt,
der ihn mit dem ihm eignen Edelmuth zur Fort-
setzung seines Studirens unterstützte, und zu seiner
Aufmunterung die Kosten zu dem Druck dieser
Blätter hergab. Eine vollkommene oder nur gute
metrische Uebersetzung des schweren Popischen Ge-
dichts kann man von einem jungen Menschen, er
müßte denn selbst ein Pope seyn, nicht erwarten.
Dieß ist nun zwar Herr B. nicht, allein sein Ver-
such hat doch einige recht wohl gerathene Stellen,
die uns zu der Erwartung berechtigen, dereinst eine
Nachbildung des Versuchs über den Menschen zu
erhalten, die ihm als Mann soviel Ehre machen

wird, als jetzt dieses Fragment dem Jüngling macht. Auch die Lieder des Tyrtäus haben in des V. Dollmetschung einige glückliche Verse.

Athen: Hymen, Gott der Ehen. Ein komisches Gedicht. 1793. 383 S. gr. 8. Schade um das schöne, weiße Papier, das mit diesen geistlosen, platten, oft selbst schmutzigen und pöbelhaften Reimen verderbt worden! Der Verf. ist wahrscheinlich ein Musketier, denn nur einem solchen wollen wir aus christlicher Dichterliebe in unsern Tagen Scherze wie folgende zutrauen:

— — Er machte seinen Reverenz
Gar tief nach Etikette.

Allein, da er sich gar zu tief
Vor Ihro Durchlaucht bückte,
Und Blas' und Magen krumm und schief
In diesem Status drückte:
So lief ein unverschämter Gast,
Dem solch ein Bückling treflich paßt',
Ihm aus der Hinterpforte.

Man hörte zwar den Grobian
Beym Abmarsch baß trompeten.
Die Schönen sahn den Redner an;
Doch da er ohn' Erröthen
Jetzt seinen Wind auf andre Art,
In einer Red', entließ, so ward
Das Lachen noch verbissen.

Ein

Ein Fräulein aber wollte sich
Darob fast pucklicht lachen.
Sie krümmt' und wand sich jämmerlich,
Um kein Geräusch zu machen.
Und da sie sich so hatte, ließ
Urplötzlich ihr Cul de Paris
Ein Orgelpfeifchen tönen.

Der Pfiff war, wie man denken kann,
Gar zart und fein — — —

Niederlande.

Gerh. Nic. Heerkens de Valetudine Literatorum Libri III. Groning. 1792. 240. p. 8. Der Verf. verdient eine vorzügliche Stelle unter den guten didactischen Dichtern. Es ist ihm gelungen, über einen Gegenstand, der solcher Verschönerungen nicht sehr fähig schien, ein angenehmes und unterhaltendes Gedicht zu liefern. Es ist in Hexametern und Pentametern geschrieben, und mit einer Menge Anmerkungen versehen, die zum Theil wichtige und wenig bekannte litterarische Anekdoten erzählen.

Het Graf, in vier Zangen, door Mr. Rhynvis Feith. Amsterdam by I. Allart, 1792. 8. (Mit sehr saubern Vignetten von Vinkeles.) Gedichte von einigem Umfang sind jetzt in den vereinigten Niederlanden höchst seltene Erscheinungen, und noch weit seltner haben sie den poetischen Werth des hier angezeigten, dessen Verf. ohnstreitig der beste jetztlebende Dichter seiner Na-

tion ist. Der Inhalt desselben ist eine Reihe Schilderungen und Gemälde, moralischer Betrachtungen, die von der Szene, in die er sich versetzt (ein Kirchhof!) einen dunklen, melancholischen Widerschein erhalten. Nur sind einige Episoden zu lang ausgesponnen, und der Ausdruck hat nicht immer Klarheit und Bestimmtheit genug. Germanismen liebt Herr F. sehr, auch da, wo seine Muttersprache die besten Wörter besitzt. Man findet bey ihm häufig: miskennen, bestemming (für verordening) wellustvol, kommervol u. s. w. Wir zeichnen einige Stellen zur Probe aus:

Te groot om met een schim of waterblaas te speelen,
Te deugdzaam om in 't heil der boozen ooit te deelen,
Te vry om onder 't jok van 't breinloos graauw te staan,
Lagcht d'eedlen sterveling hier luttel voorspoeds aan.
Deeze aard heeft troonen; maar hoe schaars voor Antonynen?
Deeze aard heeft Kerkers; maar wie doet ze in kerkers kwynen?
Ontrol 't geschiedverhaal van ieder volk op aard,
Dat zyn gedachtenis voor't naageslacht bewaart,
Waar ge ooit de Grooten vindt en eedlen Barnevelden,
Het zal von Loevesteins en Hofschavotten melden.
De ziel van Klei alleen treft overall geluk;

Te

Te kleen voorſmart, gedwee by magtſpreuk; ſlaafs by 't juk,
Te vreden zonder deugd, alvattend zonder reden,
Is haar de nacht tot dag, het ſlangenhol een Eden.
Hem ſtreelde de aarde ligt, die nooit in grootheid won,
Die alles lieven en weer alles miſſen kon,
Die hier naar wind en ſtroom, gedachtloos heeft gezworven,
Die beuzlend heeft geleefd, en beuzlend is geſtorven etc.

D. iſt: „Zu groß, mit einem Schatten, einer „Waſſerblaſe zu ſpielen; zu rechtſchaffen, je den „Wohlſtand der Böſen zu theilen; zu frey unter „die Geiſel hirnloſen Spottes ſich zu ſchmiegen, „lacht den edlen Sterblichen hier wenig Ermunte- „rung an. Dieſe Erde hat Thronen; aber wie „ſelten für Antonine! Sie hat Kerker; aber wen „läßt ſie in dieſen Kerkern ſchmachten? Entrolle „das Geſchichtbuch jedes Volks, welches das Ge- „dächtniß ſeiner Thaten auf die Nachwelt brachte; „wo du einen Grotius, einem edlen Barneveld „findeſt, da wird es dir auch von einem Löwen- „ſtein, *) oder einem Blutgerüſte melden. Nur „eine gemeine Seele findet überall Glück. Zu klein „für Schmerz, beugt ſie unter Machtſprüchen „ſich, und dient ſklaviſch im Joch; zufrieden ohne „Tugend, überzeugt ohne Gründe, nimmt ſie die „Nacht für Tag, eine Schlangenhöhle für Eden.

 „Dem

*) So hieß das Schloß, in welchem Grotius, ſei- nem Urtheil nach, ewig gefangen ſitzen ſollte.

„Dem lacht die Erde leicht an, der nie nach See-„lenadel strebte, der alles lieben und wieder alles „missen kann, gedankenlos von Wind und Wogen „umher sich treiben läßt, in kindischen Spielen „sein Leben verbringt, und unter Kinderspielen „stirbt.“ Vorzüglich glücklich ist Herr Feith in Schilderungen von Naturscenen, welches folgende schöne Verse beweisen können:

Maar is 't verbeelding of beginnt de wind te bruisschen ?
't Gat vast, ik hoor hem in het loof der dennen ruisschen ;
Het vliegend wolkgespan verdeelt zich an het zwerk,
Ik zie de bleeke maan door ginschen kaalen berk.
Hoe waatrig dryfot zy voort, omringt van roode kringen !
Ginds doet zy langs den grond ontelbre lichtjes springen,
Die, beurtlings door't geboomt vereenigt en verdeeld,
Naar dat de windolaag door de kraakende Eiken speelt,
Nu met de schaduwen der zwarten bladen hupplen,
Dan in den zilveren daauw van tak en heester drupplen.
Een enkle star breekt door aan's hemels woesten trans,
Nu scheemrend door een wolk, en dan in vollen glans.
O Lucia! uw graf vertoont zich aan myne oogen,

Half

Half door de maan verlicht, en half met nacht omtoogen;
Hoe wiegt de wind het gras om zyn' bemoosten steen,
Hoe treurig fluit hy door de lange halmen heen! etc.

Almanak van Vernunft en Smaak voor het Jaar 1793. Amsterdam mit Kupfern von W. Kok gezeichnet und gestochen von C. J. de Hunzer. Dieser Almanach hat eine neue und verbesserte Einrichtung erhalten, und enthält dießmal mehr Originalgedichte von den vorzüglichsten holländischen Dichtern und Dichterinnen. Unter mehrern guten Gedichten liefert er auch mehrere angenehme prosaische Aufsätze, Lebensbeschreibungen von Gelehrten, eine Geburts- und Sterbeliste von Dichtern und Dichterinnen. Bey einigen Gedichten finden sich Compositionen.

Dordrecht. Bey Morks ist hier eine Uebersetzung der Novellen des Ritters von Florian unter dem Titel: Zedelyke Verhaalen van den R. de St. Florian 1793. 8. erschienen.

Gouda. Die hiesige poetische Gesellschaft (Kamer van Rhetorica) die schon im Jahr 1437 gestiftet, seitdem nie ganz eingegangen und 1785 mit neuem Eifer in Thätigkeit gesetzt ward, hat den ersten Theil ihrer vermischten Werke drucken lassen. (Gouda bey Verblaauw.) Er enthält die Zueignung, Vorrede und Gesetze; eine Rede gehalten bey der Erneuerung der Gesellschaft; vermischte Gedichte: Numa findet seine Braut Anais, die Menschenliebe, Gedanken über

das Gefühl, der ruhmwürdige Held, Cleone an Cyneas, nach Dusch, die Klage Livia, Cleopatra an Augustus, der dankbare Christ, der vertrauende Christ, Gottes Größe, die Freundschaft, an Daphnis u. s. w. von den Demois. Overstraeten und Moens, und den Herren Beßan, v. Peelen, Boon van Ostade, ter Braek und Watebender. Der zweyte Theil wird neue und wichtige Aufklärungen über die Geschichte der sogenannten Rhetoriker enthalten.

Hieronymi de Bosch Carmen de aequalitate hominum. Amstelod. 1793. 90. p. 4. Eine von der bekannten Teylerschen theol. Gesellschaft aufgegebene Preisfrage: in welcher Bedeutung sind die Menschen gleich? und welches sind die aus dieser Gleichheit entspringenden Rechte und Pflichten? scheint dem V. die erste Veranlassung zu seinem Gedichte gegeben zu haben. In schönen fließenden Versen hat Hr. v. B. diesen Gegenstand nicht mit der Vollständigkeit und Ausführlichkeit eines Metaphysikers, sondern auf eine wahrhaft dichterische Weise behandelt, und ihn mit allem Schmuck, dessen er fähig war, ausgestattet. Daß dieß nicht zu viel gesagt ist, mögen folgende Verse, in denen der Dichter die schrecklichen Folgen der Empörung beschreibt, wenigstens einigermaßen erweisen:

Qualis fortis equus, quem fervidus impetus egit,
Quique reluctanti discussit ab ore catenas
Dum ruit, artificumque manus oblataque signa,
Et laetas Cereris pedibus conculcat aristas;
Sic populus, qui more caret vitaeque magistris,

Ab-

Abjecitque sacras legum furibundus habenas,
Seditione domos sociorum invadit et urit,
Oblitusque Dei votivas disjicit aras.
His si vesanis praesit Catilina maniplis
Qui clandestinos animis superinjicit ignes,
Aut quoque, qui nullo fertur moderamine, at armis
Appius indomitam tentat compescere plebem,
Civibus exitium miseris impendet acerbum;
Tunc genus humanum, mollissima corda benigne
Cui natura dedit, fit detestabile monstrum.
Huic socium occidisse parum est, nec sufficit, hujus
Majus at admittit scelus insatiabilis ira,
Pectora dilaniat, capita amputat, ossaque saxis
Illidit, contis abscissaque colla cruentis
Imponit, circumque ferens squalentia multo
Cum clamore parem sortem metuentibus offert;
Pisonis Galbaeque tulit velut effera Roma,
Et caput arrecta Gracchi titubavit in hasta:
Corporis insultat trunco, et se sanguine pascens
Turba ferox supra mutilata cadavera saltat,
Tale tigris nunquam saeva cum tigride bellum
Gessit, et Hyrcanis avidisque leonibus ista
Dira fuit rabies mediis incognita sylvis.

Folgendes Gleichniß ist sehr glücklich ausgeführt und angebracht:

Cernimus innocuae quales in limine vitae
Diversum pueros inter se ludere ludum,
In mediis jucunda jocis concordia regnat,
Pingit et unanimis teneras clementia malas.
Gaudia longa forent, longae ni semina culpae
In teneros animos amor injecisset habendi:
Nunc simul ac placuit pueris res una duobus,
Ambitio placidam depellit fervida pacem,

Tam,

Tamque diu ignarae perturbat corda juventae,
Donec amicitiae disrupit amabile vinclum,
Fraternosque animos in mutua praelia misit.

Dänische Litteratur.

Erast eller den bedragne Varsomhed. Comedie i fem Acter af Edvard Storm. Kjöbenhavn. 1791. 126. 8. (Erast oder die getäuschte Vorsicht.) Erasts Charakter ist etwas überladen, sonst aber ächt komisch und theatralisch. Doch ist er, obgleich das Stück nach ihm genannt ist, nicht die Hauptperson desselben. Der Gang der Handlung ist nicht einfach genug, und das Interesse offenbar getheilt. Die meisten Charaktere sind mit sichrer Hand gezeichnet, und sehr gut gehalten. Einige episodische Personen könnten ohne Schaden hinwegfallen, so wie mehrere entbehrliche und ganz unnatürliche Monologen.

Indtoget. Syngestykke i to Acter. Af P. A Heiberg. (Der Einzug, Singspiel) Ebend. 1791. 88. S. 8. Eine gute Farse. Die Hauptperson ist Küster und Schulmeister eines kleinen Landstädtchens, ein Mensch von wenig Verstand und viel Musik, folglich die personificirte italienische Opera Buffa. Der V. besitzt das Talent auch unter Possen und Harlekinaden, nicht nur ächten Witz und Laune, sondern auch Vernunft und rührende interessante Züge zu mischen.

Nytaarsgave for Damer 1793. 200 p. 12. (Neujahrsgeschenk für Damen.) Diese

Samm-

Sammlung enthält 62 Gedichte von vierzehn genannten und mehrere von ungenannten Dichtern, und verdient im ganzen vor der vorjährigen den Vorzug. Einige der schönsten Stücke sind, Celias Trost, der listige Johann, Wiegenlied von Haste — die reiche Jungfer von Liebenberg — Gesang einer Bäuerinn am Grabe ihres Mannes von Pavels — Gebet eines jungen Mädchens an die Venus von Tode.

En prövet Faders sunde Raad til en lykkelig vandring igiennem verden for sin Sön 1791. 52. p. 4. Eine poetische Uebersetzung eines schwedischen Gedichts von J. W. Liljestraale, das unter dem Titel: Fideicommiß an meinen Sohn 1772. Stockholm 4. erschien. Der dänische Uebersetzer ist der verstorbene Prediger Mentz Rynning in Norwegen, und der Herausgeber dessen Sohn Sigward Rynning. Die Poesie ist nicht glänzend und stark, doch sinkt der Dichter auch nur selten allzutief, und an ächt poetischen Stellen, so wie an einzelnen sentenziösen Versen, die Sprüchwörter zu werden verdienten, ist kein Mangel. Wir geben von diesen letztern einige zur Probe:

Betaenk, du om en föje Tid skal blive idel Sjel!
(Bedenk, daß du in kurzer Zeit ganz Seele seyn wirst.)
Hvad Got du giör og giver her, det findes der igien.
(Was du Gott hier thust oder giebst, das findest du dort wieder.)

Dat

Det Tidens Foster vare maae, som Tidens Tand
skal spare —
At Intet skrive, ingen skam; men Skam at ilde
skrive etc.

Den naturlige Sön, en Skuespil i fem Optoge —— ved F. Schwarz. 1791. 98. p. 8. Eine gute Uebersetzung von Cumberlands Natural Son, wovon wir eine vortrefliche von Hrn. Weiße besitzen. Nur an einzelnen wenigen Stellen wird man durch einen unpassenden oder undeutlichen Ausdruck erinnert, daß man eine Uebersetzung liest.

Elskovs Barn. Et Skuespil i fem Optoge. Efter det Tydske af A. v. Kotzebue. Oversat af C. F. H. 1791. 118. p. 8. Eine Uebersetzung von Kotzebues Kind der Liebe.

Borgerlykke. Comedie i 3. a. Oversat efter Prof. Babo's das Bürgerglück, ved F. Schwarz. 1792. 86. p. 8. Ein dänischer Kunstrichter macht bey der Anzeige dieses Stücks folgende Bemerkungen, die wir unsern Lesern in einer Uebersetzung mittheilen wollen. „Die Hauptidee des „V. sagt er, ist für unsere im Luxus immer wei„tergehende Zeiten wichtig, und fruchtbar für den „dramatischen Dichter. In einer Periode, wo „verschiedene von Deutschlands neuesten Schau„spieldichtern in dem Punkt der Moral so wenig „vorsichtig sind; da Jüngers Lustspiele z. B. nicht „selten den gefährlichsten Geist persiflirenden Leicht„sinns athmen; da Kotzebue, seinen Arbeiten „mehr Anlockendes zu geben, häufig den Kunst„griff braucht, gewisse allgemeinherrschende Mei-

„nungen

„nungen und Grundsätze, die nicht immer blos
„Vorurtheile sind, über den Haufen zu werfen, da
„selbst Schröders Stücke nicht frey von Szenen
„sind, wie die im Ring zwischen der Baronesse und
„dem alten Holm; in dieser Periode verdient ein
„Mann, der das moralische Gute mit dem ästhe-
„tisch Schönen zu vereinigen sucht, Lob und Ach-
„tung. Und gewiß, das Schöne wirkt nach der
„Beschaffenheit der menschlichen Seele nur desto
„kräftiger, je inniger es mit dem Guten verbun-
„den ist. Auch darin zeichnet Herr Babo sich vor
„mehrern seiner Nebenbuhler vortheilhaft aus, daß
„er nicht ganze Romane aufthürmt, in denen die
„Begebenheit wie in einer Zauberlaterne auf ei-
„nander folgen, ohne nothwendig aus den gewähl-
„ten Charakteren zu fließen. Sein Plan ist un-
„gemein simpel, seine Charaktere und Situationen
„sind aus dem wirklichen Leben genommen; es hat
„mehrere sehr schöne Szenen u. s. w. Dieß sind
„seine Vorzüge in der einen Waagschaale, und doch
„fürchte ich, die andere wird das Uebergewicht be-
„halten. So glücklich die Hauptidee auch scheint,
„so mittelmäßig ist die Ausführung. Bey aller
„seiner Einfachheit hat der Plan doch Unwahr-
„scheinlichkeiten. Wer begreift wohl, wie die
„Hofräthinn die Bestimmung ihrer Söhne
„zehn Jahre lang ihrem Vormund, dem Fi-
„nanzrath, habe verheimlichen können? Manche
„überflüßige Theile: — sind Secretair Stelling
„und die Wittwe nicht ganz episodische Personen,
„und hätten nicht beyde Liebesverständnisse wegfal-
„len

„len müssen, um dem Plan die nöthige Einheit zu „geben? — Vorzüglich aber ein Mangel an In„teresse, das man einem Dichter nie vergeben kann. „Wir sollen für die gute Mutter fürchten, die herr„schende Vorurtheile überwunden hat, ihre Söhne „zu nützlichen und glücklichen Bürgern zu erziehen. „Aber wir lernen gleich anfangs die ehrlichen Mei„ster als gute Söhne und wohlhabende Leute ken„nen. Kann so eine armselige Pension, auf wel„cher des Stücks Hauptinteresse beruht, bey dem „Leser, der von der Zärtlichkeit der Söhne alles „zu erwarten berechtigt ist, Furcht oder Hoffnung „erregen? Dieser Mangel an Interesse herrscht „aber leider! nicht allein im Plan, sondern auch „in den Charaktern und im Dialog. Jene, sind „ohne Wärme und Leben gezeichnet, und selbst „ohne psychologische Wahrscheinlichkeit — wer kann „glauben, daß Leute, die eine gelehrte Erziehung „genossen haben und ungekünstelte Briefe schrei„ben, mit ihrer Mutter in dem steifsten Prome„moriastyl (2. A. 6. S.) sprechen werden? — „Dieser ist zwar natürlich genug, aber ohne vis „vivida, womit der wahre Dichter so gern seine „Schöpfungen ausstattet."

Indianerne i Engelland. Et Lystspiel i tre Akter af A. v. Kotzebue. Overſat ved Sönnichſen 1793. 152. p. 8. Ueber dieses Stück sagt der eben angeführte Recensent: „Deutsch„lands Kunstrichter sind seit einiger Zeit über Kotze„bues Dichterrang einig. Mehr bel esprit als „wahrer Dichter, versteht er durch Einfälle und

„kekke

„lekke Ideen, durch einzelne rührende Züge und
„besonders durch unerwartete romantische Bege-
„benheiten die Aufmerksamkeit einen Augenblick zu
„fesseln. Selbst der strengste Kenner sieht und
„liest seine Stücke mit einem flüchtigen, wenn
„schon nicht ungestörtem Vergnügen, und vergißt
„sie sodann, um Shakspeare zu studiren, und Les-
„sing und Ewald, der Lessings Kunstkritik mit
„Shakspears Genie zu verbinden suchte. — Der
„Hauptfehler der Kotzebuischen Stücke ist, daß
„sie — keinen Plan haben. Er schildert Zufälle,
„Begebenheiten, aber keine Handlungen; er ist
„bisweilen unterhaltend, aber nie lehrreich.
„Welch eine Reihe unwahrscheinlicher Begebenhei-
„ten in diesen Indianern! Man glaubt in der In-
„sel Felsenburg, nicht aber in England zu seyn,
„wo, wie man sagt, alles eben so natürlich zuge-
„hen soll, als bey uns. Die Oekonomie des
„Stücks ist im höchsten Grad sorglos. Wie ein
„verunglückter Luftballon erhebt sich anfangs die
„Handlung langsam bis zur Verwicklung, dann
„stürzt sie das oberste zu unterst zur Katastrophe
„nieder. Der ganze erste Akt bringt uns der Ver-
„wicklung nicht einen einzigen Schritt näher. Die
„Personen kommen und gehn, wie die Masken auf
„einer Redoute, ohne daß die Zuschauer begreifen,
„warum, warum eben jetzt? Die ganze Katastro-
„phe und die frappanteste Szene des Stücks (3. A.
„7. S.) würde nicht statt finden, wenn Robert, der
„bereits im zweyten Akt auf dem Theater war,
„Gurlitt eben so wohl zufällig begegnet hätte, als

„er jetzt zufällig zum Verlöbniß kömmt. Lohnt es aber „wohl der Mühe, seinen Athem zu verschwenden, „um ein Kartenhaus umzublasen? Und fester ist „doch der Bau dieses Stücks fürwahr nicht. —— „Gurli, dieses kunstlose Naturkind, wird, gut ge- „spielt, dem Stücke immer Beyfall verschaffen: „auch ist es wohl außer Zweifel, daß ihrentwegen „das ganze Stück geschrieben worden. Unschul- „dige Naivität kann tausendmal geschildert werden, „ohne daß sie deshalb im geringsten ihren zaube- „rischen Einfluß auf unser Herz verlieren sollte: „und da sie hier zugleich mit europäischen Sitten „und Vorurtheilen umgeben ist, so gewinnt die „Wirkung des Charakters bey dem Contrast. Ist „er aber auch im ganzen Stücke richtig und glücklich „durchgeführt? Uns scheint, man wird mehr als „einmahl versucht, mit Vater Käberdaar auszu- „rufen: Gurli, du wirst kindisch! Oder sagte „man das nicht vielmehr richtiger dem Dichter „selbst? Dieser Misgriff, uns kindisches Wesen für „ungekünstelte Natur und Naivität zu geben, be- „weißt zu gleicher Zeit, daß des Dichters Phan- „tasie während der Arbeit sich nicht immer mit dem „darzustellenden Charakter identificirt hat. —— „Nu, lieber Leser, was meinst du, haben wir „Böses genug von einem Stück gesagt, das allent- „halben, sowohl hier, als in seinem Vaterlande, „gefallen hat? Darf der eigensinnige Kunstrichter „bestimmen wollen, wo das große Publikum sich „vergnügen soll, oder nicht? Das eben nicht; denn „wenn z. B. das große Publikum in Wien sich an

„einer

„einer Thierhatze, oder an dem nicht viel vernünf-
„tigern Aufzug im Doctor und Apotheker ergötzt,
„so wird dieß wohl vor der Hand dabey bleiben.
„Man bildet nicht so geschwind eine ganze Genera-
„tion um. Allein, wenn von dem Werth eines
„Dichterwerks die Rede ist, so kann das flüchtige
„Vergnügen, das ein gemischtes Parterr von dem-
„selben empfängt, niemals einen richtigen Maas-
„stab abgeben; und unsere Autoren, die im Ernst
„dem Parterr das Recht in der letzten Instanz über
„ein Schauspiel das Urtheil zu fällen zusprechen,
„vergessen vielleicht, daß dasselbe Publikum, das
„ihre Arbeiten mit Händeklatschen und rauschendem
„Beyfall aufnahm, auf gleiche Weise auch einen
„Graf Waltron und General Schlenzheim bewun-
„derte. So lange bis unsere klatschenden Zuschauer
„alle Kenner werden, wird es daher immer am
„rathsamsten seyn, das Urtheilen den Wenigen zu
„überlassen, die mit Unpartheylichkeit und kriti-
„schem Scharfsinn der nachfolgenden Menge den
„Ton angeben können, und (da ein gleichzeitiger
„Kunstrichter, auch mit dem besten Willen, sich
„nicht immer ganz vor der Ansteckung der Parthey-
„lichkeit bewahren kann) den wahren Kennern der
„Nachwelt. Unterdessen — um nicht die Strenge
„zu weit zu treiben — sey es allen und jeden, Le-
„sern und Zuschauern vergönnt, so viel immer
„möglich sich mit Kotzebues Indianern zu amüsi-
„ren. An Stoff dazu fehlt es nicht; denn außer
„der erwähnten Schönheiten, außer einem sehr na-
„türlichen und geschmeidigen Dialog, hat das Stück

„manche gute Szenen, frappante Situationen, ein-
„zelne witzige Einfälle und rührende Züge.“

Taknommelighed og Utaknemmelighed. Et Lystspiel i 3 A. oversat af P. D. Faber. 1791. 60. p. 8. Eine Uebersetzung der Jüngerschen Bearbeitung von Destouches Ingrat.

Digte af Antons Frantz Just til Strandet. Viborg 1792. 240. p. 8. In dieser Sammlung findet man komische Erzählungen, gesellschaftliche Gesänge und vermischte Gedichte. Die erste Abtheilung nimmt den größten Raum ein, und hat auch den meisten innern Werth. Weßels Geist der Burleske scheint in ganzer Stärke auf diesem Dichter zu ruhn. Dinge aller Art auf die komischste und unerwartetste Weise auszudrücken, darinn hat er Fertigkeit, die der Weßelschen gleichkömmt, und alle andre komische Dichter der Nation übertrift. Dabey verdient er das Lob, daß er sich nie einen drolligen Einfall auf Kosten der Moralität erlaubt. Nicht eine einzige zu freye schlüpfrige oder auch nur zweydeutige Stelle findet man in seinem ganzen Buche. Einige dieser Erzählungen sind von des V. eigner Erfindung, und haben deshalb einen Werth mehr. Der Werth der Stücke des zweyten Abschnitts ist etwas geringer, ob gleich auch hier Originalität herrscht. Die vermischten Gedichte hätten ohne Schaden hinwegbleiben können.

De to Sedler et Lystspiel i et optog oversat af Staal. 1791. 21. p. 8.

Stam-

Stammetraet, en Fortsättelse af de to Sedler. 1791. 40. p. 8. Zwey wohlgerathene Uebersetzungen von Herrn Stahl, die erste von Florians beyden Billets, und die zweyte von Anton Walls Fortsetzung derselben unter dem Titel: der Stammbaum.

Jeg vil sige dem nöget. Et Skuespil i fem Akter af Madame Inchbald. Oversat af Engelsk ved Frederik Schneider. 1793. 94. p. 8. Herr Schneider hatte diese Uebersetzung des auch verdeutschten Schauspiels der Mistreß Inchbald I will tell you a story, wie wir aus der Vorrede ersehen „dem Herrn Grafen Ahlefeld „eingeschickt — aber — es ward nicht angenommen.“ Sollten die Gedankenstriche hier bedeuten, daß diese Zurückgabe ein Strich durch des Uebersetzers Rechnung war? Allein sicher hat Hr. Graf Ahlefeld (Ober-Aufseher des Koppenhagner National-Theaters,) durch die Verwerfung dieses mittelmäßigen Stücks mehr Geschmack bewiesen, als Herr S. durch die Wahl und Uebersetzung desselben. Die V. gehört sicherlich nicht zu den wenigen privilegirten Frauenzimmern, denen die Natur mit den Talenten, die sie ihnen verlieh, zugleich vollen Beruf zur Schriftstellerey gab. Dieses Stück verräth auch nicht die mindeste Spur weiblicher Delikatesse. Sollte man glauben, daß ein Mann, der die Gattinn eines andern Mannes verführt, und nun beständig in dem unverschämtesten Tone mit dieser und andern Eroberungen prahlt, in dem Schauspiel eines Frauenzimmers die Hauptperson

machen könnte? Sollte man Stellen, wie folgende erwarten: Blume (Kammermädchen) „Kein halb Jahr, und sie hat wieder einen andern Mann — und so zwey, drey, alle auf einmal am Leben. Wahrlich, es ist doch sehr unbillig, ich, weil ich arm bin, ich kann nicht mehr als Einen auf einmahl haben!"

Johann Clemens Tode's samlede danske poetiske Skrifter. Förste Deel. Fabler og Fortällinger. 1793. 336. p. 8. Herr Prof. Tode macht hier den Anfang mit einer Sammlung seiner auserlesenen poetischen Schriften, die allen Liebhabern der Dänischen Dichtkunst nicht anders als angenehm seyn kann. Bey der Leichtigkeit, mit welcher der V. von jeher gearbeitet hat, ist die Zahl seiner Werke, auch in dem Fache der Dichtkunst, sehr zahlreich worden; von ihnen aber hat nun, wie man leicht denken kann, nicht jedes Anspruch auf einen Platz in seinem litterarischen Testament. Herr T. erklärt selbst; „Ich glaube das „Glück, das ich als Autor gemacht, nicht besser er„kennen zu können, als wenn ich, anstatt alles so „zu lassen, wie es war, und alles zu sammeln, was „das Publikum je von mir gelesen, blos eine Aus„wahl meiner Schriften gebe, wenn ich sie durch„sehe, verbessere, und alles weglasse, was ich selbst „nicht für würdig erkenne, zum zweytenmal aufge„legt zu werden." Doch nicht blos schon gedruckte und verbesserte Gedichte soll diese Sammlung erhalten. Dieser erste Theil enthält 50 Fabeln und Erzählungen für die Jugend, worunter sich nur

vier

vier alte befunden, und 37 Fabeln und Erzählungen für erwachsene Leser, von denen die Hälfte neu ist. Die erstern gehören sicher zu den bessern poetischen Arbeiten des V. indeß sind sie doch nicht alle von gleichem Werth, und manche bedürfen ohnstreitig der Feile noch sehr. Wie man aus einigen Aeusserungen des Dichters sieht, so hat er nicht die richtigsten theoretischen Begriffe von der Fabel und vorzüglich von der Beschaffenheit solcher, die der Jugend insbesondere gewidmet sind; und daher kommen die auffallendsten Fehler derselben, zu ausführliche Gemälde, und vor allem die Weitschweifigkeit in den Moralen, die ganz zweckwidrig ist, und vollkommen das Gegentheil von dem bewirkt, was sie bewirken soll. Verschiedene sind indeß von diesen Fehlern ganz frey, und können in jeder Rücksicht als Muster dienen: z. B. die folgende:

Ulven og Faarehunden.

En Hyrde stolende paa trofast Hund,
Lod i den hede Middags stund
Sig overfalde af tyvagtig Blund,
Og Morpheus saae med Smiil den Faare-Bisskop nikke,
Ret som en kiöbt Prelat i brittisk Overhaus.

En Ulv det maerkede, og taenkte om her ikke
Var Rov at vente uden Snuus,
Saa Sagte da Personen fremspadserte;
Men Hunden flux ved lydeligt vouvov
Den sulten Lurendrejer laerte,
Al om han stelle laae, han derfor ikke sov.

»Ih! raabte Ulven, hvilken Troeskabs-Iver!
Du er en Daare, at du vaagen bliver,
Saasnart din Herre sover der i Roe.
Dig frister Heden ogsaa jo,
Og han dig selv Exempel giver.«

»Du, Nedrige, var Hundens Svar,
Du kjender ei, hvad Kraft ubunden Tillid har;
At handle redelig var aldrig Ulvens Maade.
Naar Hyrden hviler, han sin Hjord
Mig som paalideligste ven betroer;
Og den Fortroelighed jeg ikke bör forraade.

Viis Tillid: da end i den ringe Trael
Du möde wil taknemlig trofast Sjael.
Den kolde Pligt vel og til Aerlighed forbinder;
Men Tövning; sin Iid er ofte bunden Mand.
Fortroelighed allene Hjertet vinder:
Og det er Hjertet kun, som vaagen holde kan.

D. i. Der Wolf und der Schafhund. Ein Hirte, der sich auf seinen treuen Hund verließ, gab in der Hitze des Mittags sich einem tiefen Schlummer hin, und Morpheus sah mit lächeln den Bischof der Schaafe, just so wie einen verkauften Prälaten im brittischen Oberhause, nicken. Ein Wolf bemerkte dieß, und glaubte sich mit leichter Mühe einen guten Schmaus zu verschaffen. Leise schlich er heran, aber sogleich lehrte der Hund mit lautem Bellen den hungrigen Schleicher, daß er, wenn er gleich stille liege, doch nicht schlafe. Ey, rief der Wolf! das nenne ich mir einen Diensteifer! Bist du nicht ein Thor, daß du wachst, indeß dein Herr dort

dort in Ruh schlummert. Die Hitze brennt dich so gut wie ihn; und giebt er dir nicht selbst das Beyspiel? — Elender, antwortete der Hund, du weißt nicht, was grenzenloses Zutrauen vermag. Aber freylich war Rechtschaffenheit nie bey euch Wölfen Sitte. Wenn der Hirt ruht, so vertraut er mir seine Heerde als seinem treusten Freunde, und schändlich wäre es, dieses Vertrauen zu täuschen. — Auch dem niedrigsten Sklaven mußt du vertrauen, wenn du eine dankbare, treue Seele bey ihm finden willst. Kalte Pflicht verbindet zwar auch zur Ehrlichkeit, aber der Eifer des Dienstbaren ermüdet oft in seinem Geschäfte. Zutrauen allein gewinnt das Herz, und nur das Herz kann immer wach erhalten." —

Die Fabeln für reifere Leser haben mehr Laune, mehr Verschiedenheit des Tons, gehören aber auch mehr unter die Erzählungen, als unter äsopische Fabeln. Auch ist Hr. T. hier etwas weniger geschwätzig. Einige platte, widersinnige Erdichtungen und triviale Allegorien hätten billig keinen Platz erhalten sollen. Von den Erzählungen geben wir eine der kürzesten zur Probe:

Drengen i Galleriet.

I konstigt hvelvet Cirkel-Gang
Hvor Vaeg mod Vaeg hver Tone driver,
Og idel Buer idel Gjenlyd giver;
Hvor sagtest Lyd Basune Klang,
Ja redsom Torden Stemme-bliver,
En Knös, som kjendte disse Mures Sprog
Fra Fölgeskabet slap, og til fortroelig Krog

De Ord kun hviskede: »nu Galleriet falder!«
Hans Venner som paa anden Siden gaaer,
Hvor tusindfoldig Tone sammenslaer,
Ei andet veed, end hele Staden kalder
Dem ned med aenstigt Raab: »Nu Galleriet falder!«

Hvad Under, i den Skraek de alting svingle Seer?

Med vinget hast de Flugten tage,
Mens Skielmen bliver trug tilbage,
Og skingrende af grundlös Redsel leer.
Oh! troe kun ei, at alle disse Domme
Som Publikum ophöjer, revser med,
Af Overlaeg og prövet Tanke komme,
At det er renest Röst af sand Retfaertighed.
En enkelt Nar kan stemme sine Klynger;
Naar disse först hans Vise synger
Alt i en större Kreds det Qvad sig breder ud.
Det er da Folkets Röst, i den da taler Gud!
Ak mangen een, som over Fejl og Dyder,
Indbilder sig at kunde faelde Dom,
Er lig en Hvelving, uden Sands og tom,
Den taenker ikke, men den lyder.

Das Buch ist mit einer Titelvignette und dem Portrait des Verfassers von Lahde geziert. Diese Copie ist ein treuer Abdruck der Jovialität und Laune, womit der Himmel das Original so reichlich gesegnet hat.

Dana. Förste Birds Förste Hefte. 1793. 90 p. 8. Förste Bindets andet Hefte. 1793. 102. p. 8. Eine neue periodische Schrift, die Ge-

Gedichte, prosaische Aufsätze aus der Geschichte, Philosophie und Aesthetik, Recens. neuer dänischen Schriften in diesen Fächern und theatralische Nachrichten enthalten soll. Die folgenden Hefte müssen interessanter und reichhaltiger werden, als diese beyden ersten, wenn Dana eine lange Dauer verdienen will. Hier findet man Biernes krönike, ein langes didactisches Gedicht in vier Theilen von J. Schmidth, das der V. selbst für gereimte Prosa erklärt. Indeß scheint er doch nicht ganz ohne poetisches Talent zu seyn. Als Vorrede zu demselben Pfeffels Fabel vom Kamäleon; Nye Tithers Nödvendighed, eine Satyre ohne Salz. Selico, Erzählung nach Florian von Höst. Fabler, fünf, mehr Erzählungen als Fabeln, keine ganz ohne Werth.

Horatius Flaccus's Samtlige Werker. Af det latinske oversatte og med en oplysende Commentar forsynede ved M. Jacob Baden Prof. Förste Deel 1792. 8. Dieß ist die erste dänische Uebersetzung des Horaz. Der berühmte V. hatte dabey die doppelte Absicht, Lesern von reiferm Alter, die des lateinischen unkundig sind, und sich doch mit diesem großen Dichter bekannt machen wollen, zu dienen, und dann auch ein brauchbares Schulbuch sowohl für Lehrer als Schüler zu liefern. Die Verbindung dieser zwey so verschiedenen Zwecke ist wahrscheinlich der Grund, warum die Uebersetzung an mehrern Stellen so ungleich worden ist.

Lise og Peter. Et Syngespil i to Acter ved Friderik Höegh Guldberg. Sat i Musik af Reg. Wedel. Lise und Peter, ein Singspiel, zum erstenmahl aufgeführt auf dem königl. Theater am Geburtsfest des Königs. 1793. 83. p. 8. Der erste Versuch eines jungen Dichters, der ungemein glücklich gerathen ist und die größten Erwartungen für die Zukunft erregt. Die Diction ist edel, der Dialog leicht und geschmeidig, die naiven Charaktere der Hauptpersonen sind im Ganzen gut ausgeführt, und darüber vergißt man gern, daß wahrscheinlich Florians Deux billets dem V. die Idee zu seinem Stücke gegeben haben.

(Kiöbenhavnske laerde Efterretninger.)

Schwedische Litteratur.

Aventyraren eller Resan til Monansu. (Der Abentheurer oder die Reise nach der Mondsinsel.) Eine komische Oper in 2 Akten, die nicht schlecht ist. Der V. thut sich viel darauf zu gute, daß neun der vornehmsten Tonkünstler um die Verfertigung der Musik zu derselben gewetteifert hätten.

Nina eller Den af Kärlek Swagsinta, Comedie uti 1. act blandad med Sång, Musiken af chevalier d'Alegrac. Eine Uebersetzung des französischen Stücks: Nina ou la Folle par amour von Hrn. Carl Steeborg.

Af-

Afhandling om Tyska Litteraturen, de fel man kan förebrå henne, orsakerna dertil och på hwad sätt de må kunna afhielpas. 1792. 8. Eine Uebersetzung der Abhandlung Friedrichs des G. Sur la Litterature allemande.

Grefwen af Oldsbach eller den bepröfwade Dyden, Drame uti 5 acter af H. Brandes. Eine freye Uebersetzung von Hrn. Björn.

Ovidii Fabler om Förwandlingar. 1. Boken. 1792. 8. Eine Uebersetzung des ersten Buchs der Ovidischen Metamorphosen.

Konimg Richard Lejonhjerta eller Kärleken och Troheten — Målaren, kär i sit Model — Soldaten — Uebersetzungen bekannter komischer Opern von Hrn. Enwallßon.

Solen lyser för hela Werlden (Die Sonne leuchtet für jedermann) ein original-dramatisches Sprüchwort von Flietberg. 1792. 8.

Den Besynnerlige Lustspel uti 3 acter. Uebersetzung von Kotzebues Sonderling von Hrn. Björn.

Folke Birgersson til Ringstad. Opera comique i 3. a. upförd första gången på Kongl. Theatern, den 28. Jan. 1793. 8.

Mina von Barnhelm eller Soldatlykan, Drame i 5. a. von Björn übersetzt.

Fordne Swears Tankar om Skådespel och Comedier, med Bewis at de äro skadlige. 1792. 8. (Was die alten Schweden von

Schau-

Schauspielen und Komödien hielten, nebst einem Beweis ihrer Schädlichkeit!)

Figaros Bröllop eller den tokroliga Dagen fri öfwersättning. 1792. 8. Eine freye Uebersetzung des Figaro.

Fruntimmernas Jacobiner Klubb, moralisk Lustspel i 2 acter af H. A. v. Kotzebue; öfwersättning. 1793. 8.

Auch von den Indianern in England von demselben Verf. (dessen Schauspiele in Stockholm viel Beyfall zu finden scheinen) ist eine schwedische Uebersetzung erschienen. Desgleichen von seinem Roman den Leiden der Ortenbergschen Familie: Orthenbergska Famillens Lidande: Första Delen af A. v. Kotzebue: Oefwersättning af Gabriel Euren. Stockholm 1793. 8.

Die periodische Schrift Journalisten, von dem ohnlängst des dritten Bandes Nr. 4 — 9. erschienen sind, enthält auch meist nur Uebersetzungen. In diesen Nummern findet man unter andern, Rubens Leben und Portrait; Almado und Selina, eine Erzählung mit einem Kupfer; Auszug aus der Iliade, mit einem Kupfer, das die Rettung des Aeneas von Neptun aus den Händen des Achilles vorstellt; Eduard und Edwina; Fortsetzung des Auszugs aus der Iliade mit einem Kupfer, das die von Agamemnon erlegten Söhne des Agenor vorstellt; Ueber die Dryaden und Hamadryaden; Haydn's Leben und Portrait, mit Anmerkungen eines schwedischen Musikkenners; Cloridano und Medoro, Erzählung mit einem Kupfer u. s. w.

Hand-

Handlingar, rörande Swenska Academiens Högtidsdag d. 20. Dez. 1792. Stockholm 1793. 8. Zuerst ein Bericht von dieser Feyerlichkeit (dem Stiftungsfest der königl. Akademie) Rede und Bekanntmachungen des Kanzlers — Poetische Epistel an diejenigen, die nach Unsterblichkeit streben, von Hrn. J. R. Blom: eine andere über denselben Gegenstand, von Herrn A. G. Silfwerstolpe; Lebensbeschreibung des Reichsrath Helmfelt, von Hrn. C. G. Nordin. Hier wird die ärgerliche Fabel, mit der man das Andenken dieses großen und verdienten Mannes entweiht hat, als sey er in seiner Jugend einem Laster ergeben gewesen, das kein Alter entschuldigen, kein Verdienst gut machen kann, siegreich widerlegt. Dieß war desto nöthiger, da eines der schönsten schwedischen Schauspiele, das einzig und allein auf dieses Gerücht gegründet ist, demselben wenigstens bey solchen Personen, die die Geschichte nicht genau kennen, oder nicht wissen, wie weit dramatische Dichter, des Interesse wegen, sich von der historischen Wahrheit entfernen, ein Gewicht geben könnte. Aus den beyden Gedichten wollen wir ein paar Stellen ausheben.

Aus dem Gedichte des Herrn Blom.

Så smädam då ej mer, med twiflans kalla röst,
Odödlighetens hopp i dödeliga bröst.
Wälsignom desse Män med snille, mod och styrka
Ur lugnet jagade, at mänskjans höghet yrka.
Naturen någon gång, då hon beundras will,

Til

Til swaghetens beskydd, fördömmer dem dertil.
Förlåtom ock, bland dem, den starke som förwillas,
War undran ofta wärd, om ej förtient, at gillas;
Men mätom wärdet blott af jordens store män
På de wälgärningar, de mägtat skänka den.
Hwad skiljer, utom dem, dit minne, trykt på stoden,
Från minnet af orkan, af lågan och of floden?
Hög, märkbar, är som de, cometiskt skön, den lott
At stor af werknings krets, och stor af krafters mått,
Aen kasta Snillets ljus; än hwälfwa Länders öden,
Beundrad i sin fart, och segrande på Döden.
Men såfängt, store Män, dess glans förblindar er!
Kallt — wanskligt är det lof, en tom beundran ger,
Om äfwen wördnadens Ni ej förtiena weten,
Och om den krans Ni fån, ej räcks af Tacksamheten.
Från jordens första dar, från denna äldsta tid,
Då mänskjan låg ännu med rofdjuren i strid
Tils dessa företag så blodiga, så sena,
At mänsklighetens rätt med staters rätt förena,
Hwad lager grönskat längst, af glömskan oförkrankt?
Historien swarar: Den, som Jordens wördnad skänkt.
Och hwilka stora wärf fått större glans af tiden?
Regenter! hören det: Uplysningen och Friden.
Förgäfwes, Seyres-Son, wid dina wapens gny,

Du

Du werlden häpna ser och hennes härar fly;
Förgäfwes, Snillets Son, du ryktets undran blif-
wit.
Rättwisan störta skal de stoder, hon ei gifwit.
Det ädla som Ni sökt, det Nyttiga Ni gjort,
Se der hwad Wisheten skal ensamt kalla Stort
När hennes röst en dag skal dömma eder ära,
O länge glömdà dag! du stundar, du är nära.
Försvwunnen är den tid, då jorden häpen såg,
De rökande Palats, de wilda Segertåg,
Som satt, bland Gudars tal, den tappraste af dagar,
Och fyllde Latiens famn med folkens rof och tårar.
Den tid — ej mindre grym, ej mindre höljd af
natt,
Då Statskonsten i moln, på jordens throner satt
Förfärlig, slafwiskt lydd från slottet ner i kojan.
Med bilan i sin hand, of foten tryckt på bojan.
Ren segrar mänskjans rätt — Ur despotismens järn
Dess händer lossade af Hjelten, hennes wärn
Til Frihetens förswar, hwaraf hon smakat wärdet,
Mot Tyrannits försök, satt — mängdens kraft och
swärdet.
O! at den Frihetsstorm, som skakat wara dar,
Philosophins triumph och ej revoltens war!
O! att med Folkens rätt man deras plikter parat!
Och at med mänsklighed man människjan förswa-
rat!
Men Hjelte! se och tys — hwad segrar för dit
mod?
Du trampar bröders lik, beständt med deras blod!
Och du, o Philosoph, hwad är din lära worden?

I Aerelysstnans bröst, en ny volcan å jorden!
Förskräkens, swigten ej — fördublen store män,
Mot werlden er förtienst — beskydden, freden den!

Gån, sätten eder dygd mot Uproret, som liungar.
Gån, Fridens sändebud, til Folken som til Kungar.
För er odödlighet det enda återstår. —
Sen mänsklighetens blod, och sluten hennes sår. —
Förliken hennes rätt med lagar, lugn och seder;
Och låten jordens qwal ej öfwerlefwa eder.
Då wäntar ocken dag, wid griftens mörka famn,
Dess tårar eder mull, dess kärlek edra namn;
Och tacksamhetens hand i känslofulla sinnen,
Mer, än i marmorn djupt, skal tryka edra minnen,
När Glömskan swept sit moln kring hundra hjeltars wärf.
Som lyst til jordens skräk och samhällens fördärf. . . .

„So laßt uns denn nicht mehr mit des Zweifels „kalter Stimme die Hoffnung der Unsterblichkeit im „Busen des Sterblichen lästern! Segnen wir den „Mann, der mit Genie und Muth und Kraft aus der „trägen Ruhe sich erhob, der Menschheit Höhe zu er„reichen. Die Natur, die unsere Bewunderung for„dert, hat ihn zum Schutz der Schwachheit dazu ver„dammt. So wie diesem verzeihen wir auch dem „Kühnen, der sich verirrt; denn oft ist unsere Be„wunderung, auch wenn sie unverdient ist, doch „nicht tadelnswerth: den wahren Werth großer Män„ner aber laßt uns allein nach den Wohlthaten schä„tzen, die sie der Erde zu erzeigen vermochten. Denn

wodurch

»wodurch unterscheidet sich sonst dein Andenken, in »Säulen gegraben, von dem Andenken des Orkans, »der Feuersbrunst und der Wasserfluten? Erhaben, in »die Augen strahlend wie der Glanz des Irrsterns ist »das Loos derer, die groß von Wirkungskreis, groß »am Maas der Kräfte, das Licht des Geistes um sich »verbreiten, oder der Länder Schicksal bestimmen, be»wundert in ihrem Lauf, und siegreich im Tode. Doch »genug, ihr Großen, deren Schimmer nur blendet! »Kalt, armselig ist das Lob, nur leeres Staunen er»regend, wenn ihr es nicht aus dem Munde der Hoch»achtung zu verdienen wißt, und wenn den Kranz, »den ihr empfangt, nicht die Hand der Dankbarkeit »reicht. Seit der Erde ersten Tagen, seit jener dun»keln Zeit, da der Mensch noch mit Raubthieren im »Kriege lebte, bis auf diesen so blutigen, so späten »Versuch, der Menschen Rechte mit den Rechten der »Staaten zu vereinigen, welcher Lorbeer grünte am »längsten, von der Vergessenheit ungekränkt? Die »Geschichte antwortet: der, welchen die Hochachtung »der Welt schenkte! Welche Bemühungen erhielten, »von dem Lauf der Zeiten stets neuen Glanz? Hört es »ihr Herrscher: Aufklärung und Friede! Umsonst siehst »du, o Sohn des Sieges, vor deiner Waffen Ge»räusch die Welt erbeben und ihre Heere fliehen; »umsonst, Günstling des Genius, wardst du die Be»wunderung des Gerüchts. Gerechtigkeit stürzt die »Ehrensäulen um, die sie nicht errichtete. Seyd edel, »werdet nützlich, dieß allein wird die Weisheit Größe »nennen, wenn ihre Stimme dereinst Ausspenderinn »des Ruhmes seyn wird. Lang vermißter Tag, du »Stunde, ihr seyd nah. Verschwunden ist die Zeit, »da die Welt mit Ehrfurcht den brennenden Palast,

»den wilden Triumph erblickte, der den Verwegensten »der Thoren unter die Zahl der Götter versetzte, und »Latiums engen Winkel mit der Völker Raub und »Thränen füllte. Verschwunden ist die nicht minder »schreckliche mit Nacht bedeckte Zeit, da die Staats»kunst, in Wolken gehüllt, auf der Erde Thronen saß, »mit furchtbarer Miene sklavischen Gehorsam vom »Schlosse bis zur Hütte fand, mit dem Beil in der »Hand und die Füße auf Fesseln gestützt. Ganz siegt »nun das Recht des Menschen; ach aber, das Schwert »des Despotismus, das Helden, einst sein Schutz, »jetzt zur Vertheidigung der Freyheit, deren Süßig»keit sie gekostet, und zur Verfolgung der Tyranney »seiner Hand entrissen, fiel in die Hand des Pöbels! »Ach daß der Freyheitssturm, der den Frieden unse»rer Tage gestört, ein Triumph des Weisen, nicht des »Empörers geworden wäre! Ach, daß man mit des »Volkes Rechten auch seine Pflichten gepaaret, daß »man für die Menschheit auch menschlich gekämpft »hätte! Aber sieh, o Held und schaudere! Was ist die »Frucht deines Muthes? Du trittst auf Leichen deiner »Brüder, ihr Blut triest von dir; und du, o Philo»soph, was ist aus deiner Lehre geworden? Ein neuer »verheerender Vulkan im Busen des Ehrgeizes! Bebt »nicht zurück, weicht dem Ungestümm nicht, verdop»pelt, große Männer, euer Verdienst um die Welt, »beschützt, beruhigt sie! Geht, setzt eure Tugend dem »blitzenden Aufruhr entgegen: geht Boten des Frie»dens zum Volke, wie zum Könige: dieß ist euch zu »thun noch übrig, um Unsterblichkeit fodern zu kön»nen. Seht die Menschheit bluten und verschließt »ihre Wunde! Setzt ihre Rechte mit Gesetz, Ruhe »und Sitte in Harmonie, und duldet nicht, daß

»das

»das Elend der Welt euch überlebe! Der Tag erscheint »gewiß, und leuchtete er auch erst in den dunklen »Raum eurer Gräber, wo man eure Asche mit Thrä»nen benetzt, eure Namen mit Liebe nennt, wo die »Dankbarkeit euer Andenken tiefer als in Marmor— »in gefühlvolle Herzen prägt, wenn Vergessenheit mit »ihrer Wolke längst hundert Helden deckte, die zu der »Erde Schrecken und des Staats Verderben glänz»ten!«

* * *

Aus dem Gedichte des Herrn Silfwerstolpe.

Med Snille har man nog för at beryktad bli,
Men det er Snillets bruk som afgör Ryktets wärde,
Och hwarje witter konst et flygtigt Lof begärde
Om den ei Nyttan böd at stå det Sköna bi.
Wist tjusar Meteor'n, som flammar och förswinner;
Men Solen wördnad ger — han gagnar då han brinner.
Doch skal man Konstens Son förlåta någon gång
Om sielf af Bildningen och Käslnans kraft bedragen,
Han yrar i sit Tal, sin Tassa och sin Sång
Och klär en Skywärd Bild i drägten af Behagen.
Men dig, o Philosoph, för detta kenslans rus
Skal Efterwerldens Dom en lika nåd ej unnas;
Du icke Snille fått al lysa — men ye Ljus:
Din enda Aera är at Sanningen förkunna.
Aen skada minska Kräk, än Rymdens kroppar mät,

Sök til hwad ändemål al warelse är buren,
Med Bonnet följ hwar länk af kedjan i Naturen,
Och upräk werldens wäl och Skaparns majestät.
Aen forska Människjan och af dess krafter sluta
Hwad Sälhet hon förmår, hwad Rätt hon borde njuta;
Wis hur och hwarföre hon blind och osäll är;
Men stadna icke, feg, o stadna icke der!
Säg icke: »Ufling, gråt, men tig och drag din tunga:«
»Lär dig at mistro Ljus, lär dig i bojor sjunga:«
Har hon ej lärt det nog af Seclerne förut? —
Hjelp henne — I dess sår, gå, tröstens olja gjut,
Och Sanninggarnes brand mot wåld och fördom slunga.
Så Locke, Helvetius och Rousseau Rykte fått.
Så Raynal wördad är och Franklin dyrkad worden,
Och så, när du en gång har ned i grafwen gått,
Din hamn skal resa sig och än regera Jorden.
Hur säll den tid skal bli — o må jag hoppas den! —
Då Philosophens Ljus blir grund för Statsmans Lära,
Lär Lagstiftarn at se i hwarje Folk en Wän,
Och sänker Lagerns Lof inför Olivens Aera.
Til dess, mit Slägtes ris, och någon gång des stöd,
Gå, Hjelte! öfwa ut dit mod at dö och mörda;
Förswara djerft dit Land — men endast Det — i nöd,
Och ädelt fasande för Likars qwal och död,
Tag segren som et twång och Lagren som en börda.
Om du et hjerta har, kanske ända din blick

Skal

Skal falla ångerfull uppå den stund tilbaka,
Då i Villarers spår du först til fältet gick,
I Själen utan hämd, at hämdens nöje smaka,
At städer bränna up kanske för några Ord,
Och spilla mänskjors Lif för några torfwor jord,
Ty krigens största skäl är Segra och Föröda,
Ei främja mänskjor rätt, ej lindra deras nöd;
Och uppå dessa Fält, dem slagnas kroppar göda,
Der skulle samma Folk långt häldre sått sit bröd,
Liknöjde under hwem, belåtne i sin möda etc. etc.

»Zum Ruhm ist es genug Genie zu besitzen, aber »den Werth des Ruhms bewährt erst der Gebrauch »des Genies, und jede Kunst des Witzes würde nur nach »einem vergänglichen Lobe streben, wenn sie dem Nutzen »nicht an die Seite der Schönheit zu treten geböte. »Zwar entzückt selbst das Meteor, das flammt und »verschwindet, aber die Sonne, die auch nutzt, wenn »sie scheint, erhält allein Verehrung. Doch muß man »dem Sohne der Kunst wohl einmal verzeihen, wenn »er, von der Begeisterung und der Stärke des Gefühls »auf einen Abweg geleitet, in seiner Rede, auf seiner »Leinwand oder in seinem Gesange ausschweift, und »einen häßlichen Gegenstand in eine liebliche Tracht »kleidet. Dir aber, o Philosoph, wird das Urtheil »der Nachwelt für diesen Rausch des Gefühls »nicht gleiche Nachsicht schenken. Du hast nicht »Genie erhalten zu schimmern, sondern zu erhel»len: dein Ruhm sey das Bewußtseyn Wahrheit zu »verkündigen. Beobachte den kleinsten Wurm,

»messe die Körper des unermeßlichen Raums, unter»suche zu welchem Zweck alles ist, was ist, verfolge »mit Bonnet jedes Glied der großen Naturkette, ent»hülle das Wohl der Welt und die Majestät des »Schöpfers: Oder studiere den Menschen und schließe »aus seinen Kräften, welchen Grades von Glückselig»keit er fähig ist, auf was für Rechte er Anspruch hat: »ergründe wie und warum er blind und unglücklich »ist, aber bleibe dann nicht muthlos, bleibe hier nicht »stehn. Sage nicht: »»Elender, weine, aber schweig »und trag deine Bürde! lerne dem Licht mistrauen, »lerne in Fesseln singen!«« Hat ihm das nicht »längst jedes verflossene Jahrhundert gelehrt? Hilf »ihm, gieß in seine Wunde das lindernde Oehl des »Trostes, erhebe dich mit dem Feuerbrand der Wahr»heit gegen Gewaltthätigkeit und Vorurtheil. Auf »diesem Wege erwarben sich Locke, Helvetius und »Rousseau Ruhm, so Raynal Achtung und Franklin »Anbetung, und so wird, wenn du längst schon ins »Grab gestiegen bist, dein Name sich erheben und noch »die Erde beherrschen. Selige Zeit — daß meine »Hoffnung mich nicht täuschte! — da das Licht der »Philosophie der Grund von der Wissenschaft des »Staatsmanns wird, die Gesetzgeber lehrt, in jedem »Volke einen Freund zu sehen, und den Preis des »Oehlzweigs über den Werth des Lorbeers erhöht. »Bis dahin gehe, o Held, deines Geschlechtes Geisel »und zugleich seine Stütze, geh, zeige deinen Muth »durch Sterben und Morden. Vertheidige kühn dein »Land, aber auch das nur von Noth gedrungen, mit »edlem Abscheu vor deines Bruders Qual und Tod, be»trachte den Sieg wie einen Zwang und den Lorbeer »wie eine Bürde. Vielleicht, wenn du ein Herz im

»Busen

»Busen trägst, wird reuvoll dein Blick auf die Stunde »zurückfallen, wo du auf Villars Spur zuerst ins »Feld zogst, ohne Rachsucht im Herzen das Vergnü»gen der Rache zu schmecken, für einige Worte viel»leicht ganze Städte in Flammen zu setzen, und für »wenige Spannen Land Menschenleben zu vergeuden: »denn des Krieges größter Stolz ist doch zu siegen »und zu verwüsten, nicht das Recht unter Menschen »zu stützen, nicht ihre Noth zu lindern, und auf dem »Felde, das der Erschlagnen Körper düngen, wo der »arme Landmann längst seine Nahrung gesäet haben »sollte, von seinem Schweisse zehren.«

Afhandling om det så kallade Sublima i Litteraturen, med twänne Bihang. Stockholm 1792. 310 p. gr. 8. In einer Sprache, die noch nicht Eine förmliche Schrift über irgend eine bestimmte Gattung der Poesie und Beredtsamkeit, vielweniger ein Werk aufzuweisen hat, das diese Künste in ihrem ganzen Umfang begreift, ist die Erscheinung eines so starken Buchs über einen einzelnen Gegenstand der Kritik, das Erhabene, gewiß eine sehr unerwartete Erscheinung. Selbst dann, wenn die Schweden Werke wie Sulzers Theorie, Home Grundsätze der Kritik; die ästhetischen Schriften von Batteux, Marmontel u. s. w. aufzuweisen hätten, wäre diese weitläuftige Abhandlung doch gewissermaßen als ein litterarischer Luxus zu betrachten. Das Werk des Longin ist nicht den vierten Theil so stark, als das unsers ungenannten Vf. Doch, was das schlimmste ist, dieses dicke Buch ist eine rudis indigestaque moles

ohne Licht und Ordnung, und besteht zur Hälfte aus Citationen und ausgehobenen Stellen fremder Autoren, wo des V. eigene Gedanken apparent rari nantes in gurgite vasto. Gleich der Anfang des Buchs ist für den Leser von Geschmack abschreckend. Der V. hat einen Haufen etymologischen Plunders über die ursprüngliche Bedeutung des lateinischen Wortes Sublimis zusammengetragen. Er berichtet uns, daß die Chemiker die Wörter Sublimo, Sublimatum, Sublimator zu Kunstwörtern gemacht, daß man bey Vitruv granaria *sublimata* finde, daß Brandtewein auch vinum sublimatum heiße, und in Apotheken Sublimata Mercurii noch bekannt seyen. Hieraus folgert er, daß „in der Chemie Sublimare so viel bedeute, als etwas „auf den höchsten Grad der Reinheit oder Spiritualisation bringen, und da diese Wissenschaft sehr alt „ist, so nimmt er an, die Chemiker hätten den „Ausdruck zuerst in der Bedeutung supra limum (eine von dem Verf. erwähnte Etymologie!) „gebraucht, von Dingen, deren feinster Geist von „der groben Materie geschieden worden: in der „Folge habe man das Wort auch metaphorice „von andern Dingen gebraucht u. s. w.“!!! Der V. citirt und kritisirt nun die Erklärungen Longins, Boileau, Jaucourt, de la Motte, Rollin, Batteux, d'Alembert, Moses Mendelssohn u. s. w. aber keine will ihm behagen. Longin bekömmt zwar das Lob: „er sey auf der rechten Spur gewesen“ auch Marmontel wird etwas Einsicht und Kenntniß zugestanden; im Ganzen aber, meint

der

der V. enthielten doch die meisten Poetiken (und darin hat er fürwahr nicht ganz unrecht) eine Menge Grillen und Geschwätz (sladder och gräl.) Aber nun seine eigene Erklärung? Sie lautet also: „Das litterarische Erhabene ist etwas, das in Gei„steswerken über einen hohen und würdigen, wohl „vorgestellten Gegenstand, sich dadurch zu erkennen „giebt, daß es mit Schnelligkeit eine Menge eig„ner Reflexionen, die bey weitem nicht alle in den „Worten des V. liegen, erweckt, so daß wir Be„redtsamkeit, hohen Styl und alle andere Ideen ver„gessen, dafür aber einzig und allein von dem in „unserm Kopf sich schnell sammelnden und concentri„renden eigenen Gedanken ergriffen werden, die „durch ihre Anzahl, Kraft oder Zusammenstoßen „in uns eine Gemüthsbewegung hervorbringen, die „man auch durch die Worte: eingenommen, be„zaubert, entzückt werden, außer sich kommen „u. s. w. bezeichnet (!!) *) Diese wunderbare „Wirkung

*) Dieß sind die eignen Worte des Verf. „Det litteraire Sublima är nagot som i et Witterhetsarbete öfwer et högt eller wärdigt, wäl framstäldt ämne, utmärker sig derigenom, at det i hast ger oss en öppen anledning til så mange egne reflexioner, wida öfwer hwad Auctoren med orden uttryckt, at wi glömme Wältaligheten, den höga stylen och alla andra idéer, samt endast uptagas af de sig i wår hjerna hastigt samlande, concenterande egne tankar, hwilka genom sin myckenhet, wigt eller sammenskokning åstadkomma hos oss en rörelse, som man kallar intagas, förtjusas, hänryckas, komma utom sig.

„Wirkung empfinden wir insonderheit 1) bey einem „höchst edelmüthigen, außerordentlich rührenden „Sentiment, das aus oder oder unter einer kriti„schen ungewöhnlichen, peinlichen Situation ent„springt. 2) Bey einem lebhaften treffenden Bilde „des Gegenstandes, von dem die Rede ist, das „gewissermaßen den Gegenstand verdoppelt und er„hebt, und auf gleiche Weise auch unsere Gedanken „vermehrt. 3) Bey einem vortreflichen, tiefsin„nigen, ungewöhnlichen über die Materie oder et„was hierauf sich beziehendes. Und je nachdem „nun einer von diesen drey Umständen besonders „hervorsticht, nenne ich das erste das Situations„Erhabene (Belägenhets Sublimt) das zweyte „das Bildlich-Erhabene (et Sublimt i bilder, „liknelser) das dritte das Raisonnements-Er„habene."!! Nach dieser Erklärung vom Erhabenen, gäbe es nichts erhabeners, als wohl vorgestellte (wäl framställde) Charaden und Räthsel über wichtige Gegenstände, und ferner könnte das Erhabene nur auf solche Personen wirken, die selbst einen großen Vorrath von Gedanken und Reflexionen haben. Der ganze Rest der eigentlichen Abhandlung bis S. 138. besteht in Anmerkungen über diese Erklärung und Eintheilung, und diese Anmerkungen wiederum aus haufenweis zusammengetragenen Beyspielen aus Schriftstellern, größtentheils französischen, mit eingemischten Betrachtungen, theils eignen, theils fremden, alles um jene Definition und Classifikation zu erklären und zu befestigen. Der erste Anhang, der bis S. 151 geht,

geht, zählt die Feinde auf, die gegen das Schöne, das Große und Erhabene streiten. 1) L'enflure die man wohl eine litterarische Geschwulst oder Wassersucht nennen kann 2) Puerilitèter u. s. w. Der zweyte Anhang, der mit der Abhandlung selbst von gleichem Umfang ist, ist wieder eine Anhäufung von Citationen und Reflexionen, doch blos aus Voltairs und Boisjermains Commentaren zu Corneilles und Racines Werken, alles in der Absicht, die gegebene Definition und Classification zu erklären und zu befestigen. — Zum Schluß können wir eine Aeusserung des V. nicht unerwähnt lassen, die an einem Beurtheiler Longins in der That auffallend genug ist. In dem Glauben: „daß das „griechische Original dieses Schriftstellers nur noch „in einigen seltenen Handschriften gefunden werde" wünscht er „Boileau hätte uns berichtet, ob „Longin nur Ein Wort für alles das brauche, wo „von Boileau sich des Ausdrucks Sublime oder le „Grand bedient. In den Wörterbüchern" (fährt er fort) „findet man Μετέωρος durch sublimis „übersetzt, und dieses Wort wird von einem andern „abgeleitet, das exaltatio bedeutet, oder von einem Worte, das mit elevo übersetzt wird." — Ist es möglich? Sollte der V. wirklich nicht einmahl den griechischen Titel der Schrift Longins kennen? Das Erhabene wird vom Longin abwechselnd durch ὕψος, τὰ ὕψη, τὰ ὑψηλὰ, bisweilen auch durch μέγεθος ausgedrückt. Das Wort μετέωρος kömmt zwar auch vor, aber blos um das zu bezeichnen, was wir hochtrabend, die Franzosen Phébus nennen.

Kongl

Kongl Witterhets, Historie och Antiquitets Academiens Handlingar. Förfta Delen 1789. 408. p. gr. 8. Andra Delen 1791. 624 p. Tredje Delen 1793. gr. 8. Die königl. Academie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und Alterthümer erhielt ihre ersten Grundregeln von König Adolph Friedrich im J. 1753. Gustav III. gab ihr die erneuerten den 20. Merz 1786 und ernannte eine Anzahl neuer Mitglieder, deren Eintrittsreden im ersten Theile dieser Abhandlungen enthalten sind. Wir geben hier nur eine kurze Anzeige der in diesen drey Bänden enthaltenen Aufsätze, die in näherer Verbindung mit den Gegenständen dieser Bibliothek stehen, und behalten uns vor, in derselben einige der wichtigern unsern Lesern ganz vorzulegen. I. Band. Gudmund Adlerbeth von Schwedens ehemaligen morgenländischen Handel nach Anleitung der in Schweden gefundenen arabischen Münzen, von denen wir eine Beschreibung, und von den merkwürdigsten eine Abbildung zu erwarten haben. Bengt Ferner über die jetzige Gährung und Thätigkeit des menschlichen Witzes in neuen Erfindungen. Jac. von Engeström über die Gewißheit in der Geschichte. A. F. Ristell über das Band zwischen der Geschichte und Münzwissenschaft. S. Gernsköld über den Nutzen und die Nothwendigkeit des Gebrauchs der lateinischen Sprache. K. J. Strand über die grundlose Behauptung, die Gothen hätten die römischen schönen Künste und Wissenschaften zerstört. C. Fr. Adelcrantz über die innere Verbindung der schönen Wissen-

senschaften und freyen Künste. J. Floderus über die schönen Wissenschaften der Griechen, und die Fortpflanzung derselben zu andern Völkern. Zweyter Band. G. Adlerbeth Anmerkungen über das, was man bey der Angabe von Schaumünzen wahrzunehmen hat. J. Hallenberg Untersuchung, in wie weit die historischen Schriften der Vorwelt den heutigen Geschichtschreibern zum Muster dienen dürfen. Dritter Band. Floderus über die Sitten und Lebensart der Griechen. Erster Abschnitt. Da der Verf., der Prof. der griechischen Sprache in Upsala war, seitdem verstorben ist, so wird diese Abhandlung wahrscheinlich unvollendet bleiben. Dieser Abschnitt betrift blos die Griechen im sogenannten heroischen Zeitalter. In vier Kapiteln untersucht der V. erstlich ihre Sitten im Allgemeinen 2) ihre Gebäude und Hausgeräthe, 3) ihre Speisen, Mahlzeiten und Gastgebote, 4) ihre Gastfreyheit und Sitte Fremde bey sich aufzunehmen und zu pflegen. Homer ist die Quelle, aus welcher der V. seine Nachrichten geschöpft hat. Er bemerkt im Allgemeinen, es sey ein großer Irrthum, wenn man jenes Zeitalter als ein rohes, barbarisches und unmenschliches abmahle, in dem man nichts als Blut und Mord athmete, im Gegentheil zeige sich, bey unbefangener Prüfung, daß damals bey den Griechen mehr Menschlichkeit, Aufrichtigkeit, gegenseitiges Zutrauen und Freundschaft, Höflichkeit und belebtes Wesen geherrscht habe, als man bey andern viel cultivirtern Nationen, und selbst bey den Griechen in der Folge antreffe, als Wissenschaf-

senschaften und schöne Künste bey ihnen in vollem Blüthe standen. — J. F. Reichters Untersuchung über die Ursachen, über die Verschiedenheit, die Fortschritte und das Verderbniß des Geschmacks bey den verschiedenen Nationen. Zuerst einige Bemerkungen über die Verschiedenheit von Genie und Geschmack. „Genie ist eine Kraft der Seele, „verborgene Wahrheiten zu entdecken, oder die „Natur unter einen neuen und hellern Gesichtspunkt „zu fassen: Geschmack hingegen ist ein angebornes „Gefühl des Schönen, oder richtiger der Ordnung, „die die Schönheit selbst ausmacht. Man kann „das Genie mit einem Winde vergleichen, der das „Schiff aus dem Hafen treibt; den Geschmack aber „mit dem Steuer oder Compaß, das es regiert.“ Hierauf werden die Einwürfe gegen die Existenz des Geschmacks geprüft, die man von der Verschiedenheit desselben bey verschiedenen Völkern, in verschiedenen Perioden, ja selbst bey einzelnen Individuen in verschieenen Altern, Lagen u. s. w. hernimmt. Dessem ohnerachtet beweißt der Verfasser daß es einen guten Geschmack gebe, der bey allen Menschen gleich bleibe, daß alle erleuchteten Zeiten überein kämen, einen gewissen Geschmack als den besten zu betrachten, und daß derselbe als ein Probierstein des guten Geschmacks überhaupt angesehen werden müsse. Ueber die Ursachen, die den Geschmack beförderten oder verderbten, wird im Allgemeinen erinnert: „das „Schöne besteht in Wahrheit und Ordnung, an „denen die Natur selbst uns ein Wohlgefallen einge-

„pflanzt

„pflanzt hat. Alle Einrichtungen, die diesen Hang „beleben und entwickeln, können als eben so viel „Quellen für den guten Geschmack betrachtet werden, „so wie diejenigen, die ihn einschränken und unter„drücken, als eben so viel Hindernisse desselben.“ Sodann untersucht der Verf. den Einfluß des Geschmacks auf Gesetze, Denkfreyheit, Regierungsform, einheimische Staatsverwaltung, Staatsrevolutionen u. s. w. Eine allzuweit getriebene Verehrung und Enthusiasmus für die Musen betrachtet der V. gleichfalls als eine dem Geschmack und den schönen Künsten nachtheilige Sache. Da wo man fast eben so viel Dichter als Leser findet, muß es natürlich tausend Bave für Einen Maro geben. Auch die Kritik werde ihnen nicht selten schädlich. Die Regeln müsse man als Versuche über Geisteswerke, die bereits den Lesern oder Zuschauern gefallen oder misfallen, betrachten. Wenn ein Dichter ohne oder gar gegen die angenommenen Regeln gefallen könne, so dürfe man ihm das so wenig zum Verbrechen anrechnen, als man eine wohlschmekkende Speise deswegen verwerfe, weil sie nicht nach einer bestimmten Vorschrift zubereitet sey. Der V. schließt mit Betrachtungen über das Verdienst der Alten, über den gegenseitigen Einfluß der Wissenschaften und der schönen Künste, über den Einfluß des Clima, des Luxus, der Sitten, und endlich über die sogenannten vier goldnen Zeitalter des Geschmacks. (Stokholms Posten.)

Pohlnische Litteratur.

Kazimierz Wielki etc. Casimir der Große, Drama in drey Aufzügen auf dem Nationaltheater vorgestellt den 3. May, als dem Jahrstag der Revolution, von J. U. Niemcewicz. Warschau 1792. 8. „Der König und die Stände, sagt der V. in der Vorrede, hatten befohlen, daß man den dritten May zum Andenken der Einsetzung der weisesten und glücklichsten Constitution als ein Nationalfest feyern solle. Da ich für mein Theil auch etwas zu dieser glücklichen Feyerlichkeit beytragen wollte, so unternahm ich diese Arbeit, ohne mich durch den Umfang derselben für die wenige Zeit, die ich dazu frey hatte, abschrecken zu lassen. Ich wollte mich lieber der Kritik aussetzen, als diese Gelegenheit versäumen, meinen Eifer für das Glück meines Vaterlandes an den Tag zu legen. Die Regierung Casimirs des Großen schien mir in mehrern Stücken Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen zu haben. (!) Casimir bestieg in einer stürmischen Periode den Thron, und wußte, so wie Stanislaus August, die Klugheit der Laune des Schicksals entgegen zu setzen. Casimir war es, dem unsere Vorfahren die auf dem Reichstag von Wislica eingeführte Regierungsverfassung und Gesetze verdankten, die sich auf die Bürger aller Klassen erstreckten. Die öffentliche Ruhe zu sichern, hatte er die Vorsicht, noch bey seinen Lebzeiten, sich einen würdigen Nachfolger zu wählen. Diese in unsern Annalen aufgezeichneten Thatsachen, haben

den

den Stoff zu meinem Drama geliefert, so wie der allgemeine Patriotismus die in denselben enthaltenen Gesinnungen eingegeben hat. Wer die Fehler meines Stücks bemerkt, vergesse nicht, daß es in weniger als 20 Tagen angefangen und vollendet worden, und daß es dabey weniger auf ein regelmäßiges Stück, als auf ein für das Nationalfest passendes Süjet abgesehen war." Und in der That macht auch der Jahrstag des Reichstages von Wislica, und die feyerliche Ankunft Ludwigs von Ungarn, erklärten Nachfolger auf dem pohlnischen Throne, den Hauptgegenstand dieses Drama aus. Da aber diese Begebenheit allein nicht Stoff genug zu Ausfüllung von drey Akten darbot, so hat ihr der V. eine andere dem Theater analogere Handlung untergeordnet. Niemira, Stallmeister und Günstling des Königs, liebt die reizende Hanna, die Tochter eines pohlnischen Senators und vertrauten Freundes der Königinn Jadwiga, einer Prinzessinn von großen Verdiensten, die aber durch eine Aeußerung von Eifersucht dem König so mißfallen hatte, daß eine lange Uneinigkeit zwischen ihnen entstand. Ein Brief, in welchem Hanna die Tugenden und das traurige Loos der Königinn schildert, und der durch Zufall in die Hände des Königs gerathen war, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er theils aus einer gerechten Erwiederung der Zärtlichkeit und des Edelmuths seiner Gattinn, theils um das Glück seines Günstlings zu machen, ihm den Auftrag gab, die Königinn einzuladen, in seinen Pallast zurückzukehren, und die Reue ihres Gemahls wegen der

Vergangenen anzunehmen. Diese Versöhnung, die durch Vermittelung des jungen Niemira zu Stande gebracht ward, konnte nicht ermangeln, ihn bey seiner Geliebten in Gunst zu setzen, und er erhielt feyerlich ihre Hand, nachdem er vorher von dem König mit allen gewöhnlichen Feyerlichkeiten zum Ritter geschlagen worden. Die durch diese Verbindung und die Zurückkunft der Königinn veranlaßten Feste, vermehren den Glanz der feyerlichen Aufnahme Ludwigs, dessen Ankunft vollends jedermann vergnügt und zufrieden macht. Verschiedene episodische Szenen, in denen der König Bürgern von allen Klassen Audienz giebt, erwecken die vortheilhaftesten Begriffe von der Güte und Gerechtigkeit des Königs und dem Biedersinn jener Zeiten. Der König scheint von dem Gefühl der Rechte des Geringsten seiner Unterthanen durchdrungen, und wär es möglich gewesen, daß er sie einen Augenblick hätte vergessen können, so würde der Senator Mielsztyna, der Vater der Hanna, sie ihm ins Gedächtniß zurück gebracht haben. Dieser ehrwürdige Greis, ohnerachtet er sein Leben in den ersten Aemtern des Staats und der Armee verlebt hat, athmet nichts als Freyheit und Patriotismus. In seinen Augen sind alle Menschen vor dem Richter gleich. Nur die Tugend flößt ihm wahre Achtung, und das Unglück Mitleid ein. Dem König glaubt er nichts, als ungeschminkte Wahrheit schuldig zu seyn. — Welche Ehre macht es der pohlnischen Nation, daß der bessere Theil von ihr, diesen Grundsätzen den lebhaftesten Beyfall schenkte!

Sind

Sind schon die gehegten Hoffnungen getäuscht worden, und mußten getäuscht werden, da sie nicht gehörig auf die äußere Lage und innere Beschaffenheit des Reichs berechnet waren; so gebührt doch den Männern Achtung und Bewunderung, die den Gedanken hegten, die Nation, zu der sie gehörten, durch sich selbst auszubilden, und den ganz verloschnen Glanz derselben wieder herzustellen. Wie laut predigen aber auch diese Vorfälle die Wahrheit: Unsere Gedanken und Wege, sind selten die Wege und Gedanken des höchsten Regierers der Welt.

Alexandra Pope Poczatki moralos'ci czyli wiersz filozoficzny o Cztowieku etc. D. i. A. Popes Grundsätze der Moral oder philosophisches Gedicht über den Menschen, übers. von A. Cyankawicz. Krakau 8. Der Verf. verdient Dank für das in seiner Lage allerdings etwas bedenkliche Wagstück, ein Gedicht dieser Art durch eine metrische Uebersetzung seinen Landesleuten bekannt zu machen. Wenn er auch die zahlreichen Schwierigkeiten, mit denen jede Uebersetzung eines solchen Gedichtes in jede fremde Sprache verbunden ist, auch nur dem kleinsten Theile nach besiegt hat, wenn es ihm gleich nicht gelungen ist, die glückliche und bedeutungsvolle Kürze und den gedankenreichen Ausdruck des Originals zu erreichen, sondern nur allzuoft mehr paraphrasirt als übersetzt, so hat sein Versuch doch mehrere gute Stellen, die den Leser wenigstens so lange vergnügen können, als er sich diesen Genuß nicht selbst durch eine Vergleichung mit der Urschrift entzieht.

Iliada Homera etc. Homers Ilias, übers. von F. X. Dmochowski, erstes bis achtes Buch. Warschau 1790. 278. S. 8. Die Pohlen besaßen bisher noch keine vollständige Uebersetzung der Iliade. Der hier angezeigte Versuch, freylich in gereimten Versen, aber doch nicht ohne Sinn und Gefühl für den Geist des Homers, würde diesem Mangel einigermaaßen abgeholfen haben, wenn sie vollendet im Druck erschienen wäre. Dazu aber ist vor der Hand, bey der bekannten traurigen Lage des Vaterlandes des Verfassers, wohl nur sehr wenig Anschein vorhanden.

Powrat Pos a etc. Die Rückkehr des Landboten, ein Lustspiel in 3 Aufz. von Jul. Niemcewicz. Warschau 1791. 8. Der Verf. ist ein aufgeklärter Staatsmann, ein wahrer Patriot, und ein Dichter von nicht zu verachtendem Talent. Dieses Lustspiel ist zwar bey weitem kein Meisterstück, der Plan sowohl als die Ausführung und die Zeichnung der Charaktere ist nicht ganz gegen den Tadel der strengern Kritik zu retten, aber in jeder dieser Rücksichten überwiegen die Schönheiten bey weitem die mit ihnen verbundenen Fehler. Es ist in gereimten Versen, die ungemein leicht und ungezwungen fließen, geschrieben.

O Krytyce Alexandra Pope etc. Popes Versuch über die Kritik, übers. von H. Przybylski. Krakau 1790. 8. Glücklicher als Herr Cyankewicz ist Herr P. gewesen. In seiner Uebersetzung findet man nicht blos Popes Gedanken, sondern auch seinen Geist, viel von seiner Manier,

und

und der ihm eigenen Kraft des Ausdrucks und Harmonie der Versification wieder. Wozu Herr C. vier und mehr Verse gebraucht haben würde, reicht Herrn P. einer hin, und die Popische Zeile ist nicht blos schöner und treuer, sondern auch der Kürze ohnerachtet weit fließender und ungezwungener ausgedrückt. — Das englische Original ist der Uebersetzung gegen über abgedruckt.

Spanische Litteratur.

La Iliada de Homero, traduida del Griego por D. *Ignazio Garcia Malo.* Tom. I. 429. p. T. II. 357. T. III. 356 p. 8. Madrid 1789. Diese Uebersetzung der Iliade ist in eilfsylbigen reimlosen Versen, die sich jedoch durch die phantastische Eigenheit auszeichnen, daß jeder Absatz, und diese sind bald kürzer bald länger, sich mit zwey gereimten Zeilen schließt. Poetischer Geist ist durchaus nicht in dieser Uebersetzung zu entdecken, am wenigsten Homerischer Geist: allein es dürfte auch fast unmöglich seyn, im Spanischen, die erhabene Simplicität, die einen Hauptzug im Charakter dieses großen Dichters ausmacht, nur in etwas zu erreichen. Ein kurzer Absatz kann zur Probe genug seyn.

Despues d'esta prome sa se separan.
Thetis dexa el Olympo luminoso,
Y en el profundo mar se precipita,
Y Júpiter se vuelve al suo Palacio.
A su arrivo los Dioses se levantan,

Y en su trono se rienta el Dios tonante.
Juno che no ignoraba cosa alguna,
Porque con Thetis bellá le avia visto,
Asì le reprehendiò *severamente*,
Por lo que avia pasado *anteriormente*.

Portugiesische Litteratur.

Paraiso perdido, poema heroico de Juan Milton, traduzido em Vulgar pelo Padre *Josè Amaro du Silva*, Presb. Vim. Com o Paraiso restaurido, poema do mesmo author. Lisboa. T. I. 373. p. T. II. 344. p. 1789. 8. Diese prosaische, geist- und kraftlose Dollmetschung der beyden epischen Gedichte Miltons verdient nur deshalb als eine litterarische Merkwürdigkeit einer kurzen Erwähnung, weil es die erste Uebersetzung eines englischen Werks in das Portugiesische ist. Wenn man auf das große Verkehr sieht, in dem beyde Nationen vermöge ihres Handels seit so langer Zeit stehen, so scheint dieß fast unbegreiflich, allein es kann dem nicht auffallen, der den höchst elenden Zustand kennt, in der die Litteratur überhaupt sich in diesem Lande befindet.

As primeiras quatro Comedias de P. Terencio Aphricano traduzidas do Latim en verso solto portuguez por *Leonel da Costa*, natural da villa de Santarem dadas à luz com o texto latino em fronte por Forge Bertrand mercader de livros em Lisboa. P. I. 1788. 357 p. P. II. 419 p. 8. L. da Costa

ward

ward geboren 1570 und starb 1647. Seine metrische Uebersetzung der vier ersten Stücke des Terenz war, seit dieser Zeit, so wie mehrere Arbeiten portugiesischer, prosaischer und poetischer, Schriftsteller in der Handschrift geblieben, und jetzt erst hat sich ein lissaboner Buchhändler das Verdienst erworben, sie durch den Druck in mehrere Hände zu bringen. Man hat von demselben Verfasser auch eine Uebersetzung der Eklogen und Georgica Virgils in dieselbe Versart, eilfsylbige reimlose Verse, die so wie diese Uebersetzung des Terenz mit wahrem Dichtergeist gemacht ist. Noch ungleich mehr Lob aber würden beyde Arbeiten verdienen, wenn der Ausdruck etwas kürzer und nervöser wäre; doch diese Foderungen lassen sich vielleicht in wenig Sprachen schwerer befriedigen, als in der portugiesischen.

Italienische Litteratur.

Opere poetiche di Sua Excellenza il Signor D. *Alfonso di Varano* etc. T. I. 473. p. T. II. 408. p. T. III. 545. p. Parma 1789. 12. Der größte Theil der Werke dieses verdienten, aber außer Italien nicht sehr bekannten Dichters, wären schon oft einzeln auch in Sammlungen erschienen. Die hier angezeigte ist sicher die vollständigste und beste, und enthält verschiedene hier zum erstenmahl gedruckte Stücke. Der erste Band enthält Lieder, Sonnetten und vier Eklogen. Die Canzonette und Sonnetten gehören nicht zu den be-

sten Arbeiten des Dichters. Weit vorzüglicher sind die Eklogen, in denen Theokrit und Virgil nicht selten sehr glücklich nachgeahmt worden. Der zweyte Band enthält zwölf kleine Gedichte in Terze rime, die Visioni überschrieben sind. Mehrere davon sind moralischen und religiösen Inhalts. Hier ist eine Probe aus einem derselben über den Tod von Anna Henriette von Bourbon, einer Tochter Ludwigs XV.

Dal nembifero mosse alto Apennino
D'altri vapor nitrosi un turbin carco
Su l'albeggiar del rorido matino.

E l'opposito fendendo aere più scarco
D'oscure lo coprì nubi spezzate,
Che a lungo stese e poi ricurve in arco.

Scendean, salian, or sciolte or aggruppate,
E dopo l'urto divideansi rotte
Da lampi lucidissimi e segnate.

E dal vortice ovunque eran condotte
Ratto più che non è colpo di fionda,
Seco traean grandine, vento e notte.

Dietro de' fiumi alla populea sponda
M'avvidi il pien d'orror nembo appressarse
Per lo increspar retrogrado dell' onda;

Pel lume fier che sovra l'argin arse
E per la polve attorcigliata in suso
Che sì folta negli occhi a me si sparse

Ch'

Ch' io colle man difesi il ciglio chiuso
E allar fra le adoppiate ire del vento
Fra la tempesta e i fulmini confuso.

S' io cadessi non so ne' sensi spento
E lo spirto di Dio nuove infondesse
Idee nell' alma assorta in quel momento;

O se più lieve il corpo mio renderse
L'agitato sul Po turbin che apparve
Si che l'eterea via varcar potesse etc.

Der dritte Band enthält drey Trauerspiele. 1) Demetrio. Dieses Stück erschien zuerst 1745 ohne Vorwissen des V., verbessert von ihm selbst 1749. Jeder Akt endigt sich mit Chören. 2) Giovane di Giscala, 1754. 3) Agnese, Martire del Giappone 1783.

Le Facultà umane Sonetti XII. du *Aug. Mazza*, Prof. di lettere greche nella R. univ. Parma 1790. 8. Der V. ist ein in Italien sehr bekannter und geschätzter Litterator, der eine in diesem Lande jetzt sehr seltne Kenntniß des griechischen Alterthums besitzt. Als Dichter dürfte er wohl nicht auf großes Lob Anspruch machen. Seine Absicht bey diesen Sonetten scheint mehr auf Erbauung und Belehrung, als Vergnügen gerichtet gewesen zu seyn. Die darin angebrachte Gelehrsamkeit und die Anspielungen auf Stellen der Bibel, der Kirchenväter rc. thun selten eine gute Wirkung. Hier ist eines derselben zur Probe:

Reminiscitiva.

Volgesi à' tempi che passaro, e gode
Spaziarvi operoso il pensier mio,
Spende sembianze ravvivando, ond' io,
Oso mortal di creator la lode.
Unite e sparse le richiamo e m' odo
Consanguineo di morte il muto obblio,
Che con le tinte in Lete ali al desio
De' redivivi invan fa forza e frode.
Essi la prisca ancor forma seguace
Traendo, integran da' sofferti danni
Il conscio core che di lor non tace.
Se arretrar non mi lice il vol degli anni,
Delle spoglie miglior del tempo edace
Compongo eterni alla memoria i vanni.

Vita del Cavaliere Giovanni Pickler, intagliatore in pietre fine etc. Rom 1792. Der V. dieser kleinen Denkschrift ist der bekannte Abbe de Roßi, einer der feinsten Kenner der schönen Künste. Bekanntlich war die Steinschneidekunst vor ohngefähr hundert Jahren so in Vergessenheit gerathen, daß nur noch wenige Künstler einigermaßen mit dem Gebrauch der dazu gehörigen Werkzeuge bekannt waren. Anton Pickler, aus Tyrol, der Vater unsers Ritters, ward der Wiederhersteller dieser von den Griechen und Römern so hoch geschätzten und zur Vollkommenheit gebrachten Kunst. Er lebte lange in Neapel, wo ihm am 1. Januar 1734 sein Sohn geboren ward. Väterlicher Unterricht und eignes Talent brachten ihn bald in dieser schweren Kunst so weit, daß seine

Arbeiten

Arbeiten mit den vorzüglichsten Resten des Alterthums die Vergleichung aushielten. Der junge Künstler war noch nicht zwanzig Jahr alt, als schon seine Kunstwerke von Gemmenhändlern begierig aufgesucht, und für wahre Antiken verkauft wurden. Er aber dachte zu ehrlich, um sich durch solche Marktschreyerey zu bereichern, bezeichnete demnach, sobald er diesen Betrug bemerkte, alle von ihm geschnittene Steine mit einer kenntlichen Chiffre, und erwarb sich dadurch eine große und nicht erborgte Celebrität. Im Jahr 1769 befand er sich unter den Zuschauern, als Joseph II. auf seiner Reise durch Italien in der Villa Medici zu Mittag speißte, in der Absicht, sich bey dieser Gelegenheit unvermerkt das Portrait des Monarchen zu verschaffen, und es dann in Stein zu schneiden. Joseph aber bemerkte es, ließ den Künstler am folgenden Tage zu sich rufen, und that ihm Vorschläge, sich in Wien niederzulassen. Der edle Künstler verbat sich den Antrag wegen des hohen Alters seines Vaters, von dem er sich nicht trennen könne, und wegen seiner zahlreichen Familie. Der Kaiser fühlte und ehrte das Gewicht dieser Gründe, er machte ihn aber gleichwohl zu seinem Hofsteinschneider und erhub ihn in den Reichsritterstand. In der Folge wurden ihm auch von England aus sehr vortheilhafte Anträge gethan, allein seine Gattinn konnte sich nicht entschließen, ihr Vaterland zu verlassen, und aus Gefälligkeit gegen sie, wieß er auch diese von der Hand. Er starb an seinem beständigen Wohnort in Rom 1791. Sein

An-

das Verlangen wuchs vielmehr, Werke von seiner Hand zu besitzen. Er arbeitete viel, aber langsam, weil er sich selbst nicht leicht befriedigte, und seinen Gemälden immer den ihm höchst möglichen Grad der Vollkommenheit zu geben suchte. Seine berühmtesten Werke sind eine Rahel (tutta sfinita e languente fra i dolori angosciosi del parto e della morte alla qual fu condotta dalla sua tanti anni lagrimata fecondità.) ein Cato von Utica, und die berühmte Szene aus dem Homer von Hektor und Andromache. Der Ausdruck der Leidenschaften gelang ihm vortreflich. Joseph II. besuchte ihn auf seiner italienischen Reise, als er durch Verona ging, in seiner Wohnung und unterhielt sich lange mit ihm. In allen Städten Italiens, die C. auf seiner kleinen Reise besuchte, ward er immer mit den größten Ehrenbezeugungen, und gleichsam im Triumph empfangen. Er erhielt sehr vortheilhafte Rufe nach Madrid und Parma, die er aber ablehnte. Den Ruf nach Wien als Director der dortigen Academie und Aufseher der kaiserl. Gallerie würde er vielleicht angenommen haben, wenn ihn ein zu frühzeitiger Tod nicht überrascht hätte. Er war der Stifter der Mahlerakademie, die jetzt in Verona blüht, er entwarf die Gesetze derselben, und ward zum beständigen Director erwählt. Den Saal der Akademie schmückte er mit den Portraits der berühmtesten Veronesischen Mahler, und nahm sich ihres Bestens bis an seinen Tod mit dem lebhaftesten Eifer an. Was man an den wenigsten Künstlern

rühmen

rühmen kann, besaß er in einem hohen Grade, Reinheit der Sitten und Abscheu für Ausschweifungen aller Art. Sittsamkeit ist auch ein charakteristischer Zug seiner Kunstarbeiten, er erniedrigte sich nie, einem verdorbenen und wollüstigen Geschmack zu fröhnen. „Le sue Veneri stesse „(sagt Pompei) che adorne sono di tutte quella „grazie, e di tutti que' vezzi che desiderar „si possono da chi veder cerca una beltà pel- „legrina, le sue Veneri stesse hanno fra gli „altri pregi anche questo, l'esser cioè tali che „si faccian conoscere per un lavoro di ben „accostumata persona." Seine Vaterstadt hat ihm in dem Saal der von ihm gestifteten Akademie ein marmornes Brustbild setzen lassen. — Den Beschluß dieses Bandes machen verschiedene aber ohne Ausnahme unbedeutende Gedichte in italienischer, griechischer und lateinischer Sprache auf den Tod des B. der am 29. Januar 1788 erfolgte. Er war beständiger Secretair der Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunst in Verona, die sein Bildniß in ihrem Saal neben der Büste seines Freundes Cignaroli aufhängen ließ. Auch ist ihm in einer Kirche der Stadt, wo er begraben liegt, ein Denkmahl mit seinem Brustbild in Marmor errichtet worden.

Sermoni. 8. (Ohne Anzeige des Druckorts, des Verlegers, des Verfassers und der Jahrzahl.) Drey kleine poetische Satyren in Terze rime, die wenig poetischen Werth haben, aber als Sittengemählde und Kritik gewisser litterarischen Mis-

Misbräuche einige Aufmerksamkeit verdienen. Die allzuhäufig und bis zum Ekel gebrauchten sprüchwörtlichen Redensarten, die zum Theil äusserst niedrig und aus der gemeinsten Sprache entlehnt sind, geben dem Ganzen ein rohes Ansehen, und machen einem Ausländer an einigen Stellen selbst den Sinn dunkel. Der erste Sermon schildert einen reichen und niederträchtig geizigen Wucherer und Heuchler, in der Form eines Dialogs:

»»Largo, largo a me lievisi d'intorno
Chi ne' Teatri, o fra i lavvati volti,
E non in Chiesa ama di far soggiorno.

»Fra le dipinte scene ognor gli stolti
Negli atti e motti di lascivia aspersi
Gli avvelenati spassi hanno raccolti,

»E nella Melma del Mondaccio immersi
Tengono i grugni, come Porci, e al Cielo
Non possono tener gli occhi conversi.

»Gia spalancato mostrami lo zelo
Sotto a' piè di costoro ampio Baratro.
Onde per forte racca priccio io gelo.

»A chi del Mondo ognor fassi idolatro
Si prestino le funi, come a Pazzo,
E da Melampo il negro suo veratro.««

Tanta 'era di Lucron lo schiamazzo,
Che dell' essere seio a parlamento
Sembrommi in quell' instante un' imbarazzo.

Volea

Volea ritrarmi, e pormi in Salvamento,
Ma quei veggendo ch' io volgea le ſtiene,
Mi tratenne e ſegui il ragionamento.

»»A chi non chiude al canto di Sirene
L'orecchie, al par dell' Itacenſe accorto
Di cadere nel mar naufrago avviene;

»E pere quei, che per fiorito e ſtorto
Ampio cammino alle delizie avvinto
Da Paſſioni indomite va ſcorto.

»E chi al regno de' Cieli il piè ſospinto
Brama d'avere, i faticosi paſſi
Move in ſtretto ſentier da ſterpi cinto.

»Oh di giudizio interamente caſſi,
Che al ben della voſtr' Alme anteponete
Pericolosi, brevi e vili ſpaſſi:

»Fra l'erbe e i fiori la naſcosa rete
Nell' ampia ſtrada i Demon fabri ordiro,
E co' piè baldanzosi la premete?

»E ancor contro di te, Folle, mi adiro
E abomino com' uno de' Preſciti,
E fra l'alme devote mi ritiro.«« — — —

Der zweyte Sermon handelt von der verkehrten Einrichtung der Studien unter den jetzigen Italienern, und einigen Vorurtheilen in Sachen des Geschmacks. Im dritten und letzten führt der Dichter einen Bettler und einen Edelmann auf, deren Streit, wie man denken kann, sich um die wahren und angemaßten Vorrechte des Adels dreht.

La Caccia delle Quaglie. Poemetto di *Lorenzo Torniere*. Vicenza nella stamperia Turra 1792. 80 p. 8. Die Italiener haben einen eben so großen Vorrath an beschreibenden und didaktischen Gedichten, von der Art des hier angezeigten über den Wachtelfang, als unsere Litteratur auffallend und fast unerklärbar arm daran ist. Warum wählen unsere jungen Dichter sich nicht auch solche Gegenstände, die ihnen bey einer nur nicht ganz misrathenen Bearbeitung gewiß weit mehr Leser und theilnehmende Leser verschaffen müßten, als die einförmigen, zum Ekel wiederholten, und in ihren interessanten Situationen längst erschöpften Helden- und Liebesabentheuer, die schauerlichen Balladen und Bänkelsängereyen, die selbst auf Kinder ihre Wirkung verloren haben, oder das widerliche und einschläfernde Reimgeklingel der Sonette? — Dieses kleine didaktische Gedicht ist in wohlklingenden, fleißig gearbeiteten Stanzen geschrieben und in zwey Gesänge getheilt. 1. Gesang. Beschreibung des rückkehrenden Frühlings; Anrufung des Dichters an seine Geliebte. Zu Anfange des Mays verlassen die Wachteln das heiße Ufer von Afrika, und treten ihre gefährliche Reise, über das um diese Zeit gewöhnlich stürmische Meer, nach der Küste Italiens an. Hier kommen sie oft so ermüdet an, daß sie den letztern Theil ihres Weges schwimmend auf dem Meer zurücklegen müssen.

Fà scudo all' urto d'Aquilone e Noto,
Ed al nembo che fischia e che Vincalza;

Finch

Finchè senza vigor costretta al nuoto
Si dona al crudo mar che su lei balza.
Allor dal piede il picciol corpo ha moto,
E un' ala al cielo fuor dell' onde inalza;
Così di se formando vela e barca
Divide il flutto, piglia vento, e varca.

Wenn sie keine Klippen finden, auf denen sie von Zeit zu Zeit die Flügel trocknen können, so setzen sie sich in Schaaren auf die Segel vorüberfahrender Schiffe, werden da aber meistens die Beute der Seeleute. Ankunft in Italien; Erhohlung, Begattung. Genaue und poetische Beschreibung ihrer ganzen Oekonomie und Lebensweise. Sehr schön ist die Schilderung des heftigen Kampfes zweyer Männchen um ein Weibchen:

L'augel — — — —
— di cio che desia fatto Signore
Voci d'ardente foco all' aure manda,
Ma mentre sfoga l'iracondo core,
E sull' umil compagna egli comanda,
Ode fragore di stridenti note,
E di penna romor che l'erba scuote.

Ed ecco susurrante iratamente
Altro marito che risponde e freme,
E mosso anch' ei dall' animetta ardente
Furtivamente s'avvicina e il preme.
Ma il venir del rivale appena ei sente,
Che l' ali abassa, nè lo scontro teme,
E torvo in vista all' improviso assalto
S'erge sui piedi, e stende il collo in alto.

Così disporto all' armi egli s'accampa
Dinanzi a lei che alla gran pugna il move;
E gelosia che nel suo cuore avvampa
Lo fa più forte alle guerresche prove.
Già l'unghia appunta e nella polve stampa,
Nè per urto o per tema il pié rimove;
E come rupe al vento ed all' onda scoglio.
S' oppone alla ruina ed all' orgoglio.

A guisa d'asta il picciol becco impronta,
E accorto nell' armi si ristringe;
Poi l'arte sì quando fa d'uopo ha pronta,
Che sotto l'unghia l'inimico stringe;
Ora col salto l'orgoglioso affronta,
Con improvise rote ora lo cinge,
Or cede astuto, or valoroso avanza,
E toglie a quel superbo ogni speranza.

Spinto il rival dall' amorosa stizza
Non seglie il calle, e vien tra spine e sassi:
Egli più sempre quella rabbia attizza,
Ch' alla difesa immobilmente stassi;
Or batte il rostro ed ogni penna rizza,
Or si fa grave e move cauto i passi;
E come buon Guerrier nell' armi esperto
Non vibra colpo mai se non è certo.

Cresce l'attacco, e il becco punge e fende,
Che ognuno i colpi a suo vantaggio mena;
La rabbia a goccia per le bocche scende;
L'infocata pupilla arde e balena;
Cadon le penne dalle botte orrende,
E sanguinosa omai si fa l'arena;
Ma non la rabbia il pugnar lungo estingue;
E tremolanti e secche escon le lingue.

Der zweyte Gesang ist der Beschreibung der verschiedenen in Italien gebräuchlichen Arten des Wachtelfanges, und der mancherley Belustigungen, die man mit den lebendig eingefangenen Vögeln anzustellen pflegt, gewidmet. Das Gedicht schließt sich mit einer sehr gut angebrachten, auch an sich wohlgerathenen Schilderung des bekanntesten jetztlebenden Jägers, des Königs von Sicilien.

> Scorre le vie dal cacciator condutto,
> Ne splendore di manto lo distingue,
> E d'onorata polve orrido e brutto
> Caccia la lieve damma ed il porco pingue;
> Gusta la ghianda ed il silvestre frutto,
> La sete ardente nel rusello estingué;
> E assiso allora sotto l'ombre dense
> Scorda le pompe e le regali mense. — — —

Guida ragionata per le antichità e per le curiosità naturali di Pozzuoli etc. di *Gaetano d'Aurora*. Napoli. 1792. 8. Dieses Werk, das vorzüglich zum Unterricht für Reisende bestimmt ist, hat sieben Abschnitte. Im ersten findet man eine Beschreibung aller Merkwürdigkeiten des Berges Pausilippus, nemlich die alte Straße von Neapel nach Pozzuoli, das Grabmahl Virgils, das Landhaus des Lucullus, die Schule Virgils, die kleine Insel Nisida und die Phlegreischen Felder. Im zweyten Abschnitt führt der V. seinen Leser von der Grotte bey Pozzuoli nach Solfatara, und zeigt ihm auf dem Wege dahin die warmen Bäder von St. Germain, die Hundegrotte, den Berg Oliban, das

Kapuzinerkloster u. s. w. Im dritten Abschnitt handelt er von der Stadt Pozzuoli und ihren Alterthümern, d. h. von ihrer Stiftung, den ersten Einwohnern, dem Damm (mola,) dem Amphitheater, den Tempeln des Serapis, der Diane und des Neptun, den Denkmälern, den Nymphen und dem Augustus geweiht, von Ciceros Lusthaus, vom Fußgestelle der Bildsäule Tibers, von der Campanischen Heerstraße, die an beyden Seiten mit Grabmählern besetzt ist. Im vierten Abschnitt wird von den Bergen und Seen in der Nachbarschaft von Pozzuoli gehandelt, dem Berg Gaura, dem sogenannten neuen Berge, dem Avernus- und Lucriner-See, den Häfen von Jales und Misene, dem Kanal Neros, der Grotte der Sibylle, den warmen Bädern, die man für einen Tempel des Apollo gehalten hatte und den Bädern von Tritoli. Der fünfte Abschnitt beschreibt die reizenden Gegenden von Baja und Baoli. Die warmen Bäder, die man für Tempel der Venus, des Mercur und der Diane gehalten hatte, das Grabmahl der Agrippine, die Elysäischen Felder, den wunderbaren Fischteich und die hundert Logen. Die historischen Nachrichten von Cuma und seine Alterthümer nehmen den sechsten Abschnitt ein, wo man genaue Details von dem Tempel, den Orakeln und dem Grabe der Sibylle, von dem Tempel, der den Nahmen des Riesen führt, und über die alten Münzen von Cuma findet. Der siebente und letzte Abschnitt umfaßt die Alterthümer von Misene und Leuterne, und verbreitet sich vorzüglich über das

Theater

Theater und die sogenannte Traconera Grotte am ersten Orte. Der Verfasser, der ein genauer Kenner des antiquarischen Studiums ist, hat mit glücklichem Fleiß verschiedene Irrthümer seiner Vorgänger berichtigt, und Fremde, die diesen Theil von Italien besuchen wollen, können sich keinen bessern Wegweiser wählen.

Sopra un quadro di Madame le Brun Lettera di D. *Giuseppe Carpani* all' egregio Pittore, Signor G. T. Romano. Milano 1792. XIX. p. 4. min. Herr C. liefert hier, im höchsten Ton der Begeisterung, die Beschreibung oder vielmehr den Panegyr von einem Gemälde der bekannten Mad. le Brün, das, wenn man auch die Hälfte von diesen Lobsprüchen abrechnet, doch immer noch ein wahres Meisterstück bleiben müßte. Herr C. versichert, nicht er allein urtheile so von dem Verdienst der Künstlerinn, sondern alle Kenner und Liebhaber in Meyland, die das Gemälde bey der Durchreise der Künstlerinn, wo es einige Tage im Pallast des Grafen v. Wilzeck öffentlich ausgesetzt ward, gesehen hätten, stimmten ganz mit ihm ein. Alle wären überzeugt, daß es das vollkommenste Kunstwerk des achtzehnten Jahrhunderts sey. Hier sind die Hauptzüge der Beschreibung mit den Worten des Verfassers, die in der Uebersetzung zu viel von ihrer Eigenthümlichkeit und Genauigkeit verlieren würden.

»Sopra una quadrilunga tela di giusta grandezza, »presa per lo impiedi, condusse la dotta le Brun una »quasi intera donna, rappresentante la *Similla Cumea*, »soggetto il più felice che mai, perchè tanto pieno di »poesia. Ma a proposito di poesia, non è gia essa »quella *orrenda Deifobea*, come la chiama Vrgilio, »che agitata dal Nume palesa forzatamente al Trojano »gli arcani dell'avvenire. Nò. Questa vaga Profe- »tessa se ne sta colà dentro al suo antro tranquillamente »assorta nella contemplazione delle future cose; gli »occhi al cielo rivolti, un braccio steso in atto di me- »raviglia, e custodendo coll' altro gli attrezzi dello »scrivere. Ove la scarmigliata figlia di *Glauco*, quale »altri là presero da *Virgilio* ad imitare, scorgeva i vi- »venti pel cammin dell' inferno, il che si bene trattò »*Pietro Testa* e lo *Spagnoletto;* questa pare che inviti »al non lontano paradiso. Si direbbe anzi che vi si »trova, se la circostante grotta non ci avvisasse del »luogo. Ma vola lo spirito non inceppato fra le belle »membra che informa, e vola per regione beatissime, »e legge future cose di lieto argomento. L'avidità »colla quale cena *Deifobea* le venture cose colassù »pinte dal destino, vedesi à meraviglia espressa nell' »atto di fissazione in che stanno que' suoi grand' occhj, »resi così rilucenti dal purissimo umore che li cir- »cónda, e in quel soavé áprimento di bocca, che il »sospinto fiato di nota per eccesso di cupida voglia »dall' ansante petto tacitamente espresso. Siccome nel »prominente e tumidetto labbro inferiore non solo »nelle sua forma la bella imitazione dell' antico si »vede, ma la compiacenza altresi che recano alla »Sibilla le discoperte cose. — — — Voi giurate, »che da qui a un istante, essa pon mano alla tavola,

»e su

»e su vi scribe. Io non saprei dirvi come i massi »vede in quel volto ch' essa è sul finire della sua vi»sione. Alla prima meraviglia è in lei succeduto il »piacere. Quella finistra, come già si ricompone e »ravvicina le dita! Non erano esse spalancate un mo»mento fa per impeto di subita ammirazione? Orcede »i or ora si porra in moto. La Sibilla scrivera! Ne »siem certi. La destra intanto all' officio destinata di »custodire la tavola e lo stilo, questo fra le mobili dita, »va quasi agitando, nel mentre, che la detta tavola »posta per lo impiedi sopra la coscia gentilmente com»prime, ed assicura: e questa tavola cosi posta qual »non produce poi meraviglioso contrasto attesa la »scurezza, ed uniformità della sua tinta! Staccansi »per essa parti da parti. Acquistano forza gli opposti »lumi, che senz' essere perciò troppo risentiti o ta»glienti campeggiando stupendamente. A tanta es»pressione ed a composizione così industriosa corri»sponde pienamente il Disegno, che non può essere »nè più corretto nè più grandioso. — — — Questo »grandioso Ella pur cerca nel chiaroscuro, nel colorito »e nelle pieghe. — Quanto bene servi all' effetto del »suo chiaroscuro il luogo ch' ella prescelse! Ma insieme »quanto coraggio nel determinarvisi Egli è niente meno »che un riposto seno dell' antro Euboico;

Excisum euboicae latus ingens rupis in antrum.

»Ma, mi direte voi, in così poco spazio un tale campo? »interotto? e variamente colorito? e a piccioli risalti »di luce tutto lumeggiato come sono le grotte? Così è. »E Mad. Le Brun non tome per la sua figura? Nò. Sa »Essa di segnarlo grandiosamente anche nel dato spazio, »e trattarlo per modo, tenendolo unito, e basso, che la »bellezza

»bellezza s'accresca, anzichè scemi all' intero dipinto.
»E prima di tutto per riguardo all'antro ricordàlevi, ch'
»è la prediletta discepola di Vernet, che lo dipinge.
»Poi sentite come lo ha preso. Sulle seconde linee del
»quadro, sendone le prime occupate della sola figura,
»avanzano le salde pareti dell' antro, di non ben de-
»ciso colore. L'edere tenaci, e rare serpeggiano sulle
»scabre prominenze del masso, i di cui fianchi nell'
»allontanarsi che fanno s'incurvano concentricamente
»con buona prospettiva, e danno sfondo al quadro,
»onde ben isolato tondeggi l'oggetto principale. Un
»lieve raggio di lontana luce furtivamente intromesso,
»toglie agli estremi anditi della caverna quella abso-
»luta oscurità, che al solo Rembrant perdonar possono
»non italiani ammiratori. Ma il davanti poi è illumi-
»nato con rarissima avvedutezza. Un raggio di pri-
»ma luce, che si suppone scendere anch' esso per un
»sendimento di rupe, preso all' altezze un po' mag-
»giore de' i gradi quaranta cinque, investe di prima ca-
»duta l'oggetto principale, ed'indi venendo in cer-
»chio quà e là riflettuo e suddiviso, s'aggira soave-
»mente pel chiuso dell' antro, e producevi quel sì am-
»bito e armonioso tono di luce, cui deve tanta parte
»di sua bellezza la rinomata Rotonda. Serrato n' è
»quindi il lume sulla donna, e pacato e morbido sul
»rimanente. Un quadro così illuminato può egli man-
»care d'effetto? — — — Una nè troppo ampia nè
»troppo ristretta tonaca all' antica le ricoperte forme
»del nudo segna, anzichè ascondere, e questa è di
»colore rossiccio, ma smunto. Azzuro celeste manto
»con una impercettibile mischianza di violato, lega
»ottimamente colla tonaca sopraccennata. Posa esso
»abbandonata salle coscie della Sibilla, e in pieghe
»spa-

»spaziose vi si forma veramente *Guidesche*. Maestosa »benda di color pagliarino scuro cinge con garbo al»tero la nobil fronte, e di là scendendo in bellissima »negligenza sull' omero destro le vicine carni abbel»lisce. Di sotto la benda scappan fuori nereggianti »ciocche di finissimi capelli, si ben condotti, che sem»brano scherzare d'attorno al ben tornito collo. — — »Il colorito della Sibilla scelto riesce ed avvenente, si »nelle morbide guancie, che nel pieghevole collo, in »cui vi sono mezze tinte mirabili e sul rilevato petto, »che sparso di gigli e di rose contende al volto il pri»mato nella bellezza e nel lume. Esso non tutto si »mostra. Sacerdotale decenza avvolsene la miglior »parte nella docile vesta, che le ben distinte forme »ne seconda, e prescrive. Perchè la bellezza delle »forme non scemi, Ella tener suole piuttosto leggeri »di tinta i contorni, che manda di solito a sperdersi »nel campo....«

La Faoniade. Inni ed Odi di Saffo, tradotti dal testo Greco in metro italiano, da S. I. P. A. London Molini 1792. 99 p. 4. Die Wendung, neue Gedichte als Uebersetzungen angeblich aufgefundener Originale von verlornen Werken des Alterthums herauszugeben, ist schon ziemlich verbraucht, desto artiger aber sind die Verse, die von einem Ungenannten auf diese Weise ins Publikum gebracht worden. Wir nennen sie artig und auf grösseres Lob können sie nicht Anspruch machen: das Feuer und die Fülle der Empfindung, die in den wenigen noch vorhandenen Fragmenten

der

der großen Dichterinn herrschen, fehlt ihnen fast ganz. Diese Fragmente sind größtentheils geschickt genug eingewebt und gut übersetzt.

Französische Litteratur.

Mes Opuscules par le C. W. de D. Copenhague. 1792. 62 p. 8. Der V. dieser kleinen Sammlung flüchtiger Gedichte ist der ohnlängst in Holstein im 24sten Jahre seines Alters verstorbene Kammerjunker Graf Wolf Karl Heinrich v. Dernath. Man kann diesen jugendlichen Versuchen eine ziemlich gute und fließende Versification nicht absprechen, auch verrathen verschiedene derselben einiges Dichtertalent. Der Verf. hat sein Büchelchen der Prinzessinn von Würtemberg zugeeignet, die er in der Dedication „Disciple aimable d'Epicure" nennt!! Die Grenzen der Sittsamkeit sind auch bisweilen überschritten; z. B. S. 29. Wir heben ein paar der bessern Stücke aus.

Vers addressés à un bal à LL. AA. RR. Mgr. le Prince Royal et Mme la Princesse Roy. par un enfant habillé en amour.

Toi qu' appelle le citoyen
»Le Bienfaiteur de sa patrie«
Apprens que l'amour est le tien!
Tu lui dois le coeur de Marie.

Je

Je t'ai comblé de mes faveurs,
Mais je partage ta puissance.
Mon empire est celui des cœurs,
Et telle est notre ressemblance!

Mes sujets disent quelquefois,
Que je suis despote à l'outrance;
Tu rendis libres les Danois,
Et voilà notre difference!

A. Mad. la Princesse Royale, en lui présentant bouquet.

L'amour, qui vous chérissait,
Vous offrit une couronne!
Aujourdhui il ne vous donne
Que ce modeste bouquet.
Souvent aux yeux de l'amante
La premeire est sans attrait;
Jamais la beauté charmante
Ne reçoit sans interet
Des fleurs, qu' Amour lui présente!

La Luciniade, ou l'Art des accouchemens, poëme didactique, par *Sacombe*, docteur en medicine et en chirurgie de la faculté de Montpellier etc. Paris chez Garnery 1792. 8. Gibt es einen Gegenstand, der fast gar keine poetische Behandlung zuläßt, so ist es gewiß die Geburtshülfe. Die Prosa selbst könnte ihn nicht für das große Publikum auch nur einigermaßen anziehend machen. Wenn der V. seine Arbeit ein Lehrgedicht nennt, so kann er blos die Form damit gemeint haben. Denn unter

5000 — 6000 Versen (so viel hat es deren!) enthalten kaum 200 eigentliche Lehren. Alles übrige besteht aus Digressionen, die größtentheils dem Gegenstand ganz fremd sind. Die Vorschriften sind in den barbarischsten Kunstausdrücken gegeben, und dieses Gedicht giebt einen neuen Beweis, wie selten die gelehrtesten Aerzte auch nur die ersten Begriffe von dem haben, was man Geschmack und Versification nennt. Es herrscht ein gewisser Geist, ein Feuer, eine Lebhaftigkeit in diesem ungeheuern Gedichte, aber dabey hat der V. sich nicht träumen lassen, daß es eine Kunst gebe, die Ideen zu ordnen, zu wählen, und sie zu entwickeln, ohne weitschweifig zu werden: daß es gewisse Wendungen und Ausdrücke gebe, die in keinem nur etwas ausgearbeiteten Styl, geschweige in der Poesie, erlaubt sind. 1. Gesang. Anrufung an die Lucine. Aufforderung an die Mütter, ihre Kinder selbst zu stillen. Episode von einem glücklichen Ehepaar, wo die Mutter sich dieser Naturpflicht nicht entzieht. Gefahren heftiger Bewegungen während der Schwangerschaft. 2. Ges. Beschreibung zweyer Tempel Hymens. In dem einen sieht man die Gemälde tugendhafter Gatten, in dem andern die von lasterhaften. Unfruchtbarkeit sey eine Folge zu großer Gleichheit des Temperaments. Keine von den schlechtesten Stellen ist folgende Beschreibung von — man rathe, was?

Au pied d'un joli mont à Venus consacré,
Dans un vallon charmant, au sein d'un bois sacré,
Est un temple fameux dont la simple structure

Semble

Semble indiquer l'asyle ou se plait la nature.
La sur un trône assis, l'amour et le désir
Du doigt, en souriant, appellent le plaisir.
Un fleuve sous leurs pieds, guidé par deux nayades
Ou s'élance en torrent, ou retombe en cascades,
Dans un bassin vermeil, des fleurs environné.
Plus bas on voit l'hymen de myrte couronné,
Caché dans le parois, d'où le Dieu du mystere
Par un sentier étroit, conduit au sanctuaire.
De son auguste enceinte, ouverte aux deux côtés,
L'oeil peut suffire à peine à saisir les beautés.

Mit großem Behagen erzählt nun der Verf. die Fabeln vom Nestelknüpfen, und von einem Recepte, ohne Umgang mit einem Manne, Mutter zu werden. Dieser Gesang schließt mit einer Episode von einem am großen Bundestage (den 14. Jul. 1790) gebornen Kinde und von dem Eide, den der Vater am Altar des Vaterlandes ablegte. 3) Ges. Panegyr des schönen Geschlechts. Die Weiber wären geschickter als die Männer zur Geburtshülfe. Er ermuntert sie zum Studium der Anatomie. Beschreibung des Uterus in Versen, die man sich nicht toller denken kann:

Tous les bassins soit grands, soit moyens, soit étroits,
De quatre os composés, ont chacun deux détroits,
Et chacun deux bassins. D'après les meilleurs maitres
Le plus grand des détroits a quatre diamêtres,
Qu'on peut reduire à trois; le double oblique; ou grand,

Le transverse; où moyen; et d'arriere en avant
Le plus petit de tous — — —

Dieser Gesang schließt sich mit einer Eloge von Roucher, Verfasser des Gedichts Les mois, der in der Sprache unsers Dichters zugleich ein Apoll und ein Herkules ist. Der ganze 4te Gesang ist ein Gewebe von Episoden, die außer allem Zusammenhange mit dem Hauptgegenstande stehen. Anekdoten, Züge aus der Geschichte; z. B. von der Dame d'Aiguemere, die vorgab, von dem Zephyr befruchtet worden zu seyn, und die das Parlament von Grenoble durch ein förmliches Arret für eine femme de bien et d'honneur erklärte. Von einem patriotischen Fötus der im Leibe seiner aristokratischen Mutter ça ira sang; von einem Abbe, der in den Armen des Vaters mit einem wohlgestalteten Söhnlein niederkam u. s. w. Von dem gefährlichen Einfluß der Phantasie auf schwangere Weiber. Lob des Abbe Delille. 5. Ges. Portraits einiger berühmten Geburtshelfer, Geburtshelferinnen und Schriftsteller über diese Materie von Hippokrates bis auf Desault. Die Kunst sey erst unter den Händen der Männer mörderisch geworden, wenn gleich Swammerdam behaupte, daß die männlichen Kröten die weiblichen accouchirten. Dieses Phänomen wird in Versen beschrieben, die sicher nie ihres Gleichen gehabt, noch je wieder haben werden:

Maitre crapaud versé dans les accouchemens,
Avec précaution fait les attouchemens,

Façonne

Façonne adroitement sa patte en peloi metre,
Mesure ainsi le grand, le petit diametre;
Du bassin en tous sens prend les dimensions,
D'un pénible travail suit les progressions,
Va, vient, paroit rêveur, enfin se détermine
A césarienner Madame Crapaudine.
Il fait en un clin d'oeil ce chef-d'oeuvre de l'art,
Et tire l'oeuf du sein, comme on tira César:
Bravo, cent fois *bravo*, voilà comme on opere,
Dit l'accoucheur, croyant parler à son confrere.
Mais le *bravo* d'un homme à la voix de Stentor
Effraya le crapaud, qui fuit et court encor.

Im sechsten Gesang — Doch wir mögen die Geduld der Leser nicht länger misbrauchen. Aus den angeführten Proben ergiebt sich schon deutlich genug, was für ein Original von einem Dichter der Citoyen Sacombé ist.

Fénélon, ou la Religieuse de Cambrai. Tragédie en 5 actes par *Marie Joseph Chénier*, Député à la convention nationale. Réprésenté la première fois à Paris sur le théatre de la République le 9. Fev. 1793. Paris. 8. Zeitumstände verschaften dem ersten Versuche dieses jungen Dichters eine eben so glänzende als unverdiente Aufnahme. Diese hielt er für einen seinem Talent gebührenden Tribut, und schickte nun ein neues Stück in die Welt, immer eins frostiger und mittelmäßiger als das andere. Auch dieses neueste ist in jeder Rücksicht, auf Handlung, Charaktere, Dialog, so kahl als möglich. Was vor zehn Jahren bey uns die Klostergeschichten wa-

 ren,

ren, das sind jetzt bey den Franzosen die Kloster-schauspiele. Seit vier Jahren sind die Pariser Theater in Klöster und die Culissen in Cellen verwandelt. Man sieht auf ihnen jetzt fast nichts als Kapuzen, Scapuliere, Schleyer, Rosenkränze u. s. w. Auch Fenelon hat dieses Costüme, und ist ganz aus den übertriebenen Gemälden und Declamationen über die in den Klöstern verübten Greuel, Grausamkeiten und Unterdrückungen zusammengesetzt, die eben so weit von der Wahrheit als dem guten Geschmack entfernt sind. Und dieser Chenier ist gleichwohl, seit dem auch la Harpe vom Theater Abschied genommen hat, die einzige Stütze der französischen tragischen Bühne! — Es liegt eine wahre Geschichte bey diesem Stücke zum Grunde, die aber von Chenier, zwar nur in den Rahmen, allein gleichwohl auf eine ganz unverzeihliche Weise verändert worden ist. - Was Flechier gethan, wird Fenelon zugeschrieben, was in Nimes geschah, geschieht hier in Cambray! Dir Poesie des Stücks ist mager, platt, ohne Feuer, und voller Flickwörter und müssiger Zeilen. Und was noch schlimmer ist, voll dunkler, geschraubter, und selbst lächerlicher Ausdrücke! Chenier spricht

D'un cœur, qui dans le monde, épris de mille erreurs;
Des folles passions a senti les fureurs,
Recueille ses débris dispersés par l'orage.

Ein

Ein Herz, das seine vom Sturm zerstreuten Trümmer sammelt! Welcher Galimathias!

Le fruit d'une *amour* aussi triste que *chere*,
Et mort enséveli dans le sein de sa mere.

Une chere amour! Eine liebe Liebe!

Sur un fatal écueil vous avez fait naufrage,
Il n'appartient qu' à Dieu de dissiper l'orage.

Wenn jemand Schiffbruch gelitten hat, dann ist es Zeit, den Sturm zu zerstreuen! Der letzte Akt ist der schwächste von allen! Keine Situation, die das Herz bewegt, kein Vers, der sich dem Gedächtniß einprägt! Doch man darf sich über die schlechte Beschaffenheit der Trauerspiele dieses Dichters nicht wundern, wenn es wahr ist, daß ein ganzes Stück ihm nicht mehr als vierzehn Tage kostet. Pradon rühmte sich eben einer solchen Leichtigkeit der Arbeit, und man höhnte ihn aus.

Ode patriotique, sur les événements de l'année 1792. depuis le 10. Août jusqu' au 13. Nov. par *Le Brun*. Paris chez Didot le jeune. 8. Auch der, dessen Kopf und Herz sich noch so sehr gegen die Auftritte und Menschen empört, die die Muse dieses Dichters feyert, wird doch dieser Ode ihren poetischen Werth nicht abstreiten, er müßte denn durch Heftigkeit des Partheygeistes zu unbefangenen Geschmacksurtheilen ganz unfähig gemacht worden seyn. Es kann niemand verdacht werden, daß er einen Dichter, der republikanische Grundsätze und Gesinnungen vorträgt,

 nicht

nicht lesen mag; will er ihn aber als Dichter beurtheilen, so muß er im Stande seyn, sich wenigstens einen Augenblick in die Denkungsart desselben zu versetzen, und zu untersuchen, in wie fern er den Foderungen, die die Kritik an ihn machen darf, Genüge geleistet, ohne sein Urtheil durch irgend eine fremdartige Einwirkung verfälschen zu lassen. So lächerlich es ist, was die jetzigen französischen Kunstrichter häufig thun, einen Dichter blos wegen seines civisme, patriotisme, republicanisme zu loben, eben so kindisch ist es auch, ihm diese Eigenschaften zum Verbrechen zu machen. Doch zurück zu unserm V., der längst als ein Dichter von ungemeiner Energie, Geist und Kraft bekannt ist. Auch diese Ode enthält Strophen, die mit den schönsten von Roußeau um die Wette streiten können. Der Plan hat vielleicht nicht genug lyrischen Schwung, die Verbindung der einzelnen Theile ist zu schwach, auch ist das Gedicht zu lang, so wie der Stoff zu vielseitig; doch dieser Tadel benimmt den Schönheiten wenig von ihrem übrigen ächten Glanze. Der Raum verstattet uns nur ein paar Strophen mitzutheilen. Merkwürdig ist die folgende, die zu einer Zeit geschrieben ward, wo über das Schicksal des Königs öffentlich noch nichts entschieden war:

Quelle est cette ombre epouvantée,
Louis, qui frappe ton regard?
»Malheureux! reconnois Stuart
»A ma couronne ensanglantée.
»Hélas! trop égaux en revers,

»Victimes

»Victimes de conseils pervers,
»Notre foiblesse fut un crime.
»Vois.... fuis l'appareil menaçant...
»Viens, viens!« Il dit et dans l'abyme
Stuart le plonge en l'embrassant.

— — — — — —

C'est envain que le Nord enfante,
Et vomit d'affreux bataillons;
Leurs corps sont promis aux sillons
De notre France triomphante.
Deux soeurs, immortelles cités!
Thionville, aux murs indomptés,
Brave et repousse leur furie.
Lille! tes débris glorieux
De leur atroce barbarie
Sont fumans et victorieux.

Ueber den Rückzug der vereinigten Armeen.

Oui, le ciel jura leur défaite,
Le ciel arme les élémens.
Voyez sur les ailes des vents,
La mort qui poursuit leur retraite.
Envain couverts d'un triple acier,
Tombent en foule, homme, coursier,
Ils mordent nos plaines sanglantes,
Triste pâture des vautours,
Non loin des villes opulentes
Dont leur espoir brisoit les tours.

— — — — — —

Mais vous, genereuses victimes,
Qui repoussâtes leur effort;
Vous ne perdez point votre mort;

Vos exploits furent légitimes.
Vos tombeaux sont parés de fleurs;
Un éncens qu' arrosent nos pleurs,
Vous suit jusqu' aux voutes célestes;
Et Mars, dont le rapide char
Vous enleve aux Parques funestes,
Vous fait partager le nectar.

Ouvre tes portes immortelles,
Panthéon, reçois ces héros.
Que sur le marbre de Paros
Y revivent leurs trais fidelles!
Que les chantres et les guerriers
Y ceignent les mêmes lauriers!
Et toi dont je fus l'interprête,
Déesse aux accens belliqueux,
Liberté, fais que ton poëte,
Y repose un jour avec eux!

Zum Gegenstück setzen wir den Hochgesang der Königlich-Gesinnten in der Vendee her, der Wahrheit in den Ideen mit ächtem poetischen Ausdruck vereinigt. Die Melodie dazu ist der bekannte Marseiller Marsch.

Allons amis de la patrie,
Français, trop longtems aveuglés,
Que des suppôts de l'anarchie
Les drapeaux sanglans soient brulés!
La famine est dans vos campagnes,
Voyez vos malheureux enfans,
Ils sont débiles et mourants,
Ainsi que vos tristes compagnes.

Rentrez

Rentrez dans vos foyers, quittez vos bataillons,
Rentrez — et que vos bras cultivent vos sillons.

Certes vous aviez moins d'entraves,
Français, quand vous aviez un Roi:
Maintenant vous êtes esclaves
Et des brigands vous font la loi.
Pour un peuple fier quel outrage!
Réveillez vous, il en est tems,
Et ne souffrez pas plus longtems
Cet avilissant esclavage.

Rentrez dans vos foyers, quittez vos bataillons,
Rentrez — et que vos bras cultivent vos sillons.

Ne craignez rien, Français fideles,
De tous ces soldats étrangers,
Contre la fureur de rebelles
Ils protégeront vos foyers.
Bientôt leurs armes combinées
Triomphantes dans les combats
Viendront venger les attentats,
Dont vos annales sont souillées.

Rentrez dans fos voyers, quittez vos bataillons.
Rentrez — et que vos bras cultivent vos sillons.

Tremblez tyrans, lâches, perfides,
L'opprobre de nôtre pays,
Tremblez, vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix.
Des Français redoutez la rage:
Bientôt ils ouvriront les yeux
Sur vous et sur l'abyme affreux
Ou les entrainoit vôtre ouvrage.

Aux armes, Chevaliers, formez vos escadrons,
Marchez — qu' un sang impur arrose nos sillons.

 Pro-

Proscrits, chevaliers magnanimes!
Portez ou retenez vos coups,
Epargnez ces tristes victimes
Qu'on force à marcher contre vous;
Mais frappez, arrachez la vie
A ces sectaires furieux
Qui dans leurs clubs audacieux
Prêchent le meurtre et l'incendie.

Aux armes Chevaliers, formez vos escadrons,
Marchez — qu' un sang impur arrose nos sillons.

Amour sacré de la patrie
Conduis tes généreux vengeurs!
Royauté, royauté chérie,
Enflamme tes vrais defenseurs!
Sous les drapeaux que la victoire,
Couronnant le jeune LOUIS,
Te rende enfin, avec les lys,
Tes arts, ton bonheur, et la gloire.

Aux armes Chevaliers, formez vos escadrons,
Marchez — qu' un sang impur arrose nos sillons.

Les charmes de l'enfance et les plaisirs de l'amour maternal; par *L. F. Jauffret*, ornés de plusieurs gravures en taille douce. 1793. 216 p. 8. Der Verf. dieser kleinen Sammlung verräth ohnstreitig unter allen jetztlebenden französischen Dichtern die meisten Anlagen zur Idylle. Diese neue Auflage der Versuche des noch sehr jungen Dichters (es ist bereits die dritte) ist beträchtlich vermehrt. Es wäre zu wünschen, daß er seinen Idyllen etwas mehr Umfang und einen mannich-

mannichfaltigern Inhalt gäbe. Da sie sich fast ohne Ausnahme um Eine Idee drehen, so konnte er Wiederhohlungen, ähnlichen Ausdrücken und Wendungen nicht entgehen, und man vermißt die Abwechselung des Styls und der Gegenstände, die in einem blos an die Empfindung gerichteten Werke so unentbehrlich ist. Uebrigens hat die Sprache ganz die Anmuth, die Einfalt und den leichten Fluß, den die Gattung fordert.

Le Chansonnier Patriote ou Recueil de Chansons, Vaudevilles et Pot-Pourris patriotiques par differens auteurs 200 p. 12. Paris 1792. Der Drucker dieses Almanachs. Garnery, ist auch der Sammler desselben. Er will ihn fortsetzen, sobald er wieder eine hinlängliche Anzahl patriotischer Gedichte zusammengebracht haben wird. Der Geschmack wird in diesem Büchelchen äußerst wenig genießbare Speise für sich finden, aber für den Geschichtschreiber, den Sittenmahler, den Litterator der Nachwelt, der über diese Periode der gänzlichen Umwandlung der französischen Verfassung, des Geschmacks und der Cultur der Nation arbeiten will, verdient sie gleichwohl aufbewahrt zu werden. Unter den Dichtern, die Beyträge hergegeben haben, kommen die freylich sonst wenig bekannten Nahmen Ad. S. Boy, A. C. Mechin, Riouf, Piis, Bignon, Vié, Noiraux, Sylvain, Marechal, Lebrun-Fossa, Desmarest u. a. m. am häufigsten vor.

Fables

Fables de *Florian*, de l'Académie françoise, de celles de Madrid, de Florence, de Naples etc. Paris chez Didot l'ainé. 1793. So wie in allen andern Gattungen, in denen der V. sich bisher versucht hat, so auch hier zeichnet er sich nicht durch Neuheit und Originalität, wohl aber durch ungemeine Leichtigkeit, Anmuth, gefälligen Witz, Wärme und Naivität der Darstellung, vorzüglich aber durch eine bey seinen Landsleuten jetzt fast einzige Einfalt und Richtigkeit des Styls aus. Er gesteht selbst, daß nicht alle Fabeln von seiner Erfindung sind, sondern daß er dem Aesop, Bidpai, Gay, den deutschen Fabulisten, mehr als allen andern aber dem Spanier Yriarte (der auch bey uns durch Hrn. Bertuchs Uebersetzung bekannt worden ist) viel zu verdanken habe. Diesen letztern erhebt er sehr (nach Rec. Gefühl weit über seinen Werth) und bekennt, daß er ihm seine schönsten Fabeln verdanke. Man weiß, daß Florian für die Spanier so partheyisch ist, als man sonst gewöhnlich gegen sie zu seyn pflegt. Wir wollen zur Probe zwey Stücke ausheben. Die erste Fabel ist original, die zweyte Nachahmung einer Lessingischen. Die letztere könnte etwas kürzer seyn, aber sie hat doch ihren Werth, und durch den Eingang, der an einen vortreflichen Dichter, den Abbe Delille gerichtet ist, ein Interesse mehr erhalten.

La Coquette et l'abeille.

Chloé, jeune et jolie et furtout fort coquette,
Tous les matins, en se levant,

Se

Se mettoit au travail, j'entends à sa toilette,
Et là souriant, minaudant,
Elle disoit à son cher confident
Les peines, les plaisirs, les projets de son ame.
Une abeille étourdie arrive en bourdonnant.
Au secours, au secours, crie aussitôt la dame.
Venez, Lise, Marton, accourez promptement.
Chassez ce monstre ailé. Le monstre insolemment
Aux levres de Chloe se pose,
Chloë s'évanouit et Marton en fureur
Saisit l'abeille et se dispose
A l'écraser. Hélas, lui dit avec douceur,
L'insecte malheureux, pardonnez mon erreur!
La bouche de Chloë me sembloit une rose,
Et j'ai cru... Ce seul mot à Chloë rend ses sens.
Faisons grace, dit-elle, à son aveu sincère.
D'ailleurs sa picqûre est legere;
Depuis que je te parle à peine je la sens.
Que ne fait-on passer avec un peu d'encens!

Le Berger et le Rossignol.

O toi, dont la touchante et sublime harmonie
Charme toujours l'oreille en attachant le cœur,
Digne rival, souvent vainqueur
Du chantre fameux d'Ausonie,
DELILLE, ne crains rien, sur mes legers pipeaux
Je ne viens point ici célebrer tes travaux,
Ni dans des foibles vers parler de poësie.
Je sais que l'immortalité
Qui t'est déjà promise au temple de mémoire
T'est moins chere que ta gaieté.
Je sais que méritant tes succès, sans y croire,
Content par caractere et non par vanité,
Tu te fais pardonner ta gloire

A force d'amabilité.
C'est ton secret; aussi je finis ce prologue.
Mais du moins lis mon apologue;
Et si quelqu' envieux, quelqu' esprit de travers
Outrageant un jour tes beaux vers,
Te donne assez d'humeur pour t'empêcher d'écrire;
Je te demande alors de vouloir le relire. —
Dans une belle nuit du charmant mois du mai
Un berger contemploit du haut d'une colline
La lune promenant sa lumiere argentine
Au milieu d'un ciel pur d'étoiles parsemé,
Le tilleul odorant, le lilas, l'aubépine,
Au gré du doux Zéphir balançant leurs rameaux,
Et les ruisseaux dans les prairies
Brisant sur des rives fleuries
Le cristal de leurs claires eaux.
Un rossignol dans le boccage
Méloit ses doux accens à ce calme enchanteur:
L'écho les répétoit, et notre heureux pasteur
Transporté de plaisir écoutoit son ramage.
Mais tout-à-coup l'oiseau finit ses tendres sons.
Envain le berger le supplie
De continuer ses chansons.
Non, dit le rossignol, c'en est fait pour la vie.
Je ne troublerai plus ces paisibles forêts.
N'entends-tu pas dans ce marais
Mille grenouilles croassantes
Qui par des cris affreux insultent à mes chants?
Je cede et reconnois que mes foibles accens
Ne peuvent l'emporter sur leurs voix glapissantes.
Ami, dit le berger, tu vas combler leurs vœux;
Te taire est le moyen qu' on les écoute mieux.
Je ne les entends plus aussitôt que tu chantes.

In

In einer vorgesetzten Einleitung trägt der Dichter seine Ideen über diese Dichtungsart vor, die aber nichts weniger als gründlich und befriedigend sind. Er behauptet, von der Fabel lasse sich gar keine Definition geben, auch sey sie keiner Regeln fähig. Boileau habe sie deswegen in seiner Art poëtique ganz mit Stillschweigen übergangen, weil er gefühlt, daß er sie seinen Gesetzen nicht unterwerfen könne. Er sucht zu beweisen, daß die beste Definition, die man von der Fabel gegeben, auf viele Fabeln la Fontaines nicht paßten, die, troß allen Regeln und Definitionen, Meisterstücke wären und blieben. Aber könnten es nicht meisterhafte Gedichte, und gleichwohl fehlerhafte Fabeln seyn? Hieran, was bey la Fontaine wirklich sehr oft der Fall ist, scheint der Dichter nicht gedacht zu haben. Die historischen Nachrichten von ältern und neuern Fabulisten enthalten nichts neues, und manches unrichtige.

Poinsinet, ou que les gens d'esprit son bêtes, Comèdie en un acte, en vaudevilles. 1793. Die Hauptperson dieses kleinen artigen Stücks, das mit vielem Beyfall auf dem Théatre du Vaudeville gegeben worden, ist ein französischer Dichter, dem es nicht an Talent fehlte, und der einige sehr gute Arbeiten für das Theater und Uebersetzungen geliefert hat, dadurch aber weniger, als durch seine grenzenlose Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der gemeinsten Dinge bekannt und lächerlich geworden ist. Noch hat man in Paris die berühmten Mystificationen nicht vergessen,

durch

durch welche man diesen unglücklichen Dichter zum allgemeinen Gespötte machte, und denen er nur mit etwas weniger Einfalt leicht hätte entgehen können. Er erzählte sie selbst mit grosser Freymüthigkeit in einer Ode an die Wahrheit, in welcher er sich mit einen Lamm vergleicht, das mit dem Blitz in der Hand diejenigen, die über seine fast unglaubliche Leichtgläubigkeit und Unwissenheit lachten, in ihre verborgensten Höhlen und Schlupfwinkel verfolgen werde! Poinsinet war das Ziel des Witzes einer Gesellschaft von Spöttern, die ihn mit Ridicüls überhäuften. Man bildete ihm ein, Damen vom höchsten Rang wären in ihn verliebt, man gab ihm falsche Rendezvous, er sah, daß er betrogen war, und ging doch immer wieder in jede neue Schlinge. Man meldete ihm eines Tages, die Kaiserinn von Rußland wolle ihn zum Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften aufnehmen lassen, dazu aber sey nöthig, daß er russisch verstehe. Man gab ihm einen Lehrer, er studirte mit allem Eifer, und nach einem halben Jahre fand er, daß er den nieder-bretagnischen Dialekt gelernt habe. Alles dieses beweißt die große Einfalt, zugleich aber auch die ungemeine Eitelkeit des armen Poinsinet. Nachdem er lange verhöhnt, verspottet, ja selbst insultirt worden war, ging er 1769 nach Spanien, hatte aber das Unglück, im Guadalquivir zu ertrinken. Das Verzeichniß seiner Schriften ist sehr lang, so kurz auch seine litterarische Laufbahn gewesen war, und seit 1759, wo er eine Parodie auf die Oper Titan et Aurore verfertigte, ar-

beitete

beitete er ununterbrochen für alle Theater von Paris. Auch das Vergnügen sollte ihm nicht werden, noch vor seinem Tode einen Versuch in der sogenannten weinerlichen Gattung, les Amours d'Alix et d'Alexis, eine Art von bürgerlichem Trauerspiel, von zwey Akten mit Arietten, zu welchem er den Stoff aus einer Romanze von Moncrif entlehnt hatte, auf das Theater gebracht zu sehen.

Les Abeilles, ou l'heureux Gouvernement. Poëme lu au lycé de l'Egalité le 14. Juillet 1792. précédé d'un épitre à Marie Olympe de Gouges, et suivi d'un poëme sur la Mort de Michel de Pelletier. Par *Dorat-Cubières*. Paris 1793. 8. Die Epistel verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Der Gegenstand derselben bezieht sich auf die gegenwärtige kritische Lage Frankreichs. Der Dichter stellt hier das doppelte Gemählde der Freyheit und Zügellosigkeit auf, und warnt, beyde nicht mit einander zu verwechseln. Hier sind einige Züge aus der Schilderung der letztern:

Quel désordre, quel trouble! Et quels maux elle entraîne,
Quand le peuple trompé la prend pour souveraine!
De la prudence alors oubliant les leçons,
Il laisse dans les champs se perdre les moissons.
De discours belliqueux l'ame toute occupée,
Au fer de la charue il préfere l'épée;
Et foulé sous les pas des nombreux bataillons
Le soc demi-rouillé languit dans les sillons.

Der Dichter beklagt die Verirrungen des großen Haufens, der die wahre Freyheit, die nichts anders ist, als der Despotismus der Gesetze, so oft vergißt, und sich den Ausschweifungen der Anarchie überläßt:

La discorde s'éveille et la guerre civile,
Avec elle rugit aux portes de la ville,
Et couvrant ses fureurs sous un masque emprunté
La Licence dejà se nomme liberté.
On ne distingue plus d'une vierge céleste,
Une fille d'enser à l'oeil sombre et funeste.
On ne distingue plus les vertus des forfaits,
Et Mégere a fermé le temple de la paix.

Das Gedicht über die Bienen läßt sich weder den Schilderungen Virgils, noch Vanieres und Rucellai vergleichen; doch hat es mehrere sehr glückliche Verse. Der Dichter erklärt sich für einen Freund der Ordnung:

Ami de l'ordre, enfin, j'ai chanté les abeilles.

Unter die guten, wiewohl doch bey weitem nicht tadellosen Stellen, gehört folgende:

Le doux miel, né de la fleur vermeille
N'est pas le seul trésor qu' y receuille l'abeille.
Je ne puis de son art nombrer tous les secrets,
Et je n' en puis surtout nombrer tous les bienfaits.
Au milieu de la fleur, une frêle étamine,
Est couverte, dit-on, d'une poussière fine:
Impalpable duvet, ornement délicat,
Qui de la fleur augmente et l'odeur et l'éclat.

Voyez

Voyez avec quel soin l'abeille s' y repose
Voyez la se rouler sur le sein de la rose,
S'imbiber, s'enivrer de ses parfums nouveaux.
C'est ainsi que l'abeille aggrandit ses travaux,
Ainsi, qu' elle ramasse, habile moissonneuse,
La dure propolis et la cire onctueuse;
La cire, qui du jour remplaçant les flambeaux
Brûle sur les autels, brûle près des tombeaux.

Das letzte Gedicht auf Pelletier hat poetischen Werth, aber das Lob des Helden desselben ist so plump und übertrieben, daß es wahren Ekel erregt. Der arme Mich. le Pelletier heißt hier

— — un sage, un grand homme,
Tel qu' en offrit jadis le fier Senat de Rome,
Que Bellone jamais n' a vu sous ses drapeaux,
Et qui vient de mourir de la mort des héros.

De la composition des paysages, ou des moyens d'embellir la nature autour des habitations champêtres etc. Par *René Girardin*, résident à Erménonville. Paris 1793. 8. Der Zweck des V. war „die Natur durch die kleine Gartenthür in Frankreich einzuführen." Seit der ersten Erscheinung dieser Schrift, denn die jetzige ist nur eine neue Auflage, ist viel über die Theorie der Gärten geschrieben worden: hier aber ist weder von Gärten in altem noch neuen, weder von englischen, noch holländischen, noch chinesischen Gärten oder Parks die Rede, sondern einzig von der Verschönerung der freyen Natur, des offnen Feldes. Indeß berühret der V. gelegentlich auch Gegenstände

die in die schöne Gartenkunst einschlagen, und worüber die Kenner und Liebhaber derselben seine Bemerkungen nicht ohne Vergnügen und vielleicht auch nicht ganz ohne Nutzen lesen werden.

Essais dramatiques et autres œuvres de *A. L. Villeterque*. Paris chez Didot le jeune. 1793. 8. Der V. ist in seinen meisten Versuchen ein Nachahmer der empfindsamen Manier Sterne's und kein ganz unglücklicher Nachahmer. Diese Sammlung enthält Zena, ein empfindsamer Traum, Lucinde ou les Conseils dangereux, ein Lustspiel in einem Akte in Prosa, das mit Beyfall gespielt worden. Les Veillées d'un malade ou la Fatalité. Hier nur der Anfang dieses philosophischen empfindsamen Romans. Eine gewisse Mattigkeit und Einförmigkeit des Ausdrucks macht, daß die Lectüre desselben nicht so viel Vergnügen gewährt, als es bey den übrigen Vorzügen dieser Arbeit der Fall seyn müßte.

La Fille à marier, comédie en un acte en vers. Par *Armànd Charlemagne*. Paris, 1793. 8. Von diesem jungen hoffnungsvollen Dichter haben wir unsern Lesern schon einige glückliche Satyren im Auszug mitgetheilt. Dieser dramatische Versuch hat große Unvollkommenheiten, eine ziemlich frostige Intrigue, aber viel witzige Details und treffende Gemälde. Forlis, der Liebhaber Luciliens, giebt sich bey ihrem Vater für einen Dichter aus, und preißt ihm die Reize der Poesie an. Der schlaue Alte hat ihn aber nur zum Besten, und legt ihm nach mehreren spöttischen Fragen auch diese vor;

Or quand Monsieur fera des vers,
A quoi s'occupera Madame ?

FORLIS.

— — — — — —

Qui mieux que le génie adore la Beauté,
Par lui tout est divin et tout brille enchanté!
Voyez à ses cotés sa compagne fidelle ;
C'est Hébé, c'est Venus! Son temple est sa maison,
Son fils!... comme son coeur a prononcé ce nom!
Il croît.. mais ce n'est point un enfant ordinaire;
C'est l'Amour innocent, qui joue avec sa mere.
Dans un cercle enchanteur de jeux et de plaisirs,
S'ecoulent cependant leurs jours et leurs loisirs.
C'est Sappho, c'est Phaon!... Il chante, elle l'inspire ;
Il chante les héros; elle accorde sa lyre;
De la beauté naïve il peint les doux appas;
Elle est là, le regarde; elle lui tend les bras,
Marie à sa voix tendre une voix qui chancelle,
Et répéte après lui les vers, qu'il fait pour elle.
Elle passe du Pinde aux travaux d'Arachné;
Le rapide fuseau sous ses doigts a tourné;
A l'or bien nuancé la pourpre se marie,
Et déjà du métier l'oeuvre sort accomplie.
Voyez: mais quel sujet présente ce tableau!
Son époux l' a fourni; c'est son drame nouveau.
Dans ce noble travaux la fille des Corneilles
Sous les yeux de Voltaire ainsi charmoit ses veilles,
Sous sa main respiroient Rodogune et Cinna:
Elle brodoit le Cid et Voltaire étoit là!.....

Idylles ou mes gouts, par le citoyen B... Paris 1793. 186 p. petit 12. Der V. ist aus Flandern gebürtig, und erinnert sich mit Entzücken der Lustbarkeiten seiner guten Landsleute (les Carioles, les Karmesses, les Boudinées etc.) die, meint er, wohl so viel werth wären, als die unschmackhaften Hirtenfeste Arkadiens und Tempe. Dort finde man noch Gemählde reiner Sitten, rührende Szenen eines goldnen Weltalters, und Charaktere wahrer Schäfer und Schäferinnen. „Les sons argentins de la cloche du Beffroi frappent les airs. Voici Claudine, Marie-Anne, ou Fanchonette, qui vient au marché sur un cheval fringant, tout fier de la porter. Déshabille sans tache, linge blanc comme neige, fichu de mousseline que ne peut percer l'oeil curieux, cheveux demi-flottans sous une coëffure en riche dentelle mouchoir d'un rouge de feu arrangé avec art, en forme de Therese, voilà son costume... *Fraiche et odorante comme son beurre de Mai*, amoureuse comme ses colombes, elle sourit sans malice à Charles ou à Philippe qui l'attend à l'hôtellerie: le jeune villageois, plein de candeur, vole à sa rencontre, et le coeur palpitant d'amour, il lui présente la main, l'invite à descendre, ses yeux se portent avec delices sur *ses belles jambes* que couvrent de fins *bas ce coton blancs*, sur ses jolis pieds que presse une élegante chaussure d'une étoffe noire, ré-

ouverte

couverte d'une large boucle à diamans. La joyeuse fermière quitte la selle, saute avec légéreté et rit aux éclats de ce que son cheval a dévancé à la course les chevaux de ses jeunes compagnes....] Tout cela ne vaut-il pas bien, voluptueux de Sirap, vos femmes, beaux-esprits, vos péseuses de mots, vos toiseuses de révérences et vos grandes Dames aux coeurs pétits, qui ne peuvent sortir que dans un char!.. Voilà ce qui produisit, ce qui produit encore le beau faire des tableaux de l'école flamande, et voilà tous les sujets des jeux de mes crayons... In diesem abwechselnd geschraubten, pretiösen und platten, gemeinen Tone sind die meisten sogenannten Idyllen dieses Ungenannten geschrieben. Ohne die Talente eines Voß zu besitzen, hat er einen ähnlichen Weg eingeschlagen, und ihn wie natürlich mit noch geringerm Glück zurückgelegt. Der Franzose hat mit dem Deutschen nichts als die Wahl ähnlicher Süjets und in der Ausführung Mangel an Geschmack gemein. Ein Theil der Idyllen ist in Versen, ein anderer in Prosa geschrieben.

La France régicide et paracide, poëme en 3. chants et en vers. Paris 1793. 4. 104 p. Dieses seyn sollende Gedicht ist ganz gewiß nicht in Frankreich, sondern irgendwo in Deutschland gedruckt, und höchstwahrscheinlich die Arbeit eines Emigrirten, der es mit seinem Könige und Vaterlande recht gut meinen mochte, der aber nicht die mindesten Begriffe von der Kunst zu schreiben,

von der Poesie, ja selbst nicht von den ersten Elementen der Prosodie und Versification hatte. Wir schreiben ein paar Zeilen ab, so wie sie uns zuerst in die Hände fallen. Der V. redet Mirabeau an:

O monstre imposteur, vil et execrable!
Tous les hommes que tu trompas,
D'une vanité detestable
S'abbandonnerent aux appas:
Enchanté de ton faux systême
Le François, se crût Roi lui même.
Ah, si le Roi eût crû au conseil salutaire,
Que Broglio lui donna, de faire trancher ta tête,
La revolte étouffée, par un sort contraire
Mirabeau auroit été de ses projets la bête;
Et avec eux enseveli
Nous nous dirions aujourdhui:
Ou sont ces fils de la terre — — —.

Les plaisirs de 1793. Satyre. Paris 1793. 8. Boileaus Satyre sur les embarras de Paris scheint dem ungenannten V. einige Ideen, wenigstens die zum Plan, an die Hand gegeben zu haben. Sie zeugt von einer lebhaften Phantasie, und verdient wenigstens das Lob, keine Spur von Partheygeist an sich zu tragen. Gewiß eine seltne Eigenschaft eines neuen französischen und zumahl Pariser Produkts!

Inhalt.

Erstes Stück.

X. Kunstnachrichten:

XI. Italienische Litteratur.

XII. Englische Litteratur.

Zweytes

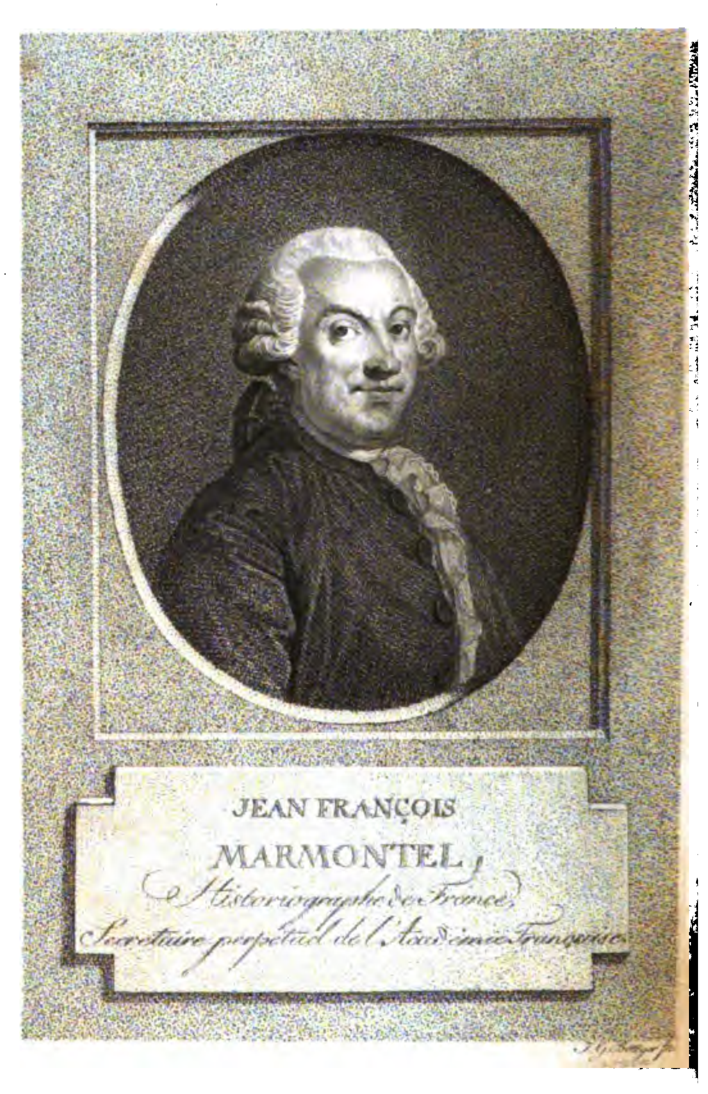
Zweytes Stück.

Zede-

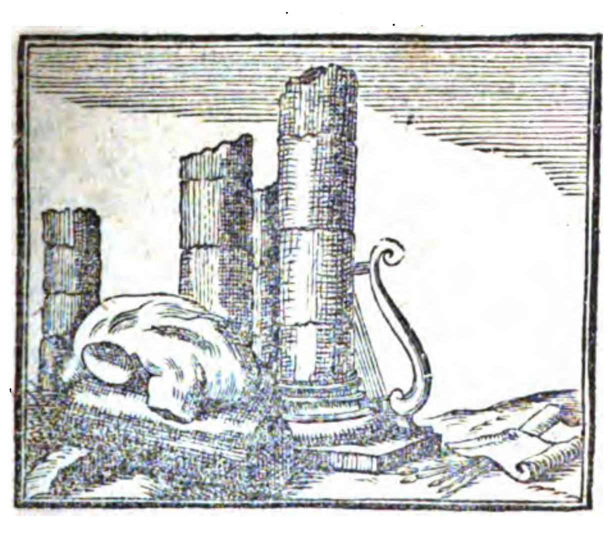
(des Xiphias Gladius und Squalus Carcharias Linn.); neue Entdeckungen, betreffend die Mollusken und Zoophyten, nach Abbildungen dieser Geschöpfe; Messina gegenüber liegende Berge von Steinkohlen, thierischen Versteinerungen, Granit und Sandstein, wo der Verf. keine Spur von Vulkanisation fand. Vermuthungen über die künftige wahrscheinliche Vereinigung der sicilischen Küste mit dem festen Lande von Italien; Untersuchungen über die Erzeugung der Anguilla Muraena Linn.

Fünfter und sechster Band. Beschreibung bisher nicht gekannter, wunderbarer, immerfort brennender Feuerschlünde in den Apenninen, und oryktognostische und mineralogische Untersuchungen dieses Gebirges; Beschreibung der Salse, d. i. kleiner, den grösseren in allen Stücken ähnlicher Vulkane, wo es dem Verf. bey einigen gelang, daß er sie brennen machte, und die er zu verschiedenen Zeiten aufs genaueste untersuchte, um die dabey vorkommenden Erscheinungen zu erklären.

Das Original hat sehr großen, splendiden und weitläuftigen Druck. Das ganze Werk, mit 11 Kupfertafeln in gr. 4. geziert, wird aus 6 Bänden in 8vo bestehen, jeder zu ohngefähr 350 Seiten (also ohngefähr 22 Bogen.) Der 1. Band erscheint, wenn der Verf. Wort hält, im November dieses Jahrs. Im Jahr 1794. sollen noch einige Bände erscheinen.

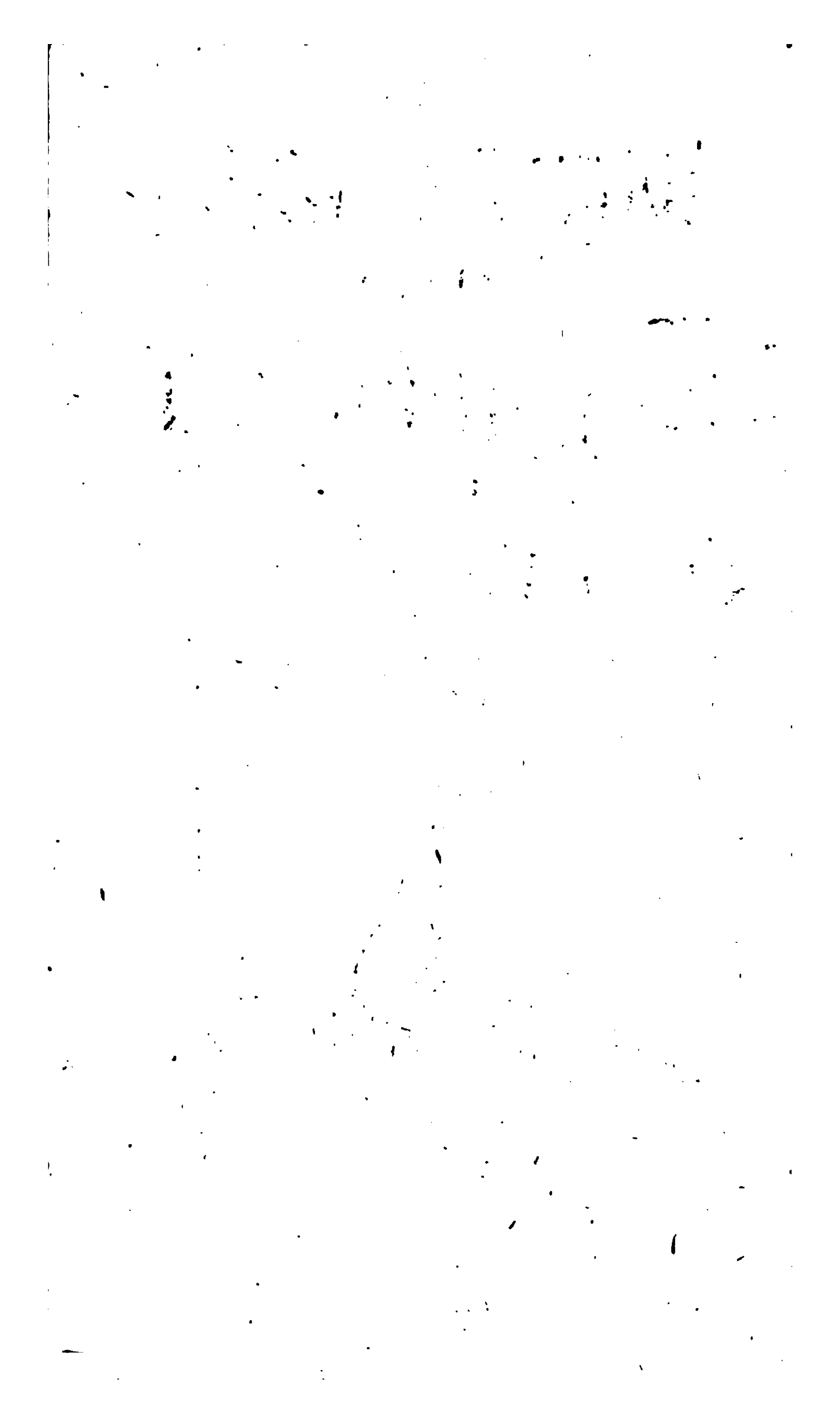

JEAN FRANÇOIS
MARMONTEL,
Historiographe de France,
Secrétaire perpétuel de l'Académie Française.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Zwey und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1794.
In der Dyckischen Buchhandlung.



I.

Nachlese einiger artistischen Nachrichten aus Niedersachsen, nebst kritischen Bemerkungen, besonders über das Grothesche Verzeichniß der Herzoglich Schwerinischen Gemähldesammlung.

Lüneburger Heide.

So unfruchtbar die lüneburger Heide ist, so giebt es doch hin und wieder Flecke darinnen, wo Bäche, Holzgrund, und ein zum Ackerbau geschickter Boden, die Menschen zum Ansiedeln eingeladen haben. Diese Plätze haben zuweilen sogar mahlerische Ansichten. — Ich hasse die Philosophie, die lieber gar nicht genießen, als des Vortreflichsten entbehren will! Diese Partien machen mir Vergnügen. Man wird sagen: diese Genügsamkeit stehe im Widerspruche mit der Strenge, womit ich in der Folge einige Kunstanlagen beurtheilen werde. Im geringsten nicht! Die Gegenden in der lüneburger Heide sind nicht mit der Anmaßung von mir aufgestellt, daß sie mir als Kunstschönheiten und noch dazu nach Begriffen

 von

von Werken einer gewissen Art und Gattung gefallen sollen. Sagte mir jemand: dieser Busch mit seiner Quelle ist ein schöner Garten; so würde ich antworten: als Garten macht er mir kein Vergnügen. Durchschnitte er nun gar den Busch mit Schneckengängen, häufte Tempel, Grotten, Bänke und Brücken darin auf einander, ließe den Bach sich wie den Mäander krümmen, und sagte mir: dieß ist eine schöne Nachbildung der Natur; so hätte er mir sogar die unschuldige Freude an der einfachen Naturschönheit verdorben, und ich würde sagen: nun ist der Platz häßlich.

Lüneburg.

In den Ramdohrschen Studien über Dännemark ist eines geschnittenen Steines erwähnt, eines Amethysten, der einen Discobolus vorstellt, und damahls unter den Ueberresten der Altartafel in der Michaeliskirche befindlich war. Er ist jetzt im Besitz Sr. Durchlaucht des Prinzen Ernst von Meklenburg - Strelitz.

Es sind eben daselbst einige Gemählde angeführt, die man auf dem Rathhause zeigt, und die dem Verfasser in Ansehung der Kunstgeschichte merkwürdig geschienen haben. Ich habe einige nähere Nachrichten darüber von dem Herrn Rath und Professor Gebhardi in Lüneburg erhalten, welche dahin gehen: „Die acht allegorischen Gemählde, „welche in dem einen Rathszimmer zu Lüneburg an „den Wänden befestigt sind, hat Daniel Fresen „1575 und 1578 verfertiget. Von eben diesem „Mann

„Manne waren 1595 sechs Tafeln über die Artikel
„des christlichen Glaubens für die S. Michaeliskirche
„gemacht, die aber lange schon verloren sind. Noch
„ein Stück von ihm, Nebucadnezars, Traum der Mo-
„narchien Mann, nach Daniels Auslegung, mit vie-
„len geschriebenen Anmerkungen verunstaltet, füllet
„die über sechs Ellen hohe Wand des Chor-Gemachs
„aus, in welchem ehemals der Soodmeister gewählt
„ward. Der Magistrat ließ von ihm den Schal-
„strom und Schal-See im Meklenburgischen 1587
„aufnehmen, seine Arbeit hängt an den Wänden
„des Salz-Comtoirs, und zeigt, daß er mit geo-
„metrischen Werkzeugen nicht bekannt gewesen ist.
„Er starb im April 1611. Weiter findet sich
„von ihm nichts. Lüneburg hat zwey andere Mah-
„ler aus der Holländischen Schule gehabt, nemlich
„die Scheits, die aber bald nach Hamburg ge-
„gangen sind.

Ludwigslust.

Die Gegend hat durchaus nichts Ausgezeichne-
tes, welches bey Anlegung eines Lustschlosses in
Betracht gezogen zu werden verdient hätte. Sie
ist flach und besteht aus Moor-Grund. Das
Schloß hat einen sehr geräumigen Vorplatz, der
von Gebäuden umschlossen ist: ein Oval mit abge-
stumpften Spitzen. Die eine nimmt das Schloß
ein, die andere gegen über die Kirche. Mitten
durch geht der Weg, und von diesem ist der eigent-
liche Schloßhof durch einen Wassergraben abge-
sondert. Eine Cascade, ein Paar chinesische Lust-

häuser und eine Gruppe von Thieren, an einem Postamente, worauf man wahrscheinlich eine Statue hat setzen wollen, machen die Verzierungen dieses Hofes aus. Der erste Anblick thut gute Würkung. Schade, daß das Detail die Prüfung nicht aushält.

Die Fassade des Schlosses nach dieser Seite zu besteht aus einem Mittelgebäude mit zwey von beyden Seiten gerade aus laufenden Flügeln, die am Ende kleine Vorsprünge haben. Vor dem Mittelgebäude ist ein Porticus angebracht.

Diese Theile stehen in gar keinem Verhältnisse unter einander. Das Mittelgebäude ist zu hoch und zu schmahl gegen die Flügel, und erhält dadurch das Ansehen eines Thurms. Die Hauptthür ist so eng, daß sie sich kaum für ein Privatgebäude schicken würde. Ueberhaupt sind alle Oefnungen zu hoch gegen die Breite, und halten wenigstens vier Durchmesser in der Höhe. Die Säulen des Porticus sind von Dorischer Ordnung, dagegen die darüber stehenden Pilaster von zusammen gesetzter, und noch dazu in dem falschesten Geschmack. Denn sie sind zum Theil wie Quaderwerk (en bossage) behauen, und mit allerhand unnützen Zierrathen beladen. Das Gebälk ist von Fenstern durchschnitten, und scheint mit seinen darauf stehenden Statuen das Gebäude zu drücken. Den größten Uebelstand aber machen die zwischen zwey andern halb eingemauerten Pilaster an den Ecken, die ohnehin nicht einmahl in senkrechten Linien herab laufen, sondern sich nach oben zu zuspitzen.

Nach

Nach dem Garten hin verlängern sich die Vorsprünge der beyden Flügel zu zwey weit herausragenden Seiten-Gebäuden, von denen jedes am Ende nur ein Fenster hat. Die Ordnung der Pilaster verändert sich hier in die Jonische. Demohngeachtet zeigt das Gebälk die Triglyphen und Metopen der Dorischen. Vorder- und Hinterseite haben also einen von einander abweichenden, und nicht einmahl reinen Charakter. Wahrscheinlich hat der Baumeister geglaubt, der Charakter sanfter Bescheidenheit, welcher der Jonischen Ordnung beygelegt wird, passe sich besser zur Garten-Fassade, so wie der Charakter von Pracht in der zusammengesetzten Ordnung besser zur Haupt-Fassade. Allein diese entfernte Beziehung auf den Ort, woraus man das Gebäude betrachtet, scheint mir den Mangel der Einheit nicht zu rechtfertigen. Die Bestimmung des ganzen Gebäudes, nicht der zufällige Platz, aus dem ich es ansehe, muß den Charakter desselben angeben. Ohnehin haben ja beyde Säulenordnungen verschiedene Verhältnisse, wie kann man sie daher, ohne dagegen anzustoßen, in einer Reihe hinter einander weg stellen? Ueber einander, das ließe sich eher rechtfertigen.

Das Innere des Schlosses ist bequem eingerichtet. Eine doppelte helle Treppe führt an beyden Seiten zu dem oberen Geschoß hinauf. In den Zimmern sieht man einige gute Gemählde unter einer Menge von schlechten. Das beste darunter ist ein Petrus den der Engel weckt. Höchst wahrscheinlich von Lanfranco und eines seiner besten Stücke.

Die Verkürzung, worin Petrus liegt, ist so, wie man sie von diesem Meister gewohnt ist, das heißt vortreflich.

Außerdem fielen mir auf: ein Paar Mieris, ein Paar Dieterici, ein Peter de Laer, ein schöner Hondecotter, zwey schöne Hughtenburgs, ein Paar von der Aelst, und drey Köpfe von Denner. Interessant zur Kenntniß einiger neuen Meklenburgischen Mahler sind einige Stücke von Findorp, (er war von Geburt ein Lauenburger und seines Handwerks ein Tischler, sein Genie aber machte ihn zum Mahler). Ferner: von Liszewsky und Seehaase, zweyen noch dort lebenden Hofmahlern. Uebrigens sieht man hier mehrere Büsten von Houdon, aus gebrannter Erde, und einige Statüen von Papp aus der dortigen Fabrik, nach eben gedachtem Houdon und nach der Antike. Der Tanzsaal ist gut decorirt. Er hat in seiner Einrichtung viel Aehnliches mit dem Kopenhagener Rittersaale, ob er gleich diesem weder an Pracht noch Reichthum gleichkömmt. Rund umher geht eine Colonnade. Die Schäfte der Säulen sind von Holz, und die Verzierungen von vergoldetem Pappe. Darüber ist eine Gallerie für die Zuschauer angebracht, und in der Mitte hängen mehrere Kronen von gutem Geschmack. Inzwischen auch hier äußert sich an den Verzierungen, besonders der obern Ballustrade, der falsche Cartouchen Geschmack aus der Mitte dieses Jahrhunderts.

Ich wende mich nun zur Kirche. Der äußere Porticus von Dorischer Ordnung hat ein edles Ansehen. Aber der Aufsatz über dem Dache, der

eine

eine Art von Thurm vorstellen soll, aus mehreren auf einandergesetzten sich immer verkleinernden Würfeln besteht, und endlich von einem vergoldeten pro Christo oder ☧ gekrönt wird, gehört in eine Augsburger Conditorey. Die Aufschrift sagt, daß diese Kirche dem Erlöser aller Sünder, von von dem Sündigsten unter den Sündern — von Gottes Gnaden Herzog zu Meklenburg — erbauet sey. Mir fiel dabey die Anrede der Nürnberger Beichtväter an ihre Beichtkinder aus Patrizischen Geschlechtern ein: Hochgeborner Herr Sünder! Weil euch eure Sünden leid sind u. s. w.

Das Innere der Kirche frappirt beym ersten Anblick. Sie besteht aus einem langen Betsaale, worin zwey Säulenreihen den Blick in den Grund führen. Hier gelangt man mittelst zweyer Treppen zu einer Erhöhung, in deren Mitte, auf der Balustrade, die sie umfaßt, die Kanzel angebracht ist. Hinter der Kanzel, nur etwas höher, liegt der Altar, und hinter diesem findet man eine gemahlte Decoration, welche die ganze hintere Wand vom Boden bis an den Plafond einnimmt, und die Erscheinung der Engel bey den Hirten vorstellt. Das Schiff ist mit Bänken angefüllt, und in der Mitte des Ganges, der durch diese Bänke durch zum Altare führt, steht der Sarcophag des hochseel. Herzogs. Dem Altare gegen über ist die Herzogl. Tribüne, über derselben der Sitz für die Hofdamen, und noch höher der für die Cavaliere angebracht.

Ich habe schon gesagt, daß der erste Anblick frappirt, aber man darf nicht lange an diesem Orte verweilen, man darf schlechterdings die Gründe seines Wohlgefallens nicht prüfen, ohne das Fehlerhafte der Einrichtung zu bemerken, und sein Vergnügen gestöhrt zu sehen. Die Baukunst ist unter allen schönen Künsten diejenige, welche die strengsten Forderungen an die Vernunft macht, weil ihre Werke sich fortwährend dem Anblicke aufdrängen, und mit den Ideen von Wahrheit und Zweckmäßigkeit in dem genauesten Verhältnisse stehen. Ist es nicht auffallend, daß der Begriff einer Kirche, eines zu den ernstesten Handlungen bestimmten Gebäudes, eben so wenig, als die vorderen schmucklosen und ganz weißen Säulen, mit der hintern gemahlten Theaterdekoration zusammenpassen? Die Aussicht in eine Landschaft hart an einer Colonnade, und noch dazu mit einer nächtlichen Erscheinung angefüllt, während daß es in der übrigen Kirche heller Tag ist: ein Altar, eine Kanzel hart vor einer gemahlten Wand aufgestellet; alles dieses sind Contraste, welche der gute Geschmack nicht billigen kann. Ich bin auch sicher, daß diejenigen, welche die Kirche häufiger besuchen, diese Docoration, welche im Detail nichts schönes zeigt, sehr langweilig finden müssen. Sie ist übrigens von Findorp angelegt: wer sie aber ausgemahlt habe, ist mir entfallen.

Hinter der Dekoration ist der Platz für die Kirchen-Musik, welche sich dort, ungesehen von den Zuhörern, gleichsam als wenn sie von den Engeln in

in der Glorie aufgeführt würde, hören läßt. Für einen coup de theatre wohl ausgedacht, aber der gehöret nicht in eine Kirche. Der Sarcophag des Herzogs ist von innländischem Marmor und beynahe zu simpel, wie ein Tisch, gestaltet. Dagegen sind die Ballüstraden nnd die Tribünen mit kleinlichen Zierrathen überladen.

Ich komme nun zum Garten hinter dem Schlosse. Zuerst zeigt sich ein großer halbrunder Platz mit einem Bolengreen und Blumenbeeten von Hecken und Bäumen eingeschlossen, die jedoch am Ende des Halbzirkels sich zu einer beynahe unabsehbaren Allee öffnen. Die Blumen-Behälter von Chinesischer Bauart an beyden Seiten hätten füglich wegbleiben können, da sie nicht in den Ton dieses Platzes gehören. Die Allee theilt den Garten in zwey Theile, deren einer einen Englischen Garten, von der Anlage der Herzoginn, enthält, die auch drinn ihr Schweizer-Haus besitzt. Da er noch nicht fertig ist; so mag ich nicht darüber urtheilen. Ich hoffe, man wird Sorge dafür tragen, das Detail in gehörigen Zusammenhang untereinander zu bringen, und die eigentlichen Fabriken (man verzeihe mir diesen aus der Landschafts-Mahlerey entlehnten Ausdruck) — die Ruinen, Grotten, Lusthäuser, Grabmäler u. s. w. nicht zu sehr zu häufen. Das Schweizerhaus der Herzoginn ist simpel, aber geschmackvoll meublirt. Für eine getreue Nachahmung eines solchen Hauses dürfte es inzwischen nicht gelten.

Das

Das Monument des verstorbenen Herzogs kann blos als Garten-Decoration betrachtet werden. Es stellt einen Sarcophag mit Engelsköpfen vor, auf dem eine Vase mit dem Brustbilde des Herzogs in moderner Tracht steht. An diese Vase lehnt sich rechterseits eine weibliche Figur in antiker Tracht und ungeheurem Mantel an, und schüttet ein Füllhorn über dieselbe aus. Sie deutet mit dem Finger auf ihr Herz, und macht, indem sie traurend gen Himmel blickt, eine häßliche Grimasse. Zur Linken schläft der Genius des Todes mit umgekehrter Fackel. Das Ganze ist ohne Schönheit und Correction. Der Künstler heißt Kaplunger. Die deutsche Innschrift, die ich aber versäumt habe abzuschreiben, hat den Vorzug der Simplicität und der Herzlichkeit.

Auf der andern Seite der Allee ist der Wald mit natürlichen Gängen durchhauen. Er liefert schöne Partien. Unglücklicher Weise wurden damahls, als ich den Garten besah, die Röhren der Wasserleitung gebessert, und weil dadurch die Cascaden gestauet waren, so konnte ich über ihre Schönheit nicht urtheilen. Man sagt, daß sie vortreflich sind, und daß besonders eine gewisse Schleuße, welche das Wasser fortwährend aus- und einströhmen läßt, von bewundernswürdiger Würkung sey.

So viel bleibt inzwischen gewiß, auch hier ist zu viel gekünstelt. Der Canal geht in einer graden Richtung zwischen Hügeln fort, die wie wahre Bastionen an den Seiten aufgeworfen und in abgemessenen

gemessenen Intervallen von Oeffnungen durchschnitten sind. Darüber geht die Illusion, in einem Walde ein natürlich fließendes Wasser zu sehen, mithin auch die Einheit, verloren. Auch fallen die vielen kleinen Springbrunnen und die Büsten von Papp, die am Ufer im reichen Maaße aufgestellet sind, ins Spielende. Dagegen billige ich den Kaisersaal, wo die Copien der Herrenhäuser Büsten von Papp in einem Platze von ovaler Form zwischen Bäumen aufgestellt sind. Es ist zu verwundern, wie sich dieser Papp, vermöge seines Firnisses, in freyer Luft hält, ohne eine merkliche Beschädigung zu zeigen: im Winter werden jedoch die Büsten zu Schauer gebracht, und ehe man sie im Frühjahr wieder hinaus stellt abgewaschen. Uebrigens würde man der Anlage im Ganzen wünschen, daß mehr Aussichten aufs Feld, auf nahe Dörfer, aufs Schloß und auf Wiesen, welche in dieser Gegend liegen, hätten ausgesparet werden mögen. Des Herzogs Schweizerhaus ist, was es seyn soll, bequem, simpel und nett.

Das Merkwürdigste in Ludewigslust ist, meiner Einsicht nach, die Carton- oder Papp-Fabrik. Es ist bekannt, daß man darin Vasen, Büsten, ganze Statüen, Uhrgehäuse, Wandleuchter, Basreliefs verfertiget. Der Geschmack dieser Werke ist freylich so verschieden, als verschieden die Modelle sind, wornach sie geformt werden, auch darf man sie nie als schöne Kunstwerke betrachten, weil die Feinheit der Umrisse bey der Sprödigkeit der Masse verloren geht. Aber als Meubeln, als

Mittel

Mittel Zimmer, Gärten und Geräthschaften zu verzieren, verdienen sie um so mehr empfohlen zu werden, da sie den doppelten Vortheil, wohlfeil und dauerhaft zu seyn, in sich vereinigen. Eine Figur, wie die mediceische Venus, kostet zwanzig Thaler.

Bey der Papp-Fabrik an wohnt der Hofmahler Herr Liszewsky, aus einer bekannten Künstler-Familie. Er hat seine Manier oft verändert. Izt mahlt er mit lauter tockirten Pinselstrichen, so daß seine Gemählde in Oehl wie Miniatur-Gemählde mit länglicht punktirten Strichen aussehen. Für alte Köpfe thut das gut, für junge ist es aber nicht zur Nachahmung anzurathen.

Sein Colorit ist ein wenig zu Kreideweiß, und Zeichnen scheint nicht seine Stärke zu seyn. Die Beywerke vernachläßigt er zu sehr, besonders die Haare, welche zu strupplicht aussehen. Seine Farben aber halten sich sehr gut. Er verdankt dieß seiner eigenen Zubereitung, und es wäre zu wünschen, daß er uns das Verfahren, welches er dabey beobachtet, bekannt machen wollte. Er präparirt besonders den Zinnober vortreflich, ingleichen den Crocus Martis, Roth aus Eisenruß, Eisensafran. Zu den Halbschatten im Gesicht bedient er sich präparirter schwarzer Kreide. Sie thut gute und vielleicht bessere Würkung als die Ultramarin-Asche.

Herr Kaplunger, ein Böhme von Geburt, ist Herzoglicher Bildhauer. Ich glaube, daß sich nicht viel mehr von ihm sagen läßt.

Den

Den Hofmahler Herrn Seehase habe ich nicht persönlich kennen lernen. Seine Werke, größtentheils Bildnisse, haben ein sehr einladendes Colorit. Ob die Farben sich halten werden, steht dahin. Völlig correct in der Zeichnung ist er auch nicht.

Die übrigen Häuser in Ludwigslust, außer dem Schlosse, sind alle von rothen Backsteinen aufgeführt, und sehen sich unter einander ähnlich. Es giebt dieß dem Orte etwas Einförmiges, welches sich bey einem längern Aufenthalte noch sehr vermehren muß.

Schwerin.

Das Schloß in Schwerin ist ein altes Gothisches Gebäude. Die Lage am See ist aber vortreflich, und aus dem anstoßenden Garten, der eine Halbinsel ausmacht, und sich mitteilst eines in Terrassen abgetheilten Hügels an das feste Land anschließt, könnte etwas gutes gemacht werden. Itzt aber ist er im steifen französischen Geschmack angelegt und sehr vernachläßigt.

Von der Bilder-Gallerie im Herzoglichen Schlosse hat der Aufseher Johann Gottfried Groth ein Verzeichniß im Jahr 1782 geliefert, welches aber ohne kritische Genauigkeit gemacht, und mehr wie ein bloßes Meubeln-Inventarium anzusehen ist. Er hat die Nahmen der Meister angenommen, wie sie ihm überliefert waren. Ueber die Schönheit der Stücke hat er gar nicht geurtheilt. Da ich weiß, wie wenig detaillirte kritische Beurtheilungen nach dem Geschmacke der mei-

sten

sten Leser sind, so will ich mich begnügen, einige allgemeine Bemerkungen über den Werth dieser Sammlung zu machen, hin und wieder die vorzüglichsten Stücke unter Verweisung auf das Grothsche Verzeichniß heraus heben, und einige unrichtige Angaben der Meister zu verbessern suchen. Im Allgemeinen muß ich die Bemerkung vorausschicken, daß die Sammlung aus lauter kleinen Cabinetsstücken besteht, und daß durchaus kein vorzügliches Stück aus der italienischen Schule darin befindlich ist. Das Verzeichniß redet zwar von einem Raphael. Aber dieß ist ein bloßes Gefäß von Fayance oder von der sogenannten Majolica, dergleichen man beynahe in jedem Kunstkabinet und besonders in Braunschweig so viele findet. Raphael hat gewiß daran keinen unmittelbaren Antheil gehabt, wenn ich gleich nicht leugnen will, daß sie hin und wieder nach seinen Zeichnungen gemahlt seyn mögen.

Die Luca Giordano sind weder über allen Zweifel erhoben, noch ausgezeichnet merkwürdig. Eben dieses läßt sich von den Stücken des Salvator Rosa sagen. Der Maratti ist ächt, aber nicht vorzüglich. Der angebliche Spagnolet ist wahrscheinlicher vom Valentino, und der sogenannte Tizian hat keine der bekannten Kennzeichen dieses Meisters an sich.

Also ist die Sammlung nur der niederländischen Schule wegen merkwürdig; aber auch in dieser fehlt es an großen historischen Stücken.

Der Rubens, der hier gezeigt wird, ist ein kleines, ungefähr zwey Fuß hohes, Stück, und höchstwahrscheinlich nicht von diesem Meister.

Merkwürdig ist dagegen die Sammlung, in Ansehung der niederländischen Cabinetsstücke, woran sie sehr reich ist. Ueber diese will ich, nach dem alphabetischen Verzeichnisse der Meister, welches dem Grothschen Catalog angehängt ist, kurz meine Meinung sagen.

Von van der Aelst, einem in Holland sehr geschätzten Stilleben-Mahler, finden sich hier sechs Stücke, welche für den Liebhaber solcher Süjets allerdings viel Werth haben.

An Marinen von Backhuysen hat die Sammlung beynahe einen Ueberfluß. Ich habe nicht leicht mehrere davon zusammen gesehen, und ob ich mich gleich nicht zu entscheiden unterstehe, ob nicht das eine oder das andere Stück von einer andern Hand seyn könnte, so sind doch einige gewiß ächt, und gehören zu den besten von diesem Meister.

Von Berghem, drey Gemählde, die aber nicht zu den Hauptstücken von diesem Meister gehören.

Von Ferdinand Boll ein herrlicher Kopf, so schön wie Vandyck (Siehe Verzeichniß Seite 19. Nr. 3.)

Von Johann Both eine herrliche Landschaft mit Figuren voller Geist (84, 50.)

Ein Johann Breughel mit Figuren von van Balen (36. 16.) wird im Verzeichnisse mit Un-

recht Peter genannt. Es ist der Breughel van Blour; sonst auch Samuel Breughel genannt. Von Peter, dem Höllen-Breughel, sind auch Stücke vorhanden.

In keiner Sammlung wird man so viel Stücke von Denner finden, als hier. Er war eine Zeitlang Hofmahler am Schwerinschen Hofe.

Ich nutze die bequeme Gelegenheit, etwas über seine Manier zu sagen.

Er verstand nicht zu zeichnen. Sobald er sich über die Grenzen des Brustbildes verstieg, so ward er incorrect und selbst in seinen Köpfen findet man Unrichtigkeiten. Gemeiniglich macht er den Hinterkopf zu schmahl. In seiner Färbung hatte er eine doppelte Manier. Die eine ist frey, aber kalt und blau: die andere ist sehr geleckt, frisch verschmolzen, aber auch oft unharmonisch und besonders in den Schatten unwahr.

Man findet in Schwerin in den untern Zimmern des Schlosses neun und vierzig angelegte Bildnisse von verschiedenen Personen des Hofes von seiner Hand. Die Köpfe sind blos untermahlt. Die Gründe sind bläulich grau, und das Ganze sieht aus wie ein Pastellgemählde auf blau Papier, worauf man den Grund mit zu den Halbschatten gebraucht hat. Man sieht daraus, daß er mit Oehlfarben beynahe wie mit Wasserfarben mahlte. Die erste Lage war wie gewaschen, (au lavis) schwach, sehr vertrieben und eintönig. Manche Bilder ließ er so stehen, und setzte nur hin und wieder einige Druckers hinzu. Wenn er aber seine Köpfe aus-

mahlte,

mahlte, so arbeitete er in diesen Grund mit sehr feinen Pinseln weiter hinein ohne zu vertreiben. Der Schmelz der Farben kam durch die Menge der Tinten heraus, die an einander in sehr unmerklichen Abstuffungen gesetzt wurden. Daher das Frische seines Colorits; daher aber auch der Mangel an Harmonie, den man in so vielen seiner Köpfe antrift, da er zu sehr die einzelnen Parthien ohne Rücksicht auf das Ganze ausarbeitete. Verwunderungswürdig ist nicht sowohl der Fleiß, als die Wahrheit, mit der er die fette Haut und ihrer verschiedenen Einschnitte darstellte. Seine Manier paßt aber allein für alte runzlichte Köpfe, Bey jungen findet sie gar nicht Statt, und sie ist überhaupt dem Zweck der schönen Künste zuwider. Inzwischen bleibt Denner immer durch das Frische, Saftige und Verschmolzene seiner Färbung über seine Nachahmer, Mettenleuter u. s. w. sehr erhaben. Von diesem Meister findet man nun auch mehrere ausgearbeitete Köpfe in dieser Sammlung. Der schönste, den ich je von ihm gesehen habe, ist ein alter Frauenskopf mit einem Schleyer von leberfarbenem Changeant. (Verz. S. 25. Nr. 15.) Die Kniestücke (35. 4—7 sind alle verzeichnet.

Von Dieterich einige schöne Landschaften in seiner bräunlichen Poelenburgischen Manier.

Von Gerhard Dow werden hier vier Stücke gezeigt. Ich habe aber nur zwey davon für ächt erkennen können. Das eine stellt eine Köchinn vor, welche Wurzeln schabt (S. 17. Nr. 13). Als physiognomi-

sches Stück betrachtet, schön. Die individuelle Wahrheit in der Miene und Stellung der Köchinn bey ihrer Beschäftigung, wird dem Kenner immer schätzbar bleiben. So sieht man aus, so gebehrdet man sich, wenn man Wurzeln schabt: und das so auszudrücken, wie es hier ausgedrückt ist, ist keine Kleinigkeit. Inzwischen ist der pathologische Ausdruck interessanter in einem andern Stücke dieses Meisters (V. S. 21. Nr. 16.) welches einen Zahnarzt vorstellt, der einem Bauer in Gegenwart seiner Frau einen Zahn ausnimmt: die aufmerksame Behutsamkeit des Zahnarztes, der verbissene Schmerz des Patienten, die bange Erwartung seines Weibes, sind unvergleichlich dargestellt. Ich habe es schon oft gesagt: Gerhard Dow unterscheidet sich darin von allen seinen Nebenbuhlern und Nachahmern, daß er die Bewegungen der Seele an den äußern Formen des Körpers wirklich darstellt; dahingegen die andern sie nur nachäffen, oder gar nicht liefern. Er ist ein guter Schauspieler: die Mieris, Slingeland, Begas, Brauwers u. s. w. sind nur Farceurs, Grimaciers oder Statisten.

Von Vandyk mehrere Köpfe. Die schätzbarsten schienen mir, ein Bürgermeister von Amsterdam (Verz. S. 19. Nr. 2.) mit schönen Händen, und Hugo Grotius (S. 46. Nr. 19.)

Von de Heem, van der Heyde, van Huysum, Hondekotter, mehrere in ihrer Art schätzbare Stücke. Sie gehören zu sehr in den Geist, womit diese Sammlung zusammen gebracht

bracht ist, als daß man sie hier nicht erwarten sollte.

Von Hughtenburg einige Capitalstücke.

Das Nachtstück, welches dem Jacob Jordaens zugeschrieben wird, (B. 19. 1) ist sicherlich nicht von ihm. Uebrigens kleine Figuren, ungefähr zwey Fuß hoch und sonderbare Composition.

Von Salomon de Koningk einige schöne Stücke: besonders ein Joseph, der dem Pharao den Traum auslegt (66. 50.)

Von Lairesse eine Stratonice und Antigonus (61. 21.) Eines der besten Gemählde der Gallerie, seiner schönen mahlerischen Anordnung wegen.

Von Franz von Mieris einige schöne Gemählde in ihrer Art. Das beste ist unstreitig das Conversationsstück (S. 80. 27.) Die Wahrheit des Details kann nicht höher in den Stoffen getrieben werden. Man sieht unter andern einen Stuhl mit einem sammtnen Polster, woran das Abgeschabte des Sammets durch das häufige Sitzen bemerkt wird. Aber wie mag man doch solche Spielereyen mit dem Geist eines Dows vermengen! Die Hauptfigur, eine singende Dame, kehrt dem Zuschauer den Rücken zu, und läßt nur wenig von ihrem ohnehin ungefälligen Gesichte sehen.

Von Mierefeld zwey schöne Bildnisse, (S. 23. 6 und 7.)

Von Molinari eine Winterlandschaft (47. 27.)

Von Moucheron eine ungewöhnlich warm kolorirte Landschaft für diesen Meister: sie gehört zu seinen besten (71. 14.)

Von Peter Neefs sehr viele Perspektiven.

Von van der Neer und Netscher nichts Ausserordentliches.

Mehrere Ostaden.

Eine Menge Oudrys. Der Sammler scheint ein großer Liebhaber von den Stücken dieses Mahlers gewesen zu seyn. So sehr die Landhäuser in Frankreich, Deutschland und Dännemark mit seinen Jagdstücken angefüllt sind, so erinnere ich mich doch nie davon eine solche Anzahl vereinigt gesehen zu haben. Ich mag seine blaue Fechtelmahlerey nicht. Die besten Stücke hier sind zwey Landschaften mit Vieh, (6. 3 u. 4.) aber immer noch falsch an Farbe, nur wärmer als gewöhnlich.

An schönen Poels und Poelenburgs ist die Sammlung reich.

Dagegen ist mir unter den vielen Potters, die hier gezeigt werden, kein einziger vorgekommen, der mit den vorzüglichen Stücken dieses Meisters, z. E. mit der Casselschen vache qui pisse, verglichen werden dürfte. Und wo dieser Meister nicht vorzüglich ist, da scheint er mir immer hart, incorrect und widerlich zu seyn. Ich bemerke dieß besonders in Rücksicht auf die Landschaft, (S. 42. Nr. 30.) aus der man dort viel Wesens macht. Das beste Stück scheint mir (S. 22. Nr. 19.) eine Landschaft mit Kühen zu seyn, es ist aber verwaschen.

Von Rembrandt zeigt man zehn Stücke. Die mehrsten sind wohl nur nach ihm, oder aus seiner Schule. Aecht scheint aber zu seyn, eine

Dame

Dame an der Toilette, (50. 41.) kleine Figur. Schön sind, sie mögen seyn von wem sie wollen, die drey Köpfe (S. 15 u. 16. Nr. 489.)

Die Heinrich Roos und Ruysdael gehören nicht zu den besten in ihrer Art, so wie auch nicht die Steens.

Dagegen sieht man hier einige schöne Slingelands, (besonders den Mann mit der Geige, 79. 23.) Teniers und Terburgs. Von letzterm ist besonders der lesende Mann (S. 89. 20.), unter die Hauptstücke von diesem Meister zu rechnen.

Thiele hat hier einige Prospekte Meklenburgischer Gegenden gemahlt.

Von Adrian van der Velde findet man einige schöne Viehstücke. Von Adrian van der Werf ein ausgezeichnetes Stück, Simson und Delila, (26. 22.) Von Wouwermann vier brave und meiner Einsicht nach ächte Stücke.

Diese Uebersicht der Schwerinschen Gemähldesammlung wird mich, wie ich glaube, rechtfertigen, wenn ich sie sowohl der Casselschen als Salzdahler nachsetze. Sie kann sich mit beyden nicht einmahl in Rücksicht auf Werke der niederländischen Schule messen.

Ratzeburg.

Ich ging von Schwerin nach Ratzeburg. Dieß Städtchen hat zwar keine Kunstwerke aufzuweisen, giebt aber durch seine romantische Lage in einem See dem Schönheitsgefühle mehr Genuß, als manche Gallerie. In Niedersachsen ist schwerlich

ein Ort, der sich ihm in Rücksicht auf pittoreske Lage an die Seite stellen dürfte. Man sieht das nettgebaute Städtchen auf einer Insel liegen, die in der Mitte einen Hügel bildet, und durch eine lange Brücke von der einen Seite mit dem festen Lande verbunden wird. Die Gebäude, worunter der Dom, die neue Kirche, die Regierung u. s. w. hervorstechen, bilden eine schöne Gruppe. Jenseits der Stadt und des Sees liegen Kirchen, Vorwerke, Amtshäuser auf mäßigen Hügeln, die sich wie Terrassen in die Höhe heben, und hin und wieder, gleich Vorgebürgen, ins Becken des Sees treten. Dieser verengt sich weiter hin zu einem Wasserstrome, der sich auf mehrere Meilen der Länge nach vor dem Auge hinlegt, und am Ende von den Thürmen der Stadt Lübeck gekrönt wird. An schönen Vorgründen fehlt es auch nicht, und mehr als eine Parthie dieser freundlichen Gegend könnte, ohne das geringste hinzuzusetzen oder abzunehmen, in einen Rahmen gefaßt, das schönste Landschaftsgemählde abgeben.

Lübeck.

In Lübeck zeigt man im Dohm ein Gemählde aus der altdeutschen Schule: eine Kreuzigung Christi. Es hat Verdienst und ist ziemlich wohl erhalten. Man nennt Holbein als den Meister. Es scheint mir aber nicht sein Styl zu seyn, und wenn die am Rahmen bemerkte Jahrzahl 1497 richtig ist, so kann es gar nicht von diesem Meister seyn.

Auf

Auf dem Rathhause ist der Audienzsaal mit allegorischen Gemählden von Stephanus Torelli geziert: Es sind Arbeiten eines sehr geschickten Handwerkers: aber falsch an Ausdruck, Zeichnung und Farbe. Sie halten die Prüfung nicht aus.

Der Herr Senator Rodde besitzt ein sehr schönes Cabinet, welches kein Liebhaber der Künste ungesehen lassen sollte. Unglücklicher Weise erfuhr ich erst etwas davon als meine Abreise nicht mehr aufgeschoben werden konnte. Ich habe es daher auch nur bey Licht gesehen, und wage es nicht, eine detaillirte Anzeige davon zu liefern.

Auf der Reise von Lübeck nach Hamburg machte ich die Bemerkung, daß die Stekniß sich in einer gewissen Gegend dergestalt durch eine Wiese am Rande eines Holzes herschlängelt, daß sie beynahe alle zehn bis zwanzig Schritt eine andere Wendung nimmt. Wenn man dieß in einem Garten nachmachen wollte; so würde es ganz fehlerhaft seyn. Denn die schöne Gartenkunst hat dieß mit allen schönen Künsten gemein, daß sie das Wahre von demjenigen abnimmt, was gemeiniglich geschieht, und daß das Würkliche, aber Seltene, nicht hinreicht, ihre Produkte wahrscheinlich zu machen.

II.

Welche Vorzüge hat das bürgerliche Trauerspiel vor dem heroischen Trauerspiele und dem Lustspiel? Warum steht es dem letztern nach? Und welches sind die ihm ausschließlich zukommenden Eigenschaften?*)

I.

Es sind nunmehr über zweytausend Jahre, daß die Poetik des Theaters das Drama auf zwey Gattungen, die tragische und die komische, einschränkte. Die Griechen waren die Erfinder von beyden, und Aristoteles, dieß vielumfassende fruchtbare Genie, der geboren zu seyn schien, der Lehrer des Menschengeschlechts in allen Theilen menschlichen Wissens

*) Wir theilen hier unsern Lesern eine freye und gedrängte Uebersetzung einer von der Königl. Akademie der Wissenschaften und schönen Künste von Mantua im Jahr 1790 gekrönten Preisschrift des Abbe J. Valdastri mit, die 1792. unter folgendem Titel erschien: Dissertazione sopra il Quesito: quali vantaggi e svantaggi abbiano rimpetto alla Tragedia e alla Comedia, quelle, che diconsi Tragedie Cittadinesche, e quali sieno le peculiari leggi costitutive di questo genere, oltre le comuni agli altri, cavandole dalla specifica ed intima indole loro, per dimostrare, qual grado di perfezione possa ottenersi. In Mantova MDCCXCII. 4.

sens zu werden, unternahm es, die innersten Geheimnisse der dramatischen Poesie aufzudecken, und ihre Vollkommenheit innerhalb bestimmter Grenzen festzusetzen. Dieser große Zweck aber ward nicht von ihm erreicht. Statt der wahren und vollständigen Metaphysik der Kunst, deren Inhaberinn die Natur allein von jeher gewesen ist, und immer seyn wird, gab er nur eine Metaphysik des Atheniensischen Theaters, das er mit dem größten Tiefsinn zergliederte und ganz umfaßte. Er sah nicht, wie verkehrt es sey, das System der Grundsätze der Kunst von den Künstlern zu entlehnen, und daß man vielmehr sich auf das innigste mit dem Urbild bekannt machen müsse, um mit Ordnung und Wahrheit die Umrisse der Formen, die zur Nachbildung desselben geschickt sind, andeuten und festsetzen zu können. Er sah nicht, daß das Genie in seinen Werken beschränkt seyn müsse, weil auch sein schärfster Blick nur über einen engen Horizont trägt, die Fruchtbarkeit der Natur hingegen unerschöpflich, ihre Erzeugnisse im höchsten Grad mannichfaltig, und ihre Ansichten unendlich verschieden sind; daß die Entlehnung der wesentlichen Kunstregeln von der Kunst selbst nichts anders sey, als ein Unterschieben einer Copie an die Stelle eines Modells, eine bloße Vergleichung eines Gegenstandes mit sich selbst, die ohnmöglich einen Probierstein der Wahrheit abgeben könne, und daß man endlich, auf diese Weise, das aufstrebende Genie zwinge, unter einer abergläubischen Bewunderung des Künstlers zu schmachten, und sein Feuer durch die kalte und un-

fruchtbare

fruchtbare Einförmigkeit einer sklavischen Nachahmung, dieses Giftes aller schönen Künste! zu ersticken. Als Hauptkriterium der Gattungen setzte er folgendes fest: Die Tragödie sey eine Nachahmung Schrecken und Mitleid erregender Vorfälle in den höchsten Ständen, und die Comödie Nachahmung des Fehlerhaften und Lächerlichen, und so gab er, in Rücksicht auf die erstere, den Kunstrichtern eine trügliche Norm für ihre Urtheile, und stellte ein Gesetz auf, das die knechtische und abgöttische Verehrung späterer Dichter als einen Orakelspruch des guten Geschmacks selbst befolgte. Von nun an betrachteten beyde, Dichter sowohl als Kunstrichter, schreckliche und gräßliche Gesinnungen, Verbrechen, Unglücksfälle und Strafen hoher Personen als das ausschließende Element des tragischen Geistes, und nach dem Endurtheil des Stagyriten zweifelte man keinen Augenblick, neue Modificationen der Gattung wären unmöglich, und Sophokles und Euripides hätten die äußersten Grenzen der Vollkommenheit der Kunst erreicht. Es ist in der That ein sehr trauriges Loos, daß der Mensch, der vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit ohnehin zum Nachahmen geneigt ist, eben dadurch auch gewöhnt wird, aus Trägheit oder Vorurtheil blindlings fremde Meinungen anzunehmen. Sein erster Unterricht ist ein Lernen größtentheils ohne eigne Prüfung; aus Gewohnheit billigt und verwirft er in der Folge, und selten erlangt sein Geist, der von dieser günstigen oder nachtheiligen Stimmung für einen Gegenstand gleichsam gelähmt ist, die nöthige Stärke,

seine

seine Vorstellungen zu berichtigen, und der wahren Beschaffenheit der Dinge, die oberflächlichen, wenn gleich berühmten Entscheidungen dogmatischer Schriftsteller nachzusetzen. Eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch dachte man auf nichts sonst, als mit pedantischem Fanatismus dem Aristoteles nachzulallen, die griechischen Dichter mehr oder weniger glücklich nachzuahmen, tausendmahl dieselben Subjekte, Charaktere, und die uns ganz und gar unangemessenen und gleichgültigen Greuel der griechischen Tragödien zu wiederhohlen. Von ihm bis auf Horaz, seinem treuen Interpreten, und von diesem bis auf Addison, Boileau, Voltaire, Gravina und seinen unsterblichen Schüler *) schöpften alle aus derselben Quelle, und durchgehends galten nur diejenigen Werke, die nach dem Muster und im Geist der griechischen Modelle verfertiget waren, für ächt tragisch. Aeußerst auffallend aber bleibt es immer, wie so scharfsinnige und gelehrte Männer annehmen konnten: die Kunst sey gleich in ihrer Geburt vollkommen gewesen; da doch Vollkommenheit immer nur das Werk der Zeit ist; die Aeschylus, Sophokles und Euripides hätten, kurz nach der Entstehung der Tragödie, alle möglichen Combinationen dieses Schauspiels erschöpft, und Melpomene könne nicht anders, auf eine ihr würdige Art, auf der Bühne erscheinen, als mit der Giftschaale in der Hand, oder mit einem bluttriefenden Dolch unter einem barbarischen

und

*) Metastasio.

und furchtbaren Geleit unmenschlicher Mordthaten und wilder Verbrechen. Es ist kaum zu begreifen, wie man sich einfallen lassen konnte, das eigentliche Element der Tragödie auf die enge Sphäre großer Personen, Helden und Monarchen einzuschränken, und diesen allein das Erhabene und Große im Laster und in der Tugend, die Stärke der Gesinnungen, die Zartheit des Gefühls und den wilden Wahnsinn der Leidenschaften zuzueignen, gleichsam als ob Unglücksfälle, Glückswechsel, Leiden und beweinenswürdige Irrthümer nicht das allgemeine Erbtheil der Menschen wären, noch in Allen gleichartige Bewegungen erregten; als ob grausame Ungerechtigkeiten, die mishandelte Unschuld, die unterdrückte Tugend, traurige und schreckliche Zufälle und Katastrophen nicht im Allgemeinen unter ähnlichen Umständen gleiche Verzweiflung, Mitleid oder Schrecken erregten, oder die Sprache der Leidenschaften nicht in dem ganzen Menschengeschlecht charakteristische und gleichförmige Accente hätte, und Dichter genöthigt wären, zu privilegirten Gattungen handelnder für die tragische Bühne ausgeschiedner Personen ihre Zuflucht zu nehmen. *) Welch eine sonderbare Grille, daß man in dieser drama-

*) So sagt Aristoteles im 13. Kap. seiner Poetik da, wo er von der Hauptperson spricht, die der eigentliche Gegenstand des Trauerspiels ist: Εστι δε τοιουτος ὁ μητε αρετη διαφερων και δικαιοσυνη μητε δια κακιαν και μοχθηριαν μεταβαλλων εις την δυστυχιαν, αλλα δι' ἁμαρτιαν τινα των εν μεγαλη δοξη οντων και ευτυχια: οιον Οιδιπους και Θυεστης etc.

dramatischen Gattung nur Griechische, Römische, Persische, Türkische, Arabische, Chinesische u. d. gl. Materialien sollte bearbeiten dürfen; daß man immer nur den tragischen Mustern eines alten Volkes nachtreten müßte, ohne den Gedanken wagen zu dürfen, eine eigne nationale tragische Bühne zu errichten. Wie sonderbar, daß man noch immer fortfährt, sich in dem engen Kreise einiger wenigen Plane, Situationen, Motiven, Ausgänge herumzudrehen, daß man nichts als Monarchen aufführt, die sich immer durch dieselben Attribute ankündigen, fast alle Eine Sprache führen, fast alle einerley Physiognomie und Charakter haben, dieselben trotzigen, übermüthigen Gesinnungen hegen, und immer mit einem langen Schweif von Garden und Trabanten auftreten, gleich als ob dieser Apparat von Gewalt und Schrecken ein nothwendiges Unterscheidungszeichen ihrer Würde, und die königl. Majestät in nichts von dem grausamen und feigen asiatischen Despotismus verschieden sey. Wie sonderbar endlich, daß, während das Trauerspiel in seiner ersten verfeinerten Gestalt zugleich (so wie dieß allenthalben geschehen sollte) dem öffentlichen Unterricht und dem Vergnügen gewidmet war, die neuern Dichter sichs so angelegen seyn lassen, schimmernde und prunkende Romanentugenden zu schildern, die entweder diesen Nahmen gar nicht verdienen, oder doch das Eigenthum einer Gattung Wesen von einer der unsrigen ganz unähnlichen Beschaffenheit des Geistes zu seyn scheinen; daß sie sich so sehr in prächtigen, aber oft idealischen Gemälden gefallen,

die

die nur einen schwachen und vorübergehenden Einfluß in das bürgerliche Leben haben können, weil die Menschen im Durchschnitt nicht fähig sind, Lehren zu benutzen, die keinen oder nur einen sehr entfernten Bezug auf sie haben, noch sich in Situationen zu versetzen, und Theil an Wesen zu nehmen, deren Lage, Verhältnisse u. s. w. so durchaus von den ihrigen verschieden sind. Anstatt also für seine eigene Nation zu schreiben, anstatt sich an den grossen Theil des Volks zu wenden, um ihn von traurigen Irrthümern und Lastern, die den Frieden und die Ordnung der Gesellschaft stören, zu befreyen; anstatt mit der unwiderstehlichen Evidenz der gemeinen praktischen Wahrheit und mit dem Enthusiasmus der rührenden und erschütternden Beredtsamkeit die traurigen und furchtbaren Folgen der ausschweifenden Leidenschaften in allen Volksklassen zu schildern, und so das Theater wirklich in eine wirksame Schule öffentlichen Unterrichts zu verwandeln, schreibt und spricht der tragische Dichter für eine äußerst geringe Anzahl Personen, die sich das Recht anmaßen, die Produkte der tragischen Muse nach dem Maaße des Vergnügens oder der langen Weile, die sie ihnen gewähren, oder nach dem Verhältniß, als in ihnen gewisse angenommene Geschmacksregeln beobachtet oder übertreten sind, zu preisen oder herabzuwürdigen, ohne dabey die geringste Rücksicht auf öffentlichen oder Privatnutzen zu nehmen. Man führt Helden auf, und ihre Sprache wird kaum von wenigen verstanden, die selbst keine Helden und sogar weit entfernt sind, je

welche

welche zu werden. Man trägt tausendmahl behandelte Szenen unmenschlicher Verbrechen gekrönter Häupter, Fürsten und anderer großen Personen für ein Parterr zur Schau, das es längst müde und überdrüßig ist, für nichts und wieder nichts zu staunen oder zu beben, und vor schändlichen Ausschweifungen zu schaudern, die zum Theil geradezu mit den jetzt herrschenden Vorurtheilen, Sitten und Lastern im Widerspruch stehen, die Menschen voraussetzen, die zum Glück äußerst selten moralische Ungeheuer sind, die vor mehrern tausend Jahren lebten, außer allem Bezug mit uns stehen, und durch nichts interessiren, und zu nichts gut sind, als in den Gemüthern einiger Zuschauer eine unangenehme und unnütze Rührung zu erwecken, die kaum so lange dauert, als die Täuschung der theatralischen Vorstellung. Jene Dichter, die zuerst einen Oedipus auf die Szene brachten, der seinen eignen Vater Lajus ermordet und der Gemahl seiner eignen Mutter Jocasta wird — einen Agamemnon, der das Opfer seiner eignen Tochter Iphigenia verstattet — einen muttermörderischen Orest, eine blutschänderische Phädra, und andere ähnliche Urheber von Verbrechen, die Ekel und Abscheu erwecken — diese Dichter fehlten selbst schon vielleicht darin, daß sie in der Wahl dieser und anderer Personen und Begebenheiten das bloß Schreckliche mit dem Abscheulichen verwechselten, allein sie schrieben doch wirklich für ihre Nation, die in Beziehung mit den vorgestellten Personen stand, und die Tragödie erreichte unter ihrer Leitung den

natürlichen Zweck der dramatischen Poesie, die Ideen des Moralischschönen, des Anständigen, des Gefälligen und Nützlichen unter der Menge zu entwikkeln und zu nähren; sie bestärkte auf eine wunderbare Weise in den Gemüthern die Achtung für die religiösen Begriffe jener Zeiten, die, so widersinnig und ausschweifend sie zum Theil waren, doch der Politik gute Dienste leisteten, und in den Bürgern oder Theilnehmern der Souveränität dasjenige, was sie für anständige Denkungsart freyer Männer hielten und priesen, den Haß gegen die Tyranney, die sie mit der königlichen Würde verwechselten, und die abgöttische Verehrung der republikanischen Regierungsform! Jetzt, wo die veränderte Denkungsart und Lebensweise, der verschiedene Geist der Regierungen, der Erziehung, des Gottesdienstes, und viele andere Prinzipien, die Völker so mannichfaltig modificirt haben, daß, mit wenigen Ausnahmen, in den jetztbestehenden politischen Constitutionen alle Aehnlichkeit mit den alten griechischen Staaten, in Rücksicht auf jene großen republikanischen Angelegenheiten, verschwunden, und an die Stelle jener wilden Vaterlandsliebe und des thörichten Fanatismus einer stürmischen Freyheit, das Privatinteresse zu erwerben und zu genießen getreten ist; jetzt muß auch der tragische Dichter, wenigstens in den meisten Fällen, den tausendmahl wiederhohlten und nachgeahmten Darstellungen der erwähnten Gegenstände, der Vater- Mutter- Meuchelmorde, der blutschänderischen Intriguen, die rührenden und schrecklichen Gemälde

vor-

vorziehen, die das bürgerliche Leben in großer Anzahl darbietet. Anstatt Zeit und Mühe zu verschwenden, um die dürren Skelette alter Kolossen wieder zu beseelen, die dem gegenwärtigen Geschlechte der Menschen durchaus unähnlich sind, und in der That außer allem Verhältniß zu uns stehen, sollte der tragische Dichter vielmehr mit philosophischem Blick die Natur um ihn her voll Leben und Kraft betrachten. Wie oft wird sein fühlbares Herz bey dem Anblick der zahllosen Uebel und schrecklichen Unordnungen in der bürgerlichen Gesellschaft zum Mitleid oder zu edlem Unwillen bewegt werden, er mag sich unter den verschiedenen Klassen der Städter, oder unter den zu sehr vernachlässigten und oft ganz verkannten Bewohnern des Landes und der Gebirge umsehen! Wenn sein Genie dann, erwärmt von der Liebe zu seinen Brüdern, geleitet von der Hand der Wahrheit, in seine Schilderuugen die Beredtsamkeit der Empfindung, diese Seele der tragischen Kunst, überträgt, welch ein interessantes Schauspiel wird er dann nicht vor den Augen des Volks, der Gesetzgeber und Staatskundigen aufstellen; ein Schauspiel voll Belehrung, voll Unterhaltung und nicht unnütz vergoßener Thränen! Dieß ist in Rücksicht auf wahren Nutzen doch etwas ganz anders, als einem Volk, das nicht der geringsten Theilnahme daran fähig ist, den längst vergessenen Untergang eines alten Tyrannen, den Umsturz eines Throns, die Eroberung eines andern, die durch Verheerungen, Blut und barbarische Unternehmungen veränderte Constitution eines Staates vorzustellen! Die

 Bilder,

Bilder, die solche Handlungen darbieten, mögen noch so prächtig, noch so voll heroischer Würde seyn; im Guten und im Schlimmen mögen die Charaktere und Gesinnungen die ganze Erhabenheit, Majestät, Energie besitzen, die Personen vom höchsten Range und dem angeblichen Wesen des Trauerspiels angemessen sind; immer wird doch die erhabene Einfalt der Natur tiefer eingreifen, nützlicher rühren und so weit den Vorzug vor dem blendenden Schimmer und der geschminkten Pracht der Kunst verdienen! Welcher Bürger unserer neuen Staaten wird (wenn er gleich die besten Trauerspiele eines Racine, Corneille, Crebillon, Voltaire und, nach dem Urtheile Vieler, das beste italienische Trauerspiel, die Merope von Maffei, kennt) bey der Vorstellung des Hausvaters, des Beverley, der Clarisse, des falschen Freundes, Jennevals, des Dürftigen u. s. w. diesen interessanten Szenen nicht mit ungleich stärkerm Entzücken Beyfall zuklatschen, und, hingerissen von der Evidenz des moralischen Zwecks und des unmittelbaren allgemeinen Nutzens, nicht aus innigem Gefühl sagen: Seht das sind Schauspiele, die es wirklich verdienen, unsern Söhnen, unsern Weibern, unsern Verwandten, den Weltleuten, der unvorsichtigen und leichtgläubigen Jugend, den verschwenderischen Reichen, die so oft durch den Ueberfluß verhärtet und verdorben werden, mit einem Wort, allen Ständen, Altern u. d. g. vorgestellt zu werden, da sie wahre Gemälde von Unfällen, Irrthümern und Pflichten, wie sie in den jetzigen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft

passen

passen, enthalten. In diesen kann Jeder, in jedem Fall, Richter über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit seyn, und sich sehr oft darin, als interessirter Theil, erkennen; jeder ist fähig, gewöhnliche Charaktere, die ein natürliches Betragen beobachten, kennen zu lernen; jedermann versteht ihre Sprache, und kann die Lehren und Beyspiele zu seinen Nutzen verwenden. Müßen nicht Eindrücke von Gegenständen, die innerhalb unserm Gesichtskreise liegen und uns ganz nah angehen, tiefer in das Gemüth eindringen, und treue Darstellungen unserer Sitten und Pflichten auf dem Wege der Empfindung das Herz weit lebhafter erschüttern als jene, die einer Reihe von Wesen zukommen, deren Beschaffenheit zu hoch und fern von der unsrigen ist? Auf diese Weise wird der Dichter wiederum Rathgeber und Beförderer des allgemeinen Wohls; auf diese Weise setzt er das poetische Talent wieder in seine ächte Würde ein, und giebt dem Theater das wahrhaft erhabene Verdienst, im Nothfall die Regenten der Völker und Staaten über gewisse Fehler der Verwaltung, die den bestgesinnten Vätern des Volks oft auf eine höchst schändliche Weise verheimlicht werden, über die schlecht erkannten Folgen gewisser Einrichtungen oder Plane für die öffentliche Erziehung, Rechtspflege, Finanzen oder andere gleich wichtige Gegenstände zu belehren, kurz auf die Verbesserung der Gesetze und die Unterstützung zweckmäßiger Anordnungen zur Reinigung der Sitten den kräftigsten Einfluß zu erlangen. Welch eine neue und reiche Quelle anziehender Vergnügungen

für das Volk, welch eine Schule nützlicher Moral, die, durch das Gefühl eingeflößt, nothwendig in zarten Herzen keimen und gedeihen muß; welch ein vergrößerter Schatz von Reichthümern für die Kunst! Was vermöchte die Tragödie, auf diese Form und zu dieser Bestimmung zurückgebracht, nicht? Sie vermag alles das, was die Eingebungen der Grausamkeit und des Stolzes bey den Griechen, in Rücksicht auf die bestehenden politischen Verfassungen, wirkte, und nicht mehr durch dieselben Gegenstände und durch ihre für uns fehlerhafte Form wirken kann; denn welche Verschiedenheit herrscht nicht zwischen ihren und unsern Lagen, Gewohnheiten, Einsichten? Und mehr noch vermag sie, als selbst die alte Tragödie; selbst das, was jene durch Vorurtheil verdunkelte, und was doch das wichtigste von allem ist, nemlich die Verbreitung einer allgemeinen Liebe für unsre Mitmenschen und die bürgerlichen Pflichten durch Mitleid oder Schrekken, oder auch durch bloßes Mitleid, und zwar auf eine Art, die wirksamer ist, als jede andere, weil es keine giebt, die mehr als das so geleitete Theater im Stande wäre, die Willensneigungen der Individuen zu Einem gemeinschaftlichen Zweck, die Mitwirkung zu einer allgemeinen Harmonie zu vereinigen.

Kunstrichter, die von Vourtheilen geleitet, und von Gewohnheit und Autorität an freyer Prüfung gehindert werden; die sich einmahl eine schiefe Vorstellung von der Vollkommenheit dieser Gattung dramatischer Poesie in den Kopf gesetzt haben, erkühnen sich den

Macht-

Machtspruch zu thun, das Trauerspiel sey ausschließend für Könige und Helden bestimmt, und es sey eben so widersinnig, diesen den Soccus, als Bürgern und Kaufleuten den Kothurn anzuziehen. Allein, woher weiß man denn, daß Könige und Helden allein fähig sind, Schrecken und Mitleid zu erregen? Erhalten etwan die traurigen und schrecklichen Situationen, die allen Ständen eigen sind, nur durch sie allein eine Beziehung auf das menschliche Herz, die fähig ist es zu rühren oder zu schrecken? So hinge wohl gar das tragische Interesse von dem Stande der handelnden Personen von der griechischen, römischen, türkischen rc. Kleidertracht, von dem Umstand ab, ob diese einen königlichen Talar oder einen Sklavenmantel trügen, eine Krone, ein mit Federn besetztes Casket, einen mit Edelgesteinen gezierten Turban, oder einen schlichten schmucklosen Huth; Schuhe, die die Personen größer machen, wie der Kothurn, oder Sokken und Pantoffeln? Ich gebe zu, daß es sich nicht schickt, Helden und Könige auf die komische Szene zu bringen, weil sie dadurch herabgewürdigt und in einen Widerspruch des Charakters gesetzt werden würden, der den gesunden Menschenverstand beleidigt; wie könnten aber Schilderungen, die sich auf alle Stände und Lagen des bürgerlichen Lebens erstrecken, die fähig sind, ein fühlbares Herz zu rühren, und, mit Wahrheit und Energie, die Unglücksfälle von unsers Gleichen, die traurigen und schrecklichen Folgen der Laster, die rührenden Todeskämpfe der verrathenen und unterdrückten Tu-

gend oder die entzückende Freude schildern, die ihre schweren Siege kosten, so schwer für den Menschen, der ihr, troß der Dürftigkeit, troß Verfolgungen und dem drohenden Tode treu bleiben will; schwerer noch für den Mann, der zu ihrer glorreichen Fahne zurückgebracht werden soll — wie könnten solche Gemählde, die den Verirrten nöthigen, einen Blick in sein Herz zu werfen, über sich selbst nachzudenken, und seine Kräfte aufzubieten, die Rückkehr zur Tugend, so lange sie noch möglich ist zu versuchen, — wie könnte alles dieß die Würde der Tragödie verringern, oder vielmehr, worin könnte diese Würde sonst bestehen, als eben hierin? Man setzt das Wesen der tragischen Gattung darein, daß es den Zuschauer rühre und in Schrecken setze, so wie das Komische ihn in eine fröhliche Stimmung bringen und lachen machen soll; allein ich sehe nicht, warum nicht bisweilen das Mitleid allein ausreichen sollte, den ganzen tragischen Effekt zu bewirken? Sehen wir nicht, daß dieß in vielen Stücken, z. B. in den beyden Freunden von Beaumarchais, wirklich der Fall ist? Was fehlt der Clarisse, dem Jenneval, dem Beverley, um Mitleid und Schrecken zu erwecken? jenes Schrecken nehmlich, das hinreicht, das Herz mit einem wahrscheinlichen Gewinn zu bewegen, aber nicht durch heftige, äußerst schmerzhafte Erschütterungen, und was das schlimmste ist, meist ganz unnützer Weise, zu martern und zu verwunden. Ich fodere die Gegner zum Versuch auf, wenn anders ihre Seelen nicht für den Zugang des Gefühls verschlossen sind; so wie jener alte Philosoph seinen Gegner, der die Existenz

der

der Bewegung läugnete, zum Gehen aufforderte. Sie sollen einmahl Vorstellungen solcher Stücke beywohnen, und wenn sie es nur über sich gewinnen, ihre wahre Empfindung nicht abzuläugnen, so werden sie sicher gestehen müssen, daß der tragische Geist vollkommen in ihnen erhalten ist, und daß die der Gattung eignen Leidenschaften mit einer weit natürlichern Oekonomie, und überdieß zu bessern Zwecken darin behandelt sind, als in den meisten für ächt erkannten Trauerspielen. Statt also sie mit dem unverdienten Nahmen Ungeheuer zu belegen und zu verwerfen, verlangt die Vernunft vielmehr, sie als neue Modification der Gattung anzuerkennen, und dem von dem angeblich feinen Geschmack als ausgemachte Wahrheit angenommenen Vorurtheil zu entsagen, daß die Griechen, zugleich Erfinder und Vervollkommner der dramatischen Kunst, die künftigen Dichter aller Nationen in die unvermeidliche Nothwendigkeit in ihre Fußtapfen zu treten versetzt, und ihren ganzen Ruhm darauf eingeschränkt hätten, ihnen nachzueifern, indem sie nemlich versuchten, den von den Alten verfertigten und vorgestellten Mustern so nah als möglich zu kommen. Horaz trug diese Meinung den Pisonen als ein ausgemachtes Gesetz vor:

— — — vos exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

und Pope, einer von den achtungswürdigsten, zugleich aber auch abergläubischsten Anbetern der Griechen, thut ohne das mindeste Bedenken den Ausspruch, daß uns kein ander Mittel übrig bleibe,

 unsern

unsern Werken einen wahren Werth zu geben, als die Nachahmung der Alten: All that is left us, is to recommend our productions by the imitation of the ancients. Die Bewunderung, die Tochter der Unwissenheit, die sich oft mit dem Enthusiasmus verbindet, erzeugte dieses Vorurtheil. Hiezu kam die pedantische Kritik, die die Kunst in enge Schranken einschloß, und den Ausspruch der Opinion, von den groben sinnlichen Eindrücken unterstützt, zu Grundsätzen erhob; und dieß ist fürwahr keine der kleinsten Schwierigkeiten, die das erfinderische Genie besiegen muß, um neue Combinationen zu bilden, und die Grade der menschlichen Perfectibilität und den Einfluß oder die Wirkung der Künste zu erweitern. Ich gestehe offenherzig, daß wenn man den größten Theil der neuen theatralischen Produkte, die unter dem Titel Bürgerlicher Trauerspiele (Tragedie cittadinesche ovvero civiche) erscheinen, prüft, sie wirklich den Nahmen von Ungeheuern verdienen. Das Erhabene ist in ihnen mit dem Abentheuerlichen, dem Ueberladenen und Bisarren verbunden, in den Szenen herrscht eine wilde Unordnung, das Interesse ist getheilt, die Einheit des Orts und gewöhnlich auch die Einheit der Handlung verletzt, eine langweilige, weinerliche Declamation, dunkle und verwickelte Intriguen, gezwungene oder schwache Katastrophen, und noch mehr andere Fehler, die sie in der That häßlich und ungestalt machen. Allein das darf man nicht für die innere Natur der Gattung überhaupt nehmen, sondern es

ent-

entspringt einzig aus der Ungeschicktheit derer, die sie nicht anders, als unter einer monströsen Form darstellen können.

II.

Aus dem bisher gesagten erhellt unwidersprechlich, daß die Tragödie zwar die lebhafte Darstellung einer großen, erhabenen, außerordentlichen Handlung seyn kann, und dieß entweder durch sich selbst, wenn der Gegenstand, den sie betrift, diese Charaktere selbst an sich trägt, wie der Sturz eines Tyrannen, die Wiedererlangung oder Eroberung eines Thrones, die erhabene Vertheidigung der Freyheit des Vaterlandes, oder eine kühne Verschwörung sie zu unterdrücken u. s. w. oder sie wird es in Bezug auf den Stand und die Eigenschaften der Personen, die sie ausführen, oder gegen die sie gerichtet ist, als da sind Könige, Fürsten, Helden. Sie kann aber auch die lebhafte Darstellung irgend einer Handlung aus dem bürgerlichen Leben seyn, in der weder die Hauptperson noch die übrigen handelnden Personen über die Sphäre des Privatlebens emporragen, wenn sie nur sonst geschickt ist, das Herz der Zuschauer auf eine kräftige Weise, wenigstens mit dem ersten der beyden großen bewegenden Prinzipien des tragischen Interesse, dem Mitleiden und der Furcht, zu rühren. Unter diese Klasse gehöret das Süjet der Sittenschule von Falbaire von Quingey, wo ein schlechter Ehegatte und schändlicher

Va-

Vater in einer unerwarteten und schrecklichen Katastrophe durch die Hand eines Sohnes umkömmt; der durch sein Beyspiel verführt worden, die Laufbahn seiner schändlichen Ausschweifungen zu betreten. Dahin gehört das Süjet des englischen Spielers von Saurin, wo das Laster auf eine gleich schreckliche, rührende und lehrreiche Weise gestraft wird — das vom französischen Barnevelt von Mercier, wo ein Jüngling der Sklave der Reize einer arglistigen Schönen ist, die er herzlich liebt, und so abgöttisch anbetet, daß er auf dem Punkt steht, auf ihr Andringen, einen Meuchelmord zu begehen, doch aber im Innern seines Herzens noch so viel Tugend erhalten hat, daß sie ihm, in dieser so schrecklichen und bedaurungswürdigen Lage, den Arm zu fesseln und ihn aus einem Abgrund zu retten vermag, in den er als Opfer seiner eignen Schwäche zu stürzen im Begriff stand.

Wenn man die Tragödie unter dem ersten Gesichtspunkt betrachtet, so ist sie durch den Zusatz der heroischen hinreichend genug ausgezeichnet, indem nemlich eine Miene von Grandezza, von Kraft, von nicht gemeinem Muth, und selbst von Heroismus, den Geist der Handlung und den Charakter der handelnden Personen bezeichnen muß, diese mögen nun tugendhaft oder Anhänger des Lasters seyn, doch so, daß sie nicht allein Schrecken, oder allein Bewunderung erregen (wie die Epopoe durch die letztere, die ihr eigenthümlicher Zweck ist, zu thun pflegt) sondern so, daß sie zugleich die heftigen Erschütterungen der erstern und die süßen

Schau-

Schauer der letztern erregen. Unter dem andern Gesichtspunkt betrachtet, ist sie hinlänglich durch den Zusatz bürgerliche bezeichnet, als diejenige, die die Tugenden oder Laster, die guten oder bösen Handlungen, die unglücklichen Schwachheiten, die Plane, die harten und schrecklichen Unfälle der Privatstände darstellt, um das Herz durch dieselben Leidenschaften, wie jene, zu bewegen.

Das Lustspiel ist die lebendige Darstellung nicht aller Laster oder Schwachheiten ohne Unterschied, wie eine Menge Schriftsteller behaupten, sondern blos solcher Laster und Schwachheiten, die Lachen oder Verachtung erwecken; und das Objekt muß aus irgend einer Klasse von Personen der bürgerlichen Gesellschaft genommen, nicht aber darf es ein bestimmtes Individuum seyn. Dieß letztere ist das Ziel der Satyre, die von den Griechen gewöhnlich mit dem Lustspiel, wenigstens mit der Gattung, die die alte Comödie heißt, vermischt wurde. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir scheinen die gewöhnlichen Definitionen nur einen sehr unvollständigen und unbestimmten Begriff zu geben. So nennt z. B. Cicero, und mehrere nach ihm, das Lustspiel, eine Nachahmung des Lebens, einen Sittenspiegel, ein Bild der Wahrheit: Comoedia imitatio vitae, speculum consuetudinis, imago veritatis. Nach der Versicherung Donats hieß sie bey den Griechen gemeiniglich, ein Schauspiel über Privat- und bürgerliche Vorfälle, die nicht schmerzhaft noch traurig sind: Κωμωδια εϛιν ιδιωτικῶν και πολιτικῶν πραγματων ακινδυνος περιοχη.

περιοχη. Auf diese Weise ist sie weder von dem bloßen gemeinen Dialog, noch von dem moralischen Lehrgedicht unterschieden. Es wird demnach, meiner Meinung nach, zu einer guten Definition noch etwas mehr erfordert, und das ist, daß das Lustspiel sich mit der Nachahmung solcher geselligen Fehler und Gebrechen beschäftige, die nicht häßlich und empörend sind, (vizi sociali che non abbiano in loro nulla d'odioso) aber wohl den, an welchem sie sich finden, verächtlich machen, und jenen glücklichen Contrast mit den Vollkommenheiten und Tugenden hervorbringen, der auf eine ungezwungene Weise Lachen erregt, und folglich interessirt und ergötzt. Gegenstand des heroischen Trauerspiels ist jede Angelegenheit, die eine ganze Nation oder einen Fürsten oder sonst eine Person von hohen Rang betrift, und da die Leidenschaften der Großen sich gewöhnlich auf eine geräuschvolle Art äußern, und ihren Wirkungen den Charakter von Größe und Gewalt eindrücken, die sehr häufig den Schwachen, wenn gleich Tugendhaften und Gerechten, unterdrückt; da der Ehrgeiz, die Gewaltthätigkeit, die Rachsucht, der Stolz, die Tyranney, der Patriotismus, die Freyheit und Liebe selbst, die Quelle furchtbarer und trauriger Begebenheiten, Empörungen Revolutionen, Leiden und Ermordungen werden, so ist ihr Zweck natürlich bey dem Zuschauer Furcht oder Mitleid zu erregen. In jeder Lage des bürgerlichen Lebens kann der Mensch glänzende Beweise von Großmuth, Standhaftigkeit und ungemeiner Tugend, so wie verabscheuungswürdige Beyspiele

spiele von Lastern, grausame Ursachen von Elend, fürchterliche Unordnungen u. d. g. geben, er kann bey den grösten Gefahren, bey den niederschlagendsten Begebenheiten, in den kritischsten Lagen, der zügellosesten Bosheit, zum Troz, ausserordentliche Kräfte zeigen. Seine Leidenschaften können den höchsten Grad erreichen, doch müssen sie rührende Theilnahme oder ängstliche Beklemmung erregen, denn der bloße Grad der Heftigkeit der Leidenschaft ist nicht hinreichend sie tragisch zu machen, sonst würde das Toben des Geizigen, dem man seine Schatulle entwendet, tragisch seyn, so wie das ganz ähnliche Betragen und die Verzweiflung Achills, dem man die schöne Briseis, oder des Philoktetes, dem man die Pfeile des Herkules geraubt hat. Alles das giebt der tragischen Muse im bürgerlichen Gewand überflüßigen Stoff. Endlich liegt eine reiche Fundgrube der komischen Gattung in den Irrthümern, Fehlern und Lastern der Privatpersonen, die von der verschiedenen Erziehung und von den verschiedenen eignen Manieren der geselligen Ungleichheit verschiedentlich motificirt und schattirt werden, darin aber doch sämmtlich übereinkommen, daß sie Verachtung und Gelächter, nicht aber Verabscheuung oder Haß erregen: ja unter gewissen Gesichtspunkten und in gewissen Arten der Darstellung kann eine und dieselbe Leidenschaft, Schwäche und Laster, dem Cothurn und dem Soccus angehören. Der Betrug erscheint unter einer komischen Gestalt in Molieres Tartüffe und unter einer tragischen in Shakspears Gloucester. So verbreitet

breitet Harpagon im Geizigen ein durchaus komisches Licht über eine verliebte Intrigue, die, obgleich durch dieselben Kunstgriffe durchgeführt, in Racines Mithridat ganz tragisch ist.

Nachdem wir auf diese Weise die natürlichen Kennzeichen dieser drey Gattungen der dramatischen Poesie angegeben haben, worauf allein eine fruchtbare Vergleichung derselben unter einander gebaut werden kann, so wollen wir die philosophische Untersuchung weiter fortsetzen und zu den charakteristischen Vorzügen und Nachtheilen fortgehen, die das bürgerliche Trauerspiel, verglichen mit dem heroischen Trauerspiel oder dem Lustspiel, oder mit beyden zugleich, auszeichnen.

Der erste Punkt, in dem das Drama dem heroischen Trauerspiel nachsteht, und das was es mit dem Lustspiel gemein hat, ist der Mangel an Pomp und prächtigen Decorationen. Diese Wahrheit leidet keinen Zweifel, wir mögen auf das Theater oder auf die Schauspieler sehen. Man durchlaufe das alte und neue Theater, man wähle aus den noch vorhandenen zahlreichen Trauerspielen von Sophokles, Euripides, oder aus der tragischen Bühne Frankreichs, Englands, Italiens und jeder andern cultivirten Nation irgend ein Stück, und man wird sehen, daß so einfach und mager es auch in diesem Betracht seyn mag (wenn anders dieß sich von irgend einem griechischen Trauerspiel sagen läßt) es dennoch in Vergleich mit irgend einem vorhandenen oder überhaupt möglichen noch so verzierten bürgerlichen Trauerspiel immer bey weitem

ten den Vorrang erhalten wird. Der Ort der Vorstellung wurde mit einem griechischen Wort Theater (von θεαομαι ich schaue, betrachte) genannt, um seine unmittelbare Beziehung auf den Sinn des Gesichts anzudeuten. Und wirklich ist die erste Idee, die dieses Wort erregt, die eines Apparats von Gegenständen, die der Beschaffenheit, dem Ort, und den übrigen Eigenschaften der Handlung, die dargestellt werden soll, angemessen sind, und da es die Obliegenheit der nachahmenden Kunst ist, sie so zu verstecken, daß sie ohne Ahndung von Täuschung mit der Natur selbst verwechselt werde, so heben die Szenen durch ihre Formen und Verzierungen und die Schauspieler durch ihre Kleidungen die Täuschung an, und unterstützen sie so, daß sie durch die Augen in die Seele übergeht, ohne welche jeder theatralische Effekt leer und unschmackhaft ist. Die durch die magischen Eindrücke auf die Sinnlichkeit glücklich getäuschte Phantasie betrachtet die nachgeahmten Gegenstände als wären es die wahren, sie wandelt unter ihnen umher, bewundert, betrachtet, oder wenn sie gestört wird, so flieht und verwirft sie dieselben. In Uebereinstimmung mit ihr öffnet sich das Herz mit der größten Leichtigkeit jeder Art von Leidenschaft, es klopft für Furcht, oder zerschmilzt für Mitleid; und wie häufig ist nicht der glänzende Beyfall eines Trauerspiels ganz allein die Folge der Pracht und Mannigfaltigkeit der Decorationen, des Genies eines Mahlers, eines Theatermeisters oder Schneiders? Gleich beym Aufziehn des Vorhangs bereitet schon die entstehende

Bewunderung den Triumph der Kunst vor. Die Neuheit und Pracht der Scene, die prächtigen Kleider der Personen, das Ansehn von Majestät und Größe, das die Verzierungen und Embleme des Orts der Handlung athmen, kurz jeder Kunstgriff, der die sogenannte theatralische Betrügerey (furberia della scena) ausmacht, bemächtigt sich bald der Phantasie des Zuschauers und leitet sie nach der Willkühr des Dichters. Von dem Zauber des Schauspiels gefesselt, vergißt er seine eigene Lage, er weiß nicht mehr, daß er in einem Theater erdichteten Begebenheiten beywohnt, und daß, außer der Nachahmung, nichts wahr und wirklich vorhanden ist. Ja ich darf noch hinzusetzen: der Zauber, der sich der Seele des von den Verzierungen und Decorationen der Scene gefesselten Volkes bemächtigt, ist oft so groß und anhaltend, daß es selbst durch die Veränderungen der Scene beym Uebergang von einem Akt zum andern, und selbst durch die häufigen und bey der armseligen Enge unserer neuen Theater unvermeidlichen Veränderungen während eines Aktes nicht beleidigt wird. Städte, Palläste, Gefängnisse, Tempel kommen und verschwinden, so wie man eine Anzahl bemahlter Wände schnell aufzieht oder fallen läßt, und niemand nimmt Anstoß daran; ja man verzeiht es sogar, wenn diese Wände sich bisweilen im Steigen oder Fallen mitten in der Luft verwickeln, und ein ungeheures Zusammentreffen unvereinbarer Gegenstände auf derselben Linie hervorbringen. Man bemerkt nicht, daß man, ohne sich einen Fingerbreit bewegt zu haben, sogleich an andern ganz

verschie-

verschiedenen und entfernten Orten sich befindet; eine Unschicklichkeit, die allein hinreichen sollte, die Sinne und die Phantasie zu empören, alle Wahrscheinlichkeit hinwegzunehmen, und die theatralische Täuschung in Einem Nu zu zernichten. Die Alten, die bald einsahen, welchen Eindruck die Größe und Pracht des Schauspiels auf den großen Haufen macht, ließen es in diesem Stücke an nichts fehlen. Plutarch erzählt, die Athenienser hätten darauf mehr Geld verwendet, als auf die Vertheidigung ihrer Freyheit gegen die Barbaren, und Demosthenes versichert, allein die Feyer der Bacchanalien habe ihnen mehr gekostet, als die Ausrüstung einer Flotte. (Αθηναιοις τα διονυσια τοσαυτ᾽ αὐηλισκον ὅσα ουδ᾽ εις ἕνα τῶν αποςολῶν.). Maschinen, die das Rollen des Donners nachahmten, die Götter aus dem Himmel oder aus der Unterwelt herbeyführten, oder die Schatten der Todten erscheinen ließen; Zierrathen aller Art, wo sie in der Materie die Seltenheit und den Reichthum und in der Bearbeitung die Vortreflichkeit der einheimischen und fremden Kunst zur Schau legten, ein so geräumiger Umfang der Scene, daß sie außer den besondern Verzierungen, die sich auf die Handlung bezogen, und den noch ungeheurern, den ein grenzenloser Luxus hier mit Verschwendung wetteifernd auslegte, oft zwischen ihren marmornen Mauern den ganzen Apparat des prachtvollsten Triumphes umfaßte. So hatte das Theater des Marcus Scaurus, um nur Ein Beyspiel anzuführen, für achtzigtausend Zuschauer Raum, und auf der Bühne selbst dreytausend Statüen und

dreyhundert und sechzig Säulen. Alles dieses wirkte auf eine wunderbare Weise, Illusion hervorzubringen und zu erhalten, die im Grunde das erste Element des theatralischen Vergnügens und die erste Ursache von dem Beyfall ist, den ein neues Theaterstück erhält. Eine so bewundernswürdige und bey der Armuth unserer Vorstellungen fast unglaubliche Pracht, erzeugte bey dem Volk jene Ekstase, jenes mächtige Erstaunen, jene Aufwallungen des Enthusiasmus, jenen Wahnsinn exaltirter Freude, der in jene wüthenden Beyfallsbezeugungen sich ergoß, die Horaz vielleicht noch nicht poetisch genug mit dem Rauschen des garganischen Waldes und dem Toben der tuscischen Fluthen verglichen hat:

> Garganum mugire putes nemus, aut mare Tuscum;
> Tanto cum strepitu ludi spectantur et artes,
> Divitiaeque peregrinae, quibus oblitus actor
> Cum stetit in scena concurrit dextera laevae.
> Dixit adhuc aliquid! Nil sane. Quid placet ergo?
> Lana Tarentino violas imitata veneno.

Denkende Geister, die gewöhnt sind, sich mit sich selbst in tiefem Nachdenken zu unterhalten, die nur an soliden Ideen ein Wohlgefallen finden, und sich nur von der nakten und immer ehrwürdigen Wahrheit imponiren lassen, dringen leicht durch das Leere der scenischen Künsteleyen und rechnen sichs zum Ruhm, sie zu kennen und zu verachten; das Theater aber ist doch mehr für das Volk bestimmt, als für Geister einer höhern Sphäre, und das Volk

wird

wird immer bleiben wie es ist, was auch die unbedachten Einfälle derjenigen, die dasselbe in einen Haufen ernster und strenger Philosophen verwandelt haben möchte, dagegen einwenden kann. Immer werden die Sinne mit übermächtiger Gewalt über seine Seelenkräfte und die Neigungen seines Herzens herrschen. Daher kömmt es, daß auch wir, im Verhältniß der Mittel, die wir anwenden, in unsern Tagen im Theater dieselben Phänomene erfolgen sehn, die Horaz in den seinigen bemerkte; und ich bin durch eigene wiederhohlte Beobachtung überzeugt worden, daß Racinens Meisterstück Athalia, dem Zauber der Decorationen und dem, was man eigentlich Spektakel nennt, keinen geringen Theil seines anhaltenden und übrigens wohlverdienten Beyfalls verdankt. Das prächtige Gewand und die Embleme eines hohen Priesters, die dessen Majestät ins Licht setzen und ihn gleich als das schreckliche Organ eines Gottes ankündigen und verehren lassen — ein Kind auf einem Throne, dem Anmuth und die Freude der Unschuld aus den Augen strahlen, und das von seiner Amme und einer Menge Priester umringt ist; eine wüthende Königinn an der Spitze von Soldaten, die ihnen den grausamen Befehl ertheilt, dieses Kind zu erwürgen; Leviten, die mit Waffen in der Hand herbeyeilen, es zu vertheidigen, alles dieses bildet ein Gemählde, welches die beredte Energie des rührenden und heftigen Styls und die allgemeine Erschütterung der Zuschauer unendlich verstärkt. Auf diese Weise kann die Magie der Decorationen, des

Prunkes und der ganzen Pracht, die dem heroischen Trauerspiel eigen ist, ihm die Erreichung seines moralischen Zwecks sehr erleichtern, seine Vorzüge wunderbar hervorheben, und manches seiner Gebrechen künstlich verstecken. Allein, wenn auch dieser Zauber keinen andern Einfluß hätte, als daß er das Vergnügen vermehrte und erhöhte, so würde das doch immer ein Vorzug bleiben, an dem das bürgerliche Trauerspiel äußerst wenig Theil nehmen kann; ja, in Rücksicht auf das bloße Vergnügen, bleibt es, wie wir gleich sehen werden, selbst weit hinter dem Lustspiel zurück. Doch, wenn das bürgerliche Trauerspiel in diesem Stück gezwungen ist zu weichen und nachzustehen, so kann es sich demohnerachtet einer Art von Vortheil eben wegen der Einfalt der Kleidung seiner handelnden Personen rühmen, die nun auch auf eine weit leichtere, ungezwungenere, freyere, und eben deshalb natürlichere, passendere Art, und mit ungleich mehr Wahrheit, die Leidenschaften ausdrücken können. Wer weiß nicht, welchen Einfluß die Bewegung der Hände in die theatralische Declamation und vorzüglich auf den Theil derselben hat, der den Ausdruck der zärtlichen, rührenden und heftigen Leidenschaften betrift? Um zu erfahren, wie viel die Händesprache kann und vermag, brauchen wir nicht unsere Zuflucht zu den vielleicht etwas übertriebenen Wundern der alten Pantomime zu nehmen; wir haben täglich Schauspiele lebender Natur vor Augen, die dem, der Augen zu sehen und Vermögen zu denken hat, Winke genug geben können. Ein bewegtes Gemüth

müth pflegt durch natürliche Unruhe, auf eine geheimnißvolle, aber kräftige und fühlbare Weise, seine Bewegungen wenigstens an Einem Theile des Körpers zu äußern, und dann spricht es entweder zugleich zu den Augen und zu den Ohren, oder es hat jenen schon alles gesagt, ehe es anfängt die Stimme zu articuliren. Schon die bloße Stellung, die der Schauspieler annimmt, die Bewegung der Arme, der Hände, des Hauptes, und insbesondere die Bewegung der Augen, (die man mit Recht Spiegel der Seele nennt) schon der bloße Gestus, der Empfindungen und Gedanken auf das deutlichste mahlt, bezeichnen den Accent der Leidenschaften mit dem größten Nachdruck, lassen uns tief in das Innere des Gemüths sehen, die mannigfaltigen Gefühle des Schmerzes, der Traurigkeit, der Freude, der Verzweiflung, des Hasses oder der Liebe, von denen es bestürmt wird, errathen, drücken sie oft schneller und besser aus, als durch Worte möglich ist, machen den Rhythmus und die Harmonie des Styls fühlbarer, und legen oft selbst in das Schweigen mehr Bedeutung, Seele und Nachdruck, als die ausgesuchteste Rede haben könnte. Wer sieht nun nicht, wie wenig vortheilhaft, um nicht geradezu zu sagen ungeschickt, für diese freye und natürlichen Bewegungen die königliche und heroische Kleidung ist? Es ist eine alte Gewohnheit, oder richtiger, man betrachtet es als ein Grundgesetz der tragischen Decoration, daß kein Held aus Griechenland, Rom oder irgend einer andern europaischen Nation die Bühne ohne einen

 langen

langen schwimmenden Federbusch betreten darf, der bisweilen doppelt so lang ist als die Figur des Schauspielers, und ihm so auf den Kopf drückt, daß die nöthigen und schicklichen Bewegungen desselben erschwert oder wohl ganz gehindert werden. Der Schauspieler sieht sich gezwungen, den Hals steif zu tragen, oder ihn doch nur regelmäßig und langsam zu bewegen, wenn die Stärke und Gewalt der Leidenschaft, die er ausdrücken soll, rasche und heftige Bewegungen erfordert. Auch außerdem stört das Schwanken und die Last dieser lächerlichen und überlästigen Zierrath den Schauspieler dermaßen, daß er die Person des Helden fast nothwendig vergessen muß, und daß man ihm bey jeder starken Bewegung, die ängstliche Besorgniß, seinen Hauptschmuck zu verlieren, aus den Augen liest. Gleiche Wirkung auf die Action der Schauspielerinnen hat die gewöhnliche theatralische Tracht einer Königinn oder Prinzessinn, die eine ungeheure lange Schleppe haben muß. Diese Schleppe hindert die Schauspielerinn am freyen und natürlichen Gang; sie muß immer mit einer oder der andern Hand nachhelfen und sich loswickeln. Sie schwebt in einer beständigen Gefahr zu stolpern oder zu fallen, und erregt so, oft mitten in der interessantesten und tragischsten Situation, das laute Gelächter der Zuschauer. Noch widersinniger ist der kleine Page, der diese Schleppe trägt, und jene Schwierigkeiten verhüten soll, dafür aber eine noch weit auffallendere an ihre Stelle setzt, indem er gegen alle Wahrscheinlichkeit der Zeuge ihrer innersten und geheim-

sten

sten Gedanken und Empfindungen wird. Das bürgerliche Trauerspiel ist frey von allen diesen Unschicklichkeiten, und hat daher vor dem heroischen Trauerspiel den Vortheil, daß es in diesem Stück die Illusion vollkommen erhält, die Poesie und Darstellung beabsichtigen. In Vergleichung mit letzterm und mit dem Lustspiel aber steht es diesen darin nach, daß es weniger geschickt ist, den angeblich ursprünglichen Zweck aller theatralischen Vorstellungen, das bloße Vergnügen der Zuschauer, zu befördern. Verbände man nun aber mit dem Vergnügen auch noch das Nützliche, wie es zum Besten der Menschheit und vermöge der bessern und wichtigern Bestimmung der Künste wirklich geschehen sollte, so ist es ausgemacht, daß das poetische Genie sich einen glorreichen und unbestreitbaren Anspruch auf uneingeschränktes Lob und Dank erwerben würde:

Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci
. . . délectando pariterque monendo.

Doch der dramatische Dichter hat der Haupterforderniß seines Werks Genüge geleistet, wenn es ihm gelungen ist, das Volk zu belustigen, ohne Tugend und gute Sitten zu beleidigen. Betrachtet man daher das Theater blos aus diesem Gesichtspunkt, so besitzt das heroische Trauerspiel in seinen prächtigern und mannigfaltigern Decorationen und in der Verbindung mit Gesang und Musik, die dem lyrischen Drama eigen ist, so wie das Lustspiel in dem Lächerlichen, das ihr wesentliches Eigenthum aus-

macht, weit kräftigere und immer wirksame Mittel die Menge zu belustigen. Von jenem haben wir es bisher dargethan, und wollen nun dasselbe von dem Lustspiel erweisen.

Der bloße Ausdruck Lustspiel verknüpft in der gemeinen Bedeutung mit der Idee des Schauspiels überhaupt zugleich auf das genaueste die Idee von Belustigung, Fröhlichkeit und Lachen. Man pflegt zu sagen, das Trauerspiel macht traurig, das Lustspiel lustig, und in der That steht das Maaß des Interesse, das daßelbe gewöhnlich erregt, durchgehends im genauesten Verhältniß mit dem Grad der Lustigkeit, die es erweckt. Seinen Stoff nimmt es von jenen Fehlern der Menschen her, die weder Betrübniß noch Besorgniß irgend eines Nachtheils für uns erzeugen, von jenen Unvollkommenheiten des Charakters, die uns die befleckte Würde der Menschheit schildern, ohne uns doch zu Haß und Abscheu gegen irgend ein Individuum zu bewegen. Der Grund von dem Vergnügen, das wir bey der Vorstellung solcher und durch diese Triebfedern beseelter dramatischer Scenen empfinden, entspringt und wird genährt durch eine Radical-Leidenschaft der menschlichen Natur, den Stolz, der Mutter des Hohns und der Verachtung. Die moralische Existenz des Menschen in der Gesellschaft beruht ganz auf Vergleichungen; jeder strebt unablässig, wenigstens in Gedanken, sich über irgend einen andern durch Vorzüge des Körpers, des Geistes oder des Herzens, und nicht selten selbst durch Thorheiten, zu erheben. Daher ist es sehr begreiflich, wie nichts

nichts schneller die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, nichts die Eigenliebe auf eine anziehendere Weise kitzeln und beschäftigen kann, als eine Schilderung der Fehler Anderer, weil man hier immer Stoff findet, oder doch zu finden glaubt, sich selbst zu schmeicheln, und an dem Gefühl seiner eignen Superiorität zu weiden. Ja der Mensch ist so geneigt, andere zu verlachen und zu verachten, daß er oft, ohne etwas davon zu ahnden, sich selbst in Andern verspottet. Wir leben fast beständig so ganz außer uns, daß wir nichts weniger kennen als uns selbst; und von den meisten Personen, die ein häßliches Gesicht haben, glauben es die wenigsten, oder bilden sich doch ein, es sey nicht so häßlich als es wirklich ist. So viel Beweise auch ein Mensch von seiner eignen Leichtgläubigkeit und Schwäche des Charakters erhalten haben mag, so wird er doch, wenn ein Leichtgläubiger auf dem Theater erscheint, selten oder niemahls Vergleichung mit sich anstellen. Er lacht hier und im gemeinen Leben, wenn ein Gauner einen Schwachkopf betrügt, nicht deshalb, weil er ein geheimes Wohlgefallen über die nichtswürdige List des ersten empfände, sondern weil er sich einbildet, wenn er in dem Fall des letztern gewesen wäre, so würde er nicht so einfältig gewesen seyn, sich auf diese Weise hinter das Licht führen zu lassen. Das Lustspiel muß daher, wenn es Beyfall finden will, nothwendig jenes boshafte Wohlgefallen durch Gemählde von Unvollkommenheiten nähren, die Andere in unsern Augen unter uns herabsetzen, und uns bewegen, mit Verachtung und

Hohn

Hohn auf sie zu blicken. Dadurch, daß es Feinheit in die Contraste der Charaktere, der Manieren, Sitten, Vorurtheile, Thorheiten u. d. g. legt, auf eine witzige und natürliche Weise die Singularität der Ideen, die Ueberraschung erzeugt, ins Licht setzt, durch Karrikatur die wahren Verhältnisse der Dinge entstellt, so öffnet es dadurch die reichsten und ergiebigsten Quellen des theatralischen Vergnügens. Hierdurch verschaft es sich die wahre Nahrung für jene komische Stärke, (vis comica) die die Lustspiele Menanders so anziehend machte, und die ein trefliche Kenner in diesen Dingen, der mit dem Schwert und der Feder große Cäsar, an dem eleganten Terenz vermißte, die in einzelnen glücklichen Zügen unsers Goldoni auflebte, die aber weit besser und in ungleich höherm Grade als er, und alle ältere und neuere komischen Dichter, der unsterbliche Moliere kannte und besaß. Möchten doch die Dichter dieses Lächerliche, das allein die Geißel des Lasters und menschlicher Schwachheiten und Thorheiten seyn sollte, nicht in eine Waffe verwandeln, die selbst die Tugend schreckt, beleidigt und schmäht, so oft die heiligsten Verbindungen, die achtungswürdigsten Gegenstände, zu einem weit verderblichern und offenbarern Skandal, als durch schlechte, sittenlose Bücher geschehen kann, dem Gelächter Preis giebt! Möchten sie doch ablassen, dem herrschenden verderbten Geschmack zu fröhnen, und um eines leeren Beyfalls unverständiger Menschen willen, Betrug, Cabale, List, mit Einem Wort die feinere und geistreichere Bosheit und Verderbt-

heit

heit des Mannes von sogenannten gutem Ton, neben der simpeln, aber schätzbaren Offenheit des rechtschaffenen guten Mannes, in ein verführerisches, glänzendes Licht zu setzen, und so ihren wahren Ruhm aufzuopfern, der nur der Begleiter desjenigen Talents ist, das das allgemeine Wohl befördert, wenigstens darauf hinarbeitet! Doch, ich unterdrücke diese eben so gerechten als vergeblichen Klagen, die, zumahl hier, nicht am rechten Orte seyn würden. Da, wo man blos das Vergnügen und die Unterhaltung des Volks, ohne sich um irgend einen moralischen Zweck zu bekümmern, sucht, ist es in der That vollkommen gleichgültig, aus welcher Quelle das Lustspiel dieses Vergnügen schöpft. Die Wirkung bleibt immer dieselbe, nämlich die Ergötzung des Menschen, der freylich in jeder möglichen Lage Mittel nöthig hat, sich die drückende Bürde der mannigfaltigen Uebel, denen er in diesem Leben von allen Seiten ausgesetzt ist, in etwas zu erleichtern; und wenn man das bürgerliche Trauerspiel blos in dieser Rücksicht mit der Comödie vergleicht, so muß natürlich der letztern, deren natürlicher und bestimmter Zweck eben hierin liegt, bey weitem der Vorzug zugestanden werden.

Ein anderer Nachtheil des bürgerlichen Trauerspiels, dem zwar durch die Geschicklichkeit des Dichters abgeholfen werden kann, der aber doch gleichsam von Natur aus seiner eigenthümlichen Form hervorgeht, und immer in gewisser Maaße dem Beyfall, auf den es Ansprüche hat, entgegenarbeitet, betrift den Styl. Ich meine damit die

große

große Schwierigkeit, den Anstand und die Angemessenheit desselben auf der richtigen Mittelstraße zu erhalten, die zwischen der heroischen Grandiloquenz und der familiären komischen Sprache in der Mitte liegt, um nicht im ersten Fall die Wahrscheinlichkeit, noch im andern den Charakter der tragischen Würde zu verletzen. Die schwierigsten Punkte in den nachahmenden Künsten, deren Originale das Volk gewöhnlich vor Augen hat, und ziemlich genau kennt, liegt meiner Einsicht nach darin, die bestimmten Grenzen der wahren Beschaffenheit der Dinge, zwischen denen die Wahrheit allein sich befindet, nicht zu überschreiten, dagegen aber mit der anhaltendsten und eifrigsten Vorsicht unter der Hülle natürlicher Züge die geschäftige Hand der Kunst zu verbergen. Durch diese beyden Mittel erreicht die Nachahmung ihre wesentliche Wirkung, die Seele des Zuschauers nach dem nachgeahmten Gegenstand zu modificiren, das heißt, eine vollkommene Täuschung an die Stelle der Wahrheit zu setzen. Dieß auf das bürgerliche Trauerspiel angewendet, muß der Dichter zwar auch das Schreckliche, das Rührende, das Zärtliche zu Hülfe nehmen, doch ohne sich aus der Sphäre der Ideen, der Gesinnungen, der Bilder, Anspielungen und der ganzen Art des Ausdrucks, die den vorgestellten Personen zukommen, zu verirren. Sobald er sich dieses Fehlers schuldig macht, entweder sich zu dem Ton erhebt, der große Personen unterscheidet, oder zu der trivialen Sprache eines Chremes oder Davus herabsinkt, fällt dieß selbst

dem

dem größern Haufen auf, der in diesem Stück zustehender Richter ist; er bemerkt die Unwahrscheinlichkeit und den Verstoß des Dichters, die Natur macht ihre Rechte geltend, die mangelhafte Kunst erscheint in ihrer Blöße, die Täuschung verschwindet: man sieht in dem Schauspieler nun nichts mehr als den Dichter, den sein Genie im Stich ließ, und bestraft ihn entweder durch ein höhnisches Lächeln oder durch ein schläfriges Gähnen:

. . . . male si mandata loqueris
Aut dormitabo aut ridebo. . . .

Welch eine Menge Stücke dieser Art (deren ausführliche Zergliederung uns hier zu weit führen würde, und zum Glück auch nicht durchaus nothwendig ist) haben wir nicht, in denen abwechselnd hochtrabender heroischer Schwulst und eine kaum im Possenspiel erträgliche Trivialität des Ausdrucks herrscht? Wie oft findet man Gelegenheit zur Anwendung dessen, was Montaigne von der Beredsamkeit sagte: Que le Rhéteur avoit fait souvent des grands souliers pour des petits pieds! Nur müßte man, wegen des doppelten Fehlers, sagen: der Dichter habe kleine Schuhe für große Füße, und große Schuhe für kleine Füße gemacht. Der Dichter läßt einen Bürger oder Handwerker in einem Ton sprechen, der nur einem Monarchen, Feldherrn oder Minister zukömmt. So gewiß es von der einen Seite ist, daß die Kunst die Natur verschönern darf, so ausgemacht und unläugbar ist es von der andern, daß die Zierrathen und Verschö-

nerungen

nerungen zu dem Ganzen stimmen müssen. Wenn in dem heroischen Trauerspiel auf der Bühne Wesen figuriren, wie es vielleicht nie gegeben, wann ihre Reden einer oft romantischen Erhabenheit der Ideen und einem Schwunge der Gesinnungen entsprechen, deren Originale man vergebens in dieser Welt suchen würde, so erhält doch der aus entfernten Zeiten fortgepflanzte Glaube an ihre Existenz die Täuschung bey dem Volk, das sie bewundert, und die Uebertreibung ist dann so gut als nicht vorhanden. Wenn ein Telephus, ein Peleus, verbannte Könige und im Schoos der schmählichsten Dürftigkeit, sich über ihr Elend in jenem niedrigen Tone beklagen, dessen sich gewöhnlich Unglückliche von unendlich geringerm Rang bedienen, so erhält sie doch die bloße Idee ihres hohen Standes auch in ihrer Niedrigkeit, und die tragische Würde verliert nichts dabey. So im Gegentheil, bedient sich im Lustspiel der zum Zorn gereizte Chremes Ausdrücke, die etwas von der tragischen Hoheit an sich haben, so können sie, nach den Umständen, entweder durch den Schein der Karrikatur das Lächerliche verstärken, oder wenigstens werden sie unter den Ausbrüchen einer tobenden Leidenschaft, welche immer die gewöhnlichen Kräfte der Seele erhebt, und den Worten die Wärme der Ideen mittheilt, nicht unwahrscheinlich werden. Auch Personen, die nicht zu dem Pöbel gehören, kann der komische Dichter ohne die geringste Inconvenienz niedrigkomische und burleske Ausdrücke in den Mund legen, weil der Abstand, der z. B. den Kaufmann von dem gemeinen

Hand-

Handwerker trennt, zu gering ist, als daß hiedurch die Grenzen der Wahrscheinlichkeit und der Gattung überschritten werden sollten. Wenn aber ein gemeiner Edelmann, die Hauptperson eines bürgerlichen Trauerspiels, einen erhabenen Styl brauchen wollte, dergleichen wir nur von einem Fürsten oder ähnlichen großen Personen erwarten, oder, im Gegentheil, in seinen Ausdrücken und Ideen zur Denkungsart und Sprache des Pöbels herabsinken wollte, so würde im ersten Fall die tragischkomische Karikatur sogleich allen in die Augen springen, im andern aber der Charakter der Person ohne Rettung herabsinken, weil sie an sich nichts Großes hat, das sie unterstützen und aufrecht erhalten könnte. Diese beyden Klippen sind außerordentlich schwer zu vermeiden, und zwar ist es die letztere noch mehr, als die erstere, denn da in den dieser Gattung am meisten angemessenen Sujets die Qualität der handelnden Personen es oft nöthig macht, ihnen gemeine Dinge in den Mund zu legen, doch auf eine Art, daß das tragische Decorum dadurch nicht beleidigt und herabgewürdigt werde, so wird selbst der strengste Kunstrichter die ungemeine Schwierigkeit eingestehen, dieß mit einigem Glück zu leisten, und es gewiß für weit leichter erklären, sich ein ganzes Trauerspiel hindurch in einem prächtigen und poetischen Styl zu erhalten, als die Ideen immer in ein Gewand von anständiger und doch nicht gesuchter Eleganz zu kleiden. A voir les vers de Corneille, sagt Montesquieu in seinen Fragmenten über den Geschmack, si pompeux et ceux de

Racine si naturels, on ne devineroit pas que Corneille travailloit facilement et Racine avec peine. In jener anständigen Eleganz, die der Ausdruck natürlicher von der Kunst verschönerter Sitten ist, besteht die einzige Art des Erhabenen, das der Fähigkeit des Volks angemessen, ausserordentlich schwer zu erreichen, und (aus den angeführten Gründen) außerordentlich leicht zu verfehlen ist. Denn da das bürgerliche Trauerspiel, als ein Gemählde des bürgerlichen Lebens, die Menschen so darstellen muß, wie sie wirklich sind, und nur gewöhnliche Handlungen nachahmen darf, so wird eben diese Schwierigkeit ein besonders nachtheiliger Umstand, der sich seinem Beyfall in den Weg legt. Hat aber ein geschickter Dichter mit durchaus glücklichem Erfolg, den ganzen Lauf der Handlung hindurch, den Styl in den richtigen vorgesetzten Schranken erhalten, dann besitzt auch ein solches Drama ein Verdienst von der größten Wichtigkeit (das der Würde eines wahrhaft moralischen Zwecks ungerechnet) vor den beyden andern Gattungen voraus. Vor dem heroischen Trauerspiel das Verdienst, in Rücksicht der Sprache, den Fähigkeiten des Volks angemessen zu seyn, das natürlich auch auf dem Theater Dinge, die für dasselbe gemacht und nicht über seiner Sphäre sind, am liebsten sieht, da das höhere Trauerspiel nur für eine kleine Anzahl Personen ist, die entweder eine gelehrte oder doch sehr vorzügliche Erziehung und Bildung genossen haben: — vor dem Lustspiel hat das Drama den unschätzbaren Vorzug, daß es durch die Sprache der

Leiden-

Leidenschaften, die von allen verstanden wird, und sich nicht mit der Veränderung der Zeiten und Oerter ändert, zum Herzen spricht, da das Lustspiel im Gegentheil größtentheils nur den Verstand und Witz durch das Lächerliche interessirt, das oft nur von Wenigen ganz oder richtig gefaßt wird, und, wenn es nicht gewisse allgemeine Charaktere und Hauptgebrechen der menschlichen Natur zu seinem Ziel nimmt, durch die Veränderung von Localumständen, durch die Revolutionen, die unvermeidlich durch den Lauf der Zeit in Ideen, Sitten, Gebräuchen, Lieblingsneigungen u. s. w. hervorgebracht werden, seinen Werth und seine Kraft zu verlieren in steter Gefahr schwebt. Die Wahrheit dieser beyden neuen Beziehungen wollen wir einzeln prüfen, und bey der ersten den Anfang machen. Es ist ein unläugbarer Grundsatz, der sich aus der genauen Bekanntschaft mit der Natur des menschlichen Geistes von selbst ergiebt, und durch das beständige Orakel der gemeinen Erfahrung bestätigt wird, daß jemehr eine Rede den Fähigkeiten und dem Ideenkreis des Zuhörers angemessen ist, desto freyern und schnellern Eingang sie auch in sein Herz finde, ihn zu bewegen, und in seinen Verstand, ihn zu überreden. Dann sieht er, so zu sagen, die Gedanken in den Worten ohne Mühe abgebildet, seine Einbildungskraft ersetzt, ohne daß er es selbst bemerkt, vollkommen die Gegenwart der wirklichen Gegenstände; er glaubt eben jetzt Zeuge der erzählten Vorfälle zu seyn, und vergißt, daß er nur in einem Schauspielhause der Vorstellung erdichteter

Begebenheiten beywohnt. Kein Wunder daher, daß, wenn zu der Haupteigenschaft dieser Gattung des Trauerspiels (das Thatsachen und Ideen, einzig aus dem gemeinen bürgerlichen Leben entlehnt, behandelt) noch ein eleganter und doch natürlicher Styl kömmt, dasselbe weit allgemeinern Beyfall findet, als die heroischen Trauerspiele, und, wenn auch alle übrigen Umstände gleich angenommen werden, je finden können. Das Volk muß leicht und ohne Anstrengung die Sprache, in der man zu ihm spricht, verstehen, wenn man seine Theilnahme erwecken will: die Fäden, (wenn ich den Ausdruck wagen darf) die seine Seele in Bewegung setzen, erfordern analoge Operationen der Seele, die sie lenken soll. Das Mitleid, zum Beyspiel, das uns gewissermaßen mit dem leidenden Geschöpf zu Einem Wesen macht, wird ohne das freye Spiel der Einbildungskraft, (der Aufbewahrerinn der Ideen!) das von dem genauen Verständniß der Sprache, der Gebehrden und der Worte abhängt, nie tiefen Eindruck machen. Die Verfasser heroischer Trauerspiele denken mit Recht, ihre Würde bestehe in der Hoheit der Ideen und der Gesinnungen, die sie mit gleichem Recht zu verletzen, so wie ihre eigne Reputation auf das Spiel zu setzen fürchten, wenn sie nicht ihr ganzes Werk hindurch in einer jener Hoheit entsprechenden edlen Sprache beharrten. Daher kömmt es, daß sie sich fast immer so sehr von der gewöhnlichen Sprache und gemeinen Fassungskraft des Volkes entfernen, welches, da es ganz die Natur aus den Augen verliert,

nun

nun keinen Probierstein mehr für das Wahre und Falsche hat. Die Sprache, die es hört, verfehlt daher ihres directen Zwecks, und dieß ist sicher eine von den Hauptursachen, warum sie, wenigstens bey weitem die größere Anzahl der Zuschauer, wenn die Decorationen nicht von Zeit zu Zeit eine Diversion machen, langweilen, oder doch höchstens nichts als ein mattes, materielles Mitleid und ein unfruchtbares Entsetzen erwecken. In diesem Gesichtspunkt könnte man unsere Parterre, die den Vorstellungen heroischer Trauerspiele beywohnen, mit dem Londner Parterr vergleichen, das die dortige italienische Oper besucht, und von dem gewiß nur der allerkleinste Theil eine hinreichende Kenntniß der Sprache besitzt: und vollkommen würde auf jene die Satyre passen, die der scharfsinnigste englische Kritiker auf dieses machte. Nach diesem Vergleichungspunkt scheint es mir keinem Zweifel unterworfen, daß das bürgerliche Trauerspiel vor dem heroischen den Vorzug verdiene. Aber eben so sehr gebührt ihm auch der Vorzug vor dem Lustspiel wegen der ihm eigenthümlichen Behandlungsart der Leidenschaften, die einen größern Wirkungskreis hat, als das Lächerliche, dessen sich die Comödie bedient.

Empfindung ist das natürlichste und sicherste Mittel, Täuschung, und folglich auch theatralisches Interesse zu erwecken. Vernunft, die nicht mit Empfindung gepaart ist, so groß auch die Klarheit und

*) Addisson im Zuschauer.

und Kraft seyn mag, die sie nur irgend von der Wahrheit entlehnen kann, mit so viel Erhabenheit und Würde sie auch auftreten mag, wird auf dem Theater allein doch nie etwas anders als Verdruß und Langeweile erregen, und endlich ganz unerträglich werden, weil sie die natürliche Freystätte lebhaften Vergnügens, in einen Ort kalter, mühseliger Aufmerksamkeit, das Theater in eine Kanzel oder Schule verwandeln will. Sprecht allein zu dem Geist, und wenige werden euch anhören; sprecht zu dem Herzen, und alle werden euch das Ohr leihen. Man nehme nur den Menschen unter irgend einer der unzähligen Modificationen, durch die ihn Klima, Religion, Regierungsform, Moral, Opinion, die oft unerklärlichen Lieblingsneigungen (i gusti) der verschiedenen Gesellschaften und der verschiedenen Individuen in ihren mannigfaltigen Formen gehen lassen, und die ihn oft einander selbst unähnlicher machen, als er verschiedenen Gattungen von Thieren ist; man wende Vernunft an, und nicht selten wird man vergebens den Menschen in dem Menschen suchen; man wende Gefühl an, und man wird ihn in allen Zeiten und Orten finden. Das Lächerliche, das Hauptwerkzeug des Lustspiels, wirkt mehr auf den Verstand als auf das Herz. Der Contrast mit irgend einer Gattung von Vollkommenheit, aus dem es natürlich entspringt, muß durch Urtheile des Verstandes entdeckt werden, und diese können weder von allen, noch schnell genug gefällt werden, wenn der komische Dichter nicht irgend einen Fehler im Auge hat, der der menschlichen

lichen Natur im Ganzen eigen ist; zum Beyspiel den thörichten niezustillenden Durst nach Golde, der den Menschen verleitet, sich alles zu versagen, damit ihm ja nicht etwas fehle, oder die nicht weniger thörichte Prachtliebe, die verschwendet und nichts achtet, um dereinst alles entbehren zu müssen u. s. w. Von solchen Fehlern entstehen gewisse Charaktere, die man allgemeine nennen kann, weil man Muster zu denselben bey allen Völkern und zu allen Zeiten findet. Allenthalben wird es Geizige, Verschwender, Neider, Stolze, Schmeichler, Furchtsame, Heuchler u. d. g. geben, weil allenthalben, wo, mehr oder weniger, Vernunft und Eigenliebe in Contrast stehen, auch das unglückliche, aber nothwendige, vermischte Schauspiel von guten und bösen Sitten angetroffen werden muß. Die Originale des Geizigen von Plautus leben unter uns, und Rom und Athen hatten ohne Zweifel Originale zu dem Menschenfeind und Tartüffe des Moliere, auch außer den Klassen der Anhänger des Zeno und Aristipp. Nimmt man aber von dieser Gattung von Charakteren und Fehlern den Contrast hinweg, der das Lächerliche erzeugt, und durch sie die komische Kraft nährt, so wird es ein ganz relatives Objekt, das an einem Orte gefallen, an dem andern nicht gefallen kann. Hier schmeckt und genießt man vollkommen das Salz eines Witzes, der dort unbemerkt vorübergeht; hier kann er die Leute aus vollem Halse lachen machen; dort findet man ihn so langweilig, daß man gähnen möchte. Auch durch die Revolutionen, die, wie ich schon einmahl

bemerkt habe, die Zeit in der Denkungsart, den Vorurtheilen, den Moden, Sitten, Lieblingsneigungen der Individuen und ganzer Nationen hervorbringt, können die beliebtesten Lustspiele, auch solche, die diese Ehre wirklich verdienten, derselben Nation und denselben Menschen gleichgültig und wohl gar unschmackhaft werden, wovon die Geschichte des Theaters unzählige Beyspiele liefert. Der Fanatismus für Aristophanes verschwand in Athen, als Menander auftrat, und Rom fand keinen Geschmack mehr am Witz des Plautus, als es die Lustspiele des Freundes vom Scipio und Lälio besuchte. Und nicht genug: selbst der Fall ist nicht selten, daß ein und dasselbe Subjekt zu derselben Zeit dem einen alles mögliche Interesse und Vergnügen gewährt, dem andern hingegen höchst unbedeutend und verächtlich erscheint. Der Weltmann wird mit dem größten Wohlgefallen ein Stück sehen, in dem ein verschmitzter Gauner durch Listen und Ränke die offenherzige Einfalt eines guten Mannes misbraucht, und ihn als Opfer einer schlauen und frechen Bosheit fallen läßt. Der Weise, oder was gleichviel sagt, der rechtschaffene Mann, würde glauben durch ein Lachen, das die Tugend kränkt, Theilnehmer eines solchen schwarzen und schändlichen Verraths zu werden. Die Gravität eines Nachahmers des Cato, wird bey Szenen, die die lächerlichen Seiten eines taumelnden Modehelden glücklich darstellen, den Ernst ihres Blicks etwas mildern, und der wollüstige Nacheifrer Petrons wird bey einem Stücke, das sich über die Strenge des Stoikers lustig

lustig macht, seine innige Freude verrathen. Man sieht also klar, daß das Lächerliche, wenn man die oben angeführten Fälle ausnimmt, in Vergleichung mit der Empfindung, eine sehr beschränkte, veränderliche und unsichere Sprache hat. Die Fehler, die das Lächerliche erregen, sind größtentheils auf Individuen und gewisse Orte eingeschränkt; Unglücksfälle aber sind nur zu sehr das allgemeine Erbtheil der menschlichen Natur. Hierauf stützt sich vorzüglich, wenn nicht ausschließend, die ganze Kunst der tragischen Muse, rührende und abschreckende Gemälde der menschlichen Leidenschaften zu entwerfen. In der Form und mit dem Pomp des Heroischen zeigt sie uns dieselben in einer zu entfernten Perspektiv, als daß wir uns leicht an die Stelle einer Gattung Wesen setzen könnten, die nur eine äußerst schwache Aehnlichkeit mit uns haben. Im bürgerlichen Gewand hingegen tritt sie allen unsern Gefühlen und Organen näher; alle Herzen werden bewegt, denn sie findet in Aller Herzen, vermöge der jedem Individuo gemeinen Empfindsamkeit, (sensibilità) dem gemeinschaftlichen Stamm aller Leidenschaften! die Vorbilder ihrer Werke. Das Trauerspiel hat demnach in dieser letztern Form einen neuen Vortheil vor jener, diesen nämlich, daß es durch bessere und der allgemeinen Belehrung angemessenere Mittel wirkt, und daß daher seine Gemählde, die sich nicht blos auf die Unfälle einer gewissen bestimmten und von der Menge wenig gekannten Menschenklasse, dergleichen die der Könige und Helden ist, einschränken, sondern ihren Stoff aus

dem weiten Gebiete der gemeinschaftlichen Menschennatur wählen, wenig oder nichts von ihrem Einfluß und ihrer Kraft verlieren, die Zeiten, die Regierungsformen und Sitten der Völker mögen sich auch ändern, wie sie wollen, welches Schicksal hingegen die griechischen, römischen ꝛc. tragischen Subjekte gehabt haben, die unter der Behandlung neuerer Dichter, selbst solcher, die jenen Alten an Talent gleich kamen, wo sie sie nicht gar übertrafen, doch nur wenig, und nur bey Wenigen Beyfall finden.

Es ist den nachahmenden Künsten eigen, daß sie mit desto größerer Leichtigkeit und desto bessern Erfolg die Bilder der Gegenstände der Seele zuführen, je genauer es ihnen glückt, die Originale nachzubilden, und je bekannter und interessanter diese Originale an sich sind. In den heroischen Trauerspielen erscheint der Mensch übermenschlich, und die Copien entsprechen niemals, oder doch fast niemals, den Originalen, die wir kennen. Es herrscht also hier Uebertreibung; der Zuschauer muß bald gewahr werden, daß die Wahrheit der Natur überschritten ist. Die Wahrnehmung der überladenen Farben und des Misverhältnisses der Umrisse macht ihn eben nicht geneigt, sich der Täuschung des Gemäldes zu überlassen, weil er fühlt, daß er diesen so beständigen, so erhabenen Heroismus weder auf sich selbst, noch auf die Menschen um sich her, die er kennt, anwenden kann, so wenig als er Menschen findet, die das Talent besäßen, beständig in Versen zu sprechen. Auch das

Lustspiel

Lustspiel übertreibt, nur nach einer andern Richtung, indem es nämlich den Menschen noch unter den Menschen herabsetzt. Aristoteles erhob diese doppelte Uebertreibung zu Regeln der Kunst, indem er das Wesen des Lustspiels in die Nachahmung von Originalen setzte, die schlechter wären, als die wirklichen Menschen, und das Wesen des Trauerspiels in die Nachahmung von Originalen, die besser wären, als die wirklichen Menschen, und leitete aus den tragischen Produkten seiner und der verflossenen Zeiten, das Prinzip ab, das auch die Denkungsart der meisten Neuern bestätigt: ἡ κωμωδια χειρυς, ἡ τραγωδια βελτιυς μιμεισθαι βυλεται των νυν: Und an einem andern Orte behauptet er, die Tragiker müßten sich in der Nachahmung die guten Mahler zum Muster nehmen, die ihre Gemälde immer schöner machen, als die Originale sind: Επει δε μιμησις εςιν ἡ τραγωδια βελτιονων ημας δει μιμεισθαι τυς αγαθυς εικονογραφυς. και γαρ εκεινοι αποδιδοντες την οικειαν μορφην ὁμοιους ποιυντες καλλιυς γραφυσιν. Dieß angenommen, wie seicht und schwach müssen in Rücksicht auf moralische Wirkung die Eindrücke beyder Gattungen seyn, und zwar noch mehr, die der ersten, da sie sich noch weiter von uns und der Natur entfernt. Die ächten Züge der Natur glänzen nur dann in ihrer erhabenen Einfalt, wenn das tragische Genie sich bestrebt, mit philosophischem Geist meisterhafte Copien der traurigen und schrecklichen Unordnungen zu liefern, durch welche die Leidenschaften der Privatpersonen die bürgerliche Gesellschaft

sellschaft zerrütten. Dann erblickt jeder in der handelnden Person den Menschen; er glaubt sich unter seines Gleichen zu befinden; die Wahrheit der Gegenstände und das Bekannte und Geläufige der Gesinnungen und Ausdrücke verstärkt die Empfindung und erhält die Täuschung in der Seele des Zuschauers: das Theater wird in den Augen Aller ein wahres Bild der Welt, weil hier die natürlichen Verhältnisse in Tugenden und Lastern beybehalten werden, und wenn man demselben vernünftiger Weise im Allgemeinen das Vermögen zu unterrichten und zu bessern nicht abstreiten kann, so ist außer allem Zweifel die größere Wahrscheinlichkeit, dieß mit dem glücklichsten Erfolg und in dem weitesten Umfang zu leisten, auf Seiten der neuen Gattung des Drama, sobald dieses nur von einem philosophischen Dichter, der die Natur zu schildern versteht, behandelt wird. Doch noch ein anderer Vorzug des bürgerlichen vor dem heroischen Trauerspiel darf nicht verschwiegen werden. Es ist nämlich fähig auf eine Art zu belehren, die ungemein interessanter und fruchtbarer ist und eine größere Anzahl von Beziehungen umfaßt, indem es nämlich selbst die Gesetzgebung und Politik unmittelbar durch seine schrecklichen und rührenden Scenen nach dem Leben, die die Gebrechen des Staatskörpers schildern, erleuchten kann; etwas, das das heroische Trauerspiel nur selten, und auch dann nur indirecterweise zu thun vermag, indem es Handlungen schildert, die nur gekrönte Häupter, große Personen oder Helden, und nicht den ganzen Körper der Nation, noch die Reform von Misbräuchen, die die einzelnen Glieder derselben

an-

angesteckt haben, besonders betreffen. Auch drehen sie sich nur selten, so wie ehedem, um ein grosses Staatsinteresse, das jetzt in die geheimnißvollen Tiefen der Cabinette eingeschlossen ist, und woran das Volk nicht mehr Theil nimmt. Die Comödie ist jener großen Wirkung nicht fähig, weil das lächerliche nur Mängel und Gebrechen angreift, die sich eher auf den Geist der Moral beziehen, auf Geschmack, Sitten und Meinungen, und der Regierung und den Gesetzen der Gesetzgebung und Politik ganz fremd sind. In welchem Bezug auf die Verfassung eines ganzen Volks überhaupt stünden wohl der Betrüger, der Geitzige, der schöne Geist nach der Mode, der Misanthrop, der eingebildete Kranke, Todero Brontolon, die gelehrten Weiber, der bürgerliche Edelmann u. s. w. In solchem Bezug aber stehen allerdings der Dürftige, der Ausschweifende, der Verläumder, der Hazardspieler, der grausame Uebermächtige, der Richter, der die Pflicht den Begierden, dem Gold oder der Gunst aufopfert, die Verführerinn der Unschuld, die Galanterie, schlimmer als das Concubinat, der betrügerische Bankerutt und tausend ähnliche Gegenstände, die die Gesellschaft zerrütten, in gerechten und gefühlvollen Seelen Abscheu oder Traurigkeit erwecken, die Vorsicht der Gesetze interessiren und auffordern, weil sie die Harmonie und den Wohlstand der Gesellschaft zerstören, und wodurch der beredte Dichter bürgerlicher Trauerspiele ein Wohlthäter seines Vaterlandes und selbst des ganzen menschlichen Geschlechts zu werden im Stande ist. Ich füge eine Bemerkung bey, die die allgemeine

Erfah-

Erfahrung bestätigen kann, und die einen andern Punkt betrift, der dem Drama in Vergleichung mit dem Lustspiel einen Vorzug giebt. Der Unterricht, den das erstere gewährt, ist, wie wir gesehn haben, nicht allein interessanter und fruchtbarer, sondern auch weit weniger der Gefahr ausgesetzt, als in dem letztern, durch den schlüpfrigen Anzug und die unverschämten Gebehrden der Schauspielerinnen in seiner moralischen Wirkung geschwächt oder gar vernichtet zu werden, die Gravität und der von dem Charakter des Trauerspiels schlechterdings unzertrennliche Anstand legen den Schauspielern und Schauspielerinnen einen unvermeidlichen Zügel an, so daß sie den Ernst des Inhalts und die Wichtigkeit der Dinge, die sie darstellen, nicht vergessen, noch, wenn sie auch wollten, aus den Augen setzen dürfen. Wird demnach auf diese Weise der theatralische Zauber der Illusion in der Versammlung der Zuschauer erhalten, so können die schönen, moralischen und politischen Lehren, die auf eine geschickte Weise in den Gang des Drama eingeflochten sind, auch aus einem profanen und unreinen Mund, den die Illusion jetzt in diesem Augenblick ganz anders erscheinen läßt, ihre volle Wirkung thun. Diese Wirkung aber, läßt sich wohl behaupten, ist im Lustspiel ganz unmöglich, da die hauptsächliche Bestimmung und der Zweck desselben auf Unterhaltung und Belustigung geht, und folglich die Frechheit der Gebehrden und der Töne, die das Verderbniß des Herzens ausdrücken, begünstigt. Ja der herrschende weibische Geschmack

duldet

duldet fast kein Lustspiel ohne eine oder mehrere Liebesintriguen, und diese Leidenschaft ist vorzüglich geschickt, die Absichten und Plane der Verführung zu begünstigen, die die Kunst der Schauspielerinn beschimpfen, ohne der Künstlerinn etwas von ihrem Beyfall zu rauben. Da wo Liebe oder Galanterie, die Liebeheuchlerinn, herrscht, da herrschen natürlich auch die Weiber, und wo dieß der Fall ist: was bleibt da von der Wollust unbefleckt? Sie zeigen sich, um das erste oder vielmehr das einzige Interesse des Schauspiels auf sich zu ziehen; und wenn sich nun zu ihren Absichten die Unverschämtheit und der schlüpfrige Styl eines niederträchtigen Dichters fügen, wie dieß nur zu häufig der Fall ist, dann kehrt sich alles zum wahren Verlust für die Tugend und zu Trophäen für das Laster. Eine Maxime, die Anstand, keusche Zurückhaltung, eheliche Treue empfiehlt, dringt aus dem Munde einer Phryne entweder gar nicht zum Herzen, oder macht da doch nur einen äußerst geringen Eindruck, wenn die Seele schon von den giftigen Reizen der künstlichsten Wollust gefesselt ist; eine obscöne Zweydeutigkeit hingegen, ein Seufzer, ein Lächeln, machen den tiefsten Eindruck, nähren darin die verderblichsten Ideen, und entzünden die schändlichsten Begierden. Wenn auch das komische Schauspiel, in Absicht auf alles übrige, so anständig wäre, als es gewöhnlich nicht ist, so sieht man doch, daß, bey der schlechten sittlichen Beschaffenheit der Schauspieler, der Haupteffekt, und vielleicht seine einzige Wirkung die ist, die Unschuld in Gefahr zu setzen,

und

und freye Männer und sittenlose Weiber in ihren Ausschweifungen zu bestärken. Für dieser Klippe sichert schon das Drama seine ganze Einrichtung, und es kann nur selten und nur schwach mit irgend einem Theil, irgend einem einzelnen Charakter, einem Werkzeug der Ausschweifung, den es nothwendig in Handlung setzen muß, daran stoßen. Ein solcher Charakter aber darf nie das Interesse des Drama in sich concentriren, weil es sonst ganz um die tragische Würde gethan seyn würde. Ein solcher Charakter ist der von Rosalien in dem französischen Barneveld; allein ihr schwarzer Verrath, ihre Heimtücke, die nur einem Auge entgehen können, das ganz von dem Wahnsinn einer brausenden Leidenschaft verblendet ist, und der empörende Befehl eines Meuchelmords, der aus ihrem schändlichen Munde kömmt, machen diese Person so verhaßt, daß alle ihre übrigen Reize nichts vermögen, und im allgemeinen hört, sieht und erinnert man sich ihrer nicht ohne Widerwillen und Abscheu. Dieser Vorzug des bürgerlichen Trauerspiels kann nur denen von geringer Wichtigkeit scheinen, die sich begnügen, die Theorie der guten Sitten zu kennen, bey der allgemeinen Praxis der schlimmsten Sitten aber, und den traurigen Ursachen, die sie erzeugen, ganz gleichgültig bleiben.

Dieß ist jedoch nicht der letzte Vorzug, dessen sich das bürgerliche Trauerspiel mit Grunde rühmen kann. Diesen finde ich in seiner Sphäre der Nachahmung, die ungleich geräumiger und vielumfassender ist, als in den beyden andern Gattungen des

Drama,

Drama. Hiemit denke ich das Gemälde seiner überwiegenden Vorzüge zu endigen.

In Rücksicht auf das heroische Trauerspiel, das seine Süjets meistens von Höfen und niemals außer dem Kreise hoher Personen hernimmt, ist es klar, daß das Gebiet seiner Nachahmung enge umschrieben ist, da die Zahl der Individuen, die bestimmt sind, über Nationen zu herrschen, gegen die ungeheure Menschenzahl, woraus die Nationen selbst bestehen, gar nicht in Betracht kömmt. Kleiner noch ist natürlich die Zahl derer, die an sich einen großen Charakter zeigen, und von heftigen, schrecklichen, erhabenen Leidenschaften beseelt sind, mit Einem Wort, die die zu einem Helden erforderlichen Eigenschaften besitzen; und noch kleiner endlich die Zahl derer, die, bey allen Anlagen es zu werden, auch wirklich Gelegenheit finden, ihre Talente zu entwickeln, und sich durch große Tugenden oder ungeheure Verbrechen berühmt zu machen. Die geringe Mannigfaltigkeit, die in den Süjets der griechischen Trauerspiele und der unsrigen herrscht, beweißt dieß schon genugsam. Mit Ausnahme einiger wenigen aus der jüdischen und neuern Geschichte haben die italienischen, französischen und englischen Dichter (um nur von den berühmtesten und genauerer Bekanntschaft werthern Theatern zu sprechen) hundert und tausendmahl griechische und römische Süjets wiederhohlen und nachahmen müssen; das einzige Mittel sich tragischen Stoff zu verschaffen! Sie scheinen einmüthig darin übereingekommen zu seyn, daß große geräuschvolle Kata-

strophen in der moralischen Welt so selten sind, als in der physischen, und es als eine ausgemachte Sache angenommen zu haben, daß die Griechen sie fast ganz schon erschöpft hätten, so daß den neuern Dichtern wenig mehr übrig bleibe, als der unfruchtbare Ruhm mit geistreicher Nachahmung in ihre Fußtapfen zu treten. Alle haben sie, nur einer mehr, der andere weniger, ihre Zuflucht zu jenen Quellen genommen, und dieselben Gemählde rasender Leidenschaften, schrecklicher Unthaten und nagender Gewissensbisse wiederhohlt. Voltaire sagt irgendwo, er habe immer die Familie des Atreus, von Pelops bis auf Iphigenien, für die Werkstätte gehalten, in der die Dolche Melpomenens geschmiedet werden müßten. Vielleicht, glaube ich, weil er hier die Originale des rührenden und schrecklichen Erhabenen fand, das die Seele stark und mächtig rührt, ohne welches die Tragödie unschmackhaft ist, wenn es anders überhaupt eine wahre Tragödie ohne dieses Erhabene geben kann, das sich, meiner Ueberzeugung nach, in dem bürgerlichen Trauerspiel in der ersten von beyden genannten Gestalten — dem Rührenden und Schrecklichen — und im heroischen Trauerspiel nothwendig in beyden Gestalten zugleich zeigen muß; denn ich wenigstens habe nie die Berenice von Racine, die selbst Voltaire eine dialogirte Ekloge nennt, für etwas anders erkennen können, als eine Reihe der schönsten Liebeselegieen. Jene Dolche aber lassen sich meines Bedünkens nur in einer klainen Anzahl von Süjets schicklich anwenden, und die Erfahrung selbst lehrt

es

es; denn wenn man auf unsern Theatern, von einer langen Reihe Trauerspiele, uns in der Hauptsache den Inhalt und sehr oft selbst den Gang und die Verwickelung der Werke der drey berühmtesten tragischen Dichter Griechenlands wiederhohlen, oder sie in sklavischer Nachahmung unter der leicht zu entdeckenden Verkleidung der Titel und Namen wieder zum Vorschein bringen sieht, so merkt man bald, wie wunderbar eng der Kreis der für das heroische Trauerspiel geeigneten Subjekte seyn müsse. So ist und kann es nicht mit dem bürgerlichen Trauerspiele seyn. Hievon sich zu überzeugen, darf man nur bedenken, unter wie mannigfaltigen und ganz verschiedenen Gestalten sich die Eigenliebe, gleich dem Proteus der Fabel, auf dem Schauplatz des bürgerlichen Lebens zeigt, und die sämmtlich geschickt sind, tiefes Mitleid oder Unwillen in fühlenden Seelen zu erregen. Und diese Sphäre der Nachahmung erweitert sich noch ungleich mehr, wenn man bedenkt, daß Melpomene in dem heroischen Trauerspiel, durch ein altes Herkommen gezwungen, das Rührende und Schreckliche (das bey den Engländern durch Misbrauch oft in das Abscheuliche und Gräßliche übergeht) stets mit einander verbinden muß, in dem Drama hingegen das Rührende allein anwenden kann, ohne etwas von ihrer Würde und Kraft zu verlieren, und dabey, wie die Erfahrung schon wiederhohlt gezeigt hat, um ihren moralischen Zweck zu erreichen, nicht nöthig hat, die Scene mit Blut zu beflecken. Hierzu kömmt, daß nur eine kleine Anzahl Verhältnisse

und Lagen des bürgerlichen Lebens bis jetzt von Meisterhänden behandelt worden sind, in Vergleich mit der Menge derer, die noch die Hand eines Genies erwarten. Vielleicht glaubte niemand, daß selbst Klöster schickliche Süjets für das Drama liefern könnten, eh der berühmte Arnaud die Kühnheit hatte, da einzubringen, und den rührenden und schrecklichen Kampf zwischen Religion und Liebe zu schildern. Der tragische Dichter hat folglich in dem weiten Gebiete der bürgerlichen Gesellschaften einen fast unerschöpflichen Reichthum an Stoff zur Nachahmung, in jedem Fall einen unendlich reichern, als die Höfe der Könige und die Wohnungen der Helden in ihren engen Kreisen ihm darbieten können. Eben so wenig zweifelhaft ist die Ueberlegenheit des Drama über das Lustspiel in seiner jetzigen Form.

Damahls, als die muthwillige komische Muse noch ungehindert alles auf ihre Bühne zog, was von den Dingen und Menschen umher ihr tadelnswürdig, ausschweifend, grillenhaft, sonderbar, verächtlich oder lächerlich dünkte; als sie mit Hülfe der Masken selbst Individuen vorstellte, ohne die achtungswürdigsten Bürger, die ehrwürdigsten Magistratspersonen zu schonen: da konnte sie mit dem bürgerlichen Trauerspiel wenigstens in Rücksicht auf Zahl und Mannigfaltigkeit der Gegenstände wetteifern. Allein der Misbrauch, der in kurzem diese Freyheit in ärgerliche, verläumderische, schädliche, den guten Namen rechtschaffener Bürger, der Ehrbarkeit, Unschuld und dem Verdienst verderbliche Frechheit ausarten ließ, erweckte den gerechten Unwillen der

Gesetze,

Gesetze, und die Dichter sahen sich gezwungen, das Feld ihrer Erfindungen um ein Beträchtliches zu verengern; das Individuum, das heißt, die unmittelbare Wahrheit und Natur aufzugeben, anstatt bestimmter Gemälde, die durch unmittelbare Anwendung das Lächerliche auf den höchsten Grad verstärkten, willkührliche und unbestimmte Portraite zu entwerfen, die durch Karikatur immer über die Wirklichkeit hinausgetrieben wurden, und folglich, statt der Wahrheit, sich der Wahrscheinlichkeit und Erdichtung, und auch das nur mit unendlichen Einschränkungen, zu bedienen, und mit kunstmäßigen Bemühungen und doch weit geringerm Erfolg den Zuschauern das Lachen abzubetteln. Dieß ist die Beschaffenheit des Lustspiels, das freylich seit den Zeiten des Aristophanes viel weiser, vernünftiger und züchtiger, aber auch weit schwächer und eingeschränkter ist; und man würde den mit Recht als einen cynischen Störer der öffentlichen Ordnung behandeln, der sich erkühnen wollte, jene alte Form zu erneuern. Von tausend Rücksichten geängstigt, die ihr bey jedem Schritt aufstoßen, muß die komische Muse lebende Charaktere, die ihr den reichsten Stoff zu hervorstechenden und schneidenden Ridicüls geben würden, verändern und verstellen. Eine kalte und furchtsame Bescheidenheit zwingt sie, das Laster, das Autorität, Macht, Rang, geadelte Vorurtheile stützen, und geachtete und modische Fehler zu schonen, sich dafür in häufige moralische Declamationen zu ergießen, die immer in der handelnden Person den Dichter sehen lassen, und die Zuschauer

statt lachen — gähnen machen, und sich vergeblich bemühen, durch Artigkeit, Sittsamkeit und Urbanität, durch Feinheit und Anmuth des Witzes, Bonmots, Einfälle und gewisse kleine Schönheiten des Details, die nur hier und da in die Vorstellung irgend einen flüchtigen Lebensstrahl werfen, jene kräftigen Gemälde zu ersetzen, die nun einmahl auf ewig für die Kunst verloren sind.

Außer dieser zum Theil längst schon bestehenden Ursache, die dem Lustspiel eine so große Menge Subjekte rauben, giebt es noch eine andere ganz neue, die sich vereinigt, es noch mehr zu verarmen, und diese entspringt aus den gegenwärtigen Fortschriften der Gesellschaft und Cultur in Europa. Wer die allgemeine Natur des menschlichen Geistes ergründen kann, der wird bald bemerken, daß je beschränkter der Ideenkreis eines Menschen über die Verschiedenheiten der moralischen Natur, desto beschränkter auch der Begriff ist, die er sich von der Vollkommenheit derselben bildet. In diesem Fall erregt alles, was mehr oder weniger von seinem idealischen Muster verschieden ist und abweicht, einen mehr oder weniger fühlbaren und starken Contrast, der Verachtung oder Lachen erzeugt. In kleinen Städten, die wenig Verbindungen außer ihren Mauern haben, springen Singularitäten, Anomalien, Contraste mit angeblichen Regeln der Vollkommenheit in den Sitten, Charaktern und Manieren, der Menge weit schneller in die Augen, und man lacht und spottet da weit mehr, als in großen Städten, besonders wenn Müßiggang in

ihnen

ihnen herrscht. In jenen, wo man sich häufiger sieht, lernt man sich natürlich auch genauer kennen, beobachtet und betrachtet einander desto sorgfältiger, und lockt sich mehr Schwachheiten ab, um durch den Tadel seine Bosheit und seinen Stolz zu befriedigen. Hierzu kömmt, daß sich in kleinen Orten bald ein allgemeiner Ton oder Muster der Vergleichung festsetzt, das die Norm des Schönen, des Wahren und Richtigen in Gebräuchen, Sitten, Meinungen, im Umgang, der Kleidung, den Putz, ja selbst den Neigungen und Vergnügen bestimmt: so hat man hier immer die Regel zur Anwendung in der Nähe, und jede Uebertretung, die nicht verborgen bleiben kann, ist das Signal zu muthwilligen Spöttereyen und bittern Tadel. Diese Umstände, die heut zu Tage, bey der allgemein verbreiteten Cultur und dem erweiterten Handelsverkehr aller Nationen, kaum auf den großen Häufen der Nachkommen der alten Russen und Sarmaten, oder auf einige kleine Länder passen, waren ehedem dem ganzen Europa gemein, als Unwissenheit und Vorurtheil fast zwischen jedem kleinen Flecken noch große Scheidewände aufgerichtet hielten. Blos daher waren unsere Väter so geneigt und fertig, allenthalben Stoff zu Misbilligung und Spott zu finden; und darum sind auch im Ganzen Querköpfe, eingebildete, leichtsinnige, oberflächliche, in ihren Ideencombinationen eingeschränkte, schlecht unterrichtete Personen weit geneigter, zu verlachen, zu verspotten und zu verachten, als kluge, vernünftige und gründliche Geister. Der Handel, der diese

die Menschheit beleidigenden Scheidewände in den Ländern Europens niedergerissen hat, und immer mehr dahin strebt, durch ein einziges Bund von gegenseitigem friedlichen Interesse alle Gesellschaften der Erde zu verbinden, hat uns eine ungeheure Menge ganz verschiedener Sitten und Gebräuche kennen lehren, die sich auf Localeinrichtungen und Umstände gründen, die großentheils sehr von einander abweichen und von den unsrigen verschieden sind. Wir haben entweder aus eigner Erfahrung oder durch mannigfaltige Reiseberichte, die von mehrern der glaubwürdigsten Zeugen bestätigt worden, gelernt, daß jedes Volk seine eigne Art zu denken, zu sehen, zu handeln, zu empfinden hat, die, so wie die unsrige bey uns, bey ihnen für die beste, vielleicht einzig richtige gilt, und da wir nun oft fanden, daß gewisse Sonderbarkeiten, Bisarrerien, gewisse Fehler und Gebrechen, die wir an Individuen verlachten, ganzen Nationen eigen sind, so gewöhnten wir uns endlich, uns wenig oder gar nicht mehr darüber zu formalisiren. Die wachsende Menge Kenntnisse, deren Licht sich auf mancherley Weise, vorzüglich durch Bücher, die die Erfindung der Druckerey so unendlich vermehrt hat, durch Journale und Zeitungen, die außerordentliche, nicht erdichtete Begebenheiten erzählen, ja durch das Theater selbst verbreitete, hat uns im Ganzen sehr vorsichtig und zurückhaltend mit Lob und Tadel gemacht. Wir wollen über alles vernünfteln, und die Vernunft macht uns bescheiden im Urtheilen. Auf den ersten Blick finden wir

hundert

hundert Punkte der Contrastirung in jenen Gemälden, vor denen unsere Väter sich vor Lachen ausschütten wollten, falsch und geistlos. Mit Einem Wort, wir lachen weniger, weil wir mehr untersuchen und vergleichen, und der komische Dichter sieht sich nicht allein aus diesen unläugbaren Ursachen einen großen Theil der Gegenstände, an denen er sonst sein Talent üben konnte, entzogen, es entgehen ihm auch eine Menge von kleinen Nebenzügen, die der komischen Stärke immer neue Nahrung geben; und im gleichen Verhältniß steigen die Schwierigkeiten eines glücklichen Erfolgs seiner Bemühungen.

Dieß sind wenigstens die hauptsächlichsten und hervorstechendsten Vorzüge und Nachtheile, die das bürgerliche Trauerspiel in Vergleich mit dem heroischen Trauerspiel und dem Lustspiel hat, und die einen Gegenstand der philosophischen Analyse abgeben können. Nun bleibt mir noch übrig, die besondern Regeln dieser Gattung, außer denen, die sie mit den übrigen Gattungen gemein hat, anzugeben und aus ihrer eignen Natur abzuleiten, um entscheiden zu können, welches Grades von Vollkommenheit das Drama überhaupt fähig sey.

III.

Nichts ist dem Schein nach leichter, und nichts gleichwohl im Grunde schwerer und gefährlicher, als den Gesetzgeber in Sachen des Geschmacks zu machen. Die Eigenliebe, die sich öffentlich oder insgeheim in alle unsere Unternehmungen einschleicht, läßt uns, wenn wir unsere Urtheile in Regeln bringen wollen, den Schein für die Wahrheit nehmen, unsere veränderlichen Privatmeinungen für unveränderliche Aussprüche der Natur ausgeben, und vielleicht, ohne daß wir es selbst bemerken, unsere eigenthümliche Art zu empfinden als die dem Menschen überhaupt eigene aufstellen. Auf diese Weise setzen wir uns der Gefahr aus, daß wir vielleicht morgen über einen Machtspruch erröthen müssen, den wir heute mit so viel Zuversicht und Ueberzeugung thaten. Gut für mich, daß ich im höchsten Grad gegen diese, dem Schein nach so angenehme Leichtigkeit mistrauisch bin, und die wirklichen Gefahren sehe, die dahinter verborgen liegen, um mich ihnen nicht blindlings auszusetzen.

Es giebt Leute, die zuversichtlich behaupten, es könne gar keine Regeln in den Künsten des Geschmacks geben; die jungen Leuten von Talent rathen, sich allein an die Praxis zu halten, dem unnützen Ehrgeiz zu entsagen, Theorien zu erbauen, und noch mehr der stolzen Eitelkeit, sie bekannt zu machen.

machen. Ich bin weit entfernt, in diese seltsame Meinung einzustimmen. Diese Leute scheinen nicht bedacht zu haben, daß die Künste nichts anders sind, als eine bloße Zusammensetzung von Regeln, und daß diese Regeln nichts anders sind, noch seyn dürfen, als — wenn mir der Ausdruck erlaubt ist — als ächte Copien der Spuren, die die Natur selbst von ihrer Art zu seyn und zu handeln hinterläßt (copie genuine delle tracce segnate né suoi modi di essere e di operare dalla stessa natura) — daß sie nicht eher von noch so bewunderten Werken menschlicher Kunst abstrahirt werden dürfen, als wenn diese durch den glücklichsten Ausdruck der wahren Eigenschaften der Dinge gleichsam wahre Organe der Natur selbst werden; daß das Genie nicht schafft, sondern zusammensetzt, nachahmt, und um dieß erstere zu können, Beziehungen festsetzen, und um das letztere zu können, Muster kennen muß; daß eben aus der deutlichen und lichtvollen Erkenntniß dieser Beziehungen selbst jene glücklichen Ideen entspringen, die wahre Abbildungen der Dinge sind, oder mit anderm Ausdruck, jene ursprünglichen Normen, die dem Genie insgeheim den ersten Anstoß gegeben haben, die es zur treuen Nachahmung leiten, welcher sie die unverkennbaren Charaktere der Wirklichkeit, die unveränderliche und einzige Grundlage jenes Schönen, die das Vergnügen und die Bewunderung später Jahrhunderte macht, eindrücken. Sie scheinen nicht überlegt zu haben, daß das Genie, das unabhängig und frey von aller vorhergängigen Kennt-

niß

niß der Beziehungen, das heißt von allen Regeln und Normen arbeitet, nichts anders leisten kann, als daß es hier und da auf gut Glück unter rohe Auswüchse einige vollkommene Züge hinstreut, gleich jenen regelmäßigen Figuren, die der Zufall bisweilen unter tausend ganz gestaltlosen bildet, wenn man geschmolzenes Bley ins Wasser träufelt, und von deren Existenz der Verstand dessen, der das Bley goß, sich nichts zuschreiben kann. Sie scheinen endlich nicht überlegt zu haben, daß ein ganz unwissendes, alle Arten von Regeln verachtendes Genie zu nichts geschickt sey, als das Spielzeug einer fern von den Grenzen der Wahrheit gaukelnden Phantasie zu werden, die Verhältnisse der Dinge zu stören und Ungeheuer hervorzubringen, die troz dem, daß sie eine imponirende colossalische Figur, eine Miene von Wildheit und Kühnheit und einzelne im hohen Grad vollkommene Glieder haben, nichts destoweniger Ungeheuer sind und bleiben. Sie irrten sich, wenn sie glaubten, Homer, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Menander hätten blos nach einem gewissen Instinkt gearbeitet, ohne bey ihren verschiedenen Werken nur eine Ahndung von Regeln zu haben, gleich als ob die nachahmbare Natur dem beobachtenden Genie in den Verhältnissen, die ihre Theile harmonisch verbinden, nicht die Regeln eingegraben zeigte, und sie nicht in die unvermeidliche Nothwendigkeit setzte, entweder ihre Nachbildung aufzugeben, oder diese Regeln zu befolgen; gleich endlich, als ob das in der Iliade, so zu sagen, ver-

suchs-

suchsweise eingestreute Erhabene, dieß einzig von der Natur selbst ausgestreute Erhabene, das alle dafür erkennen, und das immer dafür erkannt werden wird, seinen Ursprung irgend anders woher hätte, als aus der vollkommenen Nachahmung der Natur! Sie setzten fälschlich voraus, die Regeln dienten blos dazu, das Genie zu beengen, zu verkleinern, zu unterdrücken, und zum Beweis führen sie an, nach der Poetik des Aristoteles sey in Griechenland kein zweyter Homer, kein zweyter Sophokles, kein zweyter Menander erschienen, die Aeneide sey älter als die Poetik von Horaz, Corneille habe seinen Cid und Cinna früher geschrieben, als die Dichtkunst des Boileau erschienen, und die gelehrten Dichter Trissino, Gravina ꝛc. hätten bey ihrer genauen Kenntniß der epischen und dramatischen Poesie doch sehr mittelmäßige Tragödien und Epopöen geliefert. Freylich läßt es sich nicht denken, daß Homer keinen Lehrer als die Natur gehabt habe, wiewohl der Ausdruck: die Natur zum Lehrer haben, keinesweges gleichbedeutend ist mit: im Stande seyn, ein vollkommenes Werk ohne Regeln zu liefern. Egypten war zu seiner Zeit von Seiten seiner Gelehrsamkeit berühmt, und man findet in seinen Werken mehr als zweydeutige Beweise, daß er dieses Land gekannt hat; und wie groß ist nicht der in seinen beyden Gedichten in der reichsten und mannigfaltigsten Sprache angebrachte Reichthum wissenschaftlicher Ideen, die er offenbar größtentheils nur einem anhaltenden Studium zu verdanken gehabt haben kann! Wie Plato ausdrücklich

versichert,

versichert, hatten schon andere Dichter vor ihm gesungen, und namentlich Hesiodus, wie das authentische Monument der Oxforder Marmor meldet. Die Schlacht der Titanen und das Schild des Herkules dieses Dichters haben ihm, aller Wahrscheinlichkeit nach, bey seinen Kämpfen von Menschen, Helden und Göttern, und bey seinem Schilde Achills zum Vorbild gedient. So gingen also in der Bildung seines Genies Studium und Kunst mit der Natur wenigstens Hand in Hand. Virgil schöpfte ausgemacht aus griechischen Quellen, und studierte im Homer die Regeln der epischen Poesie; dieses Studium aber hinderte ihn nicht, der Nebenbuhler des Griechen in dieser Gattung zu werden. Ist etwa, seitdem Horaz die Poetik des Aristoteles in seine Epistel an die Pisonen eingewebt hat, kein Nacheiferer Homers oder Virgils, kein Ariost, kein Tasso erschienen? haben Corneille, Racine, Voltaire, Crebillon, Moliere das Theater von Paris nicht wenigstens dem Theater von Athen an die Seite gesetzt? Ja weiß man nicht von Corneille, daß er sich schon vor der Erscheinung der Poetik des Boileau selbst eine gemacht hatte, die ihn bey seinen Meisterstücken leitete, ich meine seine Abhandlung über die drey theatralischen Einheiten. Ist Gravina mit allen seinen treflichen Regeln doch nur ein schlechter Tragiker geworden, so beweißt das nur so viel, daß die Regeln nicht hinreichen, den Dichter zu machen, nicht aber, daß sie die Wirkung hätten, das Genie einzuengen und zu unterdrücken. Freylich können sie nicht die Materialien

der

der Composition liefern, nicht die Phantasie, die schafft und bildet, nicht die Leidenschaften, die Leben einhauchen, noch die Sprache, die den Gedanken Körper giebt; das heißt, weder Empfindung, noch Gefühl, noch Poesie des Styls. Man mag sie entweder unmittelbar aus dem großen Buche der Natur, oder aus den treuen Copien der Kunst, oder aus der systematischen Form, in der sie von Kunstrichtern, die beyde zum Gegenstand ihres Nachdenkens machten, gebracht worden sind, schöpfen, in jedem Fall äußern sie ihren Einfluß nur auf die Harmonie der Theile und die Vollkommenheit des Ganzen. Sie belehren den Dichter, mit Ordnung zu disponiren, das heißt, mit Wahrheit die Materialien zu verbinden, die er in der Betrachtung des Schauspiels der moralischen und physischen Welt gemacht oder durch Studium, von der Erziehung und von Büchern geleitet, sich erworben hat, und jemehr ich hierüber nachdenke, destomehr überzeuge ich mich, daß ein Dichter, der, so wie ich voraussetze, ausgerüstet mit dem angeführten Charakter des angebauten Genies, sich die wesentlichen Regeln, die zur Schilderung der Natur erforderlich sind, recht vertraut gemacht hat, durch sie, in Vergleich mit jenem, der keine derselben kennt, oder sie alle verachtet, so zu sagen mit Blitzesschnelle der Vollkommenheit nähern müsse. —— ——

Wenn es als allgemeine Grundmaxime angenommen werden kann, daß das Theater nie etwas anders seyn könne, als ein lebendiges Gemälde

mensch-

menschlicher Leidenschaften, oder in andern Ausdrücken, daß die tragischen oder komischen Schauspiele mit allen Modificationen, die jede dieser beyden Hauptgattungen fähig ist, immer die Erdichtung zur Grundlage haben, weil die Personen nicht durch sich selbst handeln und sprechen, sondern blos die Handlungen und Reden Anderer nachahmen, so ist es außer allem Zweifel, daß gewisse allgemeine Principien der Nachahmung und eine gewisse Oekonomie des Ganzen für alle auf gleiche Weise geltend seyn müssen. Eben so unstreitig ist es, daß außer diesen allgemeinen Prinzipien, die verschiedenen Modificationen der tragischen und komischen Gattung verschiedene gemeinschaftliche zulassen, d. i. daß das bürgerliche Trauerspiel deren mit dem heroischen Trauerspiel und mit dem Lustspiel gemein haben müsse, insofern nämlich seine Einrichtung mit beyden beständige Analogien und Beziehungen hat. Endlich ist nicht weniger unstreitig, daß jede von diesen Gattungen besondere und eigenthümliche Regeln und Vorschriften hat, die deren Form ausschließend bestimmen.

Die ersten betreffen den allgemeinen Zweck, Täuschung hervorzubringen, ohne welche die theatralische Kunst einem schwankenden Gewächs ohne Stütze gleicht, und unmöglich Vergnügen gewähren kann. Diese fordern, daß die Fabel im Ganzen, die Leidenschaften, Charaktere, der Styl, die einzelnen Vorfälle, Situationen, Contraste, der Wahrheit oder doch der Wahrscheinlichkeit gemäß seyen, denn die Vorstellung überhaupt soll ja die

Stelle

Stelle irgend eines wahren oder doch möglichen Vorfalls vertreten, und alles dieß trägt ungemein viel zur Erreichung des wesentlichen, des Hauptzweckes dieser dramatischen Gattung bey. Sie fordern, daß in allen Dingen Anstand herrsche, damit der moralische Zweck des Theaters nicht zerstört werde; daß man das, was nicht erzählt werden darf, sehen, und das, was nicht gesehen werden darf, erzählen lasse; daß eine verhältnißmäßige und vollkommene Uebereinstimmung zwischen allen Theilen, eine natürliche und ungezwungene Abhängigkeit der zufälligen Umstände von einem hauptsächlichen und herrschenden Umstand, eine Correspondenz der Ordnung und der Triebfedern in der fortschreitenden Führung und Folge der Scenen statt finde; daß Schönheiten des Details überall eingestreut werden, weil sie das Interesse im hohen Grad nähren und erhalten; eine Einfachheit der Verwicklung, die die Seele nicht ermüde, noch sie in der Verfolgung des Zusammenhangs der Scenen zerstreue; daß der letzte Aufzug, als derjenige, der bestimmt ist den Knoten zu lösen und durch letzte Eindrücke, die das Parterr befriedigen, den völligen Succeß des Stücks zu entscheiden, auch am sorgfältigsten ausgearbeitet sey; endlich, daß das Schauspiel Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit habe. Einheit der Handlung, weil man nicht ins Theater geht, um der Vorstellung eines Stücks aus der Geschichte, oder zerstreuter Züge aus dem Leben einer oder mehrerer Personen, sondern der Vorstellung eines einzigen, vollständigen,

ausführlich entwickelten Factums beyzuwohnen; weil das Interesse durch Mehrfachheit nothwendig getheilt wird, und ein getheiltes Interesse vollkommen einer bewegenden Kraft gleicht, die durch Vertheilung anfangs weniger wirksam wird und bald, immer mehr ermattend, ganz erstirbt; und weil endlich die Fassungskraft des menschlichen Geistes, auch angenommen, daß sie zugleich mehrere Ideen wahrnehmen könne, doch unmöglich in derselben Zeit auf alle, ihre beobachtende Aufmerksamkeit zu concentriren im Stande ist. Aus dieser ersten entspringen natürlich die beyden andern Einheiten des Ortes und der Zeit. Wer sieht nicht, daß der Begriff einer einzigen Handlung nothwendiger Weise mit sich bringt, daß sie an einem einzigen und demselben Ort vor sich gehe, zwischen dem Umfang einer einzigen Wohnung, und in einem Zeitraum, den der Verlauf derselben zu erfordern scheint, und der nicht beträchtlich von dem abweichen muß, den der Zuschauer im Theater zubringt. Wie kann die theatralische Täuschung in der Seele desselben erhalten werden, wenn die Handlung plötzlich aus einem Ort in einen andern entfernten versetzt wird, wo der Widerspruch einer solchen Veränderung mit dem festen Begriff, daß man unbeweglich auf der Stelle bleibt, ganz unvermeidlich ist? Die Verletzung dieser Gesetze ist einer von den vielen und einer von den größten Fehlern Shakspears. In seinem Julius Cäsar z. B. erscheinen Brutus und Caßius im ersten Aufzug in Rom, und im fünften Aufzug in Thessalien. Der Zwischenraum, der diese beyden

Oerter

Oerter von einander trennt, ist so beträchtlich, daß er nur in einer sehr beträchtlichen Zeit zurückgelegt werden kann. Natürlich fällt jedem Zuschauer das auf; er sieht, daß es sich mit den drey Stunden, welche die Vorstellung dauert, nicht vereinigen läßt, er bleibt über das, was während dieser weiten Reise vorgefallen ist, in Ungewißheit, und diese unangenehme Dunkelheit zerreißt die Handlung dermaßen, daß sie nun gleichsam zwey verschiedene Handlungen von eben so viel Schauspielen ausmacht. Alle hier erwähnten Gesetze, und vorzüglich das letztere, von der so wichtigen dreyfachen Einheit, die die meisten übrigen in sich schließt, sind durchaus jeder Gattung des Drama gemein, und gehören eben so wesentlich zur vollkommenen Oekonomie des bürgerlichen, als des heroischen Trauerspiels und des Lustspiels. Es ist der Ausspruch des gesunden Menschenverstandes, das heißt, die Stimme der Natur selbst, die sich in Rücksicht auf die dreyfache Einheit in folgenden beyden Versen des scharfsinnigen Nebenbuhlers des Horaz vernehmlich hören läßt:

> Qu' en un lieu, qu' en un jour un seul fait accompli
> Tienne jusqu' à la fin le Théatre rempli.

Ich erinnerte weiter, daß, da es gewisse Punkte der Analogie zwischen den verschiedenen Gattungen der dramatischen Poesie gebe, das bürgerliche Trauerspiel, seiner eigenthümlichen Beschaffenheit zufolge, einige Regeln mit dem heroischen Trauerspiel, an-

dere mit dem Lustspiel gemein haben müsse. Mit jenem hat sie die Wichtigkeit der Handlung, den durchaus von der gemeinen trivialen Sprache entfernten, wenn gleich nicht ganz so weit von der Natur entfernten Styl, die beständige glückliche Herrschaft über die Empfindung, das Rührende und Schreckliche der Situationen und Vorfälle, die die Seele bewegen und erschüttern, die unerwarteten Theaterstreiche, die heftige Gewalt der Affekten, das immer mit verhaßten Farben gemahlte Laster, die nie flatterhafte oder tändelnde Liebe gemein, sondern jene Liebe, die entweder die Tugend besiegt, und dann Unglück und Verbrechen erzeugt, oder von ihr überwunden wird; dieß letztere aber immer nur nach langem Kampf und unter gewaltsamen Erschütterungen. Ferner hat es gemein die wüthenden rasenden Verbrechen, die nagenden Gewissensbisse, den Wahnsinn der Verzweiflung, die grausamen Kämpfe zwischen den Leidenschaften und der Pflicht, endlich die gemeinschaftlichen Mittel und Triebfedern, Mitleid und Schrecken zu erregen, die mit kluger Hand so angelegt werden müssen, daß sie durch den ganzen Verlauf der Handlung bis zur Auflösung des Knotens an Stärke zunehmen. Mit dem Lustspiel hat es die einfachen Theaterverzierungen, die Wahl der Gegenstände und Charaktere aus den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, die Natürlichkeit der Gesinnungen und des Dialogs, die Schilderung der Sitten, nicht wie sie seyn könnten, sondern so, wie man sie im täglichen Leben wirklich findet, mit einem Wort, die wahre Grundlage

gemein

gemein, die, wenn sie gleich von dem Comiker, der gern übertreibt, um Lachen zu erregen, verändert wird, dennoch für ihn sich ungleich weniger, als für den heroischen Tragiker, von dem entfernt, was die Welt uns täglich vor Augen legt. Auf diese Weise nimmt das bürgerliche Trauerspiel gewissermaßen an der Constitution von beyden Theil. Da es jedoch eine eigene Gattung des Drama ausmacht, so ist es offenbar, daß es, außer den angegebenen Regeln, die es bald dem heroischen Trauerspiel, bald dem Lustspiel nähern, nothwendig andere verschiedene und ihm allein eigene, aus seiner Natur herzuleitende, haben müsse.

Eine derselben ist die genaueste und strengste Beobachtung der wesentlichen Regeln der Nachahmung, denn da das Drama ein lebendiges Bild von dem seyn soll, was würklich im bürgerlichen Leben geschieht, und da jeder mit seinen Originalen so zu sagen vertraut ist, so hat auch jeder einen sichern und leicht anzuwendenden Maaßstab der Vergleichung, und muß folglich bey dieser genauen Kenntniß des Vorbilds jeden Fehler gegen die Wahrscheinlichkeit sogleich bemerken, die Täuschung der Kunst verschwindet sodann leicht, und mit ihr gehen das Interesse und Vergnügen, das sie begleiten, verloren. Hier muß der Mensch geschildert werden, wie er ist, nicht auf irgend eine Art verschönert oder verschlimmert, wie im heroischen Trauerspiel oder im Lustspiel. In diesen beyden Gattungen ist es schon genug, wenn die Grundlage im Ganzen nicht mit der Wahrscheinlichkeit

streitet. In der ersten befindet sich die Klasse der vorgestellten Personen zu weit aus dem Gesichtskreis der Menge, als daß die Phantasie des Dichters nicht ungestraft alles vergrößern dürfte, da die Zuschauer hieran schon gewöhnt sind, und überdieß durch die gewöhnlichen Eindrücke des theatralischen Pompes und den erhabenen Schwung der Sprache in eine hiezu schickliche Stimmung gesetzt werden. Das ist so wahr, daß die tägliche Erfahrung lehrt, wie Schauspiele der Art gleichwohl mit einigem Vergnügen besucht werden, obgleich meiner Ueberzeugung nach der Charakter der Merope in dem Trauerspiel dieses Namens von dem Marchese Maffei und der des alten Polydor unter den unzähligen mir bekannten des tragischen Theaters der verschiedenen Nationen die einzigen sind, die der wirklichen Natur ganz treu bleiben. In dem Lustspiel ist die Karikatur so zu sagen zu Hause, und kann nicht entbehrt werden, da sein hauptsächlicher und oft einziger Zweck ist, Lachen zu erregen. Dieß beweisen die Meisterstücke Molieres und die besten von unserm Goldoni. Diese Uebertreibungen aber werden entweder nicht bemerkt, oder in Rücksicht der darauf gegründeten starken komischen Züge, die durch das Vergnügen, das sie gewähren, zugleich die Täuschung unterstützen, gern verziehen. Das bürgerliche Trauerspiel hingegen, das aller äußern Mittel, Aufmerksamkeit und Vergnügen zu erwecken, entbehrt, welche in jenen Gattungen die Fehler der Nachahmung bedecken, muß nothwendig, wenn es interessiren und Beyfall finden soll, die höchste Wahrheit in

den Charakteren, in den Abstufungen der Leidenschaft, in den Vorfällen, der Verwickelung und den Motiven, die die Handlung beleben und die Katastrophe vorbereiten, beobachten. Die Zuschauer müssen so getäuscht werden, daß sie sich gänzlich in die Lage der handelnden Personen versetzen, und diese dürfen nichts thun und sagen, als was die Zuschauer fühlen und verstehen können. Der Zuschauer muß in jeder Situation sagen können: ja, so handelt die mütterliche Liebe, die eheliche Treue, die Zärtlichkeit eines Sohnes, der Eifer eines Freundes, dieß ist der Charakter eines wahren Hausvaters, eines edelmüthigen Wohlthäters, eines rechtschaffenen Kaufmanns; oder, dieß sind wirklich die kläglichen und schrecklichen Folgen einer schlechten Erziehung, der heimtückischen Verrätherey, der verschwenderischen Ausschweifung eines rasenden Spielers, der wahnsinnigen Eifersucht, einer grausamen Uebermacht u. s. w. die auf tausend Arten und Weisen die Ordnung und den Frieden des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens stören. Die Freunde der Tugend und die Sklaven des Lasters, die sich vor dem Schauplatz befinden, müssen sich ohne Mühe in diesen treuen Gemälden erkennen; und wenn die handelnden Personen ihnen eben das sagen, was ihr eignes Herz ihnen sagt, so können sie unmöglich gleichgültig und ungerührt bleiben, und die Wirkung der Kunst ist gewiß.

Mit dieser hohen und strengen Wahrheit, der ersten dem Drama eigenen Erforderniß, die freylich äußerst schwer zu befriedigen ist, die ihm aber auch

einen Grad von Vollkommenheit giebt, von der, meiner Einsicht nach, sein hauptsächliches Verdienst abhängt, ist nothwendig eine andere Eigenschaft verbunden, nämlich höchste Einfalt und Natur des Styls, die sich gleichweit von der pomphaften Sprache des heroischen Trauerspiels und dem widrigen und vertrauten Ton des Lustspiels entfernt hält. Man muß in der dramatischen Kunst überhaupt in Rücksicht auf den Styl die blos erzählenden Stellen, und Gespräche, die allen Einfluß freyer Phantasie ausschließen, keine feurige Leidenschaft, keinen Schwung des Geistes zulassen, von den beseelten oder mahlerischen Theilen unterscheiden, wo Empfindung und Einbildungskraft herrschen. Simplicität ist das Attribut der ersten, Schmuck und Zierde der Figuren, die eigentlich die poetische Sprache ausmachen, gebührt den letztern. Es ist schon keine gemeine Schwierigkeit zu entscheiden, wie und wann auf dem Theater der figürliche Styl angenommen werden darf, ohne daß die theatralische Illusion gestört werde, und der Zuschauer, statt der handelnden Personen, den künstelnden Dichter höre. Jene Natur, die dem Drama ganz eigenthümlich zugehört, begreift erstlich die Simplicität, die eben so entfernt von dem Pomp rednerischer Phrasen, als von trivialen und gemeinen Ausdrücken ist, und die in dem Drama ununterbrochen vom ersten bis zum letzten Worte herrschen muß. Doch begreift sie zugleich auch den Gebrauch von Figuren, denn die Sprache der Leidenschaften, aus denen in der Tragödie die Handlungen

lungen entspringen, erhält einzig ihre Wärme und Kraft von denselben. Ich glaube, man bestimmt diese Natur am richtigsten so: sie besteht darin, gemeine Dinge auf eine edle Art auszudrücken, oder das, was jeder denkt und empfindet, auf eine besondere, doch allgemein faßliche Weise zu verschönern, auf eine Weise, die die tragische Würde erhält, ohne sich von der charakteristischen Sitte der gewöhnlichen feinen Sprechart zu entfernen, die nicht allein erfordert, daß die Ausdrücke immer ihr gehöriges Verhältniß zu den Gedanken haben, sondern auch vollkommen dem jedesmaligen Charakter, das heißt, den Gesinnungen, Sitten, Eigenheiten der handelnden Personen entsprechen; eine unerläßliche Bedingung einer Art von Darstellung, deren Wesen, wie wir erwiesen haben, in hoher und strenger Wahrheit besteht. Jene Simplicität läßt endlich eine Art von Erhabenheit zu, und vielleicht die einzige, die diesen Namen wirklich verdient; indem ich überzeugt bin, daß das Erhabene entweder ein leerer Wortprunk, oder eine vollkommen natürliche Nachahmung ist. Der falsche Schimmer romanhaften Schwulstes vermag nicht vor dem wahren Lichte zu bestehen, das die Natur verbreitet, und dieser ihre rührende oder schreckende Stimme wird immer kräftiger und stärker auf den Menschen wirken, als jener künstlich hohe Ton, den die zu enthusiastischen Dichter in ihrer beständigen Exaltation der Phantasie zu brauchen affektiren. Der gänzliche Mangel an dieser Natur scheint mir einer der Hauptgründe des Misfallens zu seyn, den

z. B. der Kaufmann von London und eine Menge ähnlicher Stücke in jedem Parterr von Einsicht und Geschmack erwecken müssen.

Ein ande es, freylich auch allen dramatischen Gattungen gemeines, aber doch dem Drama vorzüglich eignes Gesetz ist eine gewisse Mäßigung des moralischen Unterrichts, so daß der moralische Zweck des Werks erreicht werde, ohne die Handlung aufzuhalten und dem Zuhörer lästig zu werden. Eine Eigenschaft, die leider den allermeisten Stücken dieser Gattung fehlt. Der Unterricht muß mehr aus der Handlung und dem ganzen Verlauf, als aus förmlich moralischen Dialogen fließen. Allein ein gewisser Geist philosophischer Ostentation, der in unserm Jahrhunderte alles beherrschen will, hat die verderblichsten Einfälle in das Gebiet der Muse des bürgerlichen Trauerspiels gethan. Leute von den mittelmäßigsten Talenten, die keine Ader tragischer Erfindungskraft haben, mit kalten und gefühllosen Herzen, nehmen ihre Zuflucht zu dem bequemen Mittel, moralische Sentenzen zur Schau zu tragen, und bilden sich ein, auf eine bequeme Weise die große Leere ausfüllen zu können, die die Unfruchtbarkeit und der Frost ihres Geistes und die eigenthümliche Natur des Süjets in dem Drama erzeugen, das aller jener blendenden Hülfsmittel entbehren muß, die das heroische Trauerspiel in der Würde der Personen, dem Zauber der Decorationen und der größern Freyheit, der Phantasie freyes Spiel zu lassen, besitzt. Jemehr Mühe sie sich geben, das Schauspiel zu entstellen, kalt

und langweilig zu machen, desto nützlicher bilden sie sich ein es gemacht zu haben. Die nakte und ruhige und einförmige Vernunft darf nie die Stelle der mannigfaltigen und stürmischen Empfindungen füllen wollen, und die natürliche und unmittelbare Wirkung, die aus einer solchen unschicklichen, wenn gleich noch so gut gemeinten Vertauschung entsteht, ist die langeweile der Zuschauer, die das Theater in der Absicht besuchen, eine Handlung zu sehen, nicht aber eine Katechismuslehre oder eine Predigt zu hören. Mit diesem thörichten Vorurtheil, recht moralisch und lehrreich zu werden, ist gewöhnlich ein anderes nicht minder thörigtes verbunden, die Sucht zu declamiren, die unter den schlechten Dramendichtern gleichsam eine epidemische Seuche ist. Dichter, die häufig in diesen Fehler verfallen, verrathen deutlich, daß sie die eintönige Karikatur weinerlicher und trübsinniger Declamation mit dem Rührenden der Empfindungen verwechseln, das, weit entfernt von jenem eklen Einerley, sich in tausend immer neuen und verschiedenen Gestalten zeigt. Jene Declamation verwandelt das Trauerspiel in eine wahre Elegie, und ihre symmetrische Einförmigkeit, die jeden Gegenstand in dieselbe Stellung setzt, erregt einen unerträglichen Ueberdruß, der die Illusion gänzlich auflößt und durch seinen düstern Nebel das Feuer des Interesse erstickt, ohne welches das Theater durchaus kein wahres und lebhaftes Vergnügen gewähren kann. Die Mannigfaltigkeit der ächten Empfindung hingegen giebt unserm Vergnügen im-

mer neue Nahrung, Kraft und Leben, beseelt alles, läßt das Herz nicht einen Augenblick erkalten, bewegt, erschüttert und reißt die Seele selbst unter den traurigsten und schrecklichsten Gegenständen und Bildern in süße Entzückungen hin, öffnet sich immer den Weg zum Herzen, und herrscht da unumschränkt, weil eben sie der Natur eigenthümliches Organ ist. Ich wiederhohle es, nirgend muß man so sehr gegen den Misbrauch der Declamation und der moralischen Rednerey eifern als hier, weil sie in keiner Gattung so gemein ist, als eben in dem Drama.

Eine andere Bedingung der Vollkommenheit ist ein neues Gesetz für das bürgerliche Trauerspiel. Ob gleich, wie wir eben gezeigt haben, sein Gebiet der Nachahmung sich über den ganzen Gesichtskreis des bürgerlichen Lebens erstreckt; so sind doch seine Haupttriebfedern Mitleid und Furcht, die, wenn sie beyde geschickt behandelt werden, eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen gewähren; und da ferner die dieser dramatischen Gattung eigene Würde immer und in jeder Rücksicht erhalten werden muß, so müssen folglich alle Gegenstände ausgeschlossen werden, die das höchst lästige Gefühl des Entsetzens oder Abscheues erwecken, oder mit denen die verächtlichen und ekelhaften Begriffe von Infamie u. d. g. verbunden sind. Man darf, zum Beyspiel, nie die Scene auf die furchtbare Stelle versetzen, wo die unerbittliche Gerechtigkeit der allgemeinen Sicherheit den Mörder opfert, noch in den schändlichen Winkel der sinnlichen Ausschweifung, der das Grab der Unschuld ist. Freylich sind

dieß

dieß wahre Bilder und Situationen aus dem bürgerlichen Leben, allein die tragische Muse kann sich nicht zu dem Henker gesellen, ohne ihren blutigen Dolch zu entweihen, noch, ohne sich zu beschimpfen, an der Seite der Venus Cloacina auftreten. Wer noch einen Rest von Ehrbarkeit und Schaam besitzt, erträgt den Anblick der Huldigung einer solchen Kreatur nicht, und das vergossene Blut eines Ungeheuers, eines Feindes der Menschheit, ist nicht geschickt, Furcht und das Mitleid zu erwecken, die den Unglücklichen begleiten, sondern einen kalten Abscheu, der von der Idee eines Bösewichts unzertrennlich ist, dessen Verbrechen unsern Geist niederbeugt und die Sinne mit einem kalten Schauder erfüllt, der den wohlthätigen Erguß der Thränen hindert. Ist es möglich, auch nur Eine Thräne bey der Strafe eines Barbaren zu vergießen, dessen Verbrechen nicht den mindesten Entschuldigungsgrund hat? Wie könnte es erlaubt seyn, Gegenstände auf die Bühne, die Wohnung des reinsten Vergnügens, zu bringen, bey denen kein gefühlvoller edler Mensch ohne Abscheu und Entsetzen nur Einen Augenblick verweilen kann?

Man hat viel darüber gestritten, ob das heroische Trauerspiel in Prosa oder in Versen geschrieben werden müsse, und der berühmte la Motte vertheidigte das erstere in Frankreich durch Gründe und Beyspiele: aber beydes mit gleich unglücklichem Erfolg. Das Ansehn der Alten, die Gewohnheit, die so viel Einfluß auf die Wirkung sinnlicher Eindrücke hat, die allgemeine Uebereinstimmung der

cultivir-

cultivirten Nationen, die fast allgemeine Uebereinstimmung der berühmtesten Kunstrichter, der große; überall verbreitete Ruhm eines Corneille, Racine und der vornehmsten Tragiker anderer Nationen — alles dieß zusammengenommen, würde ohne Zweifel auch jeden ungleich furchtbarern und mächtigern Gegner besiegt haben. Die alten Griechen nannten die Poesie die Sprache der Götter, weil sie glaubten, oder wenigstens zu glauben vorgaben, diese besäßen die auszeichnende Eigenschaft immer in Versen zu sprechen. Ihre Gesetzgeber und Stifter neuer Culte, als Organe und Dollmetscher der Gottheit, bedienten sich derselben Sprache, und so währte es nicht lange, daß man sie auch den Heroen und Königen beylegte, die in den ersten Zeitaltern allerdings in so fern Götter waren, als sie das Betragen der Götter auf der Erde nachahmten, so wie auch viele von ihnen nach ihrem Tode feyerlich apotheosirt und unter dem Titel von Halbgöttern zu gleichem Rang und Ehren mit den Bewohnern des Olymps erhoben wurden. Was war natürlicher, als daß nun auch die tragischen Dichter, die Handlungen von Wesen aus dieser Klasse darstellten, sie die Sprache sprechen ließen, die die Nationaltratition den Göttern zuschrieb, und die ein allgemeines Vorurtheil geheiligt hatte? Gleichwohl bedienten sie sich, um sich nicht zu weit von der Wahrscheinlichkeit zu entfernen, blos der Jamben; die Versart, die sich unter allen am meisten der Prosa nähert, und die, wie sie bemerkten, selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung sehr oft vorkömmt.

Unter

Unter den Neuern, die, nach dem Beyspiel der Griechen, Könige und Heroen auf die tragische Bühne brachten, die in Versen sprechen, sind meines Wissens die Italiener und Engländer die einzigen, die den Vortheil der Inversion, den ihre Sprachen ihnen gewährten, benutzt, und mit Verwerfung des Reims sich der Freyheit des griechischen Verses am meisten genähert haben. *) Allein, da ihr poetischer Numerus viel hörbarer und auffallender ist, als der des griechischen Jambus, so bemerkt man doch, ohnerachtet der künstlichen vorgeschriebenen und von geschickten Dichtern erreichten Nachlässigkeit, den Vers in ihren Trauerspielen noch immer zu sehr, und nur die Macht der Gewohnheit kann den auffallenden Widerspruch mit der natürlichen Art zu sprechen erträglich machen; so wie der Umstand, daß die handelnden Personen in entfernten Zeiten, in einer von dem Volk weit entfernten Sphäre lebten, und sich durch ihr ganzes Betragen und durch außerordentliche Eigenschaften als Wesen ankündigen, die weit über den gewöhnlichen Sterblichen erhaben sind, und nicht mit dem gemeinen Maaßstab gemessen werden dürfen. Allein, wenn es auf eine Copie der Natur ankömmt, wie wir sie im gemeinen Leben täglich vor Augen haben, wo die Originale uns zur Seite oder gar in uns selbst sind, da würde eine solche Unähnlichkeit und kühne Irregularität ganz unerträglich seyn. Wie könnte man

*) Daß dieß auch von den Deutschen gilt, bedarf keiner Erinnerung.

man es auch nur Einen Augenblick wahrscheinlich finden, daß ein Edelmann, ein Banquier, ein Kaufmann rc. in Versen spräche? Nicht Personen dieser Art, sondern immer nur den Dichter in Person würde man zu hören glauben; das Interesse der Handlung und alles Vergnügen des Schauspiels würden dabey nothwendig zu Grunde gehn. Der Einwurf, daß gleichwohl eine Menge Lustspiele in Versen geschrieben und aufgeführt worden, obgleich die in denselben redend vorgestellten Personen oft so niedrig und roh wären, daß man sie auch nicht von weitem unter cultivirte Menschen rechnen dürfe, ohne daß die Zuschauer etwas dagegen einzuwenden gefunden hätten, sagt gar nichts. Denn der höchste Zweck des Lustspiels ist die Erregung des Lachens, die dadurch mehr befördert, als gehindert wird. Wenn die Personen der Comödie durch das Sonderbare und Bisarre ihrer Charaktere und Sitten, oder durch Witz und komische launige Einfälle ergötzen, so sind die Forderungen der Zuschauer erfüllt, die auf nichts sonst acht haben, und gern tausend Fehler übersehen, die in der Anlage oder Ausführung des Stücks liegen können. Fehlt es diesem aber an interessanten, lustigen Charakteren, und dem Dialog an starken komischen Zügen, dann hat der Zuschauer volle Muße, das Ganze mit richtendem Blick zu übersehen, dann tönt ihm der einförmige Klang der Verse ins Ohr, dann fühlt er ihre ganze Unwahrscheinlichkeit und bestraft den Dichter für sein poetisches Vorurtheil durch unverhohlne Langeweile und oft durch laut geäußerte Misbilli-

gung

gung und Klagen. Dieß ist durchgehends die Wirkung der versificirten Lustspiele von Goldoni und noch mehr der von Chiari in den langen martellianische n Versen auf allen Theatern von Italien gewesen; ein Schicksal, gegen das sie einzelne glückliche uud lustige Züge nicht zu schützen vermochten. Man räumt dem Theater das vernünftige Privilegium ein, sich, ohne Unterschied der eingeführten Personen, der reinen Nationalsprache zu bedienen, weil es in jeder Nation doch irgend Eine Provinz giebt, wo diese Reinheit von jedem, auch Personen aus niedrigen Ständen, beobachtet wird, und weil diese reine Sprache in den Städten von dem Volke wenigstens durchaus verstanden wird. Nicht so aber ist ihm erlaubt, die Sprache der Götter für die Sprache des gemeinen Lebens und gewöhnlicher Menschen zu brauchen; und da es der nachahmenden Kunst in dem bürgerlichen Trauerspiel nicht verstattet ist, sich von der Natur zu entfernen, ohne die wahren Beziehungen der Dinge zu zerreißen, und ihres Zweckes zu verfehlen, indem nichts die Aufmerksamkeit mehr von der strengen Beobachtung der genauen Wahrheit abzieht und zerstreut, als poetische Sprache in dem Munde unpoetischer Wesen; so ist folglich die Prosa die einzige ihrer ganzen Natur und Beschaffenheit angemessene Art der Rede.

So hätten wir denn das Ziel unserer Arbeit erreicht, worin wir uns vorgenommen hatten zu zeigen, daß es ein bloßes Vorurtheil sey, das bürgerliche Trauerspiel als ein Ungeheuer, eine

bloße Aftergattung zu verwerfen, weil es sich weder mit dem Gebrauch noch mit den Regeln der Alten, den einzig anerkannten Mustern und Lehrern in Sachen des Geschmacks, vereinigen ließe. Das Alterthum, das uns in unzähligen Dingen als ein einsichtsvoller und wohlthätiger Führer genutzt hat, und daher die besten Ansprüche auf unsern Dank und unsere Achtung besitzt, hat deshalb gleichwohl noch kein Recht, uns zu zwingen, ihm auch da zu folgen, wo der allgemeine einleuchtende Nutze dagegen streitet: veteribus standum est nisi quae usus evidenter arguit. Zweytens haben wir, nach einer so viel möglich genauen Definition der beyden Gattungen des Trauerspiels und des Lustspiels, eine vergleichende Analyse der gegenseitigen Vorzüge und Nachtheile dieser drey Gattungen angestellt. Endlich versuchten wir, nach Aufzählung der allgemeinen dramatischen Regeln, aus der innern Einrichtung dieser neuen Art von Trauerspiel die specifischen Regeln zu entwickeln, die den Grad der Vollkommenheit angeben, zu welchen es durch sie gebracht werden kann. Die kritische Welt ist größtentheils in zwey Partheyen getheilt, von denen die eine in dem weiten Gebiete der schönen Litteratur keine Vollkommenheit gelten läßt, als in den Werken der Alten, die andere aber gerade das entgegengesetzte Vorurtheil nährt, und unermüdet die Werke der Alten zu kritisiren und sie den Produkten der Neuern nachzusetzen sucht. Fanatismus ist der Führer beyder Partheyen. Ich für mein Theil lasse den ersten den Ruhm, Erfinder und Muster

der

der dramatischen Kunst im Allgemeinen zu seyn, ohne den letztern die Ehre abstreiten zu wollen, die Erfindungen ihrer Vorgänger erweitert und sie durch eigne vermehrt zu haben. Das bürgerliche Trauerspiel ist eines dieser Beyspiele; sein unläugbarer Nutze rechtfertigt es hinlänglich, und ich werde mich nie überzeugen können, daß die Eigenschaft des Modernen in einem Werk, und das Abweichen von den alten Mustern, allein schon hinreichende und vernünftige Gründe seyn sollten, es zu verachten und zu verwerfen.

Indignor quicquam reprehendi non quia crasse
Compositum, illepideve putetur, sed quia nuper.

Bey der Vertheidigung, Erläuterung und Aufstellung der Gesetze, durch welche diese neue dramatische Gattung ihrer Vollkommenheit so nah als möglich gebracht werden kann, habe ich fast nichts anders gethan, als daß ich mit Wahrheiten, geschöpft aus dem tiefsten Grund der Natur des Menschen und seiner geselligen Verhältnisse, jene ursprünglichen und perpetuirlichen Quellen des theatralischen Vergnügens verbunden habe; Wahrheiten, die beyde Partheyen gleich sehr verbinden, weil sie mit leichter Mühe von Jedermann gefaßt und erkannt werden können, dessen gesunder Verstand nicht unglücklicher Weise durch die Autorität verjährter Vorurtheile und falscher Lehrsätze verblendet und getäuscht worden. Das einzige Verdienst, das ich mir anmaaße, besteht darin, sie in

eine regelmäßige und vollständige Ordnung gebracht, und auf eine klare und verständliche Weise vorgetragen zu haben.

III.

Musenalmanach. Göttingen bey I. Chr. Dietrich. 1794. 216 S.

Der Herausgeber dieses Almanachs hat auch den gegenwärtigen Jahrgang mit einem seiner Werke, und zwar wiederum mit einer poetischen Uebersetzung eröfnet. Gewiß ist allen unsern Lesern die Königinn von Golconde, wenigstens dem Namen nach, und den mehresten auch wohl aus der Erzählung des Ritter Boufflers bekannt. Die reizende Prose dieses liebenswürdigen Schriftstellers ist hier von Hrn. Bürger in fließende Verse verwandelt.

Wenn wir diese Arbeit als ein für sich bestehendes Werk, ohne Rücksicht auf die Vergleichung mit dem Originale betrachten, so finden wir, außer dem Reize der Erfindung, im Ganzen Leichtigkeit und Laune; im Einzelnen, viele ausnehmend runde und glückliche Verse. Der Ausdruck ist an vielen Stellen natürlich und ungesucht; er ist es ganz vorzüglich da, wo er diese Eigenschaften am schwersten behauptet, in der Erzählung geringfügiger Umstände. Es würde uns schwer fallen, unter den

den glücklichen Versen eine Auswahl zu treffen, und wir überlassen es dem Geschmacke unsrer Leser, sie aufzusuchen. — Auf der andern Seite aber fällt in einzelnen Stellen eine gewisse Weitschweifigkeit in Gedanken und Worten auf. Der Dichter scheint seinen Gedanken bisweilen herbeyzuziehn; er versäumt es nicht nur, den Ueberfluß zu beschneiden, sondern er läßt ihn, um dem wirklich Zweckmäßigen einen Platz zu verschaffen, entstehn; und bey diesem Fortspinnen durch Reime und müßige Verse, drängt sich dem Leser die Ahndung von Zwang und Fesseln auf, welche das Original dem Uebersetzer angelegt habe. Einen solchen Zwang und Mangel von Natur, obgleich die Stelle den Anstrich der spielenden Laune haben soll, fühlt man bey folgenden Versen.

Unkundig deß, was mir geschehn,
Sprang ich empor, entgegen ihr zu gehn;
Und immer reizender erschien sie meinen Blicken.
So zart, so wohlgebaut, so frisch, so rosenschön,
Hat Zevs auf Erden nichts, im Himmel nichts
gesehn.
Um ein Gespräch mit ihr nach Würden zu beginnen,
Wußt' ich sogleich auf nichts mich zu besinnen.
So voll das Herz mir war, so leer war mir der Kopf.
Jen's glich dem Trunkenbold, und dieser war ein
Tropf;
Und beyde wissen nicht besonders viel zu sagen.
Ins Mittel trat da noch Freund Magen:
Doch adressirte sich der nur an ihren Topf,
Und bat, ihm einen Trunk daraus nicht abzuschlagen.

Welcher unnütze Aufwand von Worten, bey einem so unbedeutenden Gegenstande! Mit Unwillen fühlt man sich, bey der Erwartung einer interessanten Scene, durch die Schwatzhaftigkeit des Erzählers aufgehalten, welcher sich diesesmal selbst zum Lachen kitzeln muß. Die kraftlose Beschreibung des Reizes der Bauerdirne im vierten Verse, die noch kraftlosere Einmischung des Zevs in dem folgenden; das armselige Spiel mit Kopf, Tropf und Topf, und endlich noch die Personification des Freund Magen, der zwischen Herz und Kopf in die Mitte tritt und sich an den Topf adressirt, — alles dieses ist eines Dichters wie Bürger, und wir setzen hinzu, eines Boufflers, in keiner Rücksicht würdig.

Doch daß unsre Leser, denen etwa das Original nicht sogleich zur Hand liegt, nicht gar auf die Vermuthung kommen, Herr B. habe hier nur den Interpreten gemacht, so wie er an vielen Stellen fast wörtlich und oft mit Glück übersetzt. Die angeführte Stelle ist Hrn. B. ganz eigenthümlich *) In der folgenden bemerkt man, daß der Dichter Gedanken ausdrücken wollte, welche nicht die feinigen

*) Im Original heißt es: Chaque pas que je faisais l'embellissait à mes yeux, et bientôt j'eus regrèt à tous ceux que j'aurois pu faire pour la voir plutôt. La Georgie et la Circassie ne produissent que des monstres en comparaison de ma petite laitière, et jamais une créature aussi parfaite n' avait orné l'univers. Ne sachant quel compliment lui faire, pour entrer en conversation avec elle, je lui demandai à boire etc.

gen waren, und sich daher nicht mit dem Ausdrucke vertragen wollten. Alinens Liebhaber, der in der Marquise von Castelmont seine erste Geliebte wiedergefunden hatte

— blieb die Nacht — wo? läßt sich leicht ermessen. —
Der Liebesgott verschmäht die Gold und Seidenpracht
Des Schlafgemachs, des Bettes der Marquise;
Er fühlt sich nur auf blumenreicher Wiese
Und in des Hains geheimer Schattennacht,
Auf weichem Moos, in seinem Paradiese.
Mein Herz erfuhrs; denn darin nur bestand
Mein ganzes Glück; daß ich mich hinter der Gardine
Mit einer hübschen Frau befand:
Allein sie hieß und war nicht mehr Aline. *)

Bey einer Vergleichung mit dem Originale, zu welcher man in dem gegenwärtigen Falle um desto mehr veranlaßt wird, je genauer sich Herr B. an die Gedanken und Worte desselben angeschmiegt hat, erscheint der deutsche Dichter in einer sehr weiten Entfernung hinter dem französischen Prosaisten. Wenn der letztere in dem anständigen, immer gleichgehaltnen, muntern Tone eines Man-

*) — je survecus à toute la compagnie et j'usai de mes droits. L'amour fuit les alcoves dorées et les lits superbes, il aime à voltiger et à l'ombre des vertes forêts. Mon bonheur se borna donc à passer la nuit entre les bras d'une jolie femme; mais elle ne s'appellait et n'était plus Aline.

nes von Welt und erprobten Geschmack, mit eben so viel Witz als Gefühl erzählt, kein Wort zu viel oder zu wenig sagt, und sich von aller Prätension so vollkommen frey zeigt, als der gute Gesellschafter seyn muß, wenn er gefallen will; so herrscht in der Erzählung des erstern dagegen eine auffallende Ungleichförmigkeit, bisweilen ein Mangel an Anstand und Feinheit, bisweilen ein ton goguenard, bisweilen eine allzugroße Nachläßigkeit, bisweilen ein allzusichtbares Bestreben, munter und unterhaltend zu seyn. Die Anmuth des Originals ist in der Uebersetzung verschwunden, so wie manche glückliche Wendung übergangen ist.

Es ist wohl der Mühe werth, uns noch einige Augenblicke bey dieser Vergleichung aufzuhalten. Herr Bürger hebt die Geschichte mit folgenden Versen an:

Ich trat das Lebensalter an,
In welchem die Natur den Jüngling ausgestaltet;
Worin dem kaum vollendeten Organ
Sich eine neue Welt entfaltet;
Das Alter, da des Erdenpilgers Bahn
Allmählig sich zu einer Höh erhebet,
Auf welcher, frey von seiner Kindheit Staar,
Das Auge voll Begier hinaus ins Weite strebet,
Und, was es nicht erreicht, die Fantasie erschwebet:
Mit einem Wort, ich zählte sechszehn Jahr.

Wir wollen uns hier nicht bey einzelnen Ausdrücken verweilen. Die ganze Beschreibung ist ungemein schwerfällig und ihrer Absicht nicht angemessen. Es

kam

kam hier nicht darauf an, das jugendliche Alter in der Rücksicht zu bezeichnen, daß sich in demselben eine Fülle neuer Ideen und Bilder dem Geiste aufdrängt, daß wir die Eingeschränkheit der Kindheit verlassen, um uns aus einen höherm Gesichtspunkt umzusehn; sondern vielmehr in Rücksicht auf die Empfänglichkeit für den Genuß der innern und äußern Sinne, und jene geschäftige Regsamkeit der Phantasie, welche jeden der Sinnlichkeit schmeichelnden Gegenstand zu idealisiren versucht. Diese Eigenthümlichkeit der ersten Jünglingsjahre, welche in dieser Verbindung herausgehoben werden mußte, wenn die Beschreibung nicht müßig seyn sollte, schildert das Original: J'étais dans un âge où un univers nouveau se deploie à des organes à peine développés; où de nouveaux rapports nous lients aux êtres, qui nous environnents; où des sens plus attentifs, où une imagination plus ardente nous fait trouver de plus vrais plaisirs dans de plus douces illusions; j'avois quinze ans en un mot etc. — Der Erzähler hat sich, von der Jagd ermüdet, auf den Rasen in einer reizenden Gegend niedergelegt; seine umherschweifenden Blicke werden bald durch eine kleine Bäuerinn angezogen, die mit einem Topf voll Milch auf ihrem Kopfe aus dem nächsten Dörfchen hervortrat. Je la vis avec un secret plaisir passer sur une planche, qui servait de pont au ruisseau et suivre un sentier, qui devait conduire ses pas auprès de l'endroit où j'étais assis. Wie sehr versinnli-

chen diese wenigen Worte die ganze Scene und das erste Aufwallen des Verlangens in dem Herzen des Jünglings, der selbst nicht weiß, was sich in ihm regt, und wie weit bleibt hier der umständlichere Deutsche zurück:

Ach! falle nicht, war plötzlich mein Gedanke,
Als sie, bestimmt durch ihren Pfad,
Die allzuschmale Brückenplanke
Queer über einen Bach betrat;
Und wenn du mußt, so falle lieber,
Wenn du erst unversehrt herüber
Und hier auf meinem Rasen bist,
Der trockner und auch weicher ist.

Die vier letzten Zeilen sind, in welchem Sinne sie auch genommen werden mögen, an dieser Stelle sehr übel angebracht. Sie drücken entweder eine ganz unnatürliche Empfindung aus (wenn du fallen mußt!) oder, da dieses gar zu platt wäre, den Wunsch eines frostigen libertin. Herr B. giebt etwas weiter unten einen auffallenden Beweis, daß er die starken Züge in Gemälden gewisser Art mehr als sein Vorgänger liebt. Als Aline ihren Milchtopf zerbrochen hat

weint sie bitterlich;
Riß dann mit zürnender Geberde,
Voll Ungestüm, aus meinen Armen sich;
Rafft' ihren Topf auf von der Erde,
Und wollte fliehn. »Ach! wär' ich erst zu Haus!«
Rief sie voll Angst; glitt auf der Milchstraß' aus;
Und fiel, so lang sie war, zu Boden auf den Rücken.

Dieses

Dieses ganze Gemälde ist dem Verf. unter den Händen verunglückt. Es fehlt ihm gänzlich an Haltung und richtiger Farbengebung. Alinens Zorn ist im Verhältniß der Ursache viel zu stark, und wenn er wirklich so lebhaft war, als er hier beschrieben ist, so ist das, was folgt, der roheste und empörendste Sieg, den die brutale Wollust durch den Zufall erringt. Und wie entstellt nicht der Dichter die arme Aline, indem er ihr zürnende Geberden leiht, und sie mit Ungestüm sich losreißen läßt! Wie seltsam ist es endlich, daß dieß unschuldige, unwissende Kind so ahndungsvoll ausruft: Ach wär' ich schon zu Haus! — Zu dem allen fand Herr B. in seinem Original keine Veranlassung. Elle se mit à pleurer, erzählt der delicatere Franzos, et se dégageant *brusquement* (precipitamment) de mes bras, elle ramassa son pot et voulut se sauver. Mais en courant son pied glissa sur la voie lactée: elle tomba à la renverse. Auch in folgenden Zeilen ist der Ausdruck weit weniger fein, als im Original:

> Man weiß, ich zählte sechzehn Jahr,
> Und funfzehn Jahre war Aline.
> Dieß Alter und dieß Plätzchen war
> Das rechte, wo am liebsten seine Mine
> Der Gott der Liebe springen läßt.

c'était à cet âge et dans ce lieu que l'amour nous attendait pour nous donner ses

ses prémières leçons. *) — An einigen Stellen wird der Vortrag so nachläßig, daß man den mittelmäßigsten und ungeübtesten Versemacher zu hören glaubt. Zum Beyspiel:

Kaum warest du drey Monat aus Paris,
So zwang ein Ehrenpunkt, der sich nicht schlichten ließ,
Den Herrn von Castelmont zum bitz'gsten Duelle,
Und leider! blieb er auf der Stelle.
Mir tiefgebeugten Wittbe blieb
Kein andrer Trost für diesen Sensenhieb,
Als vierzigtausend Thaler jährlich,
Die Herr von Castelmont mir sicher hinterließ.
Um halb so viel noch drüber, wie es hieß,
Stand's in Sicilien beynah etwas gefährlich,
Wofern ich nicht, ohn' allen Zeitverlust,
Zur Wendung der fatalen Krise,
Mich selbst an Ort und Stelle wiese;

Auch

*) Höchst platt ist auch die Uebersetzung folgender Worte gerathen: O! la charmante princesse que celle de Golconde! elle était tout à la fois, bonne Reine, bon philosophe: elle était encore plus, elle était bonne jouissance. Dieß heißt bey Hrn. Bürger:

O welch ein Phönix seltner Art,
So eine Fürstinn von Golconde!
Was unter dieser Roberonde
Nicht alles sich zusammenpaart!
Die beste Königinn, der beste Herr und König,
Das beste Weib, der beste Philosoph,
Und alles das noch viel zu wenig! —
Die beste — Lustpartie am Hof!!

Auch diente zur Erleichterung der Brust,
Behauptete mein Arzt, die Reise der Marquise.
So schifft' ich denn mit vieler Lust
Mich ein ꝛc.

Unter drey andern Gedichten, mit denen Herr Bürger diesen Almanach beschenkt hat, scheint uns die Sinnesänderung das Vorzüglichste zu seyn. Ein her und hin in der ersten, und zwey Zeilen in der fünften Strophe abgerechnet, ist diese artige Kleinigkeit untadelhaft. In einem epigrammatischen Gedichte, die Freyheit überschrieben, sind die Gedanken besser als die Verse. *)

Mit

*) So wie in einem andern S. 171 die Verse besser, als die Gedanken sind. Da dieses sansculottische Werk uns zur Belehrung geschrieben und als eine Replik auf unsere Recension des vorjährigen Almanachs zu betrachten ist, so halten wir es für unsere Pflicht, es hier auszuheben:

Schön kann und soll nicht alles seyn;
Auch Schärfe, Kraft und Macht, und Drang durch Mark und Bein,
Verlanget oft gerechter Herzenseifer:
Was auch darob, als ächte Scheerenschleifer,
Die schönen Wissenschäftler schreyn.
Soll ein Apoll mein Werk, soll's eine Venus seyn,
So ist's genug, wenn ich nur da den Meißel
Der Schönheit wohl zu führen weiß:
Ganz anders ist der Fall bey einer derben Geißel
Auf einen kecken Krittlersteiß.

Sansculotte.

Daß nicht alles schön zu seyn brauche, ist uns und der ganzen Welt bekannt; daß aber auch

Mit Vergnügen finden wir hier endlich einmal wieder zwey jedem gefühlvollen Leser theure Namen, Nantchen und Amarant, und noch zeichnen sich ihre Werke durch treue Nachahmung des wahrsten und innigsten Gefühls, und durch die seltne Kunst aus, individuelle Empfindungen und Situationen zu Gegenständen einer allgemeinen Theilnahme und eines allgemeinen Wohlgefallens zu erheben. Folgendes Gedicht von Nantchen scheint uns, unter den hier eingerückten, das anziehendste zu seyn:

Wärst du, nach dem ich so mich sehne,
Hier, mein Amarant, der Wehmuth Thräne
Drängte nicht sich in mein Aug hinein,
Bis es krank wird gleich dem deinen seyn.

Aus des Wiesenbaches Silberwelle
Schöpft' ich, wo er schattig, still und helle
Zwischen Veilchen suchet seinen Pfad,
Für die kranken Augen dir ein Bad.

Lächelnd senktest du die Stirne nieder,
Hebst gestärkt die lieben Augen wieder,
Und die klaren Tropfen, die herab
An den Wimpern bebten, küßt' ich ab.

Wärest du, nach dem ich mich so sehne,
Hier, mein Amarant, der Wehmuth Thräne
Würd' in Wonnezähre wandeln sich:
Sprachlos drückt' ich an den Busen dich.

Ein

dasjenige, was sich durch seine Form als ein Werk der schönen Künste ankündige, (und gegen solche Werke, als z. B. die berüchtigte Fabel vom Vogel Urselbst, war unser Tadel gerichtet) nicht schön zu seyn nöthig habe, dieß kann nur ein Sansculotte behaupten.

Ein Gedicht von Boutterweck, Divis Momentis überschrieben, zeichnet sich unter seinen übrigen Beyträgen aus, wie die leeren Orakelsprüche eines träumenden Sehers unter den Reden wachender Menschen. Welch' ein Bombast! Welche Kleinheit, bey dem Schein der Größe, in den Worten:

Augenblicke! Unbegreiflich kleine
Geburten einer unbegreiflich grossen,
Im Schwindel nur von uns erkannten Mutter!
Kleine Ewigkeiten, die man so
Hinfliegen läßt, als läge nichts an euch!
Ihr sprengtet schon durch einen leisen Druck
Die Ketten von Jahrhunderten geschmiedet! u. s. w.

Eine ähnliche Geburt einer frostigen Stunde, ein Cento philosophischer Orakel, zum Theil in die Dunkelheit der technischen Sprache, zum Theil in erborgte poetische Bilder gehüllt, ist ein Gedicht des Hrn. Conz, der Unendliche (S. 75.) welches weder von Seiten der Kunst, noch der Materie, einigen Werth hat, der dem V. zum Ruhme gereichen könnte. Es sollte uns leid thun, wenn ein Dichter von so vielem Talente, als Herr C., so frühe schon auf den Wahn geriethe, jeden seiner gut oder schlecht versificirten Gedanken der Bekanntmachung werth zu achten, und das fernere Studium seiner schweren Kunst — die nur den begünstigt, den sie bescheiden an ihrer Gunst zweifeln sieht — zu vernachlässigen. Auch seine übrigen Bey-

Beyträge zu diesem Almanache sind in keiner Rücksicht mit mehrern seiner ältern Stücken in Vergleichung zu setzen.

Unter den übrigen Dichtern, deren Namen diesen Almanach schmücken, haben die Hrn. Reinhard und Meyer die zahlreichsten Beyträge geliefert. Der erstere zeigt eine glückliche Fertigkeit zu reimen; seine Verse haben einen leichten, harmonischen Fluß; auch ist seine Sprache ziemlich rein: aber wahren dichterischen Geist in den Gedanken und Bildern bemerken wir nicht. In dem sehr gut versificirtem Liede S. 70 ist keine einzige Idee, welche nicht schon vielmal, und vielleicht noch besser als hier, gesagt wäre. In den Sonnet der Entschluß S. 160 ist der Ausdruck allzu fehlerhaft. Was sind Sklavenschranken? was heißen die Verse:

> Soll ich zu Asche von dem Kelche glühn,
> Den Tausend (e) schon mit ihrem Zauber tranken?

Was heißt jemand von Zauber absprechen? Kann man von einer Kunst sagen, daß sie zerfalle? — Verse so auszufüllen

> Die fester mich und fester mich umziehn.

und:

> Wer hat, wer hat der Kräfte Zauberstab?

mag bequem seyn, aber gut ist es sicherlich nicht. Folgendes Epigramm desselben Verfassers enthält den frostigsten Gedanken von der Welt:

Nebel

Nebel und Dunkel breitet der Morgen über das
Thal hin,
Und die Sonne versucht, sie zu durchbrechen,
umsonst.
Lächle denn du mit deinen beyden allmächtigen
Sonnen
Einmal hinaus, und gib einen erfreulichen Tag!

Die Arbeiten des Hrn. Meyer, Verfassers einiger dramatischen Werke und eines im vorigen Jahre erschienenen Bändchen schätzbarer Gedichte, haben mehrere Eigenthümlichkeit in den Gedanken, aber grösstentheils eine Härte der Sprache und eine gewisse Schwerfälligkeit des Ausdrucks, wodurch der Leser zum Erklären genöthigt und um seinen Genuß verkürzt wird. Man sehe nur S. 66 Gluth und Nacht und S. 142 Ergebung nach, und versuche es, ob man den Gedanken des Dichters bey der ersten Lectüre in seiner ganzen Klarheit fassen wird. Und doch sind diese Gedichte für den Gesang bestimmt. In dieser Rücksicht verdient das S. 164 Nur Einer, das meiste Lob; weniger tadelfrey ist S. 98 Sehnsucht. Dem epigrammatischen Gedichte auf Ludwig den Sechzehnten S. 130 hätten wir vorzüglich etwas wohlklingendere und geschmeidigere Verse gewünscht.

Einige glückliche Versuche in der idealischen Gattung, Versuche, die sich durch eine rege Phantasie, ein warmes Colorit und wohlklingende Versifikation auszeichneten, haben Hrn. Woltmann den Beyfall des Publikums verschafft. Aber er scheint auf einem gefährlichen und schlüpfrigen Wege

einher zu gehn. Er ist, wie aus einigen seiner Arbeiten in diesem Almanache erhellt, in der größten Gefahr, an der Klippe der Einförmigkeit zu scheitern; und was noch schlimmer ist, ein buntes, überladenes Colorit, und den Reiz einer weichen Versification für die wahre und einzige Schönheit zu halten, deren ein Gedicht fähig ist. Aber Gestalten sind mehr werth als Farben, und Gedanken mehr als Worte. Das Gedicht S. 109 Aurorens Grotte ist ein Gewebe von Bildern, in denen nur das Schimmernde, die Contraste und das Helldunkel gesucht zu seyn scheint. Der Dichter ermüdet nicht, immer neue und immer lieblichere Farben aufzusetzen, bis endlich die Gestalt, welche sie bekleiden sollen, ganz vor den Augen zerfließt. Wie überladen sind nicht folgende Verse:

Reich geziert mit Edelsteinen,
Wie mit Sternen ausgeschmückt,
Steht sie da in Rosenhainen,
Die ein steter Lenz beglückt,
Die mit seines Scepters Schlägen
Nie der Meere Gott verletzt,
Nur bestaubt mit mildem Regen,
Eine Nereide netzt.

— — — — —

Welches Säuseln, welches Schwellen,
Dieser duftigen Gestalt!
Welcher Hüften volle Wellen,
Aller Wonnen Aufenthalt!
Kaum umhaucht von Purpurseide

Flößt

Flößt sie Felsen Wollust ein:
Dieses Lächeln muß der Freude
Seligster Gedanke seyn.

Einige Sonnetten von Cz., einige Fabeln von Rmis betrachten wir als Lückenbüßer, welche der Herausgeber nicht aufgenommen haben würde, hätte ihm etwas besseres zu Gebote gestanden. Aus einem Gedichte des letztern heben wir folgende originale Zeilen aus:

— dieß Aug' aus dem die Flamme sprühet,
Die, dem Electrum gleich an Kraft,
Wohin sie trift, die Glut der Liebe schafft.

Nicht ohne Verdienst sind einige Gedichte von Gedor; und mit weniger Uebertreibung des Ausdrucks und weniger Affektation in der philosophischen Sprache würden sie vielleicht vortreflich seyn. Etwas mehr Natur wäre auch der Sprache des Herrn Gerhard zu wünschen. Seine Elegie S. 100 hat einige schöne Verse, zu denen aber folgende nicht gehören:

Du schwatztest viel — ach! hört' ich was es war,
Da selbst mein Ohr in deinem Auge war? — —

und

Drum fahre wohl, du blendendster Genuß
Der Welt — mir ist der Wonnen Haupt gefallen.

Hrn. Jung mögen für seine herzbrechenden, mit den empfindsamsten Thränen bethauten Reime schmelzende Schönen und ihre lallenden Liebhaber danken. Die Kritik hat ihm nichts darüber zu sagen.

IV.

Biographische Nachrichten.

Charles Simon Favart ward den 3. Nov. 1710 zu Paris geboren. Sein Geschmack für die schöne Litteratur zeigte sich früh, und er machte bald die Bekanntschaft der angesehenen schönen Geister seiner Zeit. Voltaire prophezeihte den Ruhm, den der junge Favart dereinst sich erwerben würde. Favart schickte ihm Verse und eine Pastete, die er beyde selbst verfertigt hatte. Voltairs Antwort darauf war ein Blatt mit den Worten: J'ai trouvé, Monsieur, votre pâté très bon et vos vers excellens. Waren die Verse wirklich vortreflich, so konnte die Pastete ihnen freylich nicht schaden. Favart hatte schon für das Theater gearbeitet, als er 1744 Marie Justine Benedikte Duronceray heurathete, die unter dem Namen einer Demoiselle Chantilly, ersten Tänzerinn des Königs von Pohlen, auf dem komischen Opertheater debütirt hatte. In demselben Jahre ward die komische Oper, deren Beyfall die übrigen Theater für ihre Existenz besorgt machte, aufgehoben. Favart, der für Rechnung der Oper Directeur derselben gewesen war, erhielt die Erlaubniß unter dem Namen Matheus, englischer Tänzer, ein pantomimisches Schauspiel à la foire de St. Laurent zu geben.

Die

Die Demoiselle Chantilly und Gobe brachten es, durch die Kunst, mit der sie eine Pantomime in Einem Akt Les Vendanges de Tempé vorstellten, in Ruf. Nach seiner Heurath übernahm Favart die Direction eines Schauspiels, das dem Marschall von Sachsen in seine glorreichen Feldzüge folgte. Mehr als einmahl schärfte ein Lied von Favart den kriegerischen Geist des französischen Heers, und diente ihm zur Erholung von seinen Strapazen. Den Tag vor der Schlacht bey Rocoux war Favart in Tongres. Zwischen beyden Stücken kündigte er an: morgen sey das Schauspiel geschlossen, aber übermorgen werde er Le Prix de Cithere und Les Amours grivois aufführen — das zeigte, daß man nicht im mindesten am Sieg zweifele, und die Art, wie diese Ankündigung aufgenommen ward, verbürgte gewissermaßen schon den halben Gewinn desselben. Bald darauf hatte Favart mit seiner Gattinn die grausamsten Verfolgungen von Seiten derer zu erdulden, die sie hätten beschützen sollen. Diesen zu entgehen, opferten sie ihr ganzes Vermögen auf, und verließen Brüssel, nachdem sie alle Bedingungen ihres Contrakts erfüllt, und die Schulden der Direction bezahlt hatten. Nach ihrer Ankunft in Paris debütirte Madam Favart bey den Italienern, wo sie mit einem beyspiellosen Beyfall von dem Publikum aufgenommen ward. Von dieser Zeit an lebten beyde in ungestörter Ruhe.

Favart hat sowohl allein als in Gesellschaft mit Andern neunzig Theaterstücke verfertigt. Die

geschätztesten darunter sind: Les trois Sultanes — l'Anglois à Bordeaux — La Feé Urgelle — La belle Arsenne — La Féte du chateau — Les Moissonneurs — Annette et Lubin — La Rosiere — Bastien et Bastienne — Ninette à la Cour — L'amitié à l'epréuve u. a. Wir sagen nichts von einer Menge komischer Opern, die alle das wahre Talent, das dieser Gattung angemessen ist, verriethen, d. h. Munterkeit und Laune in den Schranken des Anstandes und oft selbst mit einer guten Sittenlehre und lehrreicher Lebensphilosophie verbunden. Wenige dramatische Schriftsteller kannten den Zauberreiz theatralischer Gemälde, und vorzüglich solcher Gemälde, die aus der ländlichen Natur genommen sind, so gut wie Favart. Nur gab er seinen Landleuten zu viel Witz, und erhielt ihnen nicht genug die künstliche natürliche Sprache, und den reinen kostbaren Natursinn, der sie vor andern Menschenklassen auszeichnet: Doch ist das, was er ihnen in den Mund legt, fast immer den Gesinnungen von Tugend und Güte angemessen, mit denen dieser nützliche und arbeitsame Stand von jeher vorzüglich ausgestattet war.

Favart genoß im Zirkel einer kleinen Anzahl vertrauter Freunde die Süßigkeiten des Umgangs, und war selbst ein Muster der geselligen Tugenden. Kein Dichter kann sich glänzenderer Successe rühmen, und nie war ein Dichter bescheidner. Der Tod raubte ihn seiner Familie und den Musen am 18. May 1792 in einem Alter von 82 Jahren. Einige Zeit vor seinem Tode er-

schien er vor den Schranken der Nationalversammlung mit einer Deputation, die den Auftrag hatte, im Namen der Gelehrten (des hommes de lettres) eine Bittschrift zur fernern Auszahlung ihrer vom Hof genoßnen Pension zu überreichen. Neben sich hatte er la Place und Goldoni. Der jüngste von diesen dreyen war wenigstens 80 Jahr alt. Favarts Ruhm wird nicht sterben: in allen seinen Compositionen war er stets original, interessant, sinnreich, anziehend. Er hat nie einen andern kopirt, wohl aber sich eigne Bahnen gebrochen, auf denen andere ihm mit Bequemlichkeit folgten.

Hier ist der Ort, eine lächerliche Sage zu widerlegen, mit der man sich in Betreff der Werke Favarts trägt, deren bessern Theil man dem Abbe' Voisenon, Mitglied der französischen Akademie, zuschreibt. Favart war längst Dichter und Vater des Vaudeville, ehe sich der Abbe' Voisenon einfallen lassen konnte, für die italienische Comödie zu arbeiten. Er theilte anfangs seinen Beyfall mit Pannard, den er in der Folge übertraf. Uebrigens ist die Manier Voisenons so verschieden von der Favartschen, daß es kaum zu begreifen ist, wie das Publikum sich in diesem Stück so täuschen konnte, wie es zum Theil wirklich der Fall gewesen zu seyn scheint. Voisenon suchte allenthalben Pointen, Finesse; er war ein schöner Geist nach der Mode, aber selten Dichter. Favart hatte auch Witz und Geist, aber nicht zum Nachtheil der wahren Poesie. Vorzüglich besaß er einen richtigen Blick und eine Beurtheilungskraft, die man an Voisenon nicht häufig

zu rühmen findet. Nie hatte Voisenon die Natur so wahr und innig empfunden, um eine Empfindung, ein Bild so treflich auszudrücken, als es Favart im folgenden schönen Versen glückte:

Dans l'univers tout aime, tout désire;
Du tendre amour tout peint la volupté;
Si le papillon vole avec légereté,
Un autre papillon l'attire;
Les fleurs en se courbant semblent se carresser;
Le lierre à l'ormeau, s'unit pour l'embrasser:
Les oiseaux sont charmés de pouvoir se répondre;
Et le doux murmure des eaux
Est causé par de clairs ruisseaux
Qui se cherchent pour se confondre.

Der Verfasser von Isabelle und Gertrud und des Engländers in Bordeaux könnte nicht der Verf. der Erzählungen Voisenons seyn; eben so wenig würde er ein Mährchen wie Fleur d'Epine verfertigt haben. Unser liebenswürdiger Dichter verdient weder das Lob noch den Tadel der beaux-esprits de société. Eine der größten litterarischen Ungerechtigkeiten seines Zeitalters war, daß man ihm keine Stelle in der Akademie gab. Waren seine Verdienste etwan nicht akademisch genug? Wenn man auch den Zufall der Geburt, seine erste Erziehung und sein öffentliches Gewerbe als ein Hinderniß betrachtete, so wäre es doch billig gewesen, ihn in seinem höhern Alter aufzunehmen, so wie auch beym Militär Veteranen nach 30 oder 40 Dienstjahren endlich einen Posten erhalten, der glücklichen Sterblichen durch Gunst und Geburt schon im Knabenalter zu Theil wird. Man

Man sieht jetzt in Paris mit anhaltendem und allgemeinem Beyfall auf dem Theatre du Vaudeville ein kleines niedliches Stück, Favart aux Champs Elysées, das drey Verfasser hat: Barré, Radet und Desfontaines. Wir schließen diese Anzeige mit folgenden Versen, die ein Ungenannter an diese drey Freunde über die erwähnte gemeinschaftliche Arbeit gerichtet hat.

Vous honorez Favart et le représentez!
Enfans gâtés de la folle Thalie,
Vous avez de Favart les graces, le génie:
Vous tressez sa couronne et vous la méritez!
Votre muse pour lui dut se mettre en dépense:
A son tombeau vous deviez des lauriers;
Vous faitez par reconnoissance
Ce que bien d'autres héritiers,
Ne font souvent que par décence.

Antoine-Marie Lemierre ward 1733 zu Paris geboren. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er 1758 mit dem Trauerspiel Hypermnestra, das eine günstige Aufnahme und mehr als zwanzig Vorstellungen nach einander erhielt. Nicht allein in seiner Manier, sondern auch in seinen Schicksalen hatte er viel ähnliches mit Crebillon. Beyde erlebten auf ihrem Wege zum Ruhm viel plötzliche Abwechselungen von Freud und Leid; ein glücklicher Erfolg hatte gewöhnlich eine getäuschte Erwartung zur Begleiterinn. Beyde haben ohngefähr gleich viel Trauerspiele geschrieben: von jedem sind nicht über drey oder vier Stücke auf dem Thea-

ter geblieben. Crebillon erhob sich bis zum Rhadamanth und Lemierre bis zu Wilhelm Tell. Elektra gründete, oder vermehrte doch, den Ruhm zweyer allgemein bekannten Schauspielerinnen (Adrienne Lecouvreur und Claire Delatude Clairon) und kämpfte dreyßig Jahre gegen die Elektra von Voltaire; allein die jetzige Generation scheint den antiken Schönheiten, die unter den Händen des Schöpfers von Orest von neüem ins Leben gerufen wurden, einen entschiedenen Vorzug vor den übelangebrachten und geschmackwidrigen Liebeshändeln Elektrens und Ithis, und Orests und Iphianassens zu geben.

Die Malabarische Wittwe, *) die 1768 fiel, erschien 1780 mit vielem Glanz von neuem auf der Bühne. Man ward es müde, ungerecht zu seyn. Lemierre ward getröstet. Il me faut, sagte er mit guter Laune zu dem berühmten Villepatour, Il me faut des pieces de 36 pour enfoncer les portes de l'académie. Crebillon war nicht viel jünger aufgenommen worden, allein Danchet, ihm gleich an Jahren, hatte dieses Ziel zwanzig Jahre früher erreicht. Crebillon mußte häufig den Vorwurf hören, daß seine Verse hart, trocken, incorrect und voll baroker Wendungen und Barbarismen wären. Mit Lemierre ging die Kritik nicht viel sanfter um. „Aucun fiel n'a jamais empoisonné ma plume" sagte Crebillon in dem versificirten Discours, den er 1731 bey seiner Aufnahme

*) Auf der deutschen Bühne unter dem Nahmen Lanassa bekannt genug.

nahme in die Akademie vorlas. Was Crebillon sagte, das that Lemierre ohne es zu sagen. Crebillon hatte das Unglück, vielleicht ohne es zu wissen, den kleinen Leidenschaften einer Favorite zum Werkzeug zu dienen, *) die ihn nicht wie eine Königinn, sondern wie der Minister eines Fürsten, dem die Poesie wie alle schöne Künste sehr gleichgültig waren, belohnte. Lemierre erhielt von einem verschwenderischen Hofe eine äußerst mäßige Pension: die Revolution bereitete ihm die einzige seiner würdige Belohnung. Die Nation wollte das Bild des Befreyers der Schweiz in das Pantheon aufstellen und das Trauerspiel Wilhelm Tell an den feyerlichsten Festen aufführen lassen. Ach! Lemierre genoß dieser verdienten Ehre nicht. So starb Tasso den Abend vor seiner festlichen Krönung. Lemierre, den das Gedächtniß ganz verlassen hatte, überlebte sich mehr als sechs Monate selbst, und entschlief ohne Ahndung des Todes am Ende des Julius 1793. Er hatte sein sechzigstes Jahr erreicht, ohne je etwas über die genaueste Nothdurft besessen zu haben, und selbst wahre Bedürfnisse versagte er sich mit Freuden, um seine kindliche Liebe, sein allerdringendstes Bedürfniß, zu befriedigen. Jedesmal, als er den geringen Antheil erhielt, den damals die privilegirten Schauspieler den dramatischen

*) Die Pompadour ließ den Catilina in der Hoffnung vollenden, Voltairen zu demüthigen, der sich ihrer Meinung nach zu familiär gegen sie benommen hatte.

tischen Schriftstellern von ihrem Gewinn zufließen ließen, brachte er ihn seiner Mutter, die zu St. Germain wohnte, zu Fuß. Wie einen Diebstahl würde er sich die Kosten einer Reise vorgeworfen haben, die in etwas andern bestanden hätten, als dem edlen Schweiß, den er auf derselben vergoß. O Jean-Jacques (ruft der untengenannte Verfasser, von dem wir diese Nachrichten entlehnen, aus:) O Jean-Jacques! Que n'avois-tu de tels faits à raconter! Qu'ils seroient devenus interessans sous ta plume! Lemierre fut ton éleve et ton ami; il fut Scribe (c'est l'expression de I. I. Rousseau) avec toi, dans les mêmes bureaux; tu formas son esprit; il pressentit tes destinées, et si tu l'avois familiarisé avec les hautes conceptions d'un génie républicain, il te donna peut-être en échange, l'exemple de la patience dans la pauvreté, et le spectacle de la vertu contente d'elle-même. Par *Augustin Ximenez*, septuagénaire. (Eine Sammlung Gedichte von diesem alten Officier unter dem Codicille d'un Vieillard haben wir im 47. B. dieser Bibliothek S. 299 angezeigt.)

V.

Englische Litteratur.

Hogarth illustrated. By *John Ireland* 2 Vol. 729 p. with 92 plates. 1792. royal 8. London Boydell. Unter allen Schriften, die bis jetzt in England über Hogarth und seine Werke erschienen sind, ist keine, welche die hier angezeigte überflüßig machte. Man hat eine sehr gute Lebensbeschreibung von ihm, und Walpole in seinen klassischen Anecdotes of Painting hat meisterhafte Betrachtungen über seine Compositionen geliefert. Nichols Anekdoten von Hogarth enthalten, neben einer Menge trivialer Dinge, viel brauchbare Nachrichten. Rouquet hat in einem französischen Briefe 1746 einige von Hogarths Kupfern beschrieben. Der scharfsinnige Gilpin theilt in seinem Essay on Prints über Eine Suite Hogarthischer Kupfer seine Betrachtungen mit. Dr. Trusler gab einen Hogard moralized mit 78 eingedruckten Kupfern heraus. Alle diese aber, die entweder nach einem andern Plane arbeiteten, oder ihre Werke nicht vollendeten, hatten Hrn. J. noch Stoff genug zu interessanten Nachrichten und Betrachtungen übrig gelassen. Seine Absicht ist dieselbe, die Herr R. Lichtenberg bey seinem vortreflichen Commentar hatte, wenn er

gleich

gleich dem Deutschen an Geist und ächtem Witz und Laune unendlich nachstehn muß. Herr J. giebt hier eine moralische und analytische Beschreibung von Hogarths Kupfern, mit Anekdoten, die Bezug auf den Künstler und seine Werke haben, so viel er deren auftreiben konnte. In den Fällen, wo es ihm schien, daß der Künstler von poetischen oder politischen Vorurtheilen mishandelt worden sey, suchte er sein Andenken gegen Verläumdung zu sichern; da wo seine Werke, seiner Meinung nach, misverstanden oder misdeutet worden, hat er die wahre Lesart herzustellen gesucht. Er hat sich keine Mühe verdriessen lassen, Erkundigungen aller Art einzuziehen, die über die Absicht und den Zweck des Künstlers einigen Aufschluß geben, und ihre komische und moralische Tendenz erläutern konnten. Alles dieses hat der V. mit soviel Fleiß und Geschicklichkeit besorgt, daß wir hier ein sehr unterhaltendes und wirklich auch lehrreiches Buch erhalten haben. Der erste Band giebt erstlich biographische Nachrichten von Hogarth, die sehr lebhaft geschrieben und manchen weniger bekannten Umstand enthalten. Unter andern findet man hier einen guten Aufsatz über die Analysis of beauty und die Geschichte von Hogarths Sigismonda, mit einem vielleicht zu weit getriebenen Versuch, seine Ansprüche auf hervorstechendes Verdienst in den höhern Gattungen der Mahlerey zu retten. Wir müssen uns begnügen, aus diesem Theile des Werkes das Bild, das der V. von Hogarths Talent überhaupt entwirft, mitzutheilen. S. CXVI. „Entfernte Gegenden

und

und fremde Welttheile nach alten Gemälden durchreisen, Höhlen durchsuchen, um verstümmelte Bildsäulen hervorzuhohlen, die Verhältnisse einer Bildsäule mit mathematischer Genauigkeit zu messen, war nicht der Ehrgeiz William Hogarths. Der Tempel der Natur war seine Akademie, und seine Topographie die Karte des menschlichen Geistes. Da er weder Copist noch Nachahmer werden mochte, so ließ er die höhere Klasse von Wesen, die aus dem Pinsel eines Poußin oder Michael Angelo hervorgingen, ihren Bewunderern, wählte seine Bilder aus seinem eigenen Lande, und stellte sie mit einer Wahrheit, Energie und Mannigfaltigkeit des Charakters dar, der immer den Gegenständen angemessen, und doch durchaus original war. *) Betrachtet man die natürliche Richtung seines Genies, so muß man ihn glücklich preisen, daß er in England geboren ward. In der Schweiz ist die Natur romantisch, Berge und Felsen haben etwas Ungeheures und Erstaunungswürdiges; in Italien sind die Muster der Kunst erhaben und majestätisch; die Ruinen des alten Griechenlands sind noch immer eine Schule für Architektur und das Studium des Ebenmaaßes — in England aber, in England allein findet man jede Verschiedenheit des Charakters, die einen Menschen von dem andern auszeichnet. Diese waren der Gegen-

*) Sehr oft entwarf er Skizzen von Köpfen auf seinen Nägeln; wenn er nach Hause kam, brachte er sie auf Papier, und von da wurden sie auf seine Platten übergetragen.

Gegenstand seines Studiums, und selten versuchte ers, es der Natur durch Würde und Schönheit zuvorzuthun. (to heighten nature by either ideal or elevated beauty.) Er besaß die Augen, aber nicht die Flügel des Adlers."

„Seine Kupfer sind roh, aber kräftig gearbeitet, und dieß letztere in einem Grade, der schwerlich seines Gleichen finden dürfte. Jede Figur ist aus dem Spiegel der Natur entlehnt, und wenn gleich selten vollendet, doch immer beseelt."

„Man hat ihm in einigen seiner einzelnen Figuren Plumpheit (grofsneſs) Schuld gegeben; allein im Ganzen war die Ader seines Witzes mehr geeignet, einen launigen Mann lächeln als einen launischen lachen zu machen (the general vein of his wit is better calculated to make the man of humour ſmile, than the humouriſt laugh.) Er hat mehr vom Cervantes, als vom Rabelais, mehr von Fielding, als von Smollet."

„Ich bin selbst nicht mit mir einig, in welche Classe ich seine gemahlten Scenen setzen soll. Für die Würde der Geschichte sind sie zu sehr mit kleinen Nebendingen überladen; um Tragödien zu seyn, sind sie zu komisch, gleichwohl haben sie eine Richtung, die uns verbietet, sie zur komischen Gattung zu rechnen. Sie sind aus dem Leben genommen; stellen uns die Ungereimtheiten, Verbrechen, Strafen und mannigfaltigen Schicksale des Menschen vor, wie er heute in den Strahlen der Glückssonne sich wärmt, morgen in die Nacht der wildesten Verzweiflung sinkt. Zu seiner Ehre darf man nicht

ver-

vergessen, daß ihre stete Richtung auf die Beförderung der Tugend abzielte, daß sie ohne Ausnahme einen Geist athmen, der die Menschen thätig, menschlich und glücklich zu machen sucht. Sollten einige Nebendinge zu possenhaft scheinen, und einige wenige seiner Szenen an das Schlüpfrige grenzen, so bedenke man, daß seit der Zeit ihrer Verfertigung der Maaßstab des Feinen und Anständigen sich um etwas geändert hat, daß Gattungen von Witz, die dieß empfindsame und überfeine Jahrzehend selbst für den Hausgebrauch zu niedrig hält, damahls, mit einem ungleich stärkern Zusatz, als ächte und vollwichtige Münze im Königreich cursirten." Aus Hrn. Js. Commentar können wir keine Probe geben; weil auch die kürzeste, um nur einigermaßen einen richtigen Begriff von seiner Manier zu verschaffen, zu weitläuftig für diese Bibliothek werden müßte. Genug man sieht, er hat des Künstlers Werke aufmerksam studiert, und ist in seinen Geist eingedrungen. Man findet bey ihm keine tief gehenden kritischen Zergliederungen, aber gute historische Aufklärungen. Doch geht auch der Künstler nicht ganz leer aus, sondern trift manche brauchbare Bemerkung und manchen guten Wink an. Unterhaltende und charakteristische Anekdoten sind im Text und den Noten häufig. — Ein grosser Theil der Kupfer stehen schon im Hogarth moralized, von denen Mrs. Hogarth das Verlagsrecht an sich gebracht hat. Die Originalkupfer, von denen eine Liste beygefügt ist, werden in ganzen Suiten bey den Herren Boydells für 16 Guineen verkauft.

 kauft.

kauft. Wir schließen diese Anzeige mit Johnsons schöner Grabschrift auf Hogarth:

The hand of him here torpid lies,
That drew th'essential form of grace;
Here clos'd in death th' attentive eyes,
That saw the manners in the face.

The botanic Garden, Part I. Containing the oeconomy of Vegetation. A Poem, With philosophical Notes. 1791, 338 p. 4. Mit zehn Kupfertafeln. Dieser erste Theil erscheint später als der zweyte, der den besondern Titel führt: The Loves of the Plants, und den wir unsern Lesern schon bekannt gemacht haben. Der besondere Titel des ersten Theils lautet: The Oeconomy of Vegetation. Die Materie zerfällt von selbst in vier Gesänge, deren jeder sich mit einem eignen Element beschäftigt. In dem ersten steigt die Göttinn des Gewächsreichs herab, ihr Amt zu verwalten, hält eine Rede an die Nymphen des Feuers, erinnert sie an ihre Bestimmung, und trägt jeder ihr bestimmtes Geschäfte auf. Im zweyten versammelt sie die Gnomen um sich, denen die Oberaufsicht über die Erde und das Mineralreich insbesondere aufgetragen ist, erinnert sie an ihre Pflichten und theilt ihnen ihre Befehle mit. Der dritte Gesang beschäftigt sich mit dem Elemente des Wassers. Die Nymphen desselben erhalten gleichfalls Aufträge von der Göttinn. Und im vierten und letzten, thut sie den Sylphen, den Schutzgeistern der Luft, ihren Willen kund. Die

Aus-

Ausführung ist eben so vortreflich, wie in dem schon erschienenen zweyten Theile, die Verse sind poetisch und wohlklingend, und die Noten äußerst lehrreich und unterrichtend. Die Anspielungen sind gelehrt, die Erläuterungen sinnreich, und die Beschreibungen lebhaft. In der poetischen Mahlerey besitzt der Dichter seine größte Stärke, auch scheint er ein Vergnügen an der Schilderung von Gegenständen zu finden, die, dem Ansehn nach, derselben am wenigsten fähig sind. Aus dem zweyten Gesange, in welchem der Dichter die Produkte aus Thonerde und die Manufaktur des Porzellains beschreibt, heben wir folgende schöne Verse zum Preis der englischen etruscischen Arbeit aus:

Etruria! next beneath thy magic hands
Glides the quick wheel, the plastic clay expands.
Nerved with fine touch, thy fingers (as it turns)
Mark the nice bounds of vases, ewers and urns
Round each fair form in lines immortal trace
Uncopied beauty, and ideal grace.

Gnomes! as you now dissect with hammers fine
The granite-rock, the nodul'd flint calcine;
Grind with strong arm, the circling chertz betwixt,
Your pure ka-o-lins and pe-tun-tses mixt;
O'er each red saggar's burning cave preside,
The keen-eyed fire-nymphs blazing by your side;
And pleased on Wedgwood ray your partial smile,
A new Etruria decks Britannia's isle.—
Charm'd by your touch, the flint liquescent pours
Through finer sieves, and falls in whiter showers;

Charm'd by your touch, the kneaded clay refines,
The biscuit hardens, the enamel shines;
Each nicer mould a softer feature drinks,
The bold cameo speaks, the soft intaglio thinks.
To call the pearly drops from pity's eye,
Or stay despair's disanimated sigh,
Whether, o friend of art! the gem you mould
Rich with new taste, with antient virtue bold;
Form the poor fetter'd slave *) on bended knee
From Britains sons imploring to be free;
Or with fair hope the brightening scenes improve,
And cheer the dreary wastes at Sidney-cove;
Or bid mortality rejoice and mourn
O'er the fine forms on Portland's mystic urn.

Here by fall'n columns and disjoin'd arcades,
On mouldering stones, beneath deciduous shades,
Sits humankind in hieroglyphic state,
Serious, and pondering on their changeful state;
While with inverted torch, and swimming eyes,
Sinks

*) Anspielung auf zwey Cameen aus Wedgwoods Manufaktur, von denen einer einen Sklaven in Ketten vorstellt, wovon er mehrere Hunderte austheilte, jeden Menschenfreund aufzufordern, das seinige beyzutragen, daß der abscheuliche Menschenhandel endlich einmahl abgeschaft werde. Der andere stellt die Hofnung in der Begleitung des Friedens, der Kunst und Arbeit vor. Er war von Thon aus Botanybay gemacht, wohin Herr W. auch verschiedene derselben schickte, um den dortigen Einwohnern zu zeigen, was für Gebrauch sie von den Erzeugnissen ihres Bodens machen könnten, und ihren Kunstfleiß aufzuregen. Ein Kupfer von diesem letztern Medaillon steht vor Stockdales Ausgabe von Philipps Expedition nach Botanybay.

Sinks the fair ſhade of mortal life, and dies.
There the pale ghoſt through death's wide portal bends
His timid feet, the duſky ſteep deſcends;
With ſmiles aſſuaſive love divine invites,
Guides on broad wing, with torch uplifted lights;
Immortal life, her hand extending, courts
The lingering form, his tottering ſtep ſupports;
Leads on to Pluto's realms the dreary way,
And gives him trembling to elyſian day.
Beneath, in ſacred robes the prieſteſs dreſs'd,
The coif cloſe-hooded, and the fluttering veſt,
With pointing finger guides the initiate youth,
Unweaves the many-colourd veil of truth,
Drives the profane from myſtery's bolted door,
And ſilence guards the eleuſinian lore.

Whether, o friend of art! your gems derive
Fine forms from Greece, and fabled Gods revive;
Or bid from modern life the portrait breathe,
And bind round Honours brow the laurel wreath;
Buoyánt ſhall ſail, with fame's hiſtoric page,
Each fair medallion o'er the wrecks of age;
Nor Time ſhall mar; nor ſteel, nor fire, nor ruſt
Touch the hard poliſh of the immortal buſt — — —

Deſcriptive Sketches. In Verſe. Taken during a pedeſtrian tour in the Italian, Griſon, Swiſs and Savoyard Alps. By *W. Wordſworth.* B. A. of St. Johns, Cambridge. London 1793. 55 p. 4. Dieſes Gedicht iſt die Frucht einer Schweizerreiſe, die der W. in Begleitung eines einzigen Begleiters zu Fuß

 machte.

machte. Die mannigfaltigen Naturgemälde desselben zeugen von genauer Beobachtung, feuriger Phantasie, gut cultivirten Anlagen und Kenntnissen. Unter die Schilderungen der majestätischen Größe der Gebirge, der mannigfaltigen Scenen von Seen und Thälern, des feyerlichen Dunkels zerstörter Schlösser und Klöster, der verschiedenen Ansichten der Alpen am Morgen, Abend u. s. w. die mit einer studierten Menge von Bildern ausgeschmückt sind, sind einzelne Menschenfiguren gezeichnet, und häufiger noch moralische Betrachtungen eingestreut. Gleichwohl ist das Gedicht weniger unterhaltend, als man von dem Gegenstande desselben erwarten sollte. Die Schuld davon liegt wohl größtentheils in dem Mangel eines Fadens, der die verschiedenen Beschreibungen zu einem Ganzen vereinigte, und an episodischen Scenen, die mehr Abwechselung in den Eindruck gebracht haben würden. Nicht wenig mag dazu auch der mühsame und gekünstelte Ausdruck beytragen, der bisweilen so dunkel wird, daß man Mühe hat, den Sinn zu errathen. Manche Bilder sind übertrieben und gigantisch. In folgenden Versen beschreibt der Verf. einen Sonnenuntergang im Sturme:

'Mid ſtormy vapeurs ever driving by,
Where oſpreys, cormorants, and herons cry,
Where hardly giv'n the hopeleſs waſte to chear,
Deny'd the bread of life the foodful ear,
Dwindles the pear on autumn's lateſt ſpray,
And apple ſickens pale in ſummer's ray,
Ev'n here Content has fix'd her ſmiling reign,

With

With independence, child of high disdain.
Exulting mid the winter of the ſkies
Shy, as the jeaulous chamois, Freedom flies,
And often graſps her ſword, and often eyes,
Her creſt a bough of Winters bleakeſt pine
Strange »weeds« and alpine plants her helm entwine,
And wildly-pauſing oft ſhe hangs aghaſt,
While thrills the »Spartan fife« between the blaſt.
'T is ſtorm; and hid in miſt from hour to hour
All day the floods a deeper murmur pour,
And mournful ſounds, as of a ſpirit loſt,
Pipe wild along the hollow-bluſtering coaſt,
Till the ſun walking on his weſtern field,
Shakes from behind the clouds his flaſhing ſhield.
Triumphant on the boſom of the ſtorm,
Glances the fire-clad eagle's wheeling form;
Eaſtward in long perſpective, glittering ſhine
The wood-crown'd cliffs that o'er the lake recline;
Wide o'er the Alps a hundred ſtreams unfold,
At once to pillars turn'd that flame with gold;
Behind his ſail the peaſant ſtrives to ſhun
The weſt that burns like one dilated ſun,
Where in a mighty crucible expire
The mountains, glowing hot, like coals of fire——

An Evening Walk. An Epiſtle; in verſe. Addreſſed to a young Lady; from the lakes of the North of England. By *W. Wordſworth*, B. A. of St. Johns Cambridge. London 1793. 27 p. 4. Von demſelben Verfaſſer ganz in derſelben Manier. Auch dieſes Gedicht macht Hrn. W. Ehre und verräth das Auge

 eines

eines fleißigen Beobachters, und die Hand eines geschickten Copisten der Natur.

Verses on the beneficial Effects of Inoculation which obtained one of the Chancellor's Prizes at the University of Oxford in the year 1772. By the Rev. *William Lipscomb* — — Now republished by the Authors permission at the request of the House Committee of Governors of the Small Pox and Inoculation Hospitals for the benefit of that Charity and gratuously recited at their anniversary Festival at the London Tavern, on Monday the 25 Febr. 1793. by Mr. *I. Palmer*, of the Kings Theatre Haymarket 1793. 8 p. 4. Ein schönes Gedicht über einen der Menschheit so unendlich wichtigen Gegenstand. Wir führen daraus nur die Beschreibung von den Verwüstungen an, die die Blattern bey ihrer ersten Erscheinung im Orient anrichteten:

Those balmy gales, that whilom could dispense,
A thousand odours to the ravish'd sense,
With fragrant coolness pleasing now no more,
Spread through the tainted sky their deadly store;
With anxious fear the fainting mother press'd
The smiling infant to her venom'd breast;
The smiling babe, unconscious of his fate,
Imbib'd with greedy joy the baneful treat,
Oft as the swain beneath the citron shade
Pour'd his soft passion to the listening maid,

In

Infections poison hung on every breath,
And each persuasive sigh was charg'd with death.

Original Poems, on various Occasions, by a Lady. Revised by *William Cowper* Esq. of the Inner Temple 1792. 115 p. 12. Diese Gedichte sind durchaus religiösen Inhalts, und nach den strengest-orthodoxen Grundsätzen eingerichtet. Die Verse sind sanft und fließend, und nicht ganz leer an poetischen Geist.

The Brunswick Laurel. A Poem. Inscribed to the Right Honor. Charles James Fox 1793. 28 p. 4. Ein Gedicht (der Titel läßt ohngefähr errathen, in welchem Tone) auf den Rückzug der deutschen Heere aus Frankreich. Falls der V. nicht von Gefühl und Menschensinn ganz entblößt ist, wird er itzt wahrscheinlich anders urtheilen. Er wird einsehen, daß es für Frankreich das größte Glück gewesen wäre, einen Schiedsrichter für seine Angelegenheiten in der Person des Herzogs von Braunschweig zu erhalten. Aber die Franzosen verdienten dieses Glück nicht. Dieser edle Held sollte seine Hände nicht durch die Bestrafung nichtswürdiger Menschen besudeln. Zur Lehre für die Völker und zur höhern Bestrafung sollen, so will es die göttliche Vorsicht, die Königsmörder einander selbst hinrichten. *) Wer sind diejenigen, die

*) Der Bischoff Fauchet, als er zur Richtstätte geführt ward, murmelte immer vor sich hin, wie in der Beichte: Mea culpa, mea maxima culpa!

in Frankreich mit ihrer Freyheit prunken? Leute, deren Gierigkeit die Revolution durch Staatsämter Gnüge leistet, oder denen sie Aussichten zur Befriedigung ihrer Herrschbegierde öffnet, und jener so leicht zu verführende Theil des Volks, dem, da er nichts zu verlieren hat, Unordnungen nicht kümmern. Die Unterdrücker nennen sich frey in der Anarchie, weil sie bis jetzt alle Vortheile derselben einärnten. Ihre vorgebliche Freyheit ist die von Räubern und Tyrannen, das ist, sie können, bis zum Tage der Vergeltung, der früh oder spät über sie hereinbrechen wird, ungestraft beleidigen. Der Himmel gestattet es nicht, daß Tyrannen sich frey fühlen, und daß, während sie Andern die persönliche Sicherheit rauben, das höchste Gut, welches die bürgerliche Verfassung erzeugt, sie selbst die Süßigkeiten desselben schmecken könnten. Immer sind diejenigen, die sich durch Verbrechen der höchsten Gewalt im Staate bemächtigen, ein Raub der Gewissensbisse, ihres eignen Argwohns, der Furcht verrathen zu werden und es zu erleben, daß man das Joch zerbreche, welches sie auferlegen. Das sicherste Kriterium der Freyheit in einem Lande ist: daß ein jeder, für seine Person und sein Eigenthum, den Schutz der Gesetze genieße, was für besondere Meynungen er auch hege. Hiernach prüfe ein jeder, der wie dieser Versifer denkt, doch die neufränkische Freyheit!

Anti-Gallimania. Sketch of the Alarm; or John Bull in Hysterics. An Heroi Comic Poem. With Notes etc. including Mr. Bull's subsequent Speech at one of the Associations,

ons. 1793. 24. p. 4. Eine Satyre auf die neu errichteten Gesellschaften zur Erhaltung der alten Constitution und die Anti-Reformations-Clubs, in Prosa und Versen durcheinander gemischt, nicht ganz ohne Laune, die aber selten von der feinern Art ist. John Bull, (der allegorische Nahme des Pöbels, auch bisweilen, wie hier, des großen Theils der Nation) wird beschrieben, wie er über die neuesten Vorfälle in ein tödliches Schrecken gerathen, von dem ihn doch Mrs. Bull wieder etwas befreyt, die die angenehme Nachricht bringt, daß der Tower noch nicht weggenommen sey, und die Franzosen noch nicht gelandet wären. — (Hätte es aber nicht geschehen können, wäre das Ministerium minder wachsam gewesen?) — Mr. Bull besucht hierauf eine der so eben erwähnten Clubs und hält eine Rede, in welcher er den Minister herausstreicht, den edlen Befestiger rühmt, von dem grossen Wohlstand der Nation in hochtrabenden Ausdrücken spricht, eine Liste der Taxen mittheilt, und den Franzosen Hohn spricht. Am Schlusse derselben stimmen alle Anwesenden im Chor ein:

Strike up! Hearts of oak! or any such loyal thing,
Britania rules the waves! strike home! God save
the King!

A poetical Epistle to the British Incendiaries etc. By *Jonathan Slow* D. D. F. R. S. 1793. 17 p. 4.

The Triumph of Freedom anticipated, A poem, addressed to the people of England.

land. 1793. 15 p. 4. Beyde Gedichte haben freylich nur einen temporellen Werth. Es ist indeß erfreulich zu sehen, daß selbst viele Dichter in England es für ihre Pflicht halten, die Maaßregeln der Regierung gegen Neuerungssüchtige, so viel ihnen möglich, zu unterstützen. Ein schönes (oder beschämendes) Beyspiel für die unsrigen! Mordbrenner umringen das Haus, und, anstatt sie zu verjagen, wollten wir über die beste Form der Wetterdächer und Fenster-Wirbel differiren? Dieß kann zu anderer Zeit nützlich seyn; itzt gilt es die Sicherheit des Gebäudes, dem Gefahr droht: da muß man nicht von Umänderungen schwatzen, die zudem eben so oft Verschlimmerung als Verbesserung sind. Wer, unter solchen Umständen, den Vertheidigern des Vaterlandes in den Weg tritt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er zur Seite gestoßen wird. Dieß ist auch der Hauptgedanke in folgendem kleinen Gedicht:

Innovation, a Poem. Addressed to the Right Honor. Edmund Burke. By *George Letheiullier Schoen* Esq. Barrister at Law. 1793. 28 p. 4. worin gezeigt wird, daß es absurd sey, ein Haus gleich deshalb niederreißen zu wollen, weil es im Gothischen Styl gebaut ist, sobald man nur bequem und sicher (sey es im ersten oder vierten Stockwerk) darin wohnt. Harmonische Verse und eine gute poetische Diction empfehlen es überdem.

An Elegy, supposed to be written in the place de la Revolution after the Murder of Louis XVI. By I. Clay. 1793. 15 p. 4.

Nur

Nur die gute Absicht kann einigermaßen den Mangel an wahrer Poesie entschuldigen. Hier sind einige Verse zur Probe:

Tronchet, de Seze, and Malesherbes,
Full clearly did you prove,
How well your suff'ring sovereign,
Deserv'd his people's love.

Lamented Louis! had'st thou liv'd,
To us thou wouldst have giv'n,
True and genuine liberty,
That best gift under heav'n....

Modern Manners, a Poem, in two Cantos. By Horace Juvenal. 1793. 32 p. 4. Soll dieser angenommene Name ein bescheidner Wink seyn, daß der Verf. die Talente der beyden berühmtesten Satyriker der Alten in sich vereinige? In diesem Fall aber irrt sich der Ungenannte sicher. Er besitzt weder die feine, geistreiche ungezwungene Laune des erstern, mit welcher er

circum praecordia ludit,
Callidus excusso populum suspendere naso;

noch glüht er von dem edlen Feuer tugendhaften Unwillens, mit dem der letztere sich gegen die Laster seiner Zeit erhob. Wohl aber gebührt ihm das Lob, einige der herrschenden Modethorheiten mit Aufmerksamkeit beobachtet und mit einer gewissen komischen Stärke verspottet zu haben. Die abgeschmackte Sitte, Jagden und andere Vergnügungen, zu denen nothwendig ein weiter Raum gehört, auf das Theater zu bringen, wird sehr treffend abgemahlt.

Let

Let Genius soar to Fame's sublime abode,
While folly's children tread the beaten road,
While listless husbands sleep till noon arrives,
And modish lovers — flirt with modish wives,
When modern dinners are serv'd up at nine;
And modern epicures can scarcely dine,
Ere, to assist digestion, they repair,
The raptures of a *midnight chase* to share!
The chase! not like the common stile of things,
Such as are made for sportsmen and for kings;
But where, in rows, »thrice-feather'd« belles resort,
With waxen tapers to illume the sport!
Where reynard hears, on boards, the death-wing'd hoof,
And flies to cover — 'neath a canvas roof;
Were city crops, and booted bucks repair,
To elbow, ogle, see the world — and swear!
To beat the boxkeepers and cry encore,
To vote that Inchbald's *moral* plays' a *bore*,
With well splash'd legs to rush into the box,
Disturbe the audience, and cry, — »where 's the fox?«
This is the thing by Jove! — why this is fun,
We'll have a row before the night is done.«
O ye box lobby heroes! — men of shops!
Bravoes in buckskin! — Hannibals at *hops*!
Did ye but know what wretched things ye are,
Despis'd by men — and laugh'd at by the fair,
You 'd shrink to grubs, from grubs you'd fade away
The short-liv'd insects of a short-liv'd day etc.

An

An Addreſs in verſe to the Author of the poetical and philoſophical eſſay on the french Revolution. 1793. 12 p. 4. Das Gedicht, welches dem Herrn John Courtenay (Esq. und Mitglied des Unterhauſes) dieſe wohl verdiente Rüge zugezogen hat, findet man im 51. B. dieſer Biblioth. S. 181 angezeigt. Die Poeſie darin iſt nicht ohne Gehalt; zu leidenſchaftlich iſt es jedoch, wenn der V. in C. Verſen nichts als Geiſtloſigkeit (dullneſs) und in Sheridans und Grays Reden nichts als Unſinn findet. Herr Burke verdient allerdings den Namen des britiſchen Ulyſſes, und die Abſicht, ſeine Landsleute aus ihrer Schlaftrunkenheit aufzurütteln und ihnen die drohende Gefahr von Frankreich her ans Herz zu legen, entſchuldigt nicht blos, ſondern rechtfertigt die Heftigkeit ſeines Tons: aber darum muß man einen Mann, wie Hrn. Courtenay, der ſeine Geſinnungen mit einer Wärme äußert, die die Reinheit ſeiner Abſichten und ſeine Ueberzeugung von ihrer Güte beweiſt, und deſſen Talente und Kenntniſſe außer Streit ſind, nicht mit dem Griechen Therſites vergleichen, blos weil er Burke's Gegner iſt. Was ſein Gedicht betrift, ſo iſt es zwar ohne kunſtmäßige Ordnung und Verbindung hingeworfen, dunkel und verworren, wie ſeine Begriffe über Freyheit und Glückſeligkeit; aber auch voll vortreflicher Gedanken und ſchöner geiſtreicher Stellen, und der Ungenannte ſollte um ſo weniger den Mangel der Schärfe und Beſtimmtheit der Begriffe tadeln, die allein eine ſchriftſtelleriſche Compoſition beleben können; da man ihm denſelben

selben Vorwurf mit verdoppeltem Gewicht zurückgeben kann, wie folgende Stelle beweist:

O holy Liberty! to mortals giv'n
The first, the fairst boon of parent Heav'n,
Whose absence wraps the fairest scene in gloom,
Whose genial presence bids the desart bloom,
Say have our eyes, deceived, thy image trac'd
Thro' paths by heroes and by patriots grac'd?
Chiefs who by godlike deeds sought godlike fame,
Virtue their mean, and public-good their aim!
Where these but senseless fools, by dullness bred;
Pillows, for active vice to rest the head?
Was Aristides but a pedant tool;
Cato an Idiot of the stoic school;
While, form'd on wings of infamy to rise,
Cleon and Catiline were truly wise?
Was Hampden but a swoll'n balloon, *to bear*
The nobler *flight* of Cromwell *thro' the air*? (Was heißt das?)
Were all the train, to whom we long have rear'd
Our grateful eyes, have honour'd and rever'd,
Who plann'd, who fram'd the structure of our laws,
Who conquer'd or who perish'd in their cause;
Where these alone, on fond delusion great,
Phantoms of worth, the puppets of the state,
Which the dup'd crowd with senseless gaze admire,
While master-hands behind direct the wire? — —

A Poem on the late tragic Event of the french Kings death: conveying an address to the surrounding Kingdoms; the emphatio

tic Parting of the King with his family, Soliloquies of the Queen respecting the circumstances before, at and after the Execution; the supposed death of her daughter; concluded by a short dialogue between the Dauphin and a female attendant. 1793. 23 p. 4. Schon der Titel, der zu mordgeschichtsmäßig klingt, läßt auf den Ton und Werth dieser Verse schließen. Beyfall und Wirkung kann sich der V. nur von den schrecklichen und rührenden Begebenheiten, die er mit der kleinlichsten Genauigkeit beschreibt, versprechen, auf keine Weise aber von seinem Talent der Darstellung oder dem Werth seiner poetischen Beschreibungen.

Every One has his Fault. A Comedy in 5 a. as it is performed at the Theatre Royal, Covent-Garden. By Mrs. *Incbbald*, the third Edition. 1793. 114 p. 8. Die V. ist eine treue, vielleicht nur zu treue Mahlerinn der Natur. Sie ist glücklicher in Darstellung des Ernsthaften und Zärtlichen, als des Muntern und launigten, und auch in diesem neuen Stücke sind die rührenden Scenen sicherlich das beste.

A Discourse delivered to the Students of the Royal Academy, on the distribution of the prices, Dec. 10 1792. by the President. Humbly inscribed by Permission to his Majesty. To which is prefixed the Speach of the President to the Royal Academicians on the 24. of March 1792. 50 p. 1793. 4. Reynolds Nachfolger, der berühmte

West macht hier seine ersten akademischen Reden bekannt, die in mehrerer Rücksicht ihren Werth haben, aber doch im Ganzen tief unter den ähnlichen Arbeiten seines Vorgängers stehen, so daß sie mit neuem Schmerz an den Verlust des vortreflichen Künstlers, der auch die Feder mit so viel Geist und Anmuth zu führen wußte, erinnern. Der Inhalt der Rede vom Merz und der Vorlesung vom Dec. ist nur den Worten, nicht dem Inhalt nach verschieden: wir bleiben also nur bey der letztern, als dem ausführlichsten von beyden Aufsätzen, stehen. Der Zweck des V. ist hier, durch historische Thatsachen, die Fortschritte der schönen Künste und ihre Verbreitung von den ältesten bis auf unsre Zeiten zu entwickeln, zu zeigen, „welche tiefe Wur„zeln sie im Alterthum geschlagen, zu welchen er„habenen Bestimmungen sie im Fortgang der Zei„ten berufen worden, in welcher großen Achtung „sie beständig bey den größten und weisesten Völkern „gestanden, und mit welchem Enthusiasmus und „welcher Freygebigkeit sie und ihre Günstlinge „zu allen Zeiten geliebt und unterstützt worden." Er beschließt mit guten Rathschlägen und einem Beweiß der unerläßlichen Nothwendigkeit tugendhafter Grundsätze und eines tugendhaften Lebens, der an die Zöglinge der K. Akademie gerichtet ist. Der historische Theil der Abhandlung ist ganz unbedeutend, und nicht ohne ziemlich grobe Fehler. Die Residenz der ehemaligen Herzoge von Baiern verlegt Herr West nach Prag. Daß die zeichnenden Künste zu den ersten Aeußerungen der menschlichen

lichen Thätigkeit zu zählen seyen, dünkt ihm kaum eines Beweises benöthigt. „Jedes kleine Kind in der Welt, sagt er, versucht Abbildungen von Gegenständen zu machen, die ihm in der Ammenstube vor die Augen kommen.“ Der moralische Theil der Abhandlung ist nicht weniger seicht, und enthält viel grundlose, wenigstens nur halbwahre Behauptungen. Es ist gegen alle Erfahrung, daß große Talente und Edelmuth, Reinheit und Güte des Charakters immer verbunden wären. Tugend besteht in Reinheit der Seele, verbunden mit einem hohen Grad von Thatkraft. Herr W. empfiehlt die Tugend, als Beförderinn des Anstandes und der Ruhe des Geistes; allein diese letztern Eigenschaften sind so weit entfernt, unverträglich mit den niedrigsten Fehlern und Lastern der Künstler zu seyn, daß sie vielmehr zum Mantel und zu einer täuschenden Hülle dienen, hinter welche sich Verstellung, Dünkel, Neid, Verläumdung, Kabale, Kriecherey, Niederträchtigkeit und List verbergen, lauter Dinge, die ihre Quelle in der Ebbe und Fluth des Beyfalls, der Mode und den boshaften Eingebungen der Rivalität haben. Die Behauptung, daß ein niederträchtiger und lasterhafter Charakter nicht zu einem hohen Grade der Kunstvollkommenheit gelangen könne, heißt mit andern Worten so viel: ein Taugenichts kann keine feine und glückliche Organisation besitzen! Das einzig lesenswerthe der Abhandlung ist der artistische Theil, der viel gute Winke und Betrachtungen über die Thorheit und schädlichen Folgen des Zwanges, den natürlichen Hang des

Geistes zu meistern und die Natur mit Schulmanieren zu fesseln, enthält. Doch hat der V., wie von einem Präsidenten einer Akademie auch wohl nicht anders zu erwarten war, diese richtigen Bemerkungen durch so viel Bestimmungen eingeschränkt, daß sie dieselben fast ganz unwirksam machen müssen. Die Alten, selbst Cicero und Quintilian, waren der Meynung, in den Compositionen der Jugend müsse die Phantasie der Beurtheilungskraft vorangehn, so wie die Blätter den Früchten: die Vorschriften der neuern Lehrer kehren dieß geradezu um, und die Folge davon ist, daß unsere Jünglinge kalte regelmäßige Werke ohne Geist und Kraft hervorbringen, und daß, wenn sie als Männer aus den heraldischen und antiquarischen Polterkammern in das freye Gebiete der Phantasie heraustreten, sich durch schwache und kindische Einfälle lächerlich machen. So viel Aufwand von Gelehrsamkeit der Verfasser auch mache, die Würde und Wichtigkeit der Kunst ins Licht zu setzen, so verirrt er sich doch nur zu oft von dem Wege, auf dem dieß allein mit Erfolg geschehen kann. Die Kunst ist nicht deshalb groß, weil sie sich in die Gunst der Fürsten einschmeicheln kann; sie ist es deshalb, weil die Fürsten die Nothwendigkeit einsehen, sie zu begünstigen. Wenn Leonardo da Vinci mit Ehre in Franzens Armen starb, so war der größere Theil der Ehre dieser Umarmung auf Franzens Seite. Wenn Karl V. sich „herabließ" die größte Mühe anzuwenden,

wenden, Titian in seine Dienste zu ziehen, so war (wie der V. selbst andeutet) der Grund hievon weniger Kunstliebe, als Rivalität gegen Franz, dem er den Besitz des großen Mahlers nicht gönnte. Die Begünstigung und Unterstützung der Kunst (patronage) ist dem Verf. eine dreyfache, eine liberale, luxuriöse (meretricious) und merkantile. Um eine Idee von dieser Unterstützung zu bekommen, die die Kunst zu Handelsspeculationen braucht, darf man nur einen Blick auf die glücklichen Sterne der brittischen Künstler werfen, die ihnen in den letzten zehn Jahren aufgegangen sind, und die prächtigen Kunstniederlagen, die sie eröffnet haben. Die Unterstützung des Luxus, „die die Künste zu „Kupplern eines verdorbenen und sklavischen Vergnügens macht" füllt alle Annalen der alten und neuern Geschichte vom Perikles und Phidias, bis auf Alexander und Apelles, und von diesen bis auf die Wiederherstellung der Kunst, bis auf die Julius, Leo, Cosmo's, und von diesen wiederum bis auf die Großen unserer Tage, bey denen nur Kuppler anderer Art beliebter zu seyn scheinen. Von liberalen Kunstfreunden finden sich kaum einige Spuren in der Geschichte. — Mit siegreichem Tone verkündigt der Herr Präsident „daß die Künste in „Großbrittanien, in weniger denn 40 Jahren, eine „Stufe der Vortreflichkeit erreicht haben, wozu die „Italiener die Bemühungen und Unterstützung von „anderthalb Jahrhunderten nöthig hatten," eine Nachricht, die desto überraschender ist, da des V. Vorgänger noch im Jahr 1788 versicherte: „der

„Ruf der Nation in dem Gebiete der Kunst sey erst
„im Werden!“

An epistolary poem; supposed to be written by Lord William Russel to Lord William Cavendish, from the Prison of Newgate, on Friday Night the 20 of Jul. 1683. the Evening before the execution of that virtuous and patriotic Noblemen in Lincoln's - Inn - Fields; onder the false Pretext of his being concerned in the pretended Rye - House Plot 1729. 29 p. 4. Dieses Gedicht macht den großen Namen Rußel und Cavendish und der edlen Sache, für die die berühmten Patrioten dieses Namens bluteten, keine Unehre. Die Gesinnungen sind voll Würde, männlich und liberal, mit Einem Worte, so wie sie dem Charakter und dem Gegenstande angemessen sind; der Styl ist lebhaft, der Versbau harmonisch. Mit Anspielung auf die Ueberredungskünste, deren Burnet und Tillotson sich gegen Lord Rußel bedient haben sollen, um ihn zu verleiten, den Grundsatz von dem Recht des Widerstandes gegen willkührliche und ungesetzmäßige Gewalt zu widerrufen, läßt ihn der Dichter unter andern sagen:

What? shall a tyrant trample at the laws,
And stop the source whence all his pow'r he draws?
His country's rights to foreign foes betray;
Lavish her wealth, yet stipulate for pay;
To shameful falshoods venal slaves suborn,
And dare to laugh the virtuous man to scorn;

Deride

Deride Religion, Justice, Honour, Fame,
And hardly know of Honesty the name:
In lux'ry's lap lie screen'd from cares and pains,
And only toil to forge his subjects, chains;
And shall he hope the public voice to drown;
The voice which gave and can resume his crown? —
When Conscience bears her horrors, and the dread
Of sudden vengeance, bursting o'er his head,
Wrings his black soul; when injur'd nations groan,
And cries of millions shake his tott'ring throne;
Shall flatt'ring churchmen sooth his guilty ears
With tortur'd texts to calm his growing fears;
Exalt his power above th' aeterial climes,
And call down heav'n, to sanctify his crimes?
O impious doctrine! — servile priests away,
Your prince you poison—and your GOD betray!« —

Stone Henge. A poem inscribed to Edward Jerningham Esq. 1793. 20 p. 4. Der V. dieses Gedichts nimmt an, Stonehenge sey der Nationaltempel der alten Britten gewesen, in dem die Druiden ihre heiligsten Gebräuche verrichtet und das versammelte Volk ihren Unterricht empfangen habe. Die Gegend umher habe den rauhen Kriegern, begleitet von ihren Minstrels und Barden, zum Uebungsplatze gedient, wo sie sich zu den ernstlichen Geschäften des Kriegs vorbereitet. Auf diese Voraussetzung ist das Gedicht, das größtentheils beschreibender Art ist, gebaut. Das Sammeln der geweihten Eichenmistel wird so beschrieben:

 Hark!

Hark! the burst anthem swells its notes around,
And structur'd rocks grow vocal with the sound.
For now the Druids seek their inmost place,
Recess rever'd, forbid but to their race.
Before the rest the regal Pontiff bore
The golden bill, deriv'd from heav'n of yore:
The exulting people mark the boon divine,
And in full praise the adoring nations join;
Their loud acclaim now shakes the welhin round,
And cloud-lost hills reverb'rate back the sound.
To their high priest a reverent train succeed,
With sacred misletoe for rites decreed;
The hallow'd parasites from oaks they drew,
Cut by th' empyreal bill now borne to view.
The druid sisters rais'd the sacred mound,
Their mantling coifs with holy fillets bound.
Each in her dexter hand an oak-branch rears,
Whose viscid leaves the etherial honey bears;
Or boles of trees, when blest, with fruit to rise,
Should heav'n propitious hearken from the skies.
The pontiff sovereign now that scite ascends,
Where no unhallow'd glance its vision bends;
A sanction'd few their ministry supply,
Save these, unseen by every mortal eye.
Fain would I raise the impenetrable veil,
And bruit those mysteries which the shades conceal:
Those mystic rites not Druids dare unfold,
Enwrap'd from sight, and never must be told.

Topsy Turvy: with anecdotes and Observations illustrative of leading characters in the present Gouvernment of France. By the

the editor of Salmagundi. 1793. 56 p. 8. Das äußere dieses kleinen burlesken Gedichts ist äusserst sauber, Druck, Papier und Vignetten so niedlich als möglich — der Gegenstand desselben aber so häßlich und widerlich als möglich. Alle die Geschichtchen, Anekdoten und Sagen, die über den persönlichen Charakter verschiedener Mitglieder des Convents herumgehen, und von denen die größten Abscheulichkeiten, vielleicht mit Uebertreibungen und Zusätzen, aber doch nicht ohne allen Grund erzählt werden, sind hier in Verse gebracht, um jene Versammlung lächerlich und verächtlich zu machen. Dem V. ist seine Absicht eben nicht misglückt, so gut aber hat er sie doch nicht erreicht, als der Convent selbst. Der Eingang ist ganz drollig:

Old England is all at her ease,
She a furfeit has got I can tell ye;
And the caufe of old England's disease
Is the pudding and beef in her belly;
To the French for relief fhe applies
And their politic doctors affure her
That they know where her malady lies,
And their grand Panacéa fhall cure her.
»Ah what Panacéa fo grand
Can my *old conftitution* repair?«
Why, dame! on your head you muft ftand,
And kick up your heels in the air:
Then your health will be *equal* and good,
Nothing elfe can from ruin preferve ye:
For equality well underftood
Means to turn all the world tupfy-turvy.

 Suc-

Secession; or true Blue separated from Baff. A political - Satirical - panegyrical Poem. Humbly inscribed to his Roy. High. the Prince of Wales. With notes critical and explanatory. By Churchil Minor. 1793. 47 p. 4. Das Betragen des bekannten Parlementsredner Fox muß allerdings jeden redlichen Engländer empören; aber der V. hätte lieber in Prosa seinem Herzen Luft machen sollen: denn die Musen verlassen dem, der nicht blos Zank und Streit besingt, sondern selbst zankt und streitet, und die Furien nehmen ihren Platz ein.

A Friend to Old England. By *Edward Eyre*, Esq. 1793. 29 p. 4. Spott auf die politischen Kannegießer, dem nur mehr Salz zu wünschen wäre. So gut der Gedanke in folgenden Versen ist, so unterscheiden sie sich von der Prosa doch blos durch den Reim:

Whate'er the form of government, or name,
When grown corrupt, the all are much the same;
In most European states, as in our own,
If once mankind, at large, are venal grown,
Though some are regal, some republic call,
Abuses, much alike, are found in all;
Hence Wisdom teaches, patient to endure,
Those temporal evils, which admit no cure,
Since by example, 'tis to plainly shewn,
Calamity can work that cure alone.

A Selection of Hymns and Meditations for every day in the week, from the reformed devotions of Augustin; entirely cleared

med

of those expressions which savoured of Popery, and adapted to the Use of all protestant Christians. With occasional References to the Scriptures, and Annotations in an appendix 1793. 165 p. 8. Dieses Werk Augustins ist unter den Katholiken sehr beliebt, und auch zum Gebrauch für Protestanten schon verschiedenemahl bearbeitet worden. D. Hickes, Dechant von Worcester, besorgte zwey Ausgaben davon, die für jeden Tag in der Woche eingerichtet sind, mit einem Anhang von Hymnen, Gebeten u. s. w. Aus diesen Hymnen und Betrachtungen ist hier zum Gebrauch frommer Christen eine Auswahl getroffen worden; die Hymnen sind ganz leidliche Reime, die Betrachtungen in rhythmischer Prose, die eine Aehnlichkeit mit der biblischen Psalmübersetzung hat. Vor jeder Betrachtung steht ein Motto aus der Bibel. Ausdrücke, die für unsere Zeiten zu bildlich und enthusiastisch sind, hat man geändert. Auszüge von ähnlichen Stellen sind, in der Form von Anmerkungen, aus Gerhards Sacr. Med. Pascals Pensées, Boyle on Seraphic love und verschiedenen classischen Schriftstellern angehängt.

Ad Anglos. Ode gratulatoria. A. S. H —— Eloquentiae professore 1793. 8 p. 4. Ein schöner Tribut der Dankbarkeit eines französischen Emigranten an seine Wohlthäter in England. In classischen Versen preißt der Dichter die Glückseligkeit der englischen Nation, beklagt den Wahnsinn des französischen Volks, beweint das Schicksal ihres unglücklichen Königs, und freut sich

des

des Triumphs der Menschlichkeit über Nationalvorurtheile. Die Ode schließt sich mit folgenden Stanzen:

At tu, suadet quas animus memor,
Permitte grates, Anglia, quae sinum,
Humanitatis jura spectans
Dulcia, pandere amas faventem.

Gens magna vere! judice nobilis
Virtute gens! tu propitiâ manu
Solaris ultro turbam egentûm.
Magnanimi sacer aemulatûs

Ignis per ipsam spargitur undique
Plebem: tributum cuique jubet suum
Vox charitatis; quisque certat
Irriguos aperire fontes;

Fluunt et aurum divite funditur
Venâ renascens; debita fratribus
Conferre dicas dona fratres.
Usque adeo unanimis voluptas!

Haec vera laus est, Anglia, gloriae
Fortuna nunquam hoc surripiet genus
Sublimioris; jam triumphum
Ipsa novum tibi comparâsti.

Lauros cruentas non tibi gratulor;
Te vincis ipsam, te superemines:
Non est triumphus, pulchriori
Unde caput redimas coronâ.

The Carthusian Friar; or the age of chivalry. A Tragedy in five Acts founded on real events. Written by a female Refugee. 1793. 78 p. 8. Dieses Trauerspiel, die Arbeit

Arbeit eines französischen Frauenzimmers, und in einem Alter von 18 Jahren geschrieben, bittet mit Bescheidenheit um die Aufmerksamkeit des Publikums, nicht auf dem Theater, sondern blos im Kabinet. Die Verf. versichert, sie schränke ihren Ehrgeiz auf den Beyfall des kleinen Zirkels gebildeter und vorzüglich gefühlvoller Seelen ein. Hier ist einer von den seltnen Fällen, wo ein Autor die Bescheidenheit zu weit treibt. Das Stück hat einen sehr interessanten Plan, wobey, wie man aus der Vorrede ersieht, größtentheils wahre Facta zu Grunde liegen, die in den Archiven einer gewissen ansehnlichen Familie von Frankreich sich erhalten haben. Ist die Sprache gleich nicht immer poetisch, so ist sie doch immer rein und lebhaft. Die Einheiten der Zeit und des Orts sind nicht beobachtet, aber den Forderungen der Einheit der Handlung hat die V. vollkommenste Genüge geleistet.

Iphigenia in Tauris. A Tragedy written originally in German, by I. W. von Göthe London 1793. 126 p. 8. Göthe ist durch seine Leiden Werthers in England allgemein bekannt geworden, und einer von den wenigen deutschen Dichtern, denen man dort wirklich Geschmack abgewonnen zu haben scheint. Die hier angezeigte Uebersetzung eines seiner meisterhaftesten Schauspiele muß den Ruhm des Dichters bey den stolzen Insulanern, die sonst mit Gleichgültigkeit auf alle Produkte des Auslandes, zumahl des Nordens blicken, befestigen, und Rec. müßte sich sehr irren, wenn Iphigenia nicht in England mehr Leser und

Bewun-

Bewunderer aus Empfindung bekommen sollte, als sie in Deutschland gefunden hat, wo selbst das übrigens so allmächtige Vorurtheil eines berühmten Namens diesem vortreflichen Stücke verhältnißmäßig nur sehr wenig Leser und keinen Platz auf irgend einer von unsern vielen Bühnen verschaffen konnte. Die Uebersetzung ist im Ganzen treu, und doch mit Feuer und Geist, in der Versart des Originals gearbeitet. Zur Vergleichung theilen wir eine Stelle aus der herrlichen zweyten Scene des dritten Aufzugs (S. 76.) mit:

Orestes. (rising from his swoon)
Another — grant me yet from Lethe's wave
One more reviving cup of cool refreshment —
Soon shall these dregs of life be rinc'd away
By calm oblivion't flood. To you, ye shades,
To your eternal mists, eternal stillness,
A persecuted wrech would fly for refuge.
I hear the whispering of your twilight groves:
Round their new guest your cloudy forms assemble.
What lofty band in sweet communion met,
Like a collected family of princes
Come gliding hither, every sex and age,
Yet all of godlike port in peaceful union.
'T is they, 't is they! my ancestors — With Atreus
Thyestes walks in confidential converse,
The children smiling hang upon their steps.
And does not enmity pervade your dwellings —
Does vengeance wither with the light of day —
Then I am welcome, and may hope to join
Your solemn train, may bid you, hail! my fathers,

Orestes

Oreſtes — of your race the laſt — arrives,
The reap'd the harveſt, that ye ſow'd of curſes.
But here all burdens are more light to bear.
Admit him of your circle. Thee, Thyeſtes,
Thee, Atreus, I reſpect: here hate expires.
Show me my father, whom I ſaw at earth
But once — Does he accompany my mother,
And link his arm in her's who plann'd his death?
And may not I approach her — ſay, behold
Thy ſon, behold your ſon — and they will greet
me.
On earth a ſalutation foreran murder
Among the ſons of ancient Tantalus;
After the night of death their joys begin.
Ye welcome me, receive me in your band,
Now guide me to the venerable form
Of him, who ſat in councils with the gods.
Ye ſeem to ſhudder and avert your looks.
What! have the mighty faſten'd cruel torment
With brazen fetters to the heroe's breaſt?

(Iphigenia and Pylades enter)

And are ye come already? Welcome ſiſter,
Some god of mercy ſend our only remnant,
Electra! hither with a gentle arrow!
I pity thee, my friend — my hapleſs friend.
Come, come with me to Pluto's throne — 't is
fitting
That the new gueſts ſalute their gloomy hoſt.

(Iphigenia, Oreſtes, and Pylades.)

Iphig. — Twin-born of Jove, who thro' the ſkiey
vaſt
Conduct the lovely lights of day and night,
The ſolace of mankind, forbid to ſhine

On

On the departed, by your mutuel fondness
Look on a brother's and a sister's woe.
Thou lov'st thy gentle brother, o Diana,
More than all things above, on earth, below,
And ever turn'st in silent contemplation
Thy virgin face to his eternal light.
Let not my only, late found, dear Orestes
In the dark wilderness of madness rove;
But if thy will, when thou didst hide me here,
Be now fulfill'd, if thou, thro' him to me,
Thro' me to him, intendest bounteous aid;
O loose him from the fetters of the curse,
Least we forego the precious hour of flight — —

The first Book of the Iliad of Homer, rendered into English Verse. Being a Specimen of a new Translation of that Poet. With critical Annotations. London Debrett 1792. 37 p. 8. Der Zweck dieser kleinen Broschüre ist, wörtliche Uebersetzungen lächerlich zu machen, und zwar scheint der Verf. insbesondere Cowpers ohnlängst erschienene Uebersetzung Homers vor Augen gehabt zu haben. Gegen die von C. befolgten Grundsätze läßt sich allerdings viel einwenden, und die Art, wie er sie in Ausübung gebracht hat, mag auch wohl ein Gegenstand des Spottes und der Satyre seyn; allein diesem ungenannten V. fehlt es ganz an dem Witz und der Laune, ohne die jeder Versuch in dieser Gattung von Lesern von Geschmack nur eine sehr kalte Aufnahme erwarten darf.

Super-

Superstition; a moral Essay. By *Thomas Prall.* London Evans 1792. 24 p. 4. Dieses Gedicht ist bestimmt, die schädlichen Einflüsse des Aberglaubens, besonders auf weibliche Seelen, zu schwächen. Die verschiedenen Gestalten, unter welchen dieses Uebel sich zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Völkern gezeigt hat, sind gut und lebhaft geschildert, einige treffende Bemerkungen sind eingestreut, und die Versification ist leicht und nicht ohne Harmonie:

Fancy! thou fost'ring nurse of fond desire,
Who sooth'st the Maiden's fears, the Lover's fire;
Aided by thee! see Terror lifts his head,
And leaves the dreary mansions of the dead;
In shapes more various mocks at human care,
Than ere the fabled Proteus us'd to wear;
Now in the lonely way, each trav'ller dread,
He stalks a giant shape without a head;
Now in the haunted house, his dread domain,
The courtain draws, and shakes the clinking chain,
Hence fabled ghosts arise, and spectres dire,
Theme of each evening tale by Winter's fire,
Chief o'er the sex he rules with tyrants sway,
When vapours seize them, or vain fears betray;
With groans of distant friends affrights the ear,
Or sits a phantom in the vacant chair;
Now in wild dreams the anxious mother moves,
Or bids fond virgins mourn their absent loves,
Sylvia in vain her wearied eyes would close,
Hark! the sad death-watch clicks — adieu repose;
The distant owl, or yelling mastiff near,

Terror still vitbraes on the listening ear,
And bids the affrighted Sylvia vigils keep,
For Fancy, like Macbeth, has murdered sleep— —

Disquisitions metaphysical and literary. By *F. Sayers*, M. D. London 1793. 149 p. 8. Wir verweilen bey der Anzeige dieser Sammlung lesenswürdiger Aufsätze, die einen der geistvollsten jeztlebenden englischen Dichter zum Verf. hat, nur bey den Stücken, die unmittelbaren Bezug auf den Gegenstand dieser Bibliothek haben. 1) Ueber die Schönheit. Der V. geht auf dem von Hartley, Priestley und Alison betretenem Wege weiter fort, und bringt verschiedene ihm eigne gute Bemerkungen bey. Im Ganzen ist aber durch diesen Aufsatz für die Auflösung des schweren Problems nicht sehr viel gewonnen. Herr Sayers ist glücklicher in der Widerlegung der Erklärungen, die Hogarth, Burke u. a. von der Schönheit gegeben haben, als da, wo er eine eigne aufzustellen versucht. „With the forms which we esteem beautiful it will appear that certain pleasing ideas or emotions are associated in our mind, which upon the presentation of such forms, regularly arise, and produce those sensations which we attribute to the beauty of the subject. This power then, which an object possesses, of exciting pleasing ideas or emotions, associated with it, is what determines us to ascribe to it beauty" — „There appear to be certain excellencies which belong to each of the different classes of objects

jects presented to us: these excellencies are more or less associated with certain forms etc. of objects: and by comparing the individuals of each class with one another, we are able to discover with what forms these excellencies are more or less associated, and also which of the individuals partakes the most of that form with which the greatest number of the excellencies of its species are associated." — 2) Ueber die dramatischen Einheiten. In der Hauptsache stimmt der Verf. mit der Theorie von Johnson und Home überein. An die Stelle dieser drey Einheiten, die er für lästige Fesseln erklärt, will er das „große Gesetz der Wahrscheinlichkeit" gesetzt haben. Die willkührliche Periode von 24 Stunden, so wie jede andere, die über die vernünftige Bestimmung der Dauer einer theatralischen Vorstellung von 3 Stunden hinausgeht, sey nicht lang genug zur vollständigen Zeichnung und Entwicklung von Charakteren. Er glaubt, die Zuschauer würden keine Schwierigkeit machen, die Zeit zwischen den Akten der freyen Willkühr des Dichters zu überlassen. Einschränkungen, die er auch nicht vergißt, verstehen sich von selbst. Strenge Beobachtung der Einheit des Orts zwinge den Dichter, Personen da zusammenzubringen, wo sie schlechterdings nicht zusammen kommen sollten und könnten. Selbst die Einheit der Handlung bestreitet er, aber mit sehr schwachen Gründen. Provided the underplots have an evident connexion with the grand catastrophe of

of the play, they may be introduced with the greatest *probability* and are so far proper. Hängt aber die Wirkung eines Stücks allein von der Wahrscheinlichkeit ab? Stört nicht alles Episodische, stören und schwächen nicht alle Nebenhandlungen das Interesse der Haupthandlung, wenn sie gleich in sichtbarer Verbindung mit der Katastrophe stehen, und auch an sich wahrscheinlich sind? Herr S. schließt mit der Folgerung — oder richtiger mit der Behauptung: that the *unities* can most usually be *violated*, to a certain degree, *with more probability*, than they can be preserved. 3) Ueber die englischen Sylbenmaaße. Gewissermaßen eine Vertheidigung der eignen Manier des Dichters, in seinen höhern lyrischen Gedichten, Verse von verschiedener Länge ohne Reim zu brauchen. Herr S. glaubt, auch Hexameter und Pentameter dürfte sich mit Erfolg in der englischen Sprache versuchen lassen, wenn schon einige Versuche, z. B. der von Philipp Sydney in seinem Arkadia, so unglücklich ausgefallen wären. 4) Ueber den Horaz. Herr S. ist ein enthusiastischer Bewunderer von Pindar und eben so partheyisch für ihn, als gegen den römischen Dichter, dem er fast alles lyrische Verdienst abstreitet. Einzelne Bemerkungen sind treffend, aber das meiste ist übertrieben oder schielend. Das Räsonnement des Verf. könnte unendlich mehr Grund und Schein haben, als es wirklich hat, und doch würde es nicht im Stande seyn, der Empfindung, die so laut und stark gegen das Resultat desselben spricht, Stillschweigen aufzulegen.

The

The Irishman in London; or the happy African. A. Farce in two acts. By *W. Macready*. 1793. 8. Schreibt jemand absichtlich eine Posse, und nennt sie eine Posse, so wissen wir doch, was wir zu erwarten haben, und empfinden weder das unangenehme Gefühl der Täuschung noch des Ekels, wenn wir auf dem Titel ein Lustspiel lesen, und im Buche eine Posse finden. Der Charakter eines Irrländers ist für die englische Bühne fast eben das, was der Bergamaske Arlekin für das Italiänische Theater ist. In dieser kleinen Farße verläugnet er die Familienähnlichkeit nicht.

Miscellanies in Prose and Verse. Edinburgh and London 1793. 240 p. 8. Der Verf. dieser Sammlung vermischter Gedichte und Aufsätze hat den Charakter der erstern in einer Grabschrift, die er auf sich selbst verfertigt, ziemlich richtig geschildert.

Mute here a merry poet lies;
He only made pretence
To simple, limping, laughing lines,
Which never gave offence.

— — — — —

No patron flatter'd and betray'd:
No bookseller opprest:
His meal was light, his sleep was sound,
His verses were his jest — — —

Hier ist nur vergessen, daß der Witz oft etwas plump, der Ausdruck nachlässig, matt und prosaisch ist. Unter den prosaischen Aufsätzen befinden sich Kritiken über neuaufgeführte Schauspiele und Farßen, die aber ohne Geschmack und Beurtheilungskraft gemacht sind.

A historical and picturesque Description of the County of Nice. 1792. fol. Die Beschreibung enthält eben nichts neues und merkwürdiges, aber die Kupfer verdienen die Aufmerksamkeit der Kenner und Liebhaber. Sie bestehen aus zwölf Aussichten und Gegenden, die sehr nett gearbeitet und sehr geschickt colorirt sind. Jedes Kupfer ist mit einer Erklärung versehen. Die Nachrichten, die der V. von den Sitten, dem Zustand der Wissenschaften, Künste rc. giebt, stimmen genau mit der Beobaachtung von Arthur Young in seinen Reisen durch Italien und Frankreich überein.

VI.

Französische Litteratur.

Hudibras, poëme écrit dans le tems des troubles d'Angleterre et traduit en vers françois, avec des remarques et des figures. 3 Voll. 12. Eine in jedem Betracht merkwürdige Erscheinung! Voltaire sagt in einem aus London geschriebenen Briefe: Je désespérois de vous faire connoître le poëme anglois de Hudibras: c'est de tous les livres que j'ai jamais lu, celui ou j'ai trouvé le plus d'ésprit, mais c'est aussi le plus intraduisible... Ein Unternehmen, das Voltaire unmöglich fand, hat der V. der hier angeführten Uebersetzung gleichwohl gewagt. Und mit Glück gewagt,

wagt, ob er gleich, was die Verwunderung in wahre Bewunderung erhöhen muß, kein geborner Franzose, sondern ein Engländer ist. John Towneslen Esq. Bruder des verstorbenen Richard Towneslen, aus Townley in der Grafschaft Lancaster, ging der Erziehung wegen in früher Jugend nach Frankreich über, trat in die Dienste dieser Nation, und machte sich bey einem langen Aufenthalte im Lande der Sprache vollkommen Meister. Nicht allein der jetzt im Sprechen und Schreiben gewöhnlichen, sondern auch der ältern, die man in den Werken der Marotschen Dichter findet, ja selbst jener noch frühern, die sich des sogenannten macaronischen Styls bedienten. Dieß war schlechterdings nöthig, um die Sonderbarkeiten, Eigenheiten, Concettis eines so originellen und excentrischen Dichters so glücklich nachzubilden, als hier wirklich geschehen ist. Die besondere Liebe des V. zum Hudibras, dann sein eifriger Wunsch, die französischen Gelehrten, die er unter seine Freunde zählte, und die seiner Muttersprache unkundig waren, von den Schönheiten desselben zu überzeugen, bewogen ihn zum ersten Versuche. Er fing an, die hervorstechendsten Stellen zu übersetzen, und theilte sie ihnen mit. Sie fanden Geschmack daran: dieß munterte ihn auf, so lange fortzufahren, bis er nach Verlauf einiger Jahre mit dem Ganzen glücklich zu Stande kam. Seine Freunde lagen ihn nun an, an den Druck zu denken. Zu diesem Zweck übergab er die Handschrift seinem Freunde, dem Abbé Turberville Needham, der damals in Paris lebte, und unter den Gelehrten dieser Stadt allgemein bekannt

 kannt

kannt war. Dieser fügte eine ziemliche Anzahl erläuternder Noten hinzu, die man am Ende jedes Bandes beysammen findet, und ließ der französischen Uebersetzung zur Seite das Original abdrucken. Aus dieser Vergleichung ergiebt sich, daß die erstere, ohne eine wesentliche Idee zu übergehen, nur in wenigen Stellen ein paar Verse mehr hat, als das Original. Der Uebersetzer hat sich keine Auslassungen erlaubt; nur den Brief von Hudibras an Sidrophel, den er als eine Episode betrachtet, hat er übergangen: doch äußert er zugleich den Wunsch, daß ein Anderer dieser Arbeit sich unterziehen möchte. Aus einigen Proben, denen wir zum Theil das Original an die Seite setzen wollen, können die Leser den Werth dieser Arbeit und die Richtigkeit unseres Lobes beurtheilen. Buttler sagt von der Religion des Hudibras:

For his religion, it was fit
To match his learning and his wit:
'T was Presbyterian true blue;
For he was of that stubborn crew
Of errant saints, whom all men grant
To be the true church militant:
Such as do build their faith upon
The holy text of pike and gun,
Decide all controversies by
Infallible artillery.

Französische Uebersetzung.

Sa religion au genie
Et sçavoir étoit assortie;
Il étoit franc Presbyterien,

Et

Et de sa secte le soutien,
Secte qui justement se vante
D'etre l'eglise militante;
Qui de sa foi vous rend raison
Par la bouche de son canon,
Dont le boulet et feu terrible
Montre bien qu'elle est infallible,
Et sa doctrine prouve à tous
Orthodoxe, à force de coups.

Folgende Verse sind aus der Berathschlagung genommen, die Hudibras mit dem Rechtsgelehrten hält, in welcher der Ritter vorschlägt, den Sidophel wegen Schlägerey vor Gericht zu verklagen:

Quoth he, there is one Sidrophel
Whom I have cudgell'd — »Very well.« —
And now he brags t'have beaten me. —
»Better and better still, quoth he.« —
And vows to stick me to the wall
Where'er he meets me — »Best of all.« —
'Tis true, the knave has taken's oath
That I robb'd him. — »Well done, in truth.« —
When h'has confess'd he stole my cloak
And pick'd my fob, and what he took,
Which was the cause that made me bang him
And take my goods again — »Marry, hang him«
— »Sir, quoth the lawyer — »not to flatter ye,
»You have as good and fair a battery
»As heart can wish, and need not shame
»The proudest man alive to claim:
»For if they've us'd you as you say;
»Marry, quoth I, God give you joy:
»I would it were my case, I'd give
»More than I'll say, or you believe.«

Französische Uebersetzung.

Il est, dit-il, de par le monde
Un Sidtophel, que Dieu confonde,
Que j'ai rossé des mieux. — »Fort bien« —
Et maintenant il dit, le chien
Qu'il m'a battu. — »Bien mieux encore« —
Et jure enfin qu' on ne l'ignore,
Que s'il me trouve il me tuera —
»Le meilleur de tout le voilà« —
Il est vrai que ce miserable
A fait serment au préalable
Que moi je l'ai dévalisé —
»C'est fort bien fait, en verité« —
Tandis que lui même il confesse
Qu'il m'a volé dans une presse
Mon manteau; mon gousset vuidé;
Et c'est pourquoi je l'ai rossé;
Puis mes effets j'ai sçu reprendre —
»Oui da« dit-il; il faut le pendre« —
— Dit l'avocat: »sans flatterie,
»Vous avez, Monsieur, batterie,
»Aussi bonne qu'on puisse avoir;
»Vous devez vous en prévaloir.
»S'il vous ont traité de la sorte,
»Comme votre recit le porte,
»Je vous en fais mon compliment;
»Je voudrois pour bien de l'argent,
»Et plus que vous ne sauriez croire,
»Qu'il m'arriva pareille histoire.

Buttler:

A Squire he had, whose name was Ralph. etc.

Französische Uebersetzung.

Dans ces travaux ce chevalier
Etoit suivi d'un écuyer:

Ralph étoit ſon nom, quoiqu' en diſe
Certain auteur, qui par mépriſe,
Ou trouvant ce nom trop commun,
Le nommoit Ralpho; c'eſt tout un;
Il étoit tailleur de naiſſance,
Tout plein d'eſprit et de vaillance.
La reine qui gagna jadis
Par la rognure un grand pays,
Par ſon teſtament en fit maitre
De l'ecuyer certain ancêtre.
C'eſt de lui que ſont deſcendus
Ces chevaliers ſi bien connus,
Qui ſe battent jambes croiſées,
Se ſervant de courtes épées,

Butler:

Thou that with ale or viler liquors etc.

Französische Uebersetzung.

Toi, qui par bierre ou liqueur pire
Chauffes le poële et l'inſpires,
Et l'engages à ſe mêler,
Malgré Minerve, de rimer;
Ce qui ſe voit en maint ouvrage
D'eſprit moderne et perſifflage,
Tant admiré des ignorans,
Ayant en tête pour garans
D'un auteur la louange extrême
Qu'un ami fait ou bien lui-même.
Tu fais un rimeur d'une bête
Sans que ſa ſottiſe t'arrête;
Tu fais traduire couramment
Langues qu' on entende nullement.
Pour cette fois, muſe, mamie,
C'eſt la derniere de ma vie,

Inſpire

Inſpire et donne moi le ton
Pour rimēr fut ce ſans raiſon.

Butler:

What rage o Citizens! what fury etc.

Französische Uebersetzung.

Quelle demence vous transporte,
O Citoyens, quelle fureur
Vous guide à cet excès d'horreur?
Quel oeſtrum, quelle frénéſie,
Vous pouſſe à cette barbarie?
Quel attrait ou charme puiſſant,
Vous fait prodiguer votre ſang etc.
Au nom du roi, du parlement,
Je vous défends abſolument
De fomenter ainſi des guerres
Entre vos prochains et vos freres;
Vite qu' on s'éloigne d'ici,
Et que chacun aille chez lui:
Mais avant je veux qu' on me pende
Le plus coupable de la bande,
Ce profane ménetrier,
Vrai boute-feu de ſon métier;
Auſſi ſon maudit inſtrument,
Dont il joue illicitement.
Il faut que cela s'exécute,
Et ſi quelqu' un me le diſpute,
Je m'y prendrai d'autre façon,
Et de vous tous j'aurai raiſon.
Et dit et fit la ſimagrée
De vouloir tirer ſon épée — — — —
Mais Talgol, qui depuis long-tems
Retenoit ſa rage en dedans,
Qui s'échauffoit comme braiſe

Qu'

Qu' on renferme dans la fournaise,
Et dont la flamme veut sortir,
Ne pouvant plus se retenir,
Lui dit: o vermine empestée
Plus que cette de chair latée!
O de justice l'excrément!
E chevalier à l'avenant,
A venir ici qui t'engage,
Avec ton vieux fer et bagage,
Que ton cheval de cuir et d'os
Séreinte a porter sur son dos;
Qui t' a rendu si téméraire
De vénir ici nous distraire;
N'avois-tu pas de quoi
Exercer ton chétif emploi,
Et faire insolentes bravades,
Hors des dangers des bastonades,
Au lieu de venir te mêler
De nos plaisirs et les troubler!
Tremble et retourne sur tes pas,
Autrement je n' en réponds pas.

Les Nuits d'Young traduites de l'Anglois par *le Tourneur*; les Aventures de Télémaque fils d'Ulysse par Fénélon, mises en vers françois par *I. E. Hardouin*. 1, 2, 3me livraison. Paris chez Didot l'ainé. Das Aeußere dieser Versificirungen könnte nicht schöner noch geschmackvoller seyn; allein der innere Werth der Arbeit entspricht diesem äußern wenig. Hardouin ist ein Versemacher, kein Dichter. Seine Reime sind voll Härten, voll gezwungener, geschmackwidriger Ausdrücke, steif, dunkel und prosaisch. Young

ist

ist ganz nach der an sich schon freyen Uebersetzung von le Tourneur in Reime gebracht, so kann man sich leicht denken, wie wenig sich vom ächten Young erhalten hat. Von dem Telemach haben wir unsern Lesern ohnlängst zwey versificirte englische Uebersetzungen, und auch schon eine französische Versificirung von einem gewissen Baudry bekannt gemacht. Es ist in der That zu bewundern, wo die Menschen herkommen, die zu solchen undankbaren Arbeiten eiserne Geduld und Ausdauer genug besitzen, und eben so sehr, wo nicht noch mehr, wie sich zu solchen Arbeiten Verleger und Käufer finden können. Wir geben zur Probe erst eine kleine Stelle aus dem Young, dann eine aus dem Telemach, der wir die Uebersetzung von Baudry an die Seite setzen wollen.

Hardouin nach Young.

Beaume céleste, ô toi, dont la douce rosée
Répare quand tu veux, la nature épuisée,
Sommeil.... il m' abandonne... hélas! monde pervers
Tu fuis les malheureux qu' accablent les revers.
Ainsi le sommeil vole où sourit la fortune.
Il fuit de ma demeure la retraite importune.
Il faut à ses pavots un lit jonché de fleurs.
Son aile insulte aux yeux qui sont noyés de pleurs.
D'un repos agité quelqu' instant... mon oreille
Trop docile aux accens de la douleur qui veille
M'en remplit tout entier.. Grand Dieu! depuis longtems
Le trouble de son fiel abreuve tous mes sens....

Har-

Hardouin nach Fenelon.

Apollon, disoit-il, indigné que son pere
Troublât de ses carreaux le repos de la terre,
Et du haut de l'Olympe osât des plus beaux jours,
Par la grêle et les vents interrompre le cours;
Aux Cyclopes enfin, pour en tirer vengeance,
Fit de ses traits vainqueurs éprouver la puissance,
Son arc obéissant a secondé ses voeux.
Aux même instant, d'Etna les redoutables feux
Restent sans aliment; de leur voûte enflammée
On ne voit plus sortir ni cendre ni fumée.
Déjà l'on n'entend plus les terribles marteaux
Faire des coups pressés, retentir les côteaux,
De la terre ébranler les cavernes profondes,
Et faire au loin gemir le gouffre affreux des ondes, etc.
Faute d'être polis, l'acier, le fer, l'airain
Commence à se rouiller; quoique boiteux, Vulcain,
Désertant furieux sa fournaise isolée,
Précipitamment monte à la voute étoilée,
D'une noire poussiere obscurcissant ces lieux,
Il arrive en sueur dans le conseil des dieux,
Et du forfait commis, là, fait sa plainte amere etc.

Vaudry nach Fenelon.

Apollon, indigné, de voir que le tonnerre
Troubloit les plus beaux jours qu'il donnoit à la terre,
Perça, pour s'en venger, les Cyclopes hideux,
Qui préparoient les foudres au souverain des Dieux.
L'Etna ne vomit plus sa flamme étincelante.
Sous les coups du marteau l'enclume résonnante

Ne

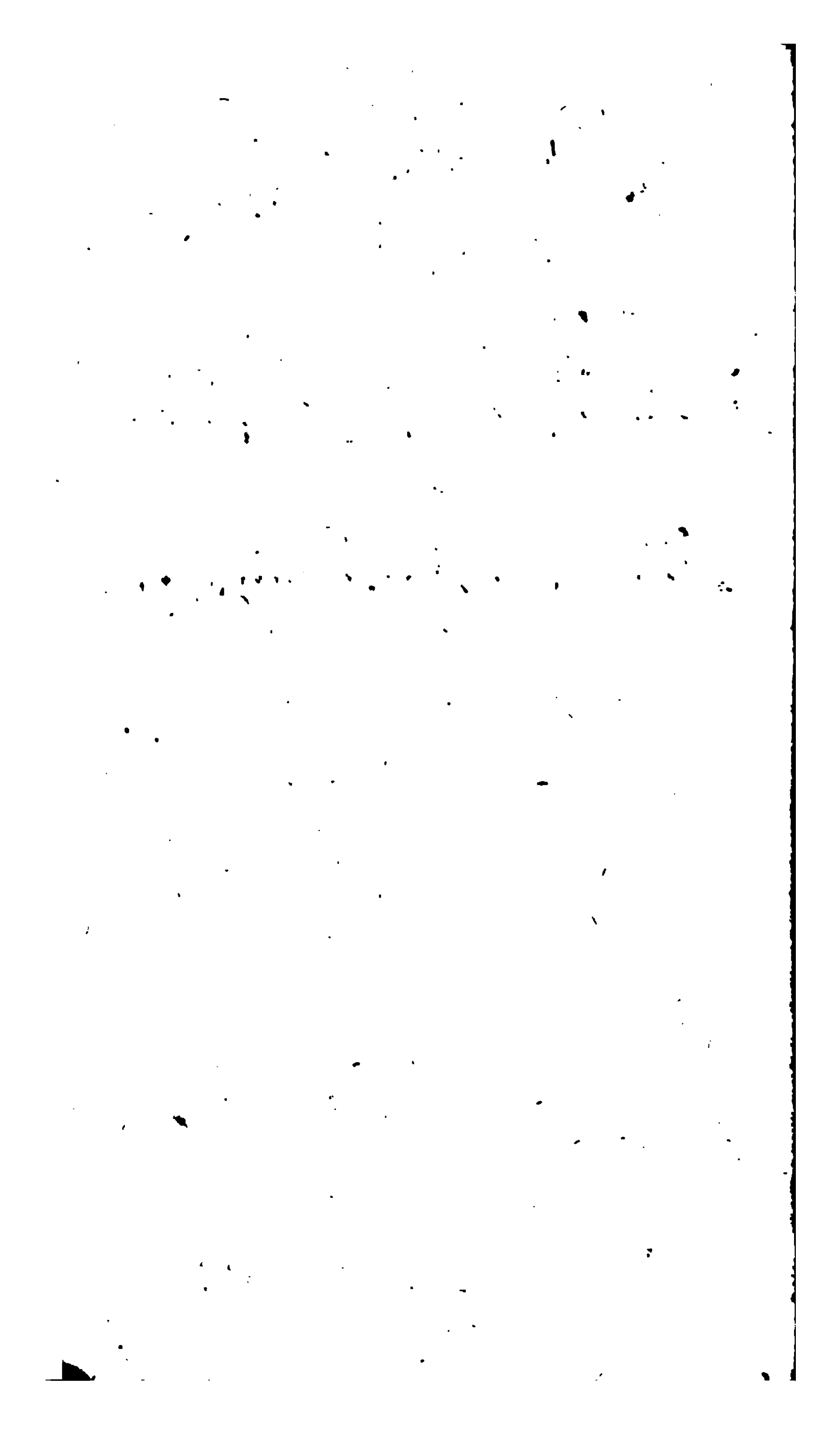
Ne fait plus rétentir les abymes des mers,
Ni les noirs souterrains, appuis de l'univers.
L'airain n'est plus poli par la main du Cyclope;
Le fer perd son éclat, la rouille l'enveloppe.
Vulcain sort en courroux de ses antres affreux,
Tout couvert de poussiere, entre aux conseils des
Dieux;
Il se plaint etc. etc.

Fenelon: Apollon indigné de ce que Jupiter par ses foudres troubloit le ciel dans les plus beaux jours, voulut s'en venger sur les Cyclopes, qui forgeoient les foudres et les perça de ses flèches. Aussi-tôt le mont Etna cessa de vomir des tourbillons de flammes. On n'entendit plus les coups des terribles marteaux, qui, frappant l'enclume, faisoient gémir les profondes cavernes de la terre et les abymes de la mer. Le fer et l'airain, n'étant plus polis par les Cyclopes, commençoient à se rouiller. Vulcain furieux sort de sa fournaise! Quoique boiteux, il monte en diligence vers l'Olympe; il arrive suant et couvert de poussiere dans l'Assemblée des dieux. Il fait des plaintes amères etc. etc.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zwey und funfzigsten Bandes Zweytes Stück

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1794.



VII.

Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse, Herausgegeben von K. G. Lessing. Erster Theil. Berlin 1793. 452 S. 8.

Unter allen den Männern, die Deutschland als die Wiederhersteller seiner Litteratur verehrt, hat vielleicht keiner so gegründete Ansprüche auf das Andenken der Nation zu machen, als Lessing, aber vielleicht auch keiner die Neugierde, ihn und seine Schicksale genauer kennen zu lernen, mehr gereizt, als er. Es giebt, außer ihm, viele und verdiente Gelehrte, die den Wissenschaften und dem Geschmacke die wichtigsten Dienste geleistet haben,— Namen, die wir mit Hochachtung nennen, und als Zierden unserer litterarischen Annalen betrachten. Allein bey den meisten begnügen wir uns an dem Besitze ihrer Schriften, ohne durch die Lesung derselben auf die Lebensumstände der Verfasser und den Gang ihrer Bildung aufmerksam gemacht zu werden; bey ihm hingegen möchten wir gern von allem, was ihn betrift und mit der Cultur seines Geistes

auf eine nahe oder entfernte Weise zusammenhängt, unterrichtet seyn. Es ist nicht schwer, die Ursachen dieser Abweichungen zu entdecken. Was die Neugierde der Menschen fesseln soll, muß sich nicht blos durch Größe und Erhabenheit, sondern zugleich durch etwas Ungewöhnliches auszeichnen und nicht unter den gemeinen Erfahrungen begriffen seyn. Von wem aber könnte dieß letztere mit mehrerm Rechte gesagt werden, als von Lessing? Wenige haben sich in so vielen Fächern zugleich versucht, und noch wenigere in allen mit so vielem Glücke gearbeitet, wenige so viel Witz mit so viel Urtheilskraft gepaart, und noch wenigere jenen durch diesen gebändigt und eingeschränkt, wenige bey einer solchen Belesenheit so viel aus sich selbst und so selten aus andern geschöpft, wenige endlich, bey diesem Reichthum von Ideen und Kenntnissen, so viel Fleiß auf den Ausdruck und den Vortrag beyder gewendet. Ueberdieß fiel Lessings Leben in einen Zeitraum, wo ihm in mehrern Theilen der Gelehrsamkeit, in denen er berühmt geworden ist, wenig oder gar nicht vorgearbeitet war. Einigen gab er eine neue Gestalt, in andern eröffnete er neue und weiterführende Aussichten, alle verdanken ihm nicht bloß eine reizendere und gefälligere Einkleidung, sondern wahre Bereicherungen und schätzbare Erweiterungen. Wer sollte sich nicht sehnen, die Umstände genauer kennen zu lernen, die den Genius in ihm weckten, entwickelten und unterstützten.

Von Lessing, dem Menschen und Bürger, hatten wir bis itzt nur wenige und unbedeutende Nachrichten.

richten. Einige gingen aus dem Briefwechsel mit seinen Freunden hervor, oder lagen in mehrern kleinen Abhandlungen über ihn und seine Schriften zerstreut; allein weder die einen noch die andern langten aus, ihn als Menschen und die Verhältnisse, in denen er lebte, auch nur einigermaßen befriedigend kennen zu lernen. Unter seinen übriggebliebenen Freunden waren hauptsächlich zwey, auf welche von der Seite zu rechnen war, Mendelssohn und Nicolai. Aber den ersten hat leider ein zu früher Tod der Welt entrissen, und an den zweyten scheuet sich das bescheidene Publikum mit Recht irgend einen Anspruch zu machen. Es wünscht nur und wir mit ihm, daß es einem Manne, der uns noch so viel Interessantes von Lessing erzählen könnte, weder an Muße noch an Geistes-Heiterkeit fehlen möge, um das, wozu ihn die Liebe zu seinem Freunde im Stillen auffodert, noch einmahl auszuführen. Bey einer solchen Lage der Dinge kann es den Verehrern Lessings nicht anders, als angenehm und willkommen seyn, seine Biographie aus den Händen eines Bruders zu erhalten, der schon, als solcher, einen nähern Beruf hat, das Leben des Verstorbenen zu schreiben und außerdem noch eine beträchtliche Sammlung handschriftlicher Aufsätze von ihm besitzt, die eine nicht unwichtige Zugabe eines der folgenden Theile werden, oder vielmehr einen ganz eigenen ausmachen dürften. Der vor uns liegende enthält das Vorzüglichste aus Lessings bürgerlichem Leben, so weit es sich von seinem gelehrten trennen ließ, ein mannigfaltiges unterhaltendes Gemälde,

zwar, wie es S. 436 heißt arm „an Abentheuern und Wunderdingen, um die flüchtige Neugier und unersättliche Einbildungskraft gewöhnlicher Leser zu nähren,“ aber gewiß für jeden denkenden Kopf und Verehrer Lessings reich und anziehend. Eingedenk der Worte des Unsterblichen: „Die wichtigsten Nachrichten von einem Schriftsteller sind nur in so fern wichtig, als sie seinen Werken zur Aufklärung dienen können,“ wollen wir, ehe wir über den Geist dieser Biographie sprechen, zuvor, nicht einen Auszug aus ihr geben, sondern das, was uns hauptsächlich auf Lessings litterarische Bildung und Beschäftigung gewirkt zu haben scheint, kurz zusammenstellen. Auch denen, welche seine Biographie bereits gelesen haben, wird es, wie wir hoffen, nicht unangenehm seyn, diesen kurzen und lehrreichen Spaziergang mit uns zu machen.

Die erste Liebe zur Poesie scheint in Lessing durch die Betstunden, die in seines Vaters Hause üblich waren, und durch die bey dieser Gelegenheit auswendig gelernten Lieder geweckt, sein Hang für die leichtere lyrische Dichtkunst aber und nachher für das Theater, durch die Lesung des Anakreons, Plautus und Terenz, auf der Meißner Fürstenschule, bestimmt worden zu seyn. Seinem Geschmack an den bildenden Künsten gab ein nicht schlechter Künstler, der sich nach Kamenz verirrt hatte, und ihn im Zeichnen unterwieß, die erste Richtung. An seiner Bücherlust überhaupt hatte das Beyspiel seines fleissigen Vaters, der fast nie von der Studierstube kam und gegen alle Gelehrte eine unwillkührliche

Hoch-

Hochachtung äußerte, keinen geringen Antheil. Die ersten Jahre auf der eben genannten Schule widmete er fast ganz allein den alten Sprachen und der Lectüre der Classiker, und vielleicht würde er sich nichts, als diese Kenntnisse, also bloß die Mittel zur Gelehrsamkeit daselbst erworben haben, wenn unter den Schul-Collegen nicht ein denkender Mathematiker, Namens Klemm, gewesen wäre, der die alten und neuen Sprachen sehr gut verstand, und demungeachtet dem jungen Lessing freymüthig, obwohl vielleicht nicht ohne Rücksicht auf den nur sprachgelehrten Conrector, versicherte, sie wären bloß das Werkzeug zur Gelehrsamkeit und keinesweges die Sache selbst. Diese Wahrheit leuchtete dem wißbegierigen Schüler so ein, daß er die Mathematik mit allem Eifer trieb, eine Geschichte derselben zu schreiben versuchte und den Euclid ins Deutsche übersetzte. Wie sehr er schon damahls über andere hervorragte, davon ist das drolligte Lob des Rector Grabners der bündigste Beweis. Als Lessings Vater sich nach dem Sohne erkundigte, schrieb ihm Grabner: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die für andre zu schwer sind, sind für ihn kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Periode in Lessings Leben, so manche lehrreiche auch hier zu machen wäre. Ohnehin wird sich jedem Leser der Gedanke von selbst ausdrängen, welchen unbegreiflich großen Einfluß das Zusammentreffen mehrerer glücklichen Umstände in den ersten Jahren der Er-

ziehung auf das Genie hat, und durch was für Zufälligkeiten dieß und jenes Talent hervorgerufen wird. Daß das Gesangbuch die erste Veranlassung zur Dichtkunst geworden ist, davon könnte Rec. selbst mehrere Anekdoten von itzt geschätzten Dichtern, als Belege, anführen, wenn hier der Ort dazu wäre.

Der theatralische Funke, den Plautus und Terenz bereits in Lessing angefacht hatte, entzündete sich in der Welt, in welche er, mit seiner Ankunft in Leipzig, eintrat. Das Schauspiel und der Umgang mit Mylius, Weiße und andern treflichen Köpfen, die er fleißiger aufsuchte, als Collegien und Professoren, ermunterten ihn zu Versuchen, und ein besonderer Umstand, das Schicksal eines Leipziger Gelehrten, der auf einen Preiß bey der Berliner Akademie mit der größten Gewißheit gerechnet hatte und sich getäuscht sah, gab dem jungen Gelehrten, dem ersten Aufsehn erregenden Schauspiele Lessings, sein Daseyn. Vater, Mutter und Schwester thaten ihr Möglichstes, um diesem theatralischen Hange, den sie für eben so sündlich, als zeitverderbend hielten, entgegenzuarbeiten, aber er erhielt sich und wurde, wenn auch nicht gerade durch diesen Widerstand, doch gewiß durch den Umgang mit der Welt und hauptsächlich durch die richtige Vorstellung, die sich Lessing von dem Nutzen und der möglichen Vervollkommung des Theaters machte, genährt und verstärkt. Indeß ergiebt sich doch aus jener ganzen Periode seines Lebens sehr deutlich, daß so wohl die unabläßige Erinnerung

seiner

seiner Aeltern, als auch die Veränderung seines Aufenthalts und die davon abhängende Richtung seiner Studien in dieser Zeit, für die Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit seines Wissens, höchst heilsam gewesen sind. Hätte er seiner Neigung uneingeschränkt folgen dürfen; sein Vater ihn nicht so dringend ermahnt und sein gutes Glück ihn nicht eine Weile aus dem Geräusche Berlins in die Einsamkeit Wittenbergs geführt, so wäre allerdings noch die Frage, ob nicht die einmahl für das Theater gefaßte Vorliebe, verbunden mit einer länger fortgesetzten Zerstreuung, dem tiefen Eindringen in die Wissenschaften und dem Umfange seiner Kenntnisse einen beträchtlichen Schaden zugefügt hätte.

Von nicht geringerer Wichtigkeit für Lessings Studien und besonders für die Entwickelung seiner philosophischen Anlage war sein zweyter Aufenthalt in Berlin. Nicht nur that er überhaupt damahls, zum Theil durch äußere Umstände angetrieben, rüstige Fortschritte auf der schriftstellerischen Laufbahn; sondern er war auch so glücklich, mit Nicolai und Mendelssohn jene Freundschaft zu errichten, von der der Herausgeber dieser Biographie mit Recht sagt, daß sie für alle drey, in Absicht auf die Bildung ihres gelehrten Charakters, von entschiedenem Einflusse gewesen sey, und lernte noch außer ihnen, Ramler den Dichter, und Meil den Künstler, nebst Premontval, Sulzer und Süßmilch kennen. Bey einem Manne, wie Lessing, der wußte, was der Umgang mit Menschen werth sey, und welche Vortheile man aus ihn ziehen

müsse, bey ihm, der lange vorher schon seinem Vater geschrieben hatte: „Ich lernte (in Leipzig) einsehn, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nie zum Menschen machen;“ begreift man leicht, auch wenn es mehrere in diesen Zeitraum fallende Aufsätze nicht ausdrücklich bewiesen, welche wohlthätige Folgen solche Bekanntschaften, beydes auf seinen Geist und auf seine Thätigkeit, haben mußten. Indeß lag ihm doch auch damals noch nichts so sehr am Herzen, als die Verbesserung des Theaters. „Er schien, (heißt es S. 178 und mit Recht) nur darum zu philosophiren, um dieses veredlen zu können;“ und wendete wirklich in jener Zeit, die Muße, die er in dem stillen Potsdam suchte und fand, ausschließend auf die Ausarbeitung seiner Sara. Auch nach Leipzig, wohin er 1755 zurückging, folgte ihm dieser sein Lieblingsgedanke. Er fieng dort, wie er an Mendelssohn schrieb, ein Stück, nach Goldonis Erede fortunata, (man sehe den theatralischen Nachlaß Th. 1. S. 199) an und trug sich außerdem noch mit fünf andern, die das Jahr darauf erscheinen sollten, und vielleicht nur, wegen seiner Reise mit Winklern nach Holland, unvollendet geblieben sind. Erst als 1759 die Litteraturbriefe, deren Stifter er gewissermaßen heißen kann, ans Licht traten und seine Kritik hier einen weitläuftigern Spielraum, als vorher in der theatralischen Bibliothek und in der Vossischen Zeitung, bekam, zeigte sich jene überwiegende Kraft seines Geistes, jener alles entwickelnde und bis ins Kleinste verfolgende Scharfsinn, der,

von

von der Gelehrsamkeit unterstützt, von Witze belebt und durch den Geschmack vor jedem Abwege gesichert, der deutschen Litteratur, durch die Beurtheilung fremder Werke, so unendlich viel genutzt und uns über die Natur des Schönen und des Wesentlichen der guten Schreibart so reichhaltige Aufschlüsse gewährt hat.

Lessings Aufenthalt und Lage in Breslau war für ihn, ungeachtet seine litterarischen Arbeiten gar sehr ins Stocken geriethen, um zweyer Ursachen willen vorzüglich merkwürdig. Einmahl, er lernte nicht nur überhaupt mehrere Menschen, sondern er lernte vorzüglich einen Stand genauer kennen, der für den Theaterdichter so wichtig ist und ohne dessen, ich möchte sagen, in der Nähe und aus eigner mannigfaltiger Ansicht geschöpften Kenntniß, wir vielleicht keine Minna von ihm erhalten haben würden. „Es ist sonderbar, sagt sein Bruder S. 237., daß Glieder aus diesem Stande immer auf dem Theater karrikaturirt werden. Der unpolirte und polirte Comiker der römischen Republik, wo die Krieger gewiß in dem größten Ansehn standen, Plautus und Terenz, stellten ihre Soldaten, die sie auf das Theater brachten, jederzeit in ein lächerliches, meistens in ein verächtliches Licht. Kaum wird vor Lessings Minna ein deutsches Schauspiel zu finden seyn, wo sie anders geschildert worden wären. Bey den Spaniern, Franzosen, Engländern und Italienern ist die Rolle des Soldaten possenhaft, und die Ausnahmen können in keinen Betracht kommen, weil deren zu wenige sind. Schon genug,

Lessingen zu dem Entschluß zu bringen, sie einmahl von der guten und wahren Seite zu schildern." Indeß wurde in Breslau nur der Plan zur Minna entworfen, und nachher in Berlin ausgeführt. Dafür sammelte Lessing um diese Zeit, und das war der zweyte Vortheil, den ihm Breslau gewährte, desto mehr litterarische Seltenheiten und bibliothekarische Gelehrsamkeit. Wer die Bibliotheken dieser Stadt kennt, wird gewiß gern einräumen, daß, wenn sie auch an neuen Büchern sich mit vielen andern nicht messen dürfen, sie dagegen einen Schatz von alten Werken und Handschriften besitzen, den man wiederum in angesehenen Büchersälen vergebens sucht. Man kann leicht errathen, daß Lessing diesen Schatz und die berühmten Vorsteher derselben, Arletius und Klose, welchem letztern, als dem noch lebenden, wir die genaue und schätzbare Nachricht von Lessings Lebensweise und Studien in Breslau (Man sehe S. 241 — 48 der Biographie) eigentlich zu verdanken haben, fleißig besuchte, und nicht, ohne sich zu bereichern, verließ. Mehrere kritische und antiquarische Aufsätze, die er als ein Ganzes zusammenzustellen wünschte und späterhin wirklich in dem Laocoon zusammengestellt hat, lagen schon damals in seinem Pulte. Ueberdieß hatte er sich, bey seiner bessern Einnahme und dem wohlfeilen Preise der Bücher in Breslau, eine eigne Bibliothek angeschafft, die er selbst in einem Briefe an seine Eltern treflich nennt.

Es ist eine sehr gemeine Erfahrung, daß, wenn man sich eine Zeit lang einer einförmigen Berufs-

arbeit

arbeit gewidmet und ihr einen Theil seiner Neigung und Unabhängigkeit aufgeopfert hat, man sich gewöhnlich zu der verlassenen Lebensart mit desto heisserem Verlangen zurücksehnt. Dieß, dünkt uns, war der eigentliche Bewegungsgrund, der Lessingen vermochte, Breslau abermahls mit Berlin zu vertauschen, und alle ihm angebotene Versorgungen auszuschlagen. Er hatte sich auf der ihm vormahls unbekannten Laufbahn eines Geschäftmannes versucht, und wußte, welche Beschwerlichkeiten den Mann, der denken will und kann, hier erwarten; Er hatte ferner, während seines Breslauer Aufenthalts, seine gelehrten Kenntnisse merklich vermehrt und vieles für die Zukunft gesammelt; er sah sich endlich in dem Besitz einer ansehnlichen Bibliothek und versprach sich etwas von dem ruhigen Genusse und Gebrauche derselben. Man setze hierzu noch die ihm eigne Unbeständigkeit, und man wird sich über seinen Entschluß und den getroffenen Wechsel nicht mehr wundern. Ueberhaupt aber scheint damahls seine ganze Denkungsart über Litteratur und litterarische Beschäftigungen, eine nicht unwichtige Veränderung erfahren zu haben. Er schien nun lebhafter als je zu fühlen, daß das menschliche Leben kurz und auch der beste Kopf nicht gemacht sey, alles zu umfassen und in allem zu glänzen. Es schien ihm mehr, als vorher, aufzufallen, daß er sich bis jetzt durch allerley kleine Arbeiten, einzelne Aufsätze und Kritiken zerstreut und sich selbst an der Vollendung grösserer und bedeutenderer Werke gehindert habe. Als eine Folge dieser und ähnlicher

Betrach-

Betrachtungen sehen wir es wenigstens an, daß er die Lust und Fertigkeit zu kritisiren allmählig verlor und sich zu anhaltendern Arbeiten bequemte, daß er seine Minna wieder zur Hand nahm und früher noch, als sie, seinen Laocoon, dieses unvergleichliche Denkmahl seines Geistes, beendigte. Daß auch hier der Drang der äußern Umstände einigen Antheil gehabt hat, wie S. 254 gesagt wird, glauben wir dem Bruder schon gern auf sein Wort; aber den größern hatte gewiß, wie aus der folgenden Seite der Biographie hervorgeht, das in Lessingen rege Gefühl, was er für die Litteratur gethan hatte und was er zu thun vermöge.

Lessings abermalige Ortsveränderung und die damit zusammenhängende Herausgabe seiner Dramaturgie, auch die antiquarischen Briefe gegen Klotz und seine Berufung zum Bibliothekar nach Wolfenbüttel, — alles dieß waren, wie Jedermann weiß, Wirkungen zufälliger Umstände und Ereignisse. Desto weniger waren es seine litterarischen Beschäftigungen in seinem neuen Amte und die Stimmung seines Gemüths.

Die ersteren waren ganz so gemischt und mannigfaltig, wie ehedem. Der Gebrauch einer der ansehnlichsten Bibliotheken Deutschlands, und mehr noch das Bewußtseyn, im Gebrauche derselben, durch keine andre, als freywillige Geschäfte, eingeschränkt zu seyn, hatte für Lessing zu viel Verführerisches, um sich einer langen und anhaltenden Arbeit zu unterziehen und nicht vielmehr, wie die Biene, überall nach Beute auszufliegen und zu genießen.

nießen. Man wird gewiß nicht irren, wenn man sich ihn in der Wolfenbüttelschen Bibliothek gerade so denkt, wie er in seiner eignen S. 261 mit eben so viel Wahrheit, als Laune, geschildert wird: „Wann er in der besten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm der Titel eines Buchs in die Augen. Er sah hinein, fand einen Gedanken, der auf seine itzige Meditation zwar ganz und gar keine Beziehung hatte, aber doch so herrlich, so vortreflich war, daß er sich ihn wenigstens aufschreiben mußte; und im Aufschreiben konnte er seine Gedanken dabey nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese bezogen sich wieder auf etwas andres, dem er sogleich nachzuforschen nicht unterlassen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es gar nicht zu finden, wenn er es brauchte. Welche neue Entdeckung! welch ein schöner Aufschluß! Nun hatte die Sache ganz ein anderes Ansehn! — — Endlich war er wieder im Gleise; aber wie lange! Er durfte nur wegsehn und die Bücher spielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher hätte!“ Ganz gewiß. Ohne diese Bücher hätten wir keine Beyträge zur Geschichte und Litteratur, keine Fragmente eines Ungenannten, keinen theologischen Nachlaß, hätten wir allerdings mehreres nicht, was dem Gelehrten so willkommen und dem unbefangenen Theologen, der Wahrheit liebt und vertragen kann, so überaus schätzbar ist. Aber dafür freuten wir uns itzt vielleicht mehrerer eignen Werke Lessings und labten uns an den treflichen Blüthen seines eigenen Geistes, die er über der Pflege dieser fremden vergessen

gessen und vernachläßigt hat. Ach, er hatte noch so manches, was er uns geben wollte, und in der Ruhe zu Wolfenbüttel am besten geben konnte, und er hat es nicht gegeben. Hoffentlich wird man uns diesen Ausruf nicht misdeuten. Alles, was wir von Lessing besitzen, ist, wie gesagt, Dankes werth. Aber wem, der ihn liebt, dringt sich gleichwohl nicht von selbst die Betrachtung auf, daß zur Herausgabe der Wolfenbüttler Schätze auch gewöhnliche Kräfte und Kenntnisse zulangten, und im Gegentheil nur er so manches andre schreiben konnte? Oder in wem muß dieser Gedanke nicht wenigstens dann rege werden, wann er hört, daß Nathan die letzte Arbeit Lessings, des Dichters, war, die er endlich, seiner theologischen Streitigkeiten müde, der Welt mittheilte?

Doch an dieser veränderten Richtung seiner Studien und der abermahligen Abweichung von seinem Vorsatze, die eigenen Ideen, mit denen er sich trug, auszuführen, war gewiß nicht bloß seine Versetzung nach Wolfenbüttel, sondern eben so sehr und vielleicht mehr noch die Verstimmung seines Gemüths Schuld. Daß Lessing, bey allem Genusse, den ihm seine über andre so weit erhabene Geisteskräfte und Kenntnisse gewährten, von dem Loose gemeiner Sterblichen, von Mißmuth und Laune, nicht frey war, davon zeigen sich allerdings in dem Laufe seines ganzen Lebens Spuren genug. In seinen frühern Jahren entsprang diese Unzufriedenheit unstreitig daher, weil man ihn theils verkannte, theils seinen Neigungen Hindernisse in den Weg

legte,

legte, am meisten jedoch, wie mich deucht, aus der Lage und den äußern Umständen, die ihn drückten, und nur zu oft an sich selber erinnerten. Er mochte unabhängig leben, oder sich in Geschäften gebrauchen lassen, keines von beyden sagte ihm recht zu. Die Freyheit, die er genoß, war mit unangenehmen Sorgen verknüpft, und die Bedienung, die er bekleidete, hing zu wenig mit seinen Studien und Absichten zusammen. Man hätte freylich denken sollen, dem einen, wie dem andern, wäre durch seinen Ruf nach Wolfenbüttel abgeholfen gewesen. Das Amt war so ganz für ihn gemacht, die Nahrungssorgen gehoben, ob und was er arbeiten wolle, ihm überlassen, er selbst mit diesem Antrage und den Aussichten, die er ihm gewährte, so wohl zufrieden. Allein der Erfolg hat gleichwohl gelehrt, daß dem nicht also war. Lessing fand auch in Wolfenbüttel Veranlassung genug zum Verdruß, und lebte hier weder so ruhig noch so glücklich, als er wohl beym Antritte seiner Stelle geglaubt haben mochte. Wollen wir nicht ungerecht gegen den Schatten des großen Mannes seyn, so müssen wir die erste Quelle dieser Unzufriedenheit offenbar in seiner Kränklichkeit, also in etwas suchen, was der Mensch nicht zurückweisen und über dessen Wirkung auf ihn er gar nicht gebieten kann. Gerade diejenigen Geschäfte, zu denen er sich so vorzüglich aufgelegt fühlte, waren seiner Gesundheit und der Heiterkeit seines Geistes nachtheilig. Er arbeitete viel, schadete sich durch die sitzende Lebensart und ward, wie seine um diese Zeit geschriebenen Briefe deutlich

genug sagen, von einem hypochondrischen Uebel, das mit den Jahren leider immer mehr und mehr zunahm und sich durch Gleichgültigkeit und unthätige Gelassenheit äußerte, auf vielfältige Weise heimgesucht. Indeß lag freylich hierin nicht der einzige Grund seiner Niedergeschlagenheit und seines litterarischen Unfleißes, über welchen ihn seine Freunde zuweilen in Anspruch nahmen. Die Bekanntmachung der Fragmente, die Streitigkeiten, in welche sie ihn verwickelten, die unwürdige Art, wie diese von seinen Gegnern geführt wurden, die Verdrießlichkeiten, die er sich durch die ganze Sache, von Seiten des braunschweigischen Hofes, zuzog, und (denn warum sollten wir dieß nicht, zur Ehre der Wahrheit, und bey einem Manne, der selbige über alles liebte, bekennen?) mehrere Schritte in seinem Benehmen, die wenigstens nicht ganz mit den Regeln der Klugheit und Mäßigung übereinstimmten, vielleicht auch die Sensation, die beydes sein Ungenannter und sein Nathan in dem Publikum hervorbrachten, und die seinen Erwartungen in mehrern Rücksichten nicht entsprach, alles dieß, und wer weiß, was sonst noch für tausend Kleinigkeiten, die psychologisch wichtig, uns aber verborgen sind, wirkten auf seine Laune und Thätigkeit, verstimmten jene und hemmten diese, oder gaben ihr doch eine, für alle, die Lessings Genie und Talente kannten, nicht ganz willkommene Richtung. Wir brauchen es wohl nicht erst zu sagen, daß wir hier besonders die theologischen Aufsätze und Streitigkeiten,

keiten, die in die letzten Jahre Lessings fallen, vor Augen haben.

Indem wir noch einmahl diese Reihe von zufälligen Umständen übersehen und sie mit der hervorgebrachten Wirkung zusammenhalten, bieten sich uns folgende Bemerkungen dar, die vielleicht nicht unwerth sind, hier eine Stelle einzunehmen. Unter allen Dichtern, die für unser Theater gearbeitet haben, es versteht sich, daß wir allein von den größern und bessern reden, ist ihm Lessing am längsten treu geblieben. Er widmete sich ihm als Jüngling, aber er verließ es nicht, wie die meisten thun, als er ein Mann geworden war, sondern schenkte ihm eben in seinen spätern Jahren eine Minna von Barnhelm, eine Emilia Galotti und einen Nathan. Mag doch die Kritik immerhin auch in diesen Stücken hier einen Misgriff und dort einen entdecken, mag sie uns immerhin aus einzelnen Beyspielen darthun, daß Lessing manches, was ein anderer durch die Eingebung seines Genies würde gefunden haben, als Psycholog ausspähte, mag sie sich sogar seines eigenen Ausspruchs bedienen, um zu beweisen, daß es ihm sauer wurde, und die Vollkommenheit seiner Schauspiele ein Werk der Kritik war, — wir gestehen es gern, daß wir die Kunst beneiden, die so reine und aufrichtige Thränen hervorzurufen weiß, wie wir mehrmals in der Emilia fließen sahn. Lessing, würden wir sagen, wenn wir den Charakter seiner Stücke entwerfen sollten, hat sie mit alle dem ausgestattet, was ihnen der Mann und Philosoph geben kann, aber sie

entbehren allerdings manches, was einer lebhaftern Einbildungskraft und einem tieferen Gefühle zu geben möglich ist. Darf nur das Schauspiel, in welchem sich philosophischer Scharfsinn und dichterisches Feuer in gleichem Maaße offenbaren, auf das Lob der Vollkommenheit Anspruch machen, so tritt er freylich, in Absicht des letzten Punktes, bescheiden zurück: aber sollte man alsdann nicht mit Grund fragen können, wo ist überhaupt ein vollkommnes Schauspiel? Einzelne Situationen mögen Sophokles, Euripides und Shakespear besser bearbeitet, einzelnen Scenen den Stempel des Genies sichtbarer aufgedrückt, alle vielleicht wider die Sprache der Empfindung und Wahrheit seltner, als er, verstoßen haben. Tiefere Blicke in das Herz der Menschen und in die Natur der Leidenschaften haben die beyden ersten gewiß nicht gethan, noch der letzte irgend ein Stück geliefert, das mit eben dem Rechte ein Ganzes heißen kann, wie Lessings Minna oder Emilia. Wenn ihn die Natur sparsamer bedachte, so darf er sich rühmen, ihr desto mehr durch Welt und Umgang abgelauscht und durch Kritik und Studium ersetzt zu haben, und wenn der feurige und erwärmende Dichter weniger in ihm sichtbar wird, wenn er uns nicht, wie so manche andre, durch einzelne große Züge überrascht und erschüttert, so dürfen wir ihm dagegen ein Verdienst zuschreiben, das jenen Vorzügen vollkommen die Waage hält, das Verdienst, den Verstand zu beschäftigen und nie gegen den guten Geschmack zu verstoßen. Er hat als Philosoph, in

der

der Welt und unter den Menschen, für die Poesie gesammelt und gelernt: aber kein Dichter vor ihm hat, in der Benutzung und Bearbeitung des auf diesem Wege erlernten, so viel Genie gezeigt, wie er.

Eine andre Betrachtung, die sich zwar bey mehrern unserer Gelehrten, allein bey keinem so natürlich darbietet, als bey Lessing, ist die: Woher kömmt es doch, daß von denjenigen, in welchen Talent mit Gelehrsamkeit und Philosophie mit Geschmack sich vereinigen, so selten Werke von Umfang unternommen und die einmahl angefangnen noch seltner vollendet werden? Was von unsern größern litterarischen Arbeiten am besten gedeiht, sind gewöhnlich entweder Sammlungen, oder wissenschaftliche Werke, die, auch bey einem vernachläßigten Vortrag, wegen ihrer Brauchbarkeit, gelesen zu werden hoffen dürfen. An solchen Büchern hingegen, die sich, beydes durch ihren Inhalt und durch den in ihnen herrschenden Geist und Vortrag, empfehlen, war Frankreich ehedem und ist England heute noch reicher. Gibbon und Smith, um nur bey diesen zweyen stehen zu bleiben, wiegen allein schon mehrere der unsrigen auf; auch beweist die Begierde, mit der diese und ähnliche Werke übersetzt und gekauft werden, unsre Armuth deutlich genug. Dasjenige, wodurch sich unsre prosaische Litteratur am meisten auszeichnet, sind kleine, aber interessante und wohlgeschriebene Aufsätze und Abhandlungen über allerley Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie, Kritik und Geschichte. In

ihnen paart sich gewöhnlich Schönheit mit Gründlichkeit und Anmuth mit Unterricht, und eben sie machen auch einen nicht unbeträchtlichen Theil von dem aus, was Lessing gearbeitet hat. Sein größtes prosaisches Werk ist Laocoon, und dieses ist nicht vollendet. Mehrere Ursachen, die seinen sonst thätigen Geist an der Ausführung größerer Entwürfe gehindert haben, liegen unstreitig theils in den äussern Umständen seines Lebens, theils in der ihm natürlichen Unbeständigkeit, und sind oben bereits berührt worden. Aber außer ihnen giebt es allerdings noch einige allgemeinere, die hier um so mehr in Betrachtung kommen, weil sie nicht blos bey Lessing, sondern bey so vielen deutschen Gelehrten eintreten. Zu den vorzüglichsten gehört erstlich unser Hang zur Vielwisserey, der, wenn er auf der einen Seite unsre Kenntnisse erweitert und das Fortschreiten in den Wissenschaften befördert, uns auf der andern gewiß eben so sehr zerstreut, und wichtigen litterarischen Unternehmungen nachtheilig wird. Unermüdet in der Erlernung auswärtiger Sprachen, und begierig alles, was merkwürdiges in irgend einem Winkel der Erde erscheint, zu unsrem litterarischen Eigenthum zu machen, können wir wohl behaupten, daß uns keine Entdeckung im Reiche der Gelehrsamkeit fremd ist. Was ists, möchte man fragen, das den Deutschen nicht intereßirte oder von ihm übersehen würde? Wann er in der Cultur einiger Wissenschaften, aus Mangel an Gemeingeist und Unterstützung, mit andern Nationen nicht gleichen Schritt halten kann, so unterläßt er wenigstens nicht,

nicht, sich alles, was sie erfanden, bekannt zu machen, und zu einem Ganzen zu vereinigen. Aber freylich zur Beförderung einer solchen Wißbegierde gehört Fleiß, Zeit und Aufwand von Kräften. Bey dem jetzigen Stande unserer Litteratur hält es oftmals schon in gewissen Fächern schwer, nur das Wichtigste, das jährlich erscheint, kennen zu lernen, und wie wenig ist das, in Vergleichung mit der gesammten Masse. Und ist man nun so glücklich, mehreres zu verstehen und zu beurtheilen, wie selten begnügt man sich dann bey dem bloßen Wissen oder bey der Anwendung des Gelernten, zur Bereichenung einer Wissenschaft? Ausgerüstet mit mannigfaltigen Kenntnissen, läßt sich der gute Kopf nur zu leicht verführen, in allen glänzen und berühmt seyn zu wollen. Er ergreift die Feder, wirft sich bald in dieses und bald in jenes Fach, bringt in jedem etwas zu Stande, was ihm Ehre macht, und giebt wenig, indem er viel zu geben vermeint.

Eine andre Ursache, warum weniger wichtige und gutgeschriebene Werke bey uns, als bey andern Nationen, zu Stande kommen, liegt in dem Bestreben unsrer Schriftsteller nach der möglichst größten Gründlichkeit und Vollständigkeit. So lobenswerth diese Tugend an sich ist, so hat gleichwohl auch sie ihre Grenzen. Wer unaufhörlich untersucht und das schon von andern Untersuchte niemals benutzt, wer denen, die vor ihm lebten, nie auf ihr Wort glauben, sondern überall mit eignen Augen sehen will, der erschöpft nicht selten seine Kräfte über dem Zusammentragen und Anhäufen von Ma-

terien, und verliert sein Feuer, ehe er zur Bearbeitung und Ausführung schreiten kann. Bey dem Umfange der Wissenschaften, bey der ungeheuern Zahl der Bücher, und bey der Kürze des menschlichen Lebens, wird es, unsres Bedünkens, von Zeit zu Zeit wahres Bedürfniß, die Quellen als erforscht und geprüft anzunehmen, das, was noch aus ihnen gesammelt und berichtigt werden kann, einem kommenden Geschlechte zu überlassen, und sich an die bereits gefundenen Resultate zu halten und selbige zu leichterer Uebersicht und endlichem Genusse in ein Ganzes zu vereinigen. Abgerechnet, daß für den Mann von Geschmack und denjenigen, den seine Geschäfte abhalten, sich in ein tiefres Studium einzulassen, die Entdeckungen in dem Reiche der Gelehrsamkeit nie auf diese Art brauchbar werden, und ohne einen solchen Stillstand so gut wie verloren sind, so leuchtet es auch jedem Unbefangenen ein, daß die Lücken in den Wissenschaften auf keine bessere Art ausfindig gemacht und künftige Untersuchungen vorbereitet und erleichtert werden können, als auf diese. Ueberdieß ist es oft, bey dem besten Willen, unmöglich, sich in den Besitz alles dessen, oder auch nur des Vorzüglichsten, was über einen Gegenstand vorhanden ist, zu setzen. Wer sich nie an seinen Erfahrungen und Beobachtungen genügen läßt, wer seine Gedanken nicht zu Papier zu bringen wagt, weil er da oder dort noch ein Buch weiß, das in die Materie, die er behandelt, einschlägt und verglichen zu werden verdient, wer bey allen allgemeinen Sätzen und Folgerungen, die er nieder-

niederschreibt, immer fürchtet, daß eine ihm entgangene Thatsache sie einschränken und anders bestimmen möge, der wird nur Kleinigkeiten, nie ein Werk von Umfang vollenden. Die Nachlässigkeit einiger französischen Geschichtschreiber ist freylich unter uns übel berufen. Ihre chronologische Gleichgültigkeit, so wie ihre Irrthümer in Namen, Oertern und ähnlichen Dingen können sich dem deutschen Fleiße unmöglich empfehlen. Er, der in allen seinen Angaben so genau und oft in Nebenumständen, bis zur Peinlichkeit, pünktlich ist, ärgert sich über eine Sitte, die der Wahrheit Eintrag thut und die Historie zu verfälschen droht. Aber demungeachtet ist es nicht zu läugnen, daß es gerade diese Schriftsteller sind, welche am lehrreichsten und unterhaltendsten geschrieben und der Klasse der geschmackvollen Leser am meisten Genüge geleistet haben.

Ein dritter Grund, weshalb die Werke von langem Athem unter uns seltner sind, müssen wir endlich wohl in unsrer Sprache und in der Schwierigkeit, sie zu schreiben, suchen. Dieß erkannte selbst Lessing, und wie wichtig ist für uns in dieser Sache seine Empfindung? „Gerade bey demjenigen Werke, das sich durch Energie, Präcision und Eleganz vor allen andern auszeichnet, beym Laocoon, (erzählt uns sein Freund, Herr Rector Klose, von ihm,) äußerte er oft seine Besorgniß, wegen des Styls, da er mehrere Jahre kein großes und zusammenhängendes Werk geschrieben hatte.“ Um eine Sprache gut und fertig zu schreiben, ist es

durchaus nothwendig, daß sie lange geschrieben worden ist. Es müssen, wie Herr Garve, nach unsrer Ueberzeugung irgendwo sehr richtig, bemerkt, nicht bloß eine Menge Wörter in ihr vorhanden, sondern diese Wörter auch in mannigfaltigen Verbindungen gebraucht, kurz, eine hinlängliche Anzahl guter Redensarten in Umlauf seyn. So lange der Schriftsteller noch nach diesen mühsam herumsuchen, so lange er sich selbst noch mit der Bildung derselben zu oft befassen, und dadurch den Lauf seiner Ideen unterbrechen muß, so lange finden sich immer nur sehr wenige, welche die Beschwerden, die mit der Cultur des Styls verbunden sind, übernehmen und Geduld und Ausdauer genug beweisen. Auch hierin hatte die französische Sprache bisher große Vorzüge vor der unsrigen. Nicht nur ihr Bau und ihre ganze Zusammensetzung ist einfacher und leichter, und erfodert daher weniger Studium, sondern die Schriftsteller selbst haben sie länger geschrieben, und das Volk, das sie spricht, selbige durch den Umgang mehr, als wir die unsre, ausgebildet. Die Richtigkeit und Gewandheit im Ausdruck, durch welchen sich bis itzt sogar ihre gewöhnlichen Schriften empfehlen, scheint es wenigstens hinlänglich zu beweisen, daß die Gedanken in ihr sich glücklicher und geschwinder entwickeln, und nicht durch Mühe und Anstrengung hervorgebracht werden müssen. Offenbar haben auch wir von der Seite gar sehr gewonnen. Die Bücher, die in unsern Tagen erscheinen, sehen den vor dreyßig und mehr Jahren erschienenen nicht mehr ähnlich, und

ganz

ganz gewiß dürfen wir mit jedem Jahre auf grössere Fortschritte rechnen. Aber nichts destoweniger steht unsre vorher geäußerte Behauptung fest. Unsern meisten historischen Werken fehlt doch immer jene Ründe und Geschmeidigkeit des Styls, ohne welche die größte Gründlichkeit und Genauigkeit keinen Eingang findet; unsre auf allgemeinen Unterricht abzweckende philosophische Schriften wimmeln noch immer von theils unrichtigen, theils halbwahren Ausdrücken und Redensarten, und sogar die besten derselben von französischen Wörtern und Wendungen, und unsern witzigen geht noch immer das ab, was ihnen am wenigsten abgehen sollte, Leichtigkeit, Feinheit und Anmuth. Alle diese Fehler werden sich verlieren und gutgeschriebene Werke von Bedeutung häufiger werden, je mehr denkende Schriftsteller unsre Sprache schreiben und sie mit passenden und bedeutenden Redensarten bereichern. Den später schreibenden wird es auf diese Art immer leichter und leichter fallen, den treffenden Ausdruck für den jedesmaligen Gedanken zu finden, und diese Erleichterung selbst schon ein neuer Reiz für sie werden, ihre Kräfte auf einer langen Laufbahn zu versuchen.

Außer diesen Ursachen, die der Ausbildung und Vollendung wichtiger Werke entgegenstehen, liegen allerdings noch einige andre in den gesammten Verhältnissen unserer Litteratur, in der Menge unsrer Journale, wodurch gute Köpfe zerstreut und ihr Fleiß vertheilt wird, in der äußern Lage, die es so manchen zur Pflicht macht, die Feder öfter, als er

sonst

sonst thun würde, zu ergreifen, endlich in Bedürfnissen, die sich nicht zurückweisen lassen. Aber wir haben nur das berühren wollen, was uns Lessing und die Betrachtung über ihn, als Schriftsteller, an die Hand gab. Ueberdem ist es einmahl Zeit, von dem Gegenstande unsrer Biographie auf den Verfasser derselben zu kommen.

Es ist gewiß kein leichtes Geschäft, der Biograph seines eignen Bruders zu seyn. So sehr wir für unsre Person überzeugt sind, daß Lessing einer der schätzbarsten und liebenswürdigsten Menschen, und sein Charakter unter den guten einer der vorzüglichsten war, so hatte doch auch er, wie wir alle, seine mannigfaltigen Schwächen und Fehler. Freylich gehören diese alle, nach dem Urtheile der Billigen, in die Klasse derer, die Horaz mittelmäßige und leicht verzeihliche nennt: aber der Billigen sind immer die wenigsten. Lessing hat sich bekanntlich durch seine mannigfaltigen, oft mit zu viel Hitze geführten Streitigkeiten, und noch mehr durch die leidigen Fragmente, die ihm gewisse Theologen bis auf den heutigen Tag nicht vergessen können, so manchen Tadel, selbst bey der milder denkenden Parthey in der gelehrten Welt, und durch verschiedene Blößen, die er im Umgang und im Privatleben gab, so manchen Vorwurf, selbst von Seiten seiner Vertrauten, zugezogen, daß es für einen Bruder immer eine bedenkliche Aufgabe war, öffentlich hierüber zu sprechen. Herr Lessing hat sich indeß der ihm obliegenden Pflicht auf eine Weise entledigt, die ihm wirklich Ehre bringt, und (denn warum

sollten

sollten wir es nicht frey gestehen?) es hat uns gefreut, ihn als Schriftsteller gerade so zu finden, wie wir ihn als Menschen kennen, — ein Fall, der unter Gelehrten so häufig nicht ist. Frey, offen und unverstellt, dankbar gegen die Freunde und duldsam gegen die Feinde seines Bruders, ohne weder dessen, noch seine eigne Meynung im geringsten, nach den itzt hergebrachten Begriffen und geltenden Rücksichten, zu modeln, — so erscheint er durchgehends in dieser Biographie. Die Aufrichtigkeit, mit der er sich über Lessings Verhältnisse in Wolfenbüttel, die vielleicht mehrern, ihrer wahren Beschaffenheit nach, unbekannt seyn möchten, erklärt, das Licht, das er hier und da auf einige Seiten in Lessings Charakter, vorzüglich auf die ihm eigene Sorglosigkeit und Unbeständigkeit, fallen läßt, die Freymüthigkeit, mit der er, ohne sich der geringsten Unbescheidenheit schuldig zu machen, mehrere Albernheiten an Leuten rügt, die einst einen Namen hatten und zum Theil noch haben, und viel kleine Züge und Anspielungen, die keinem aufmerksamen Leser entgehen werden, bestätigen diese Behauptung hinlänglich. Es ist keine Schmeicheley, wenn wir ihn versichern, daß wir uns dieser Unpartheylichkeit wahrhaft gefreut, und auf dem Bilde, in welchem er am Schlusse alle einzelnen, zerstreuten Züge in ein Ganzes zu vereinigen gesucht hat, mit Antheil und Vergnügen verweilt haben.

Wahrheit ist indeß nicht die einzige Tugend, durch welche sich diese Lebensbeschreibung empfiehlt. Ohne, daß Herr Lessing ausdrücklich auf die Um-

stände hinweißt, die auf die Bildung und Entwikkelung seines Bruders am meisten wirkten, kurz, ohne den pragmatischen Geschichtschreiber machen zu wollen, hat er dennoch, durch eine glückliche Auswahl und Stellung der wichtigsten Zufälle und Begebenheiten in dem Leben desselben, den Leser in den Stand gesetzt, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung selbst aufzufinden und sich die Bildung Lessings, des Menschen und Gelehrten, aus dem Einflusse äusserer Umstände, auf dieselbe Art zu erklären, wie wir aus ihnen seine Beschäftigungen, als Schriftsteller, zu erklären versucht haben. Diese Behandlung ist gewiß bey dem Leben eines Gelehrten, das meistens an bedeutenden und in die Augen fallenden Begebenheiten, die sich erzählen lassen, so arm, und an tausend geringfügigen und doch wirksamen Kleinigkeiten so reich ist, die beste. Auch bey allem Scharfsinn und angewandter Mühe ist der Biograph gewöhnlich nicht vermögend, einen ganz befriedigenden Aufschluß zu geben. Er muß immer noch von dem Seinigen zu viel hinzusetzen; um diese oder jene Erscheinung zu lösen, immer noch zu viel dichten, immer noch dem Leser zu oft vorgreifen. Indem er diesem hingegen die Freyheit läßt, sich die Reihe von Ursachen und Wirkungen in einer selbstgefälligen Folge zu denken, beschäftigt er die Einbildungskraft desselben, auf eine unterhaltende Weise, und indem er ihm bloß den Stoff zum Philosophiren liefert, entgeht er dem Vorwurfe falsch gesehn und ihn irre geführt zu haben. Desto mehr wird es Pflicht für den Biographen, das Charakteristische

ristische in der Handlung des Mannes, dessen Leben er schreibt, aufzufassen, ihn uns in seinen verschiedenen Lagen und Verhältnissen treu zu schildern, und die kleinen Züge, deren er habhaft werden kann, und aus denen man den Menschen gewöhnlich am besten kennen lernt, sorgfältig zu sammeln, und diesen Foderungen hat der Verfasser gewiß Genüge geleistet. Man erinnere sich der Anmerkung Lessings über die Versäumniß des Schulgebets auf der Fürstenschule zu Meißen; seiner Gerechtigkeitsliebe und Freundschaft für den verschrieenen Mylius, seiner kindlichen Entschuldigung gegen seine Eltern; als diese mit seinem Benehmen und Umgange in Leipzig nicht zufrieden waren, seine schriftstellerische Unpartheylichkeit, die sich schon bey der Herausgabe der kleinen Schriften in einem so vortheilhaften Lichte zeigt, seiner naiven Antwort, als man ihm erzählte, sein Bedienter sey bey ihm reich geworden, und viele andre Anekdoten mehr, und man wird es dem Herausgeber gern verzeihen, daß er uns lieber von seinem Bruder hat erzählen, als über ihn raisonniren wollen, zumahl, da er uns für die Einbuße dieses Raisonnements, das ohnehin in seinem Munde, selbst bey aller Bemühung das Anstößige zu vermeiden, aufgefallen wäre, durch einen Ersatz von andrer Art schadlos zu halten gewußt hat.

Als einen solchen glauben wir nämlich mit Recht die launigten Einfälle und scharfsinnigen Beobachtungen ansehen zu dürfen, die Herr Lessing überall eingestreut und wodurch er theils die Einförmigkeit

migkeit der Erzählung unterbrochen, theils ihr selbst einen gewissen Anstrich von Naivetät und Munterkeit gegeben hat, der gefällt. Wir überlassen es unsern Lesern, die erstern in dem Buche selbst aufzusuchen, um so mehr, da es keine undankbarere Arbeit geben kann, als Einfälle auszuheben, und erlauben uns von den letztern nur folgende zwey anzuführen, um die Manier des V. doch in etwas kenntlich zu machen. „Ein Gelehrter, wie Lessing werden sollte, (heißt es unter andern S. 139 wo die Rede von seinen Bekanntschaften in Berlin ist,) mußte seine Zeit mehr unter den Todten, als den Lebendigen verbringen, und die vergangenen Thorheiten und Tugenden mehr, als die Narrheit und Weisheit seiner Zeit studieren. Beydes in gleichem Maße zu verbinden, schien ihm zwar das Klügste. Aber wo zuerst anfangen? Je mehr er studierte, je mehr sah er, daß er noch zu studieren hätte. —— Die Buchwelt, (besser wohl die Bücherwelt) wo man das Gold und Silber der Weisheit gleich gediegen beysammen findet, hatte freylich zu der Zeit mehr Reiz und Anziehung für ihn, als die wirkliche, die aus den entsetzlichsten Teufen nur Erz und Steine födert, wovon die Zugutmachung manchmal kaum der Mühe und Kosten lohnt. Die Süßigkeit bey dem Aufsuchen und Scheiden leuchtete ihm damals nicht genug ein.“ Eben so wahr und fein ist die Bemerkung über den Weg, den junge Leute, die sich fühlen, in Ansehung ihrer Studien gewöhnlich einschlagen. „Es giebt, sagt der V. S. 59 von ihnen, eine Art guter Köpfe, die in der Jugend

vor-

vornehmlich verkannt werden; und unter diese gehörte auch Lessing. Auch die besten Vorschriften sind für sie nicht; sie müssen durchaus ihrem eigenen Gange ganz überlassen werden. Ihrem Studieren eine andere, und wie man glaubt, eine bessere Richtung geben, ist soviel, als sie davon abwendig machen; und wenn sie sich sogar aus eigener Ueberzeugung nach fremder Vorschrift zwingen wollen, so fühlen sie doch das für sie nicht passende Joch. Fallen sie aber auf etwas von freyen Stücken, so leben und weben sie ganz darin und lassen nicht eher ab, als bis sie es ziemlich erschöpft zu haben glauben. Unterdessen nehmen sie aber nichts anders vor; selbst ihre Erholungen haben darauf Beziehung. Je größer der Umfang ihrer Kenntnisse wird, je länger hält ihr Fleiß an. Dabey sind sie aber doch sehr der Zerstreuung ausgesetzt und können leicht auf einen andern Gegenstand mit eben der Hitze und Anhaltung gebracht werden. Das Planmäßige fällt also ganz bey ihnen weg, das jeder andre Studierende beobachten muß, wenn er die Universität nicht vergebens besucht haben will.“ Eben so richtig und einleuchtend ist das, was S. 265 und 275 über sogenannte Theater-Unternehmungen und Schauspieler-Beurtheilungen gesagt wird. Aber dieß mögen Theaterfreunde und Kritiker selbst nachlesen und, wenn sie wollen, im Stillen beherzigen.

So glücklich, wie die angezogenen Beobachtungen und Maximen, sind freylich nicht alle; auch ist der Witz des Verf. sich nicht überall gleich.

Dieser artet allerdings hie und da (wie z. B. S. 444.) in Witzeley aus, und jene gehen zuweilen (wie S. 364.) in flache, oder halbwahre Sätze über. Indeß wünschten wir doch, man wäre mit Hrn. Lessings Handschrift in der Druckerey nicht so willkührlich verfahren, oder hätte ihn wenigstens da, wo die Kritik sich noch an etwas andrem, als an einzelnen Worten und Ausdrücken stößt, über die vorzunehmenden Veränderungen und Auslassungen befragt. Wir sind überzeugt, daß er, seiner billigen und bescheidenen Denkungsart gemäß, den freundschaftlichen Erinnerungen und bessren Einsichten Anderer mehrere Stellen gern würde aufgeopfert, aber manches auch mit einleuchtenden Gründen vertheidigt und so das Ganze gewonnen haben. So wie die Biographie itzt ist, kann der Herausgeber weder alle umgeänderte Stellen unterschreiben, noch alle Beschneidungen und Abkürzungen gut heißen, ja selbst manches ganz und gar nicht für sein Eigenthum anerkennen. Hier sind Belege zu allen drey Behauptungen."

Statt dessen, was S. 328 nach den Worten gewesen wäre folgt, stand im Manuscript: „Was sie aber von Wien hernach ganz abwendete, war die fürchterliche Vorstellung von der Bigotterie der Kaiserinn, um deren Gnade man sehr leicht kommen könnte, wenn man sich nicht mit Weihwasser besprengte und in die Messen liefe. Selbst ihr Sohn der Kaiser konnte dann nicht schützen. Und je edler ihr Charakter gewesen, desto mehr würde er den Gegnern ihrer religiösen Verschiedenheit Stoff gegeben haben,

Es

Es hilft dabey nichts, ob man in großen oder kleinen Verhältnissen steht. Nun hätten sie wohl einer so großen Dame zu gefallen, die übrigens die edelste, gerechteste und gutherzigste Regentinn war, diese Ceremonien mit zu machen sich entschließen sollen; das menschliche Vorurtheil aber wirkte auf sie so mächtig, als auf jeden andern Sterblichen, und ist auch noch so groß, daß es kein rechtlicher Mann zu bekämpfen wagt; ich meyne, daß man den herrschenden Gottesdienst eines Landes oder Regenten eben so harmlos annehme, als man sich in seine übrigen Sitten und Gebräuche findet, wenn man da sein Glück macht. So lange man einer Religion mit der andern nicht gleiche Vortheile einräumt, so kann es mit ihrer Duldung nicht weit her seyn. Sie ist dann nur eine gute Miene bey einem bösen Spiele. Die Griechen und Römer waren so weit.“ Vergleicht man diese Stelle mit dem Texte, so sieht man bald, daß Herrn Lessing nicht nur manche Ideen untergeschoben werden, die aus dem, was er niedergeschrieben hat, nicht hervorgehn, sondern daß sogar seine Privatmeynung von dem, was sein Bruder hätte thun können, diesem als schon halb und halb gefaßter Entschluß beygelegt wird. Uns dünkt, wenn Herr Lessing sich wirklich so ausgedrückt hätte, wie es seinem Corrector beliebt hat, ihn reden zu lassen, so könnte der Schatten des Verstorbenen ihm mit allem Rechte zurufen: Warum schilderst du mich denn schlimmer, als ich war? — S. 436 hieß es im Manuscript: „Ist gleich Mangel und Dürftigkeit auch das Loos eines Gelehrten,

so entschädigen doch die Nachkommen, deren Gerechtigkeit weder von Leidenschaft noch Eigennutz noch von Egoismus mehr verkümmert wird. Und wäre die Sache auch nur bloße Täuschung, so ist es doch die gewisse Aussicht nicht, auf einige Zeit in die Zukunft zu wirken und bewundert zu werden." Keine von beyden Lesarten ist ganz vollkommen; aber verständlicher und mit dem Ganzen zusammenhängender ist die ursprüngliche doch gewiß. — S. 373 nach den Worten Geringschätzung lief der Text in der Handschrift also fort: „In einem Staate, wo Regent und Minister, aus Ueberzeugung und Grundsätzen, so wenig als möglich auf die Beförderung der Künste und Wissenschaften wenden, weil sie noch wichtigere Dinge für den Unterthan zu schaffen haben; wo das Verhältniß der Dinge nicht bloß mühsam geprüft, sondern auch Beweise gegeben worden, daß man den unschuldigsten Steckenpferden Zaum und Gebiß anlegt, da ist die Sparsamkeit eine verehrungswürdige Sache. Aber, wo man gar keinen Begriff davon hat, wo aus der planlosesten Verschwendung noch das einzige Gute herauskömmt, daß Künste und Wissenschaften blühen, da soll das Bißchen Gute allein die schwere Hand der Wirthschaftlichkeit empfinden? Nicht um des Regenten willen, nicht um der Sache willen, sondern um des Mannes willen, der sie als ein Mittel zu seiner Festigkeit braucht. Wenn man zwar auf die Vorschläge sieht, welche der Minister Herr v. H. Lessingen that, so erscheint das Gegentheil. Aber es waren bloß Anerbiethungen. Lessing

sing durfte nur so unbesonnen seyn und auf diese schönen Versprechungen seinen Abschied zu Braunschweig fodern; wie würde Herr von H. seinen würdigen Freund, wie er ihn in seinen Briefen nennt, alsdann ministerialisch behandelt haben! Man hielt Lessingen für zu gelehrt, um hinter so eine feine Staatsmaxime zu kommen, und er hatte sie entdeckt, ehe vielleicht Herr v. H. sie in aller ihrer Schlechtheit ernstlich anzuwenden dachte." Man sieht leicht ein, warum man Herrn Lessing im Buche abermals etwas anders sagen läßt, als er gedacht und geschrieben hat. Der Minister sollte geschont werden. Aber diesem Minister ist in der ganzen Erzählung (man vergl. S. 372 und 378) so viel Bittres, und das nach Verdienst, gesagt worden, daß die Seitenverbeugung, die der Corrector Hrn. Lessing, wider seinen Willen, zu machen zwingt, etwas sonderbar aussieht. Wir denken, Jeder macht sein Compliment nach seiner Weise. Lobt es der Tanzmeister nicht, so lobt es vielleicht der ehrliche Bauer, und lobt es gar Niemand, so ist das Unglück am Ende auch nicht groß. Mehrere Aenderungen, bey denen der schriftstellerische Eigensinn gar wohl fragen könnte: Und warum denn gerade so? Warum nicht gelassen, wie es war? übergehen wir mit Fleiß, um uns nicht dem Verweise, als ob wir auf Kleinigkeiten einen zu großen Werth legten, auszusetzen.

Unter den ausgelassenen Stellen, die wir angestrichen haben, sind viele, deren Unterdrückung uns billig geschienen hat. Einige sind Spiele des

Witzes, oder rügen Fehler an Gelehrten, denen man selbige, wegen ihrer sonstigen großen Verdienste, gern verzeiht; noch andre gehören zu den Digressionen, die nicht am rechten Orte stehen. Aber dieß gilt nicht von allen. Hier sind Beyspiele. Die Nachricht von der Entstehung der Litteratur-Briefe aus dem Göttinger Magazin, die S. 209. nach den Worten mancher heilt sie sich, folgen sollte, könnte unsres Bedünkens auf einen Platz in Lessings Biographie einen weit gerechtern Anspruch machen, als der aus eben dem Magazine S. 431 eingeschaltete Sectionsbericht. Jene hat der Verf., weil sie gewiß mehrern Lesern nicht bekannt und doch für alle interessant ist, eingerückt wissen wollen, und sie ward verworfen, diesen hat er, weil er eigentlich nur für den Arzt wichtig und verständlich ist, ausgelassen, und er ward aufgenommen. Uns dünkt, dieß heißt doch etwas willkührlich mit eines andern Eigenthume verfahren. S. 294. zwischen den Worten wenn er will und dem Anfange der folgenden Perioden, fehlt nachstehende litterarische Nachricht. „Zu Zachariä's auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen, gab er Anmerkungen zu Andreas Skultetus Gedichten, die er freylich wohl meistens in Breslau aufgesetzt hatte. Es haben noch einige andre Nachrichten zu diesem Scultetus geliefert." S. 307. fehlt zu den Worten Lessing kam dadurch (in Hamburg) auf einmahl aus einem Sumpfe,

eine

eine Anmerkung, die der Herausgeber, da sie eine Rechtfertigung seiner Gesinnungen enthält, ungern ausgelassen sieht. Sie lautet also: „Um hier kein Misverständniß bey denen zu veranlassen, welchen es in Hamburg wohl geht und sehr gefällt und mit Recht gefällt, und die das Gleichniß mit dem Sumpfe auf die Stadt Hamburg und, um mehrerer Deutlichkeit willen, auf ihre Einwohner und Lebensart, aus lauter christlicher Liebe, deuten, sey es einmahl für allemahl gesagt, daß Lessing weder das erste noch das letzte meynte, sondern bloß seine mißlichen Umstände, in die ihn Sorglosigkeit, Gutmüthigkeit und jovialische Laune setzte. Er war Berlin, Breslau, Hamburg, und, wie wir sehen werden, Wolfenbüttel und Braunschweig satt; nicht, daß es ihm darin zu gefallen aufgehört hätte, oder, daß er nicht Nahrung genug für seinen Geist gefunden, womit mancher seinem aufgeklärten Geiste ein Compliment zu machen für gut findet, weil es diese Städte ihm nach seinem Dünkel nicht tief genug machen: noch weniger, daß er keine Freunde darin gefunden. Wer sie nicht da findet, reise alle Welttheile durch und er wird diese nehmliche Klage leyern. Er gestand vielmehr seinem Freunde Ebert (Leſſ. Br. W. Th. 2. S. 213.) daß er in Hamburg verschiedene Freunde sehr ungern verlasse und noch ungerner verlassen würde, wenn er nicht in Braunschweig und Wolfenbüttel seines Gleichen wieder zu finden hoffen dürfte. Denn selbst von der Freundschaft wollte er nie begeistert, sondern wahr und richtig sprechen, von ihr durchdrungen, aber nicht ver-

 blendet

blendet seyn. Wem diese Denkart zu nüchtern und kalt deucht, für den ist die ganze lessingsche Handlungsweise nicht, und es wäre Zeitverderbniß, sie gegen ihn zu rechtfertigen." S. 317. wo vom Berengarius die Rede ist, fehlt zum Worte unwürdig folgende litterarische Anmerkung: „Und damit nur Niemand hier sich das Sprüchwort einfallen lasse, ars non habet osorem, nisi ignorantem, so zeige ich hiermit an, daß ich unter den Papieren meines Bruders eine eigenhändige Abschrift dieses Berengarischen Manuscriptes, sowohl von Lessingen, als von seinem Freunde Schmid gefunden habe. Die lessingsche Abschrift hat freylich sehr viele Lücken und nur 86 Seiten in groß Octav, wo auf mancher Seite nicht zehn Zeilen sind, nebst sechs handschriftlichen Stückchen Papier, die auf das Berengarische Manuscript Beziehung haben, und Belege zu seiner Ankündigung desselben sind. Die Schmidsche Abschrift ist schon vollständiger; sie hat 200 dicht beschriebene Quart-Seiten und gar keine Lücken. Am Rande steht allzeit die Seite des Wolfenbüttelschen Manuscripts, um es mit der Schmidschen desto leichter collationiren zu können." S. 309 fehlt zu den Worten die Leidenschaft Liebe, wie sie einige unserer kräftigen Dichter geschildert haben eine Anmerkung von Lessing selbst, die leider, noch in unsern Tagen, ein Wort zu seiner Zeit heißen kann und bey mehrern unsrer lyrischen Dichter ihre Anwendung findet. Um so mehr verdient sie hier eine Stelle. „Viele, schreibt Lessing auf einem besondern Blatte, von

unsern

unsern neusten verliebten Gedichten kommen ja wohl offenbar von Milchbärten, qui nondum amant sed amare amant, wie Augustinus (Confess. L. 3. c. 1.) sehr scharfsinnig von sich sagt, als er in dem nemlichen Alter war. Sie lieben noch nicht, aber sie möchten gern lieben. Sie haben die Liebe noch nicht empfunden, sondern sie wittern sie nur. Daher das wilde kalte Feuer, in welchem ihre strohernen Strophen auflodern. Daher die ungeheuern unnatürlichen Schwünge der Einbildungskraft, in welcher sie von ewiger Bestimmung, von Erschaffung eines für das andre, von unwiderstehlicher Sympathie für einander, der sie alle andern weltlichen Betrachtungen aufopfern zu müssen glauben, schwatzen und schwärmen. Quaerunt quod ament amanter amare, und wenn sie es nun gefunden haben, wenn sie nun wirklich lieben: o wie viel anders finden sie die wahre Liebe, als da sie das Aufwallen ihres Bluts für das erste Grundgesetz der Natur hielten, und diese venam amicitiae sordibus concupiscentiae coinquinebant, wie sich eben daselbst Augustinus ausdrückt."

Von den Einschaltungen, die man sich erlaubt hat, haben wir bereits Proben gegeben. Wir übergehen sie daher, so wie die in Text verwandelten Noten, wodurch der Zusammenhang hier und da gelitten hat, und mehrere mit den Gedanken und Ausdrücken des Verfassers vorgenommenen Umbildungen, die uns ebenfalls nicht befriedigt haben.

Ein zweyter Theil, an dem der Verf. arbeitet, wird Lessingen als Gelehrten, und zugleich manches von seinem Nachlaß, unter andern auch, was er auf seiner Reise nach Italien bemerkt und gesammelt hat, enthalten. Wir brauchen es nicht zu sagen, daß wir ihm mit Vergnügen entgegensehen, aber auch zugleich wünschen, daß er, nach Ueberstehung der gewöhnlichen Censur, keiner zweyten außerordentlichen unterworfen, oder doch das Recht zu verbessern, das bisher in der gelehrten Welt, ohne freywillige Verzichtleistung, dem jedesmaligen Verfasser eines Buches allein zustand, auf keinen Andern übergetragen werden möge.

VII.

Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten, von Friedrich Wilhelm Basilius v. Ramdohr aus Hoya. Leipzig 1793.

Fortsetzung der im ein und funfzigsten Bande abgebrochenen Recension.

Nachdem der Verfasser in den vorigen Büchern den Unterschied zwischen schönen Eigenschaften eines Körpers und der Schönheit festgesetzt hat, baut er auf

auf diesem Grunde fort. Er classificirt in dem fünften Buche die verschiedenen Arten schöner Eigenschaften an sichtbaren Körpern, welche durch Abstraction von den Körpern abgesondert, und in dieser Absonderung ohne Interesse beachtet werden können. Dieselben Eigenschaften aber reichen einzeln nicht hin, einen Körper zur Schönheit zu machen; ja sie sind in manchen Fällen der Schönheit sogar widerstrebend. Die schönste Farbe, das angenehmste Lächeln, die regelmäßigste Form, weit entfernt an jedem Körper zu gefallen, wird oft zu einem Gegenstande des Misfallens. Wenn wir nun die Klasse der wohl erzogenen Menschen zu rathe ziehn, (unter denen der Verf. die Klasse jener weder ganz unaufmerksamen, ganz unerfahrnen Beschauer, noch jener zu aufmerksamen, zu erfahrnen in einzelnen Kenntnissen, die zum Gebrauch des gemeinen Lebens gehören, versteht) so lernen wir, daß ein sichtbarer Körper dann eine Schönheit sey, wenn er ein specifikes Ganzes (Ganze) ausmacht, welches in Uebereinstimmung mit dem Begriffe, der von dem Wesen und der Bestimmung der Gattung und Art, wozu es gehört, in Rücksicht auf Vollständigkeit, Richtigkeit, Zweckmäßigkeit für seine Theile und deren Zusammenhang unter einander, festgesetzt ist, durch das Wohlgefällige, was er dem Auge, und das Interessante, welches er der Seele des Beschauers, in seinen wesentlichen Eigenschaften bey dem bloßen Anblicke darbietet, seine Persönlichkeit erhält. Ueber das Wesen und die

Bestim-

Bestimmung aller sichtbaren Körper sind unter wohlerzogenen Leuten solche Begriffe festgesetzt; ja selbst Körper aus einer idealischen Welt sind in Rücksicht der ihnen beygelegten Körper solchen Begriffen unterworfen. (Nach unsern Vorstellungen ist die Uebereinstimmung eines Gegenstandes mit seinem Begriffe nur eine conditio sine qua non der Schönheit desselben, und dasjenige, was wir schön an demselben nennen, ist gerade das, was unter jenen Begriff nicht gebracht werden kann. Dieses leuchtet am ersten bey der Betrachtung vom Hausgeräthe ein.)

Das Schöne, welches an dem menschlichen Körper dem Auge wohlgefällt, ist zuerst dasjenige, was unsre Sinnlichkeit, wenn auch gleich nur im Geheimen und dunkel erregt. Das Wohlgefallen an dem Schönen in der menschlichen Natur hat jederzeit etwas eigennütziges an sich; die Betrachtung desselben regt die Begierden auf; und diese Erregung der Sinnlichkeit fließt auf unser Urtheil ein, vielleicht, ohne daß wir uns dieser Einwirkung bewußt werden. Der Verf. macht hier einige feine psychologische Bemerkungen, die wir aber nicht ausheben können, wenn wir uns nicht allzuweit aus unsern Grenzen verirren wollen. — Eine zweyte wohlgefällige Eigenschaft an dem menschlichen Körper ist seine Regelmäßigkeit, die Wellenlinien seiner Form, die Aehnlichkeit einzelner Theile desselben mit der Form anderer angenehmer oder nützlicher Körper. — Eine dritte ist das sichtbar-generisch-Interessante. (Begriffe zu denen die Form leitet.) —

ket.) — Die zweyte Klasse der schönen Eigenschaften des menschlichen Körpers sind diejenigen, welche den Geist des Zuschauers mit Interesse erfüllen. Dieses geschieht bey der Wahrnehmung der Vollständigkeit, des richtigen Baues und der Zweckmäßigkeit der Glieder, in Beziehung auf den Geist, dessen Organe sie sind; es geschieht ferner bey der Betrachtung des Vortreflichen und des specifisch-Interessanten im Geiste des Körpers, d. h. in seiner Physiognomie. Eine Physiognomie ist vortreflich und schön, wenn sie auf höhere Fähigkeiten des Geistes zurückführt; sie ist interessant, wenn sie Geisteskräfte ahnden läßt, welche zur Erheiterung des Lebens beytragen. Es geschieht drittens durch die Bemerkung des Ausgezeichneten in den Neigungen, insoferne dieses aus den Mienen und Geberden geschlossen wird, und die verwandten Ideen, die Erinnerung an genossene Vergnügungen weckt.

Diese schönen Eigenschaften des menschlichen Körpers sind einzeln genommen nicht hinreichend, den Körper zu einer Schönheit zu erheben. Sie sind aber auch nicht sämmtlich dazu nothwendig. Unter denen für das Auge wohlgefälligen Eigenschaften ist nur die unbedeutende Wohlgestalt der einzelnen Theile und des Ganzen (seine Regelmäßigkeit, die Wellenlinien an demselben) so wesentlich, daß die Abwesenheit derselben den Begriff der Schönheit zerstört. Unter den Eigenschaften aber, welche dem Geiste des Beschauers interessant sind, ist Vollständigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der ein-

zelnen

zelnen Gliedmaaßen und die Bemerkung ihres richtigen Verhältnisses zum Ganzen schlechterdings wesentlich: aber auch der Ausdruck eines beseelenden Geistes darf der Schönheit des Körpers nicht fehlen; so wenig als der Ausdruck der Willensbewegungen auf seiner Oberfläche.

Auf diese Bestimmung der wesentlichen Eigenschaften einer Schönheit läßt der V. einige Nebenbetrachtungen, über den Unterschied der Regularität und Regelmäßigkeit, und die verschiedenen Arten der Schönheit folgen. Die Regelmäßigkeit des menschlichen Körpers setzt er in die Uebereinstimmung desselben mit dem Begriffe, unter welchen er gehört; die Regularität hingegen in das völlige Gleichmaaß, die gleiche Abstufung, das gänzlich übereinstimmende Verhältniß der Theile zum Ganzen. Die eine, so wie die andre ist wohlgefällig; aber nur jene ist in dem Begriffe der Schönheit des menschlichen Körpers nothwendig. Unter den Schönheiten selbst setzt der Verf. folgende Klassen fest. Die ernste Schönheit: Sie ist diejenige, welche das Gefühl des Erhabnen erregt; sie führt auf Regularität (Aehnlichkeit mit geometrischen Gestalten und geometrischen Gleichmaaß) zurück; sie zeigt Hoheit, ruhige Festigkeit, gebietendes Ansehn; die einzelnen Gliedmaaßen, so wie das Ganze verräth einen ausgezeichneten Grad von Körperkraft; sie offenbart Geistesgaben, welche den Begriff der Seelenstärke erwecken, und eine moralische Kraft, welche Leiden und Leidenschaften zu bekämpfen verspricht. Die reizende Schönheit:

heit: Sie wird der regulären Schönheit entgegengesetzt, aber nicht der regelmäßigen; sie erweckt dunkle Regungen eigennützer Begierden; sie wird von dem Spiel der Farben, der Lichter und Schatten unterstützt; ihre Formen sind mehr geschwungen und stärker gerundet; sie zeichnet sich durch alle diejenigen generisch-interessanten Merkmale aus, welche auf Zierlichkeit, Zwanglosigkeit, Nettigkeit, Leichtigkeit u. s. w. zurückführen; sie offenbart sich vorzüglich in Menschen von noch nicht reifem Alter aus dem Mittelstande. Ihre geistigen Eigenschaften sind Sanftheit der Empfindung, schalkhafte Klugheit, Witz; sie hat den Ausdruck der Heiterkeit, Unbefangenheit, Bescheidenheit, Gefälligkeit, mit einem Worte der Fähigkeiten des geselligen Wohlwollens. Die bedeutungsvolle Schönheit: Sie reizt durch das piquante Spiel der Farben und Lichter; ihre Umrisse zeigen eine auffallende Abwechselung an geraden und krummen Linien; sie führt auf die Begriffe von Neuheit, Seltenheit und Lebhaftigkeit; die wesentlichen Eigenschaften der Gattung, zu welcher das Individuum gehört, sind stark in ihr angedeutet; die Ahndung des Geistes, den wir in derselben wahrnehmen, führt auf einzelne Vorzüge unserer erkennenden und bildenden Kräfte zurück, auf Tiefdenken, lebhafte, reiche Imagination; endlich verräth der pathologische Ausdruck in ihr Gesinnungen und Handlungen, die uns zum Mitlachen und Belachen, jedoch ohne Beymischung einer Verachtung, einladen.

Nach einer kurzen Anwendung des aufgestellten Begriffes einer Schönheit auf den thierischen Körper und die leblose Natur — eine Anwendung, welche eine Erprobung seiner Richtigkeit seyn soll — geht der V. im sechsten Buche zu dem Begriffe des Schönen und der Schönheit in den Künsten fort. Die Productionen der schönen Kunst setzen drey Kräfte voraus. Genie oder die Kraft (in unserm Innern) zu schaffen; Talent, oder die Kraft zusammenzusetzen und auszuführen (das Produkt des Genies außer uns darzustellen) Geschmack die Kraft zu beurtheilen, was den Zweck der schönen Künste am sichersten ausfüllen werde. Dieser Zweck ist nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses; aber auch nicht die Belustigung allein; manches kann Affekte des Schönen geben, ohne zu belustigen; so wie andre Künste und andre Gegenstände belustigen, ohne Affekte des Schönen zu geben. In andern ist beydes verbunden, ohne daß man sie deshalb zu den schönen Künsten rechnen könnte. Zu diesen letztern rechnet der V. die Taschenspielerkunst und die Kunst des Seiltänzers. Hier möchte man nun wohl geneigt seyn, zu leugnen, daß dasjenige, was diesen Künsten wesentlich ist, den Affekt des Schönen errege. Dieses wird nur dann geschehn, wenn ein gewisser Anstand und Reiz der Bewegungen hinzu kömmt, welcher auch weggedacht werden kann, ohne daß der Zweck der Kunst minder erfüllt würde. Das Vergnügende in diesen Künsten aber beruht auf der Wahrnehmung der völligen Erreichung eines (wenigstens scheinbar) schwer

schwer zu erreichenden Zwecks, und folglich auf einer Beurtheilung nach Begriffen. (Es fällt daher in die Augen, daß keine von beyden Künsten den Namen einer schönen Kunst verdiene, obschon ihre Ausübung bisweilen das Gefühl des Schönen erregen mag.) Die schönen Künste unterscheiden sich daher von allen übrigen Künsten in Rücksicht auf ihren Zweck dadurch, daß sie allen wohlerzogenen Menschen eine Belustigung zuführen, die mit ihrer sittlichen Würde im Verhältniß steht. Diese Würde besteht in dem Streben nach selbstständiger Wahrheit und Zweckmäßigkeit, und in der Fähigkeit, durch die Wahrnehmung derselben vergnügt zu werden. Der rohe Mensch begnügt sich mit einer instinktartigen Erkenntniß des gegenwärtigen Augenblicks, und des Gebrauchs, den er in einem bestimmten Falle von einem Gegenstande wird machen können; so wie er an einem Gegenstande nur so weit Vergnügen findet, als er ihn nutzt oder zu nutzen hofft. Der Mensch hingegen, dessen Achtung für seine sittliche Würde durch seine Lage und Erziehung geweckt ist, sucht selbstständige Wahrheit auch in demjenigen auf, was er als Schein der unveränderlichen Anerkennungsmerkmale eines Dinges, getrennt von dessen wirklichem Daseyn, ansieht. Er sucht selbstständige Zweckmäßigkeit auch in demjenigen auf, was er als Schein der unveränderlichen Wirkungsmerkmale eines Dinges, getrennt von dessen wirklicher Brauchbarkeit, erkennt. Das Vergnügen, welches das Auffinden dieser Zweckmäßigkeit und jener Wahrheit erzeugt, können ihm

nur die Künste verschaffen, welche entweder den Schein des wirklich existirenden, oder den Schein des wirklich Brauchbaren darstellen, und also in dem ersten Falle nachahmen, in dem zweyten nachschaffen. Hierdurch unterscheidet sich ein Produkt der schönen Kunst von dem Produkte der Natur. Diese arbeitet auf wirklichen Gebrauch, jene auf den Schein desselben: keine schöne Kunst hat Nutzen, Belehrung und Besserung zu ihrem Hauptzwecke; und sie kann ihn nicht haben, weil bey der Bemerkung desselben das beabsichtigte Vergnügen verlohren geht. Der, oben angegebene, wahre Zweck derselben wird nun noch näher bestimmt. Ein Werk der Nachahmung wird seinen Zweck dann erfüllen, wenn der dadurch hervorgebrachte Schein den Affekt des Schönen erweckt, und durch diesen die Begierde erregt wird, das Wahre und Zweckmäßige in dem Scheine aufzusuchen. Während dieser Nachforschung aber müssen jene das Streben des Geistes unterhalten, und umgekehrt müssen dem Geiste, während der Operation des Erforschens der Wahrheit und Zweckmäßigkeit, Affekte des Schönen zugeführt werden. Endlich aber muß auch der bey der Untersuchung gefühlte Genuß die letzte Anschauung aushalten; und nur dann, wenn dieses Anschauen des Ganzen noch Vergnügen gewährt, hat die schöne Kunst ihren Zweck erfüllt und den Beschauer so belustigt, wie es wohlerzogenen Menschen ansteht sich belustigen zu lassen. Da nun hiebey auf keine besondre Bedingung von Stand, Zeitalter u. d. g. Rücksicht genommen wird, so müssen die Gegen-

stände

stände der schönen Künste innerhalb des Kreises von Kenntnissen, Trieben und Begierden liegen, welche dem wohlerzogenen Menschen zu allen Zeiten und unter allen Völkern zu Gebote stehn und gestanden haben. Der V. bemerkt, daß sich aus dem von ihm aufgestellten Begriffe der schönen Kunst der wesentliche Unterschied zwischen dem nachgeahmten Gegenstande und der Darstellung desselben ergebe, daß jener gleichgültig und häßlich, diese aber dennoch schön seyn kann. Diese Bemerkung ist vollkommen richtig und bewährt sich vornämlich in der Mahlerey und Poesie; aber die von dem Verfasser angeführten Beyspiele scheinen uns nicht zum Besten gewählt.

In dem folgenden Kapitel wird der Begriff einer Kunstschönheit aus einander gesetzt. Sie ist ein Ganzes, welches den darzustellenden Gegenstand so vollständig, richtig und zweckmäßig darstellt, als es die Mittel der schönen Kunst überhaupt, und der Gattung, zu der es gehört, insbesondere, erlaubt. Ein solches Ganze ist eine Schönheit der schönen Kunst, wenn es bey der Vergleichung mit seinem Urbilde und mit dem Begriffe der Kunst, sowohl dem Instinkte als dem Geiste, Affekte des Schönen zuführt. Das auffallendste Vorbild dieser Idee der Kunstschönheit ist der Mensch, in so ferne er ein Gegenstand des gesellschaftlichen Vergnügens ist. So wie wir von diesem ein wohlgefälliges Aeußere, die Gabe der Unterhaltung und einen gewissen moralischen Werth fordern, wenn er eine Schönheit (ein vollkommner Mensch) genannt werden soll, so muß auch die

Kunstschönheit durch analoge Eigenschaften nicht auf einen Augenblick täuschen, sondern ein dauerndes Vergnügen gewähren. (Gleichwohl zeigt hier der Sprachgebrauch einen kleinen Eigensinn. Er beurtheilt die Schönheit immer nach der äußern Form, und gesteht dieselbe auch dem zu, dem Geist und moralische Güte abgesprochen werden müssen. Genug, daß sich die Geistlosigkeit und Bosheit nicht in der äußern Form verräth, so ist das Geschmacksurtheil unbekümmert um die wirkliche An- und Abwesenheit derselben. An eine weitere Untersuchung kehrt sich dasselbe nicht; sondern der Mensch von schöner Form bleibt für ihn eine Schönheit, wie auch immer das Resultat weiterer Nachforschungen ausfallen mag. So wird durch den Sprachgebrauch auch bey ähnlichen Gegenständen auf denselben Unterschied hingedeutet. Man sagt von einem Gemälde, einem Gedichte, es sey eben so interessant als schön; gleichsam um anzudeuten, daß die erstere Eigenschaft nicht mit der letztern zusammenfalle und daß es auch uninteressante Kunstschönheiten geben könne.) Der Künstler, welcher für den allgemeinen Beyfall wohlerzogener Menschen arbeitet, muß seinen Werken, einem allgemeinen Gesetz der Vernunft zufolge, nicht blos einiges Schöne zu geben, sondern Schönheiten in ihnen aufzustellen suchen. Jener Beyfall kann nur dann mit Sicherheit erhalten werden, wenn der Instinkt so wie der Geist beschäftigt, und bey der Erkenntniß der wesentlichen Eigenschaften eines Werkes der Affekt des Schönen erregt wird. Hier scheint es uns würde eine Analyse der Functio-

mehr der Einbildungskraft die aufgestellte Vorschrift in ein helleres Licht gesetzt haben, als die Berufung auf das allgemeine Gesetz der Vernunft, daß man seinen Zweck durch solche Mittel zu erreichen suchen müsse, welche demselben am sichersten zuführen.

In dem zweyten Theile dieses Werkes wendet der Verfasser seine Begriffe von Schön und Schönheit auf die bildenden Künste an. Diese Anwendung ist in vier Bücher getheilt. Das erste, oder das siebente in der Ordnung des Ganzen, handelt von dem Schönen und der Schönheit in den bildenden Künsten überhaupt. Unter diesen erkennt der Verf. drey Hauptarten an, Mahlerey, Bildhauerkunst und Schattirungskunst, indem er die decorirenden Künste sowohl, als die nachschaffenden (Baukunst) und diejenigen, welche durch Anordnung bereits fertiger Körper nachahmen (die Gartenkunst) ganz bey Seite setzt, und sich nur mit denjenigen Künsten beschäftigt, welche sichtbare todte Körper nach specifiken Vorbildern in der Natur hervorbringen, um dadurch das Werk und die Bestimmung eines schönen Kunstwerks selbstständig auszufüllen. Die Eigenschaft, welche diese Künste unter sich gemein haben, machen den Gegenstand der Untersuchungen des siebenten Buches aus.

Eine der ersten gemeinschaftlichen Eigenschaften derselben ist, daß sie insgesammt nicht auf Gleichheit, sondern auf Aehnlichkeit zwischen ihren Produkten und den Vorbildern derselben arbeiten. Wir müssen in einem Kunstwerke die Nachahmung be-

 wundern,

wundern, mit dem Bewußtseyn, daß es keine Natur, sondern Kunst ist.) Niemals ist wahre Illusion ihr Zweck. Die einzige Illusion, welche die Künste überhaupt zulassen, ist diejenige, welche dann erreicht wird, wenn der Beschauer in einem Zustande sympathetischer Begierde auf einen Augenblick vergißt, daß er ein Werk der Kunst vor sich hat. Aber diese Gattung der Täuschung hervorzubringen sind die nachbildenden Künste unfähig. — Eine zweyte Eigenschaft, wodurch sie sich von andern nachahmenden Künsten unterscheiden, ist, daß sie das Körperliche ebenfalls durch einen körperlichen Schein darstellen, während der Dichter das Sichtbare und Körperliche nur schildern und an dasselbe nur zu erinnern sucht. Indem also die Dichtkunst das schöpferische Vermögen unsrer Einbildungskraft in Thätigkeit setzt, bleibt dasselbe bey den Produkten der nachbildenden Künste in Ruhe; und was die Einbildungskraft diesen Künsten verdankt, besteht in der Hervorbringung eines bessern Zusammenhangs und einer größern Bestimmtheit in den einzelnen Elementen der Bilder. Aber eben hieraus folgt, daß der Beschauer des Nachgebildeten dieses nie mit der Wahrheit verwechseln dürfe; daß er sich stets der Kunst bewußt seyn, daß die Elemente des dargestellten Werks sich schon in seinem Gedächtnisse vorräthig finden, und der Künstler endlich dem Beschauer nichts als das Geschäfte übrig lassen muß, die Richtigkeit und Vollständigkeit des Scheins erkennend und beurtheilend zu prüfen. — Von den nachbildenden Künsten wird Treue verlangt; und

die Wahrnehmung derselben ist das wesentlich Belustigende in denselben. In den nachbildenden Künsten besteht diese Treue in der Uebereinstimmung des künstlich nachgeahmten Scheins mit dem natürlichen Scheine wirklich existirender Körper, im Ganzen und im Einzelnen. Sie unterscheiden sich auch hierdurch von andern Zweigen der schönen Kunst. Denn ob man gleich auch bey diesen Treue fordert, so ist doch das Vergnügen bey der Wahrnehmung derselben nicht der letzte Zweck, sondern nur eine Stufe zu Zwecken, welche weiter entfernt liegen. — Diese den nachbildenden Künsten wesentliche Eigenschaft setzt unter allen Kräften unsers Geistes vorzüglich den Scharfsinn in Thätigkeit, aber die Belustigung, welche hieraus entspringt, kann auch durch die Erregung der Thätigkeit anderer Kräfte unterstützt werden. Aber diese Unterstützung ist den nachbildenden Künsten im geringsten nicht wesentlich, und die Wirkung, welche sie durch das Aufgebot dieser Mittel beabsichtigen, wird lange nicht in dem Maaße von ihnen erreicht, wie von den Künsten, welche sich der Worte oder des Spiels der Geberden bedienen. Die Richtigkeit dieser Behauptung zeigt der V. an dem Beyspiele der Mahlerey und Poesie auf eine überzeugende Art, und zieht durch diese Untersuchung eine scharfe Grenzlinie zwischen beyden, so oft mit einander vermischten, Künsten.

Indessen ist in den nachbildenden Künsten die Treue der Darstellung allein nicht hinreichend zu dem Zwecke der Belustigung, wenn sie nicht von Affekten des Schönen begleitet wird, und sowohl

die Sinne durch die Annehmlichkeit des äußern Scheins vergnügt, als den Geist durch die Andeutung interessanter Eigenschaften unterhält. Jenes wird durch das Spiel der Farben, die zufälligen Umrisse in einzelnen Körpern und in ihrer ganzen Gruppirung; dieses durch idealisirte Darstellung, (oder wie der V. sich ausdrückt: wenn der nachgebildete Körper nun gar nicht blos einen wirklich existirenden specifiken Körper, sondern ihn mit solchen generischen Merkmalen der Wahrheit zeigt, daß ich ihn für den Repräsentanten aller Körper seiner Art halten möchte.) durch das was man den Geist eines Werkes nennt hervorgebracht. Eine Figur heißt vorzüglich in einem doppelten Sinne geistreich. Einmal: wenn die äußere Form derselben ein sehr bestimmtes auffallendes Gepräge der Fähigkeiten, der Gedanken und Gesinnungen trägt, welche ihren Geist ausfüllen, wenn gleich diese Stücke an sich weder vortreflich noch specifisch interessant sind. Zweytens, wenn sie der Seele des Beschauers, durch die Ahndung höherer Geistesfähigkeiten in dem Urheber des Kunstwerks, Affekte des Schönen zuführt. Ein jedes Werk der schönen bildenden Kunst muß nebst der mechanischen Kunstfertigkeit, welche zu der richtigen Ausführung des Gedankens erforderlich ist, Geist offenbaren. Wenn es nur die erstere zeigt, so ist es das Produkt eines Handwerkers; erst durch die zweyte Eigenschaft wird es zu einem Werke der schönen Kunst erhoben. Die Werke der bildenden Künste können, endlich, auch durch den Ausdruck interessiren. Dieser ist entweder wirklich in den

nach-

nachgebildeten Gegenständen zu finden (in Menschen und Thieren) oder er wird leblosen Gegenständen nur zu Folge einer gewissen Analogie beygelegt (Gegenden) oder er liegt endlich nur in dem Tone und Charakter des ganzen Werks, ohne Rücksicht auf den dargestellten Gegenstand. Der weitern Ausführung dieser Begriffe, so wie der Anwendung einiger allgemeinen Grundsätze der Schönheit auf die bildenden Künste, ist der übrige Theil dieses Buches gewidmet.

In dem achten Buche beschäftigt sich der V. mit der Mahlerey. Diese Kunst, welche gleichsam den Abglanz der Körper darstellt, und durch Farben, Licht und Schatten auf ihre Rundung schließen läßt, hat vor den übrigen nachbildenden Künsten den Vorzug, eine verhältnißmäßig weit größere Anzahl von Körpern darstellen zu können, nämlich alle diejenigen, von denen uns in der Natur nur eine bloße Ansicht verstattet ist, (sehr entfernte Gegenstände, der Himmel u. a.) diejenigen, deren Umsicht mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden ist; endlich auch die, welche durch die bloße Nachbildung ihrer Gestalt, den Ausdruck der vegetabilischen Kraft, die sie belebt, das Lockere, Leichte und Flüßige, was ihnen eigenthümlich ist, und nur aus dem Spiele der Farben erkannt wird, verlieren müssen. Den Ausdruck der genannten Eigenschaften hat sie auch bey den Körpern, welche die Bildhauerkunst mit ihr darstellt, zum voraus; und diese ihre Beschaffenheit macht sie ganz vorzüglich zur Darstellung der Aehnlichkeit geschickt, bey deren

Auffindung wir an Einem festen Gesichtspunkte völlig genug haben, während wir bey der Untersuchung der Zweckmäßigkeit und Schönheit des Baues der Körper mehr als einen Standpunkt zu nehmen genöthigt sind. Die Gegenstände auf einem Gemälde bekommen durch die individuelle Lage, in die sie gesetzt sind, durch das was sie umgiebt, und vorzüglich durch ihre gänzliche Absondrung von dem Raume, auf dem sich der Beschauer befindet, einen ganz besondern und bestimmten Charakter. Es ist nun nicht genug, daß sie mit andern ihrer Art und Gattung übereinstimmen; sie müssen die Nachbildung wirklicher Individuen scheinen, die wir gekannt zu haben glauben müssen. (Der Satz, daß es der Mahlerey besser anstehe, als der Sculptur, Individuen als Ideale darzustellen, scheint uns vollkommen gegründet zu seyn, ob uns gleich die Gründe des Verfassers die Nothwendigkeit nicht zu erweisen scheinten. Wir haben ehemals über diesen Gegenstand ohngefähr folgende Gedanken gehegt: Alle bildenden Künste können alle körperlichen Gegenstände darstellen; aber nach Maasgabe der Mittel, welche eine jede derselben in ihrer Gewalt hat, wird die eine diese, die andre jene Klasse von Gegenständen in einer größern Vollkommenheit darstellen können. Auf die Grenzen dieser Klasse muß sie sich einschränken. Die Bildhauerkunst, welche ihre Schöpfungen aus dem kalten Steine oder dem Erze hervorgehen läßt, und demnach auf die Darstellung des Reizes und Lebens Verzicht thun muß, muß sich an die Darstellung der reinen Schönheit

halten.

halten. Diese verträgt keine Kennzeichen eines individuellen Charakters; sie ist ein Abstractum der ganzen Art und eben darum kalt; sie wird bewundert, aber sie reizt nicht; die Seele des Beschauers bleibt bey ihrer Betrachtung unbewegt. Dieses alles stimmt mit dem Wesen der Bildhauerkunst sehr gut zusammen. Aber die Mahlerey, welcher alle Mittel durch den Anblick zu reizen zu Gebote stehn, welche ihre Darstellungen fast zu beleben vermag, und uns die Vorstellungen von Wärme und Bewegung in einem hohen Grade der Lebhaftigkeit zuführt, weicht in ihren Gestalten von der kalten abstrakten Schönheit ab, und wählt diejenigen Formen, welche reizen und interessiren können. Dieses kann aber nicht anders geschehn, als wenn sie ihnen eine gewisse Individualität giebt. Dieser Individualität kann sie auch selbst dann nicht entsagen, wenn sie nach dem Ideale strebt. Sobald sie nur das Auge durch diese oder jene Farbe belebt, wird an die Stelle des Allgemeinen etwas Individuelles gesetzt; und was von diesem einen Theile gilt, gilt von dem ganzen Colorit. Wie wichtig dieser Umstand sey, erhellt aus der Vergleichung der Mahlerey mit der Zeichenkunst. Es verdient ferner bemerkt zu werden, daß je isolirter ein Körper von dem Mahler gestellt wird, er sich desto mehr dem Ideal nähern kann. Je mehr hingegen seine Lage Leben und Thätigkeit hervorbringt, desto individuellere Züge wird er annehmen können.) Da nun die Mahlerey mehr als jede andre Kunst Aehnlichkeiten hervorzubringen im Stande ist, so gehört die Hervorbrin-

gung

gung derselben mit der Individualität eines Gegen-
standes zu den wesentlichsten Mitteln, deren sie sich
zur Belustigung bedienen kann. Hiemit aber müs-
sen andre schöne Eigenschaften verbunden seyn. Die-
se sind erstlich diejenigen, welche dem Aeußern des
Gemähldes angehören, die Farbengebung, das Hell-
dunkel und die wohlgefälligen Umrisse der einzelnen
Körper und der ganzen Gruppen. Der Umriß der
letztern kann am füglichsten mit der sanft aufgehü-
gelten Form eines Berges verglichen werden, wenn
diese sich an dem Horizont abzeichnet. Diese Form
als Körper, und aus mehrern einzelnen Theilen zu-
sammengesetzt, betrachtet, in der die Rundung der
einzelnen Theile durch die Folge derselben hinter-
einander bemerklich gemacht wird, in welcher sich
endlich mehrere Partien von Farben, hellen und dun-
keln Stellen bilden müssen, hat man wiederum am
besten mit der Form der Weintraube verglichen, in
welcher eine Menge von Profilen hinter einander
weggereiht, von diesen mehrere durch einen gemein-
schaftlichen Umriß, Farbe und Beleuchtung in Mas-
sen vereinigt sind, welche von andern Massen wie-
der abstehn und sich alle in Eine zusammenfügen.
Zu den schönen Eigenschaften des Aeußern eines Ge-
mähldes gehört auch das generisch-Interessante.
Dieses wird in der Mahlerey ganz vorzüglich durch
die Farbengebung und Beleuchtung hervorgebracht,
durch welche Ideen erweckt und allgemein interes-
sante Eigenschaften (der Lebhaftigkeit, Bescheiden-
heit, Anmuth) gleichsam versinnlicht werden. Oft
kann auch schon die Menge der auf einem Gemählde

enthal-

enthaltenen Gegenstände und die geschickte Verbindung derselben diese Art des Interessanten hervorbringen.

Diese schönen Eigenschaften zusammengenommen machen die mahlerische Wirkung in ihrer höchsten Vollkommenheit aus. Sie müssen mehr oder weniger in jedem Gemälde vorhanden seyn, um diesem ein wohlgefälliges Aeußere für das Auge zu geben, und es würde schwer zu bestimmen seyn, welche von diesen Eigenschaften wesentlich vorhanden seyn müßte, oder entbehrt werden könnte. — Alles, was der Mahler zur Hervorbringung der mahlerischen Wirkung thut, wird zur mahlerischen Erfindung gerechnet, welche man sonst auch noch Anordnung oder Gruppirung nennt.

Die zweyte Gattung von schönen Eigenschaften eines Gemäldes begreift diejenigen unter sich, welche schön an ihrem Innern sind. Zu ihnen gehört vorzüglich die ausgezeichnete Treue in der Darstellung der Individualität, welche an dem Körper Eigenthümlichkeiten wahrnehmen läßt, welche wir in der Natur würden übersehen haben. (Der V. macht hier die Bemerkung, daß die Mahlerey hierinne so weit gehen könne, selbst körperliche Gebrechen und Unvollkommenheiten darzustellen, wenn sie den Charakter der Individualität unterstützen.) Das Geistreiche, sowohl dasjenige, welches in den Körpern selbst, als das, was in der Behandlung des Ganzen liegt; endlich der Ausdruck, und zwar wiederum der, welcher den Figuren eigenthümlich ist, sowohl

als

als derjenige, welcher in dem Körper des Gemäldes (seinem Tone) enthalten ist.

Nachdem nun der Verfasser diese Eigenschaften eines schönen Gemäldes in eine Definition zusammengefaßt hat, wendet er den allgemeinen Begriff auf die besondere Arten der Mahlerey an, welche sich nach den Gegenständen und den Mitteln der Darstellung verschiedentlich modificirt. Dieser Anwendung und der dadurch beabsichtigten Prüfung des Begriffes selbst sind die folgenden Kapitel dieses Buches gewidmet.

Zuerst von dem Stillleben. Es hat Kritiker gegeben, welche dieser Gattung der Mahlerey die Schönheit haben absprechen wollen, weil sie sich an die dargestellten Gegenstände stießen, auf die es dabey ganz und gar nicht ankömmt. Die gemeinsten Gegenstände können auf eine geistreiche Art behandelt werden. Sind dieselben nur in gefällige Gruppen geordnet, angenehm gefärbt und beleuchtet; ist nur in ihrer Färbung, Beleuchtung und Ründung eine mehr als gewöhnliche Wahrheit sichtbar, treten die Körper wirklich hervor; hat nur der Ton des Ganzen einen bestimmten, wohlgefälligen Charakter: so hat man durchaus kein Recht dem Gemälde die Schönheit, und dem gebildetsten Beschauer das volle Recht streitig zu machen, an demselben Vergnügen zu finden. Das nämliche gilt von den Gemälden von Pflanzen, Insekten, todtem Vieh und lebendigem Geflügel; Gegenstände, welche zunächst an das Stillleben gränzen und selbst oft mit diesem Namen belegt werden.

Ferner

Ferner Architektonische Stücke und Perspektiven. Sieht man bey ihnen tief in die Tafel hinein, heben sich die vordersten Gegenstände stark von derselben ab, bilden sie große und wohlgefällige Massen von Gestalten, Farben, lichten und dunkeln Partien, lassen sich diese Theile wieder leicht zu einem Ganzen von dem Auge zusammenfassen, und schmückt dieses die Tafel? ist unter Bewahrung dieser mahlerischen Wirkung eine ergreifende Individualität im Ganzen und im Detail besonders an Farbe und Helldunkeln wahrzunehmen? hat der Künstler in dieser Rücksicht eine eigenthümliche Anschauungsart, ein großes Verständniß verrathen? zeigt die Execution eine dem bloßen Handwerker nicht zuzutrauende Fertigkeit? herrscht in dem Ganzen der Tafel ein feyerlicher oder reizender oder belebender Ausdruck? Dieses sind die Fragen, welche man bey Beurtheilung eines architektonischen Gemäldes aufwerfen muß.

Landschaften und Seestücke. Sie müssen uns das Gefühl geben, etwas ähnliches in der Natur gesehn zu haben, oder doch die Ahndung, daß sie so in der Natur existiren könnten und dann als wirkliche Gegenden von uns erkannt werden würden. Die Umrisse der verschiedenen Gründe müssen sich gut von einander abstufen, die Gegenstände müssen gefällig gruppirt, die Luftperspektiv muß wohl besorgt seyn. Eine vollkommen schöne Landschaft muß einen bestimmten Charakter haben; aber immer wird es hiebey weniger auf den Charakter der dargestellten Gegenstände, als auf die Behandlung, den

Ton

Ton der Farbe und der Beleuchtung der ganzen Tafel ankommen. Nie darf der Landschaftmaler die Wirkung des Ganzen aus den Augen verlieren, welches unvermeidlich geschieht, wenn er das Detail mit einer Richtigkeit behandelt, die nur dann Wahrheit hat, wenn man einen Gegenstand für sich allein ins Auge faßt. Er muß sich ferner hüten, jede schöne Gegend in der Natur für einen geschickten Gegenstand zu einem Landschaftsgemälde anzusehn. Dieser Wahn täuscht oft, und was in der Natur interessant schien, wird auf der Leinwand unbedeutend. Noch weniger gelingt die Darstellung dessen, was in der Natur seine Wirkung der Größe oder gar der Bewegung verdankt. Endlich darf der Landschaftsmaler weniger auf die Einbildungskraft und die Sympathie der Beschauer seiner Werke, als auf ihre Bereitwilligkeit rechnen, bey der Betrachtung auffallender Wahrheit ihren Scharfsinn in eine angenehme Thätigkeit und Spannung setzen zu lassen.

Thierstücke. In ihnen kömmt auf Individualität und mahlerische Wirkung das meiste an, und die Schönheit der Form wird jenen Eigenschaften nachgesetzt. Die größere Abwechselung der Farben und Partien in der Ziege, dem Rinde, dem magern, behangenen Karrngaul, verschafft dieser Art von Geschöpfen einen Vorzug vor dem schönsten und edelsten Reitpferde. In dieser Gattung wird nun aber schon die Richtigkeit der Zeichnung, auch unabhängig von der Wirkung des Ganzen, wichtiger als in den vorhergehenden, weil wir bestimmtere

tere Begriffe von der Richtigkeit, Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit des Baues der größern Thiere hinzubringen. Auch wird hier schon der Geist und Ausdruck in dem physiognomischen und pathologischen Ausdrucke der Gestalten selbst gesucht.

Darstellung des Menschen. Die Mahlerey stellt den Menschen auf dreyfache Art vor, plastisch, physiognomisch und mimisch. Unter der plastischen Darstellung versteht der V. die Bildung eines Körpers in der Absicht, dem Beschauer unmittelbar durch seine Gestalt das Gefühl der Schönheit zu geben. Hier wird aus sehr guten Gründen gezeigt, daß die Mahlerey durch schöne Gestalten nie die Wirkung hervorbringen könne, welche die Sculptur hervorbringt, und daß ein Körper, der als Statue eine Schönheit ausmachte, auf die Leinwand versetzt, darum noch nicht unbedingt für eine Schönheit gelten kann. Dieser Grundsatz bewährt sich auch dann, wenn man den Fall umgekehrt annimmt. Die schönsten Figuren auf den Gemälden der größten Meister würden in Stein dargestellt nicht mehr für so schön gehalten werden. Die reizende und bedeutungsvolle Schönheit ist besser für die Mahlerey geschickt als die ernste; und diese letztere wird im Gemälde immer sehr verschieden von dieser Art von Gestalt in der Statue modificirt. Vieles wird der mahlerischen Wirkung, vieles der Individualität aufgeopfert. Aber jede Art der Schönheit wird doch hauptsächlich nur an einzelnen Figuren aufgesucht; und nur in wenigen Fällen werden größere Compositionen, aus lauter schönen Figuren zusammen-

mengesetzt, die gewünschte Wirkung thun. Mit einem Wort, zur schönen Darstellung des Menschen ist Schönheit des plastischen Baues nicht unumgänglich erforderlich, und sie wird nur da wesentlich, wo sie ein Bestandtheil einer wahren physiognomischen oder mimischen Darstellung wird; das heißt, mit andern Worten, nur da, wo die darzustellende Person, oder die Begebenheit, oder die Situation schöne Menschenformen voraussetzen läßt. Unter der physiognomischen Darstellung wird die Darstellung des Menschen in der Absicht verstanden, den Beschauer auf die Uebereinstimmung seines Aeußern in Ruhe mit seiner Denkungsart, seinen Fähigkeiten und Lebensumständen aufmerksam zu machen. Sie theilt sich in zwey Gattungen, das Bildniß und das Charakterstück. Jenes stellt die Persönlichkeit eines Individui dar; dieses zu gleicher Zeit die Individualität einer ganzen Art von Menschen, indem es solche Menschen zur Nachbildung auswählt, welche die charakteristischen Unterscheidungszeichen einer ganzen Art auffallend an sich tragen. Das Bildniß muß, wenn es auf den Namen eines schönen Gemäldes Anspruch machen soll, vor allen Dingen eine mahlerische Wirkung thun. Dieser Forderung ist der Grundsatz untergeordnet, daß es mit dem Vorbilde in der Natur so weit übereinstimmen muß, als es der Effekt des Ganzen, und der Zweck, das Gefühl der Schönheit durch den Anblick der ganzen Tafel zu erwecken, nur immer erlauben will. In der Erläuterung dieses Grundsatzes werden interessante Bemer-

Bemerkungen über die Treue des Bildnißmahlers beygebracht. Allzu ängstliche Besorgung des Detail hebt die Wahrheit der Darstellung eben so gut auf, als schwankende und unbestimmte Umrisse.— Das Häßliche muß entweder gar nicht dargestellt, oder wenigstens versteckt werden. Häßlich aber ist in dem Bildnisse das Ekelhafte, und alles was sich der mahlerischen Wirkung widersetzt, also steife Trachten, (in denen kein Spiel der Gestalten, der Farben und des Helldunkel möglich ist) der Tanzmeisteranstand u. d. g. Diese Umstände aber abgerechnet, ist die genauste Uebereinstimmung des Bildes mit dem Original das Ziel dieser Gattung der Mahlerey. Aber selbst fehlerhafte Gestalten und unglückliche Physiognomien können durch den mahlerischen Effekt, welchen die Bearbeitung hervorbringt, im Gemälde für schön gelten. Daher darf der Bildnißmahler nie dem Hange zu verschönern so weit nachgeben, daß er an der darzustellenden Gestalt selbst baut; nur verstecken und hervorheben darf er, so lange dieses unbeschadet der Individualität und des mahlerischen Effektes geschehn kann. Einige Bemerkungen über repräsentirende und affektvolle Stellungen, gesuchte Keckheit des Pinsels und Vernachläßigung des Beywerks. — Das Charakterstück ist fast eben so wie das Bildniß zu beurtheilen, nur mit dem Unterschiede, daß die Individualität der Figur zu gleicher Zeit in Rücksicht auf ihre Uebereinstimmung mit der ganzen Art, wozu sie gehört, beurtheilt wird. Von dem Charakterstück ist die Karrikatur verschieden, indem sie

das Unterscheidende allein abhebt; und es abgesondert von denjenigen sichtbaren Eigenschaften darstellt, worinne das Individuum mit der ganzen Gattung übereinstimmt. Sie kann daher (zwar als ein Werk des Genies, aber) nicht als ein Gegenstand der schönen Kunst betrachtet werden.

Mimisch stellt endlich die Mahlerey den Menschen dar, wenn sie aus seinem Aeußern auf eine bestimmte Handlung schließen läßt, bey der er leidend oder unternehmend interessirt ist. Sie stellt ihn blos pathologisch mimisch dar, wenn sie aus seinen Mienen und Geberden den Grund der Bewegung seiner Seele errathen läßt. Sie stellt ihn dramatisch mimisch dar, wenn sie zugleich den Grund seiner Bewegung sichtbar darstellt, folglich eine vollständige, sichtbare Begebenheit liefert, oder die Mienen und Geberden des Menschen aus einer sichtbaren Veranlassung entwickelt.

Beyde Arten der Darstellung können bey einer einzelnen und bey mehrern Figuren auf einer Tafel statt finden. In jenem Fall ist es ein nothwendiges Erforderniß, daß die pathologisch- oder dramatisch-mimische Darstellung durch sich selbst verständlich und deutlich sey. Der Ausdruck der Schwermuth oder des Nachdenkens, die Vorstellung einer Tänzerinn oder eines Verwundeten, welcher ohnmächtig zu Boden sinkt, sind für sich verständliche Vorstellungen. Aber Furcht, Abscheu, Verlangen lassen sich schwerlich durch einzelne Figuren glücklich ausdrücken. Uebrigens ist die Art des Affekts gleichgültig, wenn er sich nur auf eine solche

Art

Art äußert, daß das Gefühl der Schönheit, welches das Ganze der Tafel erwecken soll, dadurch nicht zerstört wird. Daher sey sowohl der niedrige und unedle Ausdruck der Affekten, als auch die Darstellung derjenigen Leidenschaften verbannt, welche widrige Spuren an dem Körper zurücklassen. Je treuer und individueller übrigens die Darstellung des Affekts ausfallen, je mehr der Zustand des Innern durch die äußere Form enthüllt wird, — wozu die Mahlerey mehrere Mittel in ihrer Gewalt hat, als irgend eine andre Kunst — desto größer wird das Verdienst des Mahlers seyn. Hiemit wird er endlich noch den Ausdruck der Individualität verbinden, durch welchen wir überredet werden, die affektvolle Gestalt für das Bild einer wirklichen Person, nicht für ein Abstractum der poetisirenden Einbildungskraft zu halten; ein Umstand, durch welchen sich die pathologische Nachbildung des Menschen von der pathologischen Karrikatur unterscheidet.

Mehrere Figuren auf einem Gemälde zusammengeordnet, ohne durch eine gemeinschaftliche Handlung verbunden zu seyn, werden immer die Empfindung einer gewissen Unvollständigkeit hervorbringen. Sind sie aber zu einer gemeinschaftlichen Handlung vereinigt, so muß diese vor allen Dingen, durch den bloßen Anblick, einer vollständigen und bestimmten Deutung fähig seyn. Man muß es jeder Person ansehn, warum sie mit den übrigen hier auftritt, man muß sehn, daß sie Antheil an der gemeinschaftlichen Handlung nimmt, und welchen Antheil sie daran nimmt. Auf vorläufige, mit

hinzugebrachte Kenntniß darf von dem Mahler gar nicht gerechnet werden, und das bekannteste historische Süjet muß auch für den, welchem die Kenntniß desselben abgeht, einen vollkommen verständlichen Ausdruck haben. Zunächst muß der Künstler bey der Wahl seines Süjets auf Abwechselung im Ausdrucke sehn, und es ergiebt sich hieraus die Regel: Der Moment, welchen der dramatische Mahler aus einer jeden Begebenheit herausheben soll, ist derjenige, der den vollständigsten, bestimmtesten und abwechselndsten Ausdruck in den Mienen und Geberden seines Acteurs motivirt. Ekelhafte und schmutzige Handlungen, wenn sie durch den unmittelbaren Anblick für solche erkannt werden, dürfen gar nicht, Handlungen, welche den Körper entstellen, wenigstens dann nicht gemahlt werden, wenn die Schönheit der ganzen Tafel darüber verloren geht. Hiebey wird der eben so wahre als wichtige Grundsatz eingeschärft, daß nicht das Schaudervolle und Widrige einer Begebenheit, sondern der schaudervolle und widrige Ausdruck, den sie an den Körpern hervorbringt, der Darstellung unwürdig und der Schönheit zuwiderlaufend ist. Bey der Wahl der Personen muß vorzüglich auf den bedeutenden Ausdruck der Physiognomien und ihre (mit der Situation und Rolle, in der sie auftreten zusammenstimmende) Individualität Rücksicht genommen werden. Schönheit des Baues ist nur unter den oben schon angegebenen Bedingungen wesentlich; und noch weniger würde man von dem Mahler durchaus nur schöne Gestalten fodern dürfen.

sen. Eine Reihe idealischer Gestalten über eine Form gegossen, nur in Stellung, Mienen und Geberden verschieden, wird immer nur eine sehr dürftige Wirkung hervorbringen. — Ueber die Anordnung der Personen wird die Regel ertheilt: Die Figuren müssen so gestellt werden, daß das Süjet verständlich sey; daß dasjenige hervorgehoben werde, was in der dramatischen Darstellung am liebsten gesehn wird; daß dasjenige versteckt werde, was dem Gefühl der Schönheit des Ganzen hinderlich seyn würde; und daß die mahlerische Wirkung dabey nicht verloren gehe.

Auch von dem dramatischen Mahler wird Treue verlangt; er wird um desto vortreflicher seyn, je mehr Wahrheit in dem Mienen- und Geberdenspiel der handelnden Personen ist, das heißt, jemehr dieses mit der Situation, in welcher sie vorgestellt werden, und mit dem bey ihnen vorausgesetzten Stand und Charakter zusammenstimmt. Ferner muß er die Wahrheit nicht durch eine zu ängstliche Besorgung des Details verletzen, und folglich nichts ausführen, worauf die Aufmerksamkeit bey einer gleichzeitigen Beachtung alles übrigen nicht gerichtet wird; er muß endlich immer darauf Rücksicht nehmen, daß die mahlerische Wirkung nicht verloren gehe. Bey großen Compositionen kann er sich weder in der Zeichnung, noch im Colorit, noch im Helldunkel genau an die Natur halten. Alle Figuren einer solchen Composition können einzeln genau mit der Natur übereinstimmen, und neben einander doch nur ein sehr unharmonisches und

unwahres Ganze ausmachen. Es ist daher in dieser Gattung der Mahlerey immer etwas conventionelles anzutreffen, etwas, wovon man die Wahrheit im Bilde annimmt, ohne sie darum außer demselben dafür anzunehmen; wobey aber doch die Regel zu beobachten ist, daß die kleinen Abweichungen von der Wahrheit nicht so weit gehen dürfen, daß der Beschauer selbst bey der Uebersicht des Ganzen die Unwahrheit fühlen würde.

Aus den bis hieher aufgestellten Grundsätzen folgt von selbst, daß man mit großem Unrecht mahlerischen Darstellungen von Handlungen des gemeinen Lebens, welche unter Menschen der niedern Stände vorgehn, ihren Anspruch auf den Namen schöner Kunstwerke zu bestreiten gesucht hat. Die Wichtigkeit der Veranlassung und des Zwecks einer Handlung kömmt bey einem Gemälde in geringen Betracht. Alles beruht auf der Deutlichkeit der Wirkung, die sie auf den Mienen und Gebärden der handelnden Personen hervorbringt. Auf der andern Seite ist das größte poetische oder historische Interesse eines Gegenstandes nicht hinreichend, den Mangel dieser Eigenschaft oder der mahlerischen Wirkung gut zu machen. Jenes Interesse ist eine schätzbare Zugabe zu dem Vergnügen, welches aus der Betrachtung eines dramatischen Gemäldes entspringt, aber schlechterdings kein wesentliches Erforderniß zu der Schönheit desselben. Zwar ist die Erweckung interessanter Erinnerungen und die dadurch hervorgebrachte größere Thätigkeit des Geistes alles Dankes werth, aber nur so lange, als das

Wesen eines dramatischen Gedichts nicht darüber verloren geht, oder, wenn auch unabhängig von jenem Interesse der gewählte Augenblick der Situation zur dramatischen Darstellung im Gemälde geschickt seyn würde. Die Mahlerey wirkt auf einen ganz andern Zweck los als die Dichtkunst, und die interessantesten Gegenstände der letztern behalten dieses Interesse in der erstern nur dann, wenn sie dem Beschauer bekannt sind. Die biblische Geschichte, die Geschichte der Griechen und Römer, die Mythologie, deren Kenntniß man bey jedem gebildeten Menschen voraus setzen kann, sind daher die Fundgruben der dramatischen Mahler geworden, und ohne Zweifel sind diese Quellen den neuern particulären Geschichten gewisser Länder bey weitem vorzuziehn.

Eben so wenig wesentlich als das historische Interesse ist in der dramatischen Mahlerey das Verdienst zu belehren, zu bessern, zu belohnen. Wenn sie auf dasselbe mittelbarer Weise Anspruch machen kann, wie dieses nicht bezweifelt werden darf, so muß man doch eingestehn, daß der durch die Mahlerey beabsichtigte moralische Nutzen durch andre Künste auf eine weit vollständigere Weise erreicht werden kann. Die redenden Künste haben in diesem Punkte vor den bildenden einen unglaublichen Vorsprung.

Ein sehr wichtiger Gegenstand, wegen der ganz entgegengesetzten Art ihn zu beurtheilen, ist das aus der Allegorie entspringende Interesse der Mahlerey. Auch hierinne steht die Mahlerey der Dichtkunst bey weitem nach. Einige Worte würken stärker als ein ganzes Gemälde, dessen Formen und Far-

ben von der unsinnlichen Idee ablenken, auf welche der dargestellte Gegenstand hinleiten soll. Indeß kann die Allegorie doch immer als eine schätzbare Zugabe zu dem Vergnügen gelten, welches aus der Betrachtung eines schönen Gemäldes genommen wird. Aber vorher muß das Gemälde die Eigenschaften eines schönen Werkes der Kunst an sich tragen und der Gegenstand desselben muß verständlich für sich seyn. Wie das historische Interesse, so kann auch das Allegorische nur durch Erinnerungen an einen bekannten Gedanken vergnügen, den wir uns entweder schon versinnlicht gedacht haben, oder doch leicht hätten denken können. Bisweilen erhält die Allegorie in dem Gemälde durch die Beziehung auf den Ort, wo es aufgestellt ist, noch einen besondren Reiz.

In dem letzten Kapitel dieses Buches über die Mahlerey erklärt sich der Verfasser gegen den unbestimmten Grundsatz: Nachahmung der Natur sey das Wesen der Mahlerey; aber noch stärker gegen den: daß es in ihr ganz und gar nicht auf die Nachahmung der Natur, sondern auf die Verschönerung der Gestalten und die dadurch bewirkte Spannung der Einbildungskraft ankomme. Diesem letztern Grundsatz zufolge hat man die Meisterwerke der niederländischen Schule ihres alten und verdienten Ansehns zu berauben und ihnen den Namen schöner Kunstwerke streitig zu machen gesucht. Man hat gewisse Gegenstände, so mahlerisch sie auch immer seyn mögen, nicht mehr gemahlt sehn wollen, weil sie nicht plastisch, poetisch, historisch,

moralisch

moralisch interessant sind. *) Hierdurch würde das weite Feld der Mahlerey ohngefähr so eingeschränkt werden, als das Feld der Poesie, wenn man in ihr nur das Erhabene dargestellt sehen wollte.

Mit diesen Warnungen gegen den einseitigen, immer mehr um sich greifenden Geschmack, schließt der Verf. seine Betrachtungen über die Mahlerey. Unstreitig zeigt sich der wahre Geschmack auch in dieser Kunst nur darinne, daß man das Schöne in jeder Gattung zu schätzen und zu genießen wisse. Nie aber wird derjenige auf die schätzbare Eigenschaft eines geschmackvollen Kunstrichters Anspruch machen dürfen, der Form und Materie, Ausführung und Erfindung nicht zu unterscheiden im Stande ist, und das Schöne nur da zu finden meynt, wo er sich gerührt oder seine Einbildungskraft beflügelt fühlt. Unstreitig hat das Interesse des Stoffs einen Werth für den Geist; aber für den Geschmack ist die Schönheit der Ausführung der wichtigere Gegenstand. Jenes ist immer um desto wichtiger, je geringer die Schwierigkeiten der Ausführung sind, und je schwächer die Mittel derselben auf die Sinnen wirken, wie in den redenden Künsten; es kann fast ganz entbehrt werden, wo die Ausführung vorzüglich die Sinnen beschäftigt, und der Einbildungskraft des Beschauers nur einen kleinen Spielraum vergönnt. Man muß in der That eine sehr eingeschränkte Vorstellung von idealischer Kunst haben, wenn man sie nur da zu finden glaubt, wo sich etwas Uebersinnliches offenbart und die Einbildungs-

*) Besonders Georg Forster in seinen Ansichten.

kraft in die hohen Regionen geführt wird. Auch bey der Darstellung der gemeinsten Gegenstände bleibt die Mahlerey eine idealische Kunst. Denn durch die überzeugende Wahrheit der Darstellung und durch eine geistvolle Anordnung für das Auge heftet sie unsre Aufmerksamkeit selbst auf das, was wir in der Natur mit Gleichgültigkeit betrachten, was uns nie das Gefühl der Schönheit erweckt hätte. Sie übertrift also die Wirksamkeit der Natur (in den sichtbaren Gegenständen) ohne gerade die Gestalten derselben zu vervollkommnen; und so unterscheidet sich die mahlerische Treue schlechthin, welche nur zur Wiedererkennung des Gegenstandes verhilft, von der geistreichen Treue, welche den (selbst gleichgültigen) Gegenstand der Natur zu einem Gegenstande des Vergnügens erhebt.

Das Neunte Buch handelt von der Bildhauerkunst und den damit verwandten Künsten. Jene wird in die ganz runde, in die halbrunde und in die flach erhabne eingetheilt. Die runde Bildhauerkunst stellt ganze Körper auf, welche von allen Seiten betrachtet und betastet werden können, aber sie nimmt auf den letztern Umstand nur in so weit Rücksicht, daß sie auf die Möglichkeit der wirklichen Betastung rechnet, und daher ihren Körpern eine Wahrheit und Ründung zu geben sucht, welche selbst die Prüfung des betastenden Gefühls aushalten könnte. Da sie sich der Farben nicht bedienen kann (aus Gründen, welche hier auf eine sehr einleuchtende Weise aus einander gesetzt werden); so bleibt ihr zur Darstellung der Wahrheit nichts übrig

als die Gestalt. Dieser Umstand, verbunden mit dem, daß die Bildhauerkunst ihre Werke nicht wie die Mahlerey durch einen eingeschränkten Raum absondern kann; daß der nachgebildete Gegenstand ein solcher seyn muß, den man nach seiner ganzen Runde zu beurtheilen pflegt; daß endlich der Stoff, in welchem sie darstellt, meist kostbar und schwer zu bearbeiten ist; alles dieses beschränkt die Anzahl der durch diese Kunst nachzubildenden Gegenstände ungemein, und selbst an diesen bildet sie nicht alle Eigenschaften nach, welche die Mahlerey liefern kann. Das Lockere, das Flüßige u. s. w. was das Auge nur durch das Spiel der Farben unterscheidet, so wie dasjenige in der physiognomischen und mimischen Darstellung des Menschen, was ebenfalls nur durch Farben und Helldunkel erkannt wird, kann von der Bildhauerkunst entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen nachgeahmt werden. Endlich kann sie — deren Körper nicht in einem von dem Zuschauer abgesonderten Raume ausgestellt werden — durch das, was den Körper umgiebt, lange nicht so viel Beschaffenheiten desselben, so viel Lebensumstände, kurz, so viele Merkmale seiner Persönlichkeit liefern, als die Mahlerey.

Das Wohlgefällige in der Sculptur hängt besonders von der Art ab, wie sich die Statue dem Auge als angenehm zur Betastung darstellt; und selbst die Farbe wirkt größtentheils nur in dieser Beziehung. An das Angenehme der Farbengebung ist dabey gar nicht zu denken, und selbst das Spiel der dunkeln und hellen Partien hängt allzusehr von

dem

dem Zufall (des Gesichtspunkts und der Beleuchtung) ab, als daß der Künstler auf die Hervorbringung desselben ernstlich arbeiten dürfte. Das Werk der Sculptur muß von allen Seiten wahr und, nicht blos für eine augenblickliche Betrachtung sondern, auf beständig dem Auge wohlgefällig scheinen.

Die für den Geist des Beschauers in den Werken der Bildhauerkunst interessanten Eigenschaften liegen zum Theil in dem gewählten Vorbilde der Natur, theils in dem Kunstwerke selbst. Statuen, in eine schwere Stellung gesetzt, ein Muskelspiel, dessen Nachbildung ausgezeichnete Kenntnisse und eine seltne Fertigkeit der Hand zeigen, gehören zu der letztern; schöne und ausdrucksvolle Gestalten zu der ersten Klasse. Die Vereinigung beyder Arten des Interessanten giebt einem Kunstwerke einen höhern Grad von Vortreflichkeit, und wir setzen sie allenthalben, wo sie statt findet, als nothwendig voraus. Wir fordern daher, daß, wo der Künstler freye Hand gehabt hat, ganze specifike Körper zu bilden, er solche Körper darstellt, welche in der Natur gesehn, bereits eine vortrefliche, specifisch interessante Bedeutung, einen vortreflich specifisch interessanten Geist und Ausdruck zeigen, um für eine Schönheit zu gelten. Die Bildhauerkunst schränkt sich daher in der Wahl ihrer Gegenstände auf Menschen und größere Thiere mit wenigen Attributen ein, und wählt unter diesen die schönsten und interessantesten; jede Unregelmäßigkeit des Körpers, jeder Fehler des Baus wird in dieser Kunst

zur

zur Häßlichkeit, alles was sich dem Gefühl der Betastung auf eine widerliche Art ausdrängt, wird ekelhaft.

Die Treue dieser Kunst schränkt sich auf die Darstellung derjenigen Eigenschaften ein, in denen sie eine vollständige Wahrheit erreichen kann, ohne sich umsonst mit der Darstellung derer zu bemühn, wo sie allzuweit zurück bleiben würde, um ihrem Zwecke nicht selbst Eintrag zu thun. Der Bildhauer wird daher, um der Vollständigkeit willen, das was nur durch Farben und Helldunkel ausgedrückt werden kann, zwar andeuten, aber nie mit dem Anspruche auf eine ausgezeichnete Treue vollenden. Seine vorzüglichste Sorge ist auf die festen Theile und auf das elastische Fleisch gerichtet. Bey den Haaren, dem Augapfel, den Runzeln sieht man ihm den Mangel an Treue gerne nach. Gewänder wird er seinen Körpern nur da geben, wo sie nothwendig sind, und auch in diesem Falle wird er sich hüten, das Nakte dem Auge ganz zu entziehn.

Da sich die Treue der Bildhauerkunst am meisten in ruhigen Gestalten zu zeigen vermag, so ist offenbar, daß ihr die plastische Darstellung des Menschen und der größern Thiere am nächsten liegt. Der individuelle physiognomische und mimische Ausdruck wird von ihr weit unvollkommner erreicht, als von der Mahlerey, in dem er so sehr von Farbe und Beleuchtung abhängt, und überdieß der Wohlgestalt oft nachtheilig ist.

Durch

Durch diese Betrachtungen wird der Verf. auf den Begriff der Idealgestalt geführt, von welcher er drey Arten angiebt: die blos zusammengesetzte; die idealisch nachgebildete Individualität, und die geschaffene Idealgestalt. Die erste entsteht durch die Vereinigung einzelner, aus der Natur genommener schönen Eigenschaften, welche die Natur in andern Verhältnissen und nicht in dieser glücklichen Verbindung zeigte. Hier hat der Künstler Sorge zu tragen, daß er keine Schönheiten vereinigt, welche unter einander nicht zusammenstimmen. Die zweyte Art entsteht durch die Vervollkommnung eines schönen Körpers der Natur, den man mit den festgesetzten Begriffen von Wohlgestalt und Ausdruck zusammenhält und nach ihnen ausbildet. Von dieser Art des Ideals ist der Antinous, viele Fechterstatuen und vielleicht selbst die mediceische Venus. Die dritte Art endlich entsteht durch eine Schöpfung des Einzelnen und des Ganzen. Durch eine Verbindung von schönen Theilen, welche in der Natur in diesem Maaße gar nicht gefunden werden. Unstreitig haben die ersten Versuche der Sculptur in Griechenland nicht einzelne Menschen, sondern den Menschen überhaupt dargestellt. Mit dem Fortschritte der Kunst gab man diesen Andeutungen der Menschengestalt eine dem fleißig bearbeiteten Steine angemessene Wohlgestalt, und die Bildsäule ward nun ein wohlgestaltetes Symbol des Menschen. Die ältesten Statuen sind daher regulär geometrisch, eckigt, oder in den Ründungen zirkelrund. Nach und nach hörten die Künstler auf, die menschliche

Gestalt

Gestalt nach Winkelmaas und Richtscheid zu bearbeiten. Durch die größere, durch Uebung erlangte Fertigkeit brachten sie es dahin, dem Steine auch die Wohlgestalt beyzulegen, welche dem Körper, den sie vorstellen wollten, eigenthümlich ist, aber ohne die Wohlgestalt aufzuopfern, welche den Stein, den todten, festen Körper, schmückt. Einmal, weil man die vortrefliche Wirkung wahrnahm, welche aus der Vereinigung von beyden entsprang; zweytens, weil die reguläre Gestalt nun einmal mit zu den mythischen Vorstellungen gehörte. Drittens, weil die körperliche Bildung des Volkes wirklich auf eine solche Regularität zurückführte. Die griechischen Künstler hatten ferner Götter und Heroen vorzustellen, welche, durch innere und äußere Eigenschaften unterschieden, doch alle die menschliche Gestalt mit einander gemein hatten. Sie hatten also eine Veranlassung, den unterscheidenden Charakter der Gottheiten durch die äußere Form auszudrücken, und suchten in ihrem Charakter auch nur dasjenige auf, was sich durch die äußere Form bezeichnen läßt. Diese innere Eigenschaften führten auf Vorstellungen, die, wenn sie auch nicht versinnlicht dargestellt wären, schon den Begriff des sittlich Vortreflichen oder specifisch Interessanten mit sich führten. Aber nun kam noch die Ausführung hinzu, welche diese sittlichen, vortreflichen oder specifisch interessanten Charaktere ganzer Menschenarten mit einer Vollständigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit darstellte, welche den Vorstellungen sittlich schlechter oder höchst uninteressanter Charaktere schon

eine Vartreflichkeit, ein specifisches Interesse bloß durch die Behandlung beygelegt haben würde. Nun waren aber die gewählten Charaktere insgesammt von der edlern Art.

Aus dieser historischen Entwickelung zieht der V. folgenden Begriff der griechischen Idealgestalt: Ein Marmorblock mit der Wohlgestalt eines todten, festen, bearbeiteten Steines geschmückt, der zugleich den Schein eines wohlgestalteten menschlichen Körpers, als Repräsentanten einer edlern Menschenart, mit der höchsten Vollständigkeit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit in sich faßt. Die Empfindung, welche sie einflößt, ist diese: Das Vorbild hat nicht existirt, aber wenn es erschiene, würde man es mit Bewunderung, aber ohne zweifelndes Erstaunen sehn. (Dieses stimmt im Wesentlichen mit der Kantischen Erklärung des Ideals überein, vermöge deren das Ideal an der menschlichen Gestalt in dem Ausdrucke des Sittlichen besteht, ohne welches der Gegenstand nicht allgemein und positiv gefallen könnte. Der Künstler stellt eine idealische Schönheit auf, wenn er die höchste Richtigkeit der Gestalt mit dem sichtbaren Ausdrucke der sittlichen Ideen, die den Menschen innerlich beherrschen, vereinigt. Kritik der Urtheilskraft S. 59. vergl. mit Seite 57 ff.) Der Verfasser stellt hierauf eine interessante Vergleichung zweyer idealischer Köpfe, eines alten und eines neuen an, und zieht daraus das Resultat, daß die zusammengesetzten Idealgestalten der Neuern durch den Ausdruck von Leben und Reiz gefallen, die geschaffenen

Ideale

Ideale der alten Griechen hingegen den Eindruck der Hoheit geben, und zu einer feyerlichen Stimmung einladen.

In der Darstellung wirklicher Menschen ist die Bildhauerey in Rücksicht auf die Anzahl der nachzubildenden Individuen weit eingeschränkter als die Mahlerey. Das offenbar Mangelhafte und Geistlose darf nie der Gegenstand ihrer Nachahmungen seyn; aber auch unter den wohlgestalteten Körpern wird sie doch nur wenige finden, an denen sie gar nichts zu bessern hätte. Diese Verbesserung ist ihre Pflicht, so lange sie auf den Namen einer schönen Kunst Anspruch machen will, ohne daß man ihr doch gerade zumuthete, nur feyerlich oder reizend schöne Körper hervorzubringen. Es ist genug, wenn sie in der Natur für bedeutungsvolle Schönheiten gelten könnten, oder wenn sie nur in dem Kunstwerke betrachtet dafür gelten mögen. Denn durch die Stellung und Richtung der Umrisse, durch die geschickte Behandlung des Künstlers kann hier ein Körper wohlgestaltet und bedeutend werden, welcher in der Natur diese Eigenschaften nicht hat. Die Geschicklichkeit des Künstlers, dem Wohlgefälligen, fürs Auge unbeschadet, die Züge einer gewöhnlichen Individualität in dem vortheilhaftesten Momente zu fassen, die Gattung und Art, wozu sie gehört, zu charakterisiren, die Beywerke zweckmäßig zu behandeln, den Marmor zu beleben und zum Fleische zu schaffen, gilt hier statt Bedeutung, Geist und Ausdruck, besonders in Büsten.

Wenn der Bildhauer eine Figur in Handlung setzt, so ist seine Darstellung pathologisch oder dramatisch; in beyden Fällen muß sie einen bestimmten und vollständig erklärbaren Ausdruck durch den bloßen Anblick zeigen. Indessen hat die Bildhauerey hier bald eine größere, bald eine geringere Freyheit, als die Mahlerey. Da es in ihr darauf ankömmt, den Beschauer auf Gestalten aufmerksam zu machen, welche diese Aufmerksamkeit in der Natur als Gestalten erregt haben würden, so sind mimische Handlungen, welche die Wohlgestalt oder die Bedeutung vermehren, besonders dann, wenn sie dem Künstler Gelegenheit giebt, seine Geschicklichkeit und Kenntnisse zu zeigen, ein passender Gegenstand der Sculptur, ohne daß es gerade erforderlich wäre, das Motiv der Handlung zugleich sichtbar zu machen. Doch sind hiebey zwey Regeln zu beobachten. Erstlich, die Stellung muß uns veranlassen, das Motiv der Handlung hinzu zu denken. Zweytens, die Stellung muß von der Art seyn, daß wir sie uns in Marmor gestaltet denken mögen; also nicht durch die häufigen Abwechselungen, nicht durch das daraus entstehende Farbenspiel schön. — Der pathologisch-mimische Ausdruck darf nicht treu auf Kosten der Schönheit seyn, und die Alten haben daher in der Darstellung körperlicher und Seelen-leiden lieber unter der Wahrheit bleiben, als ihre Gestalten verzerren und entstellen wollen. Es fehlt der Sculptur an den Mitteln, welche die Mahlerey

in den Händen hat, das Widrige in dem Ausdrucke des höchsten Schmerzes zu mildern.

Bey der Vereinigung mehrerer Bildsäulen zu einer Masse muß der Grund, warum sie vereinigt worden, aus der Art, wie sie sich gegen einander gebärden, vollkommen verständlich seyn. Die Gruppe muß eine Begebenheit enthalten, die durch den bloßen Anblick aus einander gesetzt und durch das Herz eines jeden erzählt wird; eine Begebenheit, die man mit einem Vorfalle aus dem gemeinen Leben in eine Vergleichung setzen kann. Die historische oder allegorische Deutung kann für keinen hinreichenden Grund der Vereinigung gelten. Zwey Personen, welche ohne an einander Theil zu nehmen auf einer Basis zusammenstehn, machen keine wahre Gruppe, wenn sie gleich die Geschichte und Allegorie immer zusammenstellte; zwey sich umarmende Jünglinge aber geben einen interessanten Anblick, was sie auch immer für einen Namen führen mögen. Daß sich die Bildhauerkunst nicht zu großen Compositionen schickt, hat der V. schon in seinem Werke über Rom erwiesen, und daher an dieser Stelle nur die Hauptgründe für diesen Satz kurz zusammengestellt. — Die in einer Gruppe verbundenen Figuren müssen Schönheiten, wenigstens gut gebaute Körper seyn, denen er durch ihre Lage gegen einander eine gemeinschaftliche Wohlgestalt geben kann. Plastische Schönheit scheint hier also allemal die Hauptsache zu seyn, welcher die Wahrheit des dramatischen Ausdrucks immer untergeordnet bleibt. Das historische und poetische Interesse ist zur Schön-

heit einer Bildsäule nichts Wesentliches, und eine Gruppe, welche weder aus schönen Körpern besteht, noch diese in eine wohlgefällige Form vereinigt, wird durch die historische und allegorische Deutung weder schöner noch interessanter. Aber als eine schätzbare Zugabe zu dem Vergnügen, das wir an den ohnehin schönen Formen genommen haben würden, kann es immer betrachtet werden.

Eine allegorische Darstellung erfüllt, als Werk der schönen Kunst, ihren Zweck nur dann, wenn die einzelne allegorische Figur zugleich ein Charakterstück, die allegorische Handlung eine dramatisch mimische Darstellung enthalten. Jene muß durch ihren Ausdruck, nicht blos durch ihre Attributen, den unsinnlichen Begriff versinnlichen (z. B. die Sanftmuth muß sich nicht bloß an ihrem Lamme, sondern vorzüglich an dem Ausdrucke einer sanften Seele in ihren Formen ankündigen;) diese muß schon als Handlung betrachtet verständlich und geschickt seyn, den zum Grunde liegenden Gedanken anschaulich zu machen. (Ein Amor, der auf einem Centauren reitet, muß den Ausdruck des muthwilligen Treibens, der Centaur den Ausdruck der leidenden Begierde haben.) Handlungen, welche nur unter Voraussetzung der Deutung begreiflich oder möglich sind, dürfen von dem Bildhauer, so wenig als einzelne Gegenstände, welche die Sculptur nicht mit Wahrheit nachahmen kann, (Wolken, die Sonne auf der Brust der Wahrheit) blos um der Deutung willen dargestellt werden.

Die

Die Bildhauerkunst hat von den ältesten Zeiten an zu Erhaltung des Andenkens von Menschen und Begebenheiten durch Denkmäler gedient. Zu diesen gehören die Ritterstatuen, die Bigä und Quadrigä, welche die Alten hauptsächlich an Gebäuden, die Neuern lieber auf der Mitte öffentlicher Plätze angebracht haben. Dieser Umstand modificirt den Charakter derselben; denn ein decorirendes Werk wird in Beziehung auf dasjenige beurtheilt, wo es angebracht ist. Von den vorhandenen Ritterstatuen urtheilt der V. daß das wahre Verhältniß von Größe und Vortreflichkeit, worinne beyde Figuren gegen einander stehen müssen, in keiner derselben getroffen sey, daß aber vielleicht die Centauren der Alten auf die wahren Verhältnisse führen könnten. Bey den übrigen Arten von Denkmälern empfiehlt er Einfachheit und widerräth große Compositionen, eine theatralische Decoration und widerliche oder unschickliche Allegorien. Ueber die Thiere, welche die Alten meist nur als Attribute bildeten, sagt er nur einige Worte und gesteht den Neuern, in Rücksicht auf Wahrheit in der Darstellung derselben, den Vorzug vor den Alten zu.

Als Resultat dieser Reihe von Betrachtungen wird der Satz aufgestellt: es liege in dem Wesen der Sculptur wohlgestaltete Menschen zu liefern, und ihr höchster Zweck sey der, den menschlichen Körper als eine idealisch geschaffene Schönheit darzustellen. Auch ein nothdürftig wohl gebauter Körper, gut ausgeführt, kann nothdürftig für ein schönes Werk der Sculptur gelten;

 aber

aber das Auge des Künstlers muß darum nicht weniger auf die höchste Vollkommenheit und die Darstellung der vollkommensten Schönheit gerichtet seyn.

In einem Anhange zu diesem Buche handelt der Verfasser von einigen Arten Sculptur und den ihr verwandten Künsten. Zuerst von dem Hautrelief. Es ist eine Nachäffung der runden Sculptur und muß folglich nach denselben Grundsätzen beurtheilt werden. Nur Körper von kugelrunder Gestalt können, in ihrer Hälfte vorgestellt, den Schein der ganzen Rundung geben. Unter den Gegenständen der Sculptur paßt dieses nur auf den Menschenkopf, der demnach entweder ganz en face oder ganz im Nasenprofile gezeigt werden muß. Ganze Körper lassen sich so ohne eine auffallende Unwahrheit nicht darstellen. Köpfe, welche man auf diese Art behandelt, müssen wegen ihrer plastischen oder physiognomischen Schönheit den Beschauer auffordern, die Wahrheit blos nach dem halben Durchschnitt zu untersuchen und es damit genug seyn zu lassen. — Nicht alle Regeln der ganz- und halbrunden Sculptur treffen auf das Basrelief zu. Es hat nicht den Ernst der erstern, aber, ob es gleich nur Eine Ansicht erlaubt, auch nicht die Vortheile der Mahlerey. So wie also das Wohlgefällige hier nicht auf der mahlerischen Wirkung beruhen kann, so kann doch auch auf der andern Seite das betastende Gefühl nicht den Einfluß auf das Angenehme in dem Basrelief darbieten, den es in der runden Statue hat. Es kömmt also in dieser

Kunst

Kunst das meiste auf die Wohlgestalt der Umrisse an, welche die Fläche angenehm überziehn; es kömmt auf das Gefällige der Erhöhungen an, welche über die Tafel heraustreten: (jenes hat sie mit der Mahlerey, dieses mit der Sculptur gemein.) In der Wahl der Formen ist sie nicht sehr eingeschränkt, und sie kennt fast nichts Häßliches als das Steife, Plumpe und Unbewegliche. Sie stellt hauptsächlich Menschen und Thiere vor, aber sie versteigt sich zuweilen bis zum leblosen Körper. Das Interesse für den Geist sucht sie hauptsächlich durch Bewegungen und Geberden hervorzubringen; und sie legt den Ausdruck mehr in den Bau des ganzen Körpers als in das Gesicht. In den Köpfen der alten Basreliefs ist eine geringe Abwechslung, und der Ausdruck in den Mienen ist oft unbedeutend, oft übertrieben. — Bey größern Compositionen stellt sie ihre Figuren neben einander auf Einen Grund (und darum sind Aufzüge, Tänze, Opfer ihre liebsten Gegenstände); höchstens läßt sie zwey Gründe in sehr geringer Entfernung von einander zu. Dieses beschränkt die Wahl ihrer Süjets sowohl als die Art, wie sie mehrere Personen an der nämlichen Handlung Theil nehmen lassen kann. Die Verbindung runder, halbrunder und flacherhobner Figuren in Einem Werke, und die Vorstellung tiefer Entfernungen, ist der Misbrauch der Kunst und ein Einfall in die Gränzen der Mahlerey.

Zu den mit der Sculptur verwandten Künsten gehört zuerst die Gießkunst, deren Werke nach denselben Grundsätzen beurtheilt werden müssen, als

 die

die Werke der Sculptur. Aber die Vorstellung von den Schwierigkeiten, welche zur Hervorbringung derselben haben überstiegen werden müssen, geben ihr einen ernstern Charakter, welcher sie deshalb auch geschickter für die hohe Schönheit macht. Bey der Boßirkunst kommen die überwundenen Schwierigkeiten gar nicht in Betrachtung, und ihre Werke werden daher mit Recht einer strengern Prüfung unterworfen, als die Werke der Sculptur. Gelegentlich werden die Gründe angegeben, warum colorirte Wachsfiguren nicht für Schönheiten gelten können. Auf die Schnitzkunst, die Stempelschneiderkunst und Steinschneiderkunst, insoferne sie zu den schönen Künsten gerechnet werden, passen alle Regeln, welche über die runde und flache Sculptur gegeben werden.

Das Zehnte und letzte Buch ist endlich den Betrachtungen über das Schöne und die Schönheit in den Schattirungskünsten gewidmet. Es werden darunter diejenigen Künste verstanden, welche den Schein wirklicher Körper auf einer Fläche ohne stereomatische Erhöhung, und ohne Treue in der Farbe und dem gefärbten Lichte liefern. (Der letztere Umstand gilt auch von illuminirten Kupferstichen, welche keine wahre Färbung liefern, sondern das Licht bloß andeuten.) Es giebt ihrer eine große Menge, welche der V. einzeln zu betrachten für unnütz hält. Im Allgemeinen behauptet er folgendes von ihnen: Alle ihre Werke, welche bloß bestimmt sind zu unterrichten, gehören nicht in die Klasse der schönen Kunstwerke. Ihr Werth liegt

in

im der treuen Nachbildung der charakteristischen Merkmale eines Körpers, und dieses macht alles Bestreben nach Schönheit überflüßig und oft zweckwidrig.' Ferner: diejenigen ihrer Werke, welche die Wahrheit der Natur bloß andeuten, aber sie nicht mit der Treue im Ganzen und im Detail liefern, welche ein Werk der nachbildenden Künste fordert, folglich mehr durch ein außer ihnen liegendes Interesse, als ihren innern Werth vergnügen, können wenigstens nicht als Werke der nachbildenden Künste für schön gehalten werden. Sie sind mehr eine sinnliche, nach dichterischen Zwecken eingerichtete Zeichensprache, welche der Einbildungskraft die Zusammensetzung von Gestalten erleichtert, oder bekannte Begebenheiten, interessante Situationen in das Gedächtniß zurückrufen. Es muß also bey der Beurtheilung einer Zeichnung, eines Kupferstiches u. s. w. immer auf den Umstand Rücksicht genommen werden, ob der Künstler dichterisch schildern oder treu nachbilden wollen. In dem erstern Falle ist es genug, wenn die Vorstellung so weit versinnlicht ist, daß sie die Seele in den Zustand des Strebens setzt, dergleichen der Dichter zu erwecken sucht. Nicht so in dem zweyten Fall. Wenn der Künstler der Mahlerey nacharbeitet, so fordert man vorzüglich treue Nachahmung der Zeichnung und des Helldunkel, ja selbst Andeutung der Manier des Mahlers in der Behandlung der Farben. Bildet er Werke der flachen Bildhauerkunst nach, so besteht der Vorzug seines Werkes hauptsächlich in der Wiederlieferung der stereomatischen Ründung.

bilden endlich die Schattirungskünste die Natur auf eine ihnen eigenthümliche Art nach, so müssen sie nach einem eigenthümlichen Maasstabe beurtheilt werden. Das Angenehme für das Auge besteht dann in der Farbe der Fläche und der Farbe, mit welcher gezeichnet wird; das Wohlgefällige beruht auf der Wohlgestalt, welche die Fläche durch die darauf gezeichneten Figuren enthält, und diese ist entweder die mahlerische oder die der flachen Sculptur. Das generisch-Interessante ist die Reinlichkeit, Nettigkeit und das Ungezwungene der Behandlung. Die interessanten Eigenschaften erhält ein solches Werk der Schattirungskünste, theils durch das Süjet selbst, theils durch die Ausführung; und es fällt in die Augen, daß in einer Kunst, welche nur so wenige Bestandtheile der Wahrheit liefern kann, die Geschicklichkeit des Künstlers, seine eigenthümliche Anschauungs- und Fassungsart, seine Empfindung, seine Geschicklichkeit, sein freyer Schwung der Hand mehr als in jeder andern in Betracht gezogen werden muß. In der Wahl der Gegenstände haben sie eine eben so große, ja noch größere Freyheit als die Mahlerey, und man wird in ihren Werken, z. B. die Darstellung eines physisch ekelhaften Gegenstandes ertragen, weil die Farbe sich nicht mittelst des Auges dem Gaumen und der Nase aufdringt.

Dieses ist der Inhalt eines, wie schon dieser Auszug lehren muß, höchst reichhaltigen und für die Kritik der bildenden Künste wichtigen Werks. Da unsre Bibliothek ganz vorzüglich dazu bestimmt

ist

ist, eine räsonnirende Chronik der Begebenheiten auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften zu seyn, so haben wir es um desto mehr für unsre Pflicht geachtet, die Grundsätze des berühmten Verfassers so vollständig und treu als möglich auszuzeichnen. Dieses Verfahren schien uns nützlicher und dem Zwecke unsrer Bibliothek angemessner, als einen oder den andern Satz herauszugreifen, zu erläutern, oder zu bestreiten, wobey der Rezensent dem Leser selten und dem Autor fast niemals Genüge thut.

Dasjenige, was dem vor uns liegenden Werke einen ausgezeichneten und seltenen Werth giebt, ist die Kenntniß der Künste, welche der V. desselben durch eigne Anschauung und eine langwierige, oft wiederholte Erfahrung erworben hat. Man bemerkt überall, welch' ein reichhaltiger Stoff in dem Gedächtnisse des V. niedergelegt war; und man fühlt wohl bisweilen sogar, wie dieser große Reichthum ihn wegen der Anordnung in Verlegenheit setzte, wie ihm die Deutlichkeit, mit welcher er den einzelnen Gegenstand vor sich sah, Distinctionen und Abtheilungen zu Gunsten des Einzelnen abdrang, welche vielleicht nicht immer unumgänglich nothwendig gewesen wären; aber man bemerkt noch weit öftrer mit Vergnügen die Auswahl unter den Beyspielen, und die glücklichen, zweckmäßigen Erläuterungen, welche nur durch die Hülfe einer so ausgebreiteten Erfahrung gegeben werden konnten. Dieses ist besonders im zweyten Bande sichtbar, welcher schon aus diesem Grunde, und weil sich der

Leser,

Leser, nach Zurücklegung des dornigten Pfades der allgemeinen Grundsätze, zur Anschauung der Künste selbst geführt sieht, mit weit größerem Interesse gelesen werden wird, als der erstere.

Wir können nicht schließen, ohne noch eine Bemerkung über die Art des Vortrags zu machen. Der V. beobachtet die Methode, jedem Kapitel das Resultat der in demselben enthaltenen Untersuchung umständlich vorauszuschicken, dann die Untersuchung selbst anzustellen, und diese nun wiederum in das vorangesetzte Resultat zusammenzufassen. Diese Methode scheint uns, außerdem daß der Leser gezwungen ist, ein und dieselbe Sache zwey, oder eigentlich dreymal zu lesen, nicht allzu zweckmäßig zu seyn. Von zweyen Fällen wird immer einer statt finden. Entweder versteht man die Einleitung schon aus sich selbst, so wird man die Deduction — welche bisweilen nur wenig mehr enthält — überflüßig finden; oder man versteht sie nicht. In diesem Falle wird man anstehn sie zu lesen, bis man sie verstehen gelernt hat, und da man sie am Schlusse des Kapitels wieder findet, wird sie als ganz überflüßig betrachtet werden müssen. Um in philosophischen Untersuchungen den Leser zu reitzen, scheint es uns, muß man ihm, eben so wie in dem pragmatischen Gedichte, das Resultat nur von ferne und in derjenigen Dämmerung zeigen, welche den Geist zu einer angenehmen Thätigkeit spannt, und ihn bereitwillig macht, dem Schritte seines Führers zu folgen, wenn

er

er ihm nicht gar schon voraueilt. Rathen, Selbsterfinden ist angenehmer als Erklären. Jenes Vergnügen verschafft ein Schriftsteller seinen Lesern, wenn er auf die besagte Art verfährt; unser Verf. verstattet den Seinigen nur das letztere.

IX.

Kunstnachrichten.

Rom. Der Handel mit Kupferstichen nach dem festen Lande, der für England so einträglich ist, hat die besondere Aufmerksamkeit des Großherzogs von Toscana erregt, und ihn auf den Gedanken geleitet, diesen Handelszweig auch in seinem Lande gedeihen zu machen. Zu diesem Ende hat er den berühmten Kupferstecher Morgan von hier in seine Dienste gezogen, und ihm ein geräumiges und schönes Haus eingegeben, wo er mit Hülfe einiger andern jetzt beschäftigt ist, die Kunst auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen. — Puccini, ein grosser Kunstliebhaber, obgleich eigentlich ein Rechtsgelehrter, hat die Aussicht über die Florentiner Gallerie erhalten. — Man hat mit dem weitern Graben nach den Schätzen der alten Stadt Gabia einhalten müssen, weil die Ueberbleibsel sich weiter

unter

unter der Erde hin erstreckten, als das Landguth des Prinzen Borghesi reicht. Indeß hat man doch schon viel Stücke von Werth und ungemeiner Schönheit an das Licht gebracht.

Paris. Hier ist in der Straße Richelieu ein neues vortreflich angelegtes Theater erbaut worden. Aus der davon im Druck erschienenen interessanten Beschreibung wollen wir unsern Lesern das Merkwürdigste mittheilen. Alle Beschreibungen dieser Art sind, zumahl ohne beygefügte Zeichnungen, etwas dunkel; um diese Dunkelheit nun nicht zu vermehren, oder zu irgend einem Misverständniß Veranlassung zu geben, setzen wir die ausgehobenen Stellen in der Sprache des Originals her.

»Un périftile fpacieux, de toute la largeur du monument, et percé de 13. arcades, eft exterieurement décoré de feftons fufpendus entre les confoles qui foutiennent le balcon. Ce périftile offre une entrée d'autant plus commode qu'elle eft de niveau avec la rue. Il eft fermé de grilles, qui toutes peuvent s'ouvrir pour l'entrée et pour la fortie du fpectacle. Là fe trouvent les bureaux pour la diftribution des billets. Le veftibule eft décoré de deux rangs de colonnes d'ordre Dorique qui foutiennent un plafond orné d'arabesques en relief. Il eft échauffé par trois poëles et terminé, à gauche et à droite, par deux grands efcaliers. Il communique par des larges corridors à deux autres efcaliers plus petits, qui degagent auffi par des forties latérales fur les rues Louvois — — Au premier étage fe trouvent les entrées des corridors qui conduifent au parterre, à l'orche-

ﬅre, et aux loges grillés ou baignoires. Au même pallier, on entre du coté de la rue dans un foyer décoré de colonnes, de glaces et de panneaux ornés d'arabesques en relief. Ce foyer, qui peut, en certaines occasions, ne former qu' une piece eſt cependant diviſé en trois parties, donnant toutes ſur le grand balcon de la principale façade du batiment. Le ſécond corridor répond aux ouvertures des premieres loges. Il a, du coté de la rue, des croiſées percées, à balcons, donnant ſur le foyer: les extremités de ce ſecond corridor ſ'ouvrent ſur le theatre. Dans le troiſieme corridor ſont les entrées des ſecondes loges. Le quatrieme conduit au troiſieme rang des loges, et du coté de la rue, il communique à un logement de toute la largeur de l'édifice, ſuſceptible d'être diſtribué commodement pour un raſſemblement des citoyens ou club. Enfin le cinquieme pallier ſert d'ouverture à des grands amphitheâtres, regnant autour de la ſalle, d'ou l'on peut jouir très commodement du ſpectacle. La décoration de la Salle eſt tellement liée à celle de l'avant-ſcene qu'il ſeroit difficile d'en ſéparer la deſcription. Dix colonnes cannelées d'ordre Corinthien, ſurmontées d'un riche entablement, compoſent ſa principale architecture. Ces Colonnes ſoutiennent quatre grands arcs doubleaux, qui portent une corniche ſervant d'appui à une coupole d'environ 54 pieds de diamêtre. Les loges, ſeparées ſeulement par les quatre colonnes placées au fond de la ſalle, ne ſont diviſées entre elles qu' à hauteur d'appui. Les devants en ſont ornés de draperies rouges à crépines d'or. La couleur du fond des loges eſt bleue. Au niveau des loges, les cannelures des colonnes ſont ouvertes et forment ainſi, à chaque étage, quatre

loges grillées. La frise faisant le dévant du cinquieme rang de spectateurs est orné de festons de fleurs. Les ouvertures des trois arcs doubleaux, au-dessus de l'entablement, laissent voir des parties de plafonds divisés et soutenus par des lunettes toutes décorées d'ornements. Les intervalles des arcs doubleaux, formant des pendantifs, sont percés par quatre lunettes, dont les plafonds sont, ainsi que les angles des pendantifs, ornés de figures et d'ornements en stuc feint. Louis, architect du monument, a desiré que le plafond de la coupole fut éclairé d'une maniere vive et mysterieuse, et pour seconder son dessein, le peintre a choisi pour sujet les beaux arts employés aux representations théâtrales réunis dans une même enceinte et decouverts aux spectateurs par quelques génies dissipant les nuages. L'avant-scene, qui n'est interrompue par aucunes loges est couronné de l'un des arcs doubleaux qui font partie de la décoration intérieure de la salle. Les intervalles des six colonnes qui le suotiennent sont ornés de quatre figures en pied, représentant la tragedie, la comédie, la musique et la danse, placées dans des niches richement décorées et surmontées de quatre bas-reliefs dont les sujets, en jeux d'enfants, sont relatifs à ces arts. L'ouverture, au-dessus de l'avant-scene, laisse voir un cul-de-four orné de caissons et rosaces, sur lesquels se détachent un grouppe de rénommées, tenant d'une main une banderolle qui porte l'inscription *Aux arts* et de l'autre des guirlandes de fleurs et de fruits soutenues aussi par des génies. Ces morceaux de sculpture, de la main de Berner, sont portés sur une portion de l'entablement qui regne autour de la salle. Le théâtre est très vaste. Sa profondeur totale, en y

com-

comprenant l'avant-scene, est de plus de 75 pieds; et sa largeur, prise du devant des contreforts est de 75 pieds. La hauteur totale de la cage du théâtre est de 100 pieds, depuis le plancher au dessous du ceintre jusqu' au pavé du fond sous le théâtre. Sur la salle sont deux planchers, dont le prémier entoure la coupole et reçoit les ouvertures des ventilateurs pratiqués derriere les arcs doubleaux pour la raréfaction de l'air. Le sécond plancher est celui de l'attelier des peintres de décorations, qui s'étend sur toute la portion du batiment, prise de l'avant-scene à la rue de Richelieu. Le théâtre est entouré de foyers pour les acteurs, de salles de répétition, de magasins d'habits et de décorations; enfin de toutes les pieces utiles à son service. — — Nous avons dit que l'architecte de ce théâtre Louis, avoit imaginé un moyen d'illuminer vivement la salle. En effet, dans la répétition d'éclairage qui s'est faite le 14. août, nous avons été frappés de tout l'éclat de cette méthode vraiment magique. Les nuages répoussés par les Genies sont peints sur un plancher separé de la calotte; ils portent des lumieres invisibles à l'oeil des spectateurs placés au bas de la salle; ces lumieres produisent le plus grand éclat sur la peinture. D'un autre côté, les nuages sont fortement éclairés par le lustre et toutes ces lumieres d'en haut, réunies à celles de la rampe, répandent dans la salle une lumiere extraordinaire. Robin, dejà connu avantageusement pour ce qu' on nomme dans l'art les grandes machines et la science des plafonds, a été choisi pour la peinture des figures de cette salle. Il a représenté dans la coupole, la réunion des talens propres au théâtre. On y voit en effet la Comédie au visage gracieux, tenant d'une main un masque et

de l'autre embraſſant la buſte de Moliere, porté ſur un ſocle décoré de maſques comiques antiques. La Tragedie eſt debout; elle ſe réconnoit à ſon manteau de couleur rouge, au poignard et à la coupe qu' elle tient en main. A ces deux muſes ſe lie un grouppe charmant: c'eſt celui qui repréſentent la Muſique et la Poeſie lyrique ſe tenant par la main. Auprès de ces deux ſoeurs, les cygnes, qui ſont leurs attributs ordinaires, ſe becquetent, et dénotent par là l'étroite liaiſon d'Euterpe et de Clio, reconnoiſsables encore par les médaillons de Lulli et de Quinault, qui ſont auprès d'elles. Ces muſes ſont entourées et ſuivies de divers inſtrumens perſonnifiés, tels que le violon, la baſſe de viole, la flûte, le hautbois, le tambourin, les cors, les cimballes et les timballes. En avant de ces grouppes éloignés, la Danſe légere, dans la plus agréable attitude, ſ'exerce au ſon de la harpe de Terpſychore, pincée par un génie. A travers un percé de nuages, la peinture apparoit, occupée de ſon art. Les ſinges, attribut qu'on lui donne, ſont auprès d'elle. Elle eſt grouppée avec la figure de la Mécanique, tenant en main l'inſtrument de phyſique par lequel on démontre les loix de la gravitation. Du côté oppoſé à ces figures, et ſur les premiers plans de cette compoſition tout-a-fait poëtique, on voit d'abord un grouppe d'enfants jouant avec le maſque et les flêches de la Satyre; enſuite le Dieu Momus ſemble amener ſur la ſcene la Folie, à laquelle l'auteur fait tenir un frein toujours utile dans les jeux offerts au public. Toutes les figures de cet tableau ſont entourées d'une elegante colonnade d'ordre ionique antique. Les bas-reliefs du ſtuc feint, peints au petits plafonds ronds des quatre lunettes, placées entre les

huit

huits pendans, représentent l'architecture, la sculpture, l'optique, et l'art des costumes théâtrals. Les génies peints dans les pendantifs sont ceux de l'harmonie, de la poesie lyrique, de la comédie, de la tragedie, couronnant le médaillon de Corneille, de la Danse aux ailes de papillon, de la poésie pastorale, de la poésie érotique, qui se laisse voluptueusement bruler le coeur par l'amour et tient en mains ces mots de Petrarque *l'amar m' è dolce*... enfin les génies de la poésie lyrique et de la poésie satyrique; celui-ci reçoit d'un petit satyre, à pieds de bouc, des plumes terminées en flêches. Il tient les noms de Regnier, Boileau, de Gilbert etc. Sur ces huits dernieres figures en bas-reliefs feints nous hasarderons une reflexion; c'est qu'il eût été à desirer qu'elles eussent été peintes sur un champ beaucoup plus grand, tant pour être mieux en proportion avec les figures du plafond, cependant plus élevées, que pour être distinguées des spectateurs, qui ne peuvent voir qu' à l'aide de la lunette d'approche les détails que nous y avons vus à grande peine, et que nous donnons au public.....

Im ersten Stück des Bertuchischen Journals des Luxus und der Moden 1794. steht eine vortrefliche Abhandlung vom Herrn Oberconsistorialrath Böttiger zu Weymar über das Colossal-Decret des Pariser National Convents, auf die wir unsere Leser aufmerksam zu machen, aus mehr denn Einer Ursache, für Pflicht halten. Der berühmte Maler David hat nämlich in Vorschlag gebracht und der Convent genehmigt, daß eine Bildsäule von 46 Fuß hoch aus Metall gegossen, und zu Paris auf

der westlichen Spitze der Insel St. Louis, izt de la fraternité, aufgestellt werden soll, die kein Individuum, sondern das ganze französische Volk, (der Absicht nach,) darstellen wird. Ob als Mann, oder Weib, oder Zwitter, ist nicht bestimmt, und steht also in der Willkühr der Künstler, die durch das Decret zu Verfertigung von Modellen eingeladen werden. Da sich dergleichen auch bey den Armeen befinden könnten, so ist den 17. Nov. 1793. verordnet worden, daß es nicht nur in alle Departements, sondern unverzüglich auch an die Armeen gesandt werden muß. In der einen Hand soll die 46 Fuß lange Volkssäule zwey kleine Figuren halten, welche die Freyheit und Gleichheit, zwey Schwestern, die sich umarmen, und so die Welt zu durchreisen im Begriff stehn *), darzustellen bestimmt sind; mit der andern soll sie sich aber auf eine Herkuleskeule stützen, worin die Constitutionsacte verschlossen wird. Auf der Stirn soll man (mit goldnen oder schwarzen Buchstaben?) lesen: Aufklärung; auf der Brust: Natur und Wahrheit; auf den Armen Stärke; auf den Händen: Arbeit. Zum Fußgestelle sollen dienen: les effigies des Rois et les debris de leurs vils attributs, die confusement über einander gehäuft werden sollen. Man sieht, daß bey dem Mahler David die

*) Eine sonderbare Aufgabe! Warum aber wollen die Neufranken denn die beyden Schwestern auf Reisen schicken? Um klüger zu werden, sich auszuheilen, oder die Welt zu inficiren?

die Einbildung mit der Vernunft davon gelaufen ist. Er sollte mit der Schwesterschaft auf Reisen gehen, damit die Hitze aus seinem Kopfe verflöge. Möchte doch die sehr gut geschriebene kleine Schrift: Observations de quelques patriotes sur la nécessité de conserver les monumens de la littérature et des arts, die kürzlich zu Paris herausgekommen ist, Eindruck auf die Brauseköpfe in Frankreich machen! Denn verschwinden nur erst die wilden Dämpfe aus dem Gehirn, so ist Heilung zu hoffen.

Von demselben gründlichen Gelehrten und in demselben Stück befindet sich auch ein kleiner Aufsatz über die totale Musikreforme in Paris, nach welcher alle Saiten-Instrumente bey Volksfesten verbannt werden, indem nur die blasenden sich für den Charakter einer solchen Nation schicken. Denn wer einmal närrisch ist, handelt in allen Dingen närrisch: so wie hingegen der Weise über das tolleste Zeug belehrende Anmerkungen zu machen weiß. In der That gewährt es ein ganz eigenes Vergnügen, so gelehrte und gut geschriebene Abhandlungen, wie die Böttigerschen, über Tollheiten zu lesen.

X.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Litteratur.

Leipzig: Gedichte von Karl Heinrich Heydenreich. Mit Kupfern. 1793. 255. S. 8. Herr Prof. H., der in der speculativen und praktischen Philosophie allgemein als Virtuos anerkannt und geschätzt ist, gehört in der Poesie unter die Dilettanten von erstem Range, die ausgerüstet mit Geist, Geschmack, Gefühl und einer lebhaften Phantasie Gedichte verfertigen, die gleich unmittelbar nach den Werken des ächten poetischen Genies gestellt zu werden verdienen, und die auf gleiche Weise, nur in einem geringern Grad, gefallen und ergötzen. Unter den verschiedenen Gattungen, aus denen diese Sammlung besteht, zieht Rec. die Oden, besonders die elegischen, den Liedern, und zumahl den scherzhaften Gedichten weit vor, die wir, fast ohne Ausnahme, ganz hinweg wünschten. Als eine Probe von der Manier des V., die viel ähnliches mit der von Hölty hat, setzen wir eins der kleinern Stücke her:

Der

Der Maysturm.

Blüthen des Mays, grausam peitscht der Nordsturm
Eure duftenden Kränze, feindlich schlagen
Seine düstern Fittige eure Häupter,
Kinder des Frühlings!

Blüthen, ihr seufzt; es goß so milden Schimmer
Gottes Sonne herab, da ihr erwachtet,
Freundlich spielten schmeichelnde Strahlen um die
Brechenden Knospen.

Lächelnd in Hoffnung blicktet ihr gen Himmel,
Hauchtet lieblich umher der Düfte Fülle,
Wandrer weilten, segneten euer frisches
Athmendes Leben.

Blüthen, ihr sinkt, des Frühlings Zauberlüfte
Retten nimmer vom Tode die gesunknen;
Daß ihr welkt im blühenden Lebensmorgen,
Wollen die Götter.

Seufzet denn nicht! Es schlagen wilde Stürme
Auch das lockige Haupt des frohen Jünglings,
Wenn im holden Traume des jungen Daseyns
Muthig er wandelt.

Seegen den Blüthen, Seegen auch dem Jüngling,
Wenn nur Spuren des flüchtgen Lebens bleiben,
Und an edlen Früchten mit stillem Danke
Wandrer sich laben.

Frankfurt u. Leipzig: Neuaufgefundene Gedichte Ossians. Aus dem Englischen. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Abhandlung über die Werke dieses celtischen Barden. 1792. 255 S. 8. Die heftigen Streitigkeiten englischer und schottischer Gelehrten über die Aechtheit der von Macpherson herausgegebenen Gedichte Ossians

sians sind auch bey uns bekannt genug. Zu sichern Resultaten sind indeß die Untersuchungen bey weitem nicht gediehen. Noch erst vor ein paar Jahren ließ ein gewisser Young in die Abhandlungen der königl. irländischen Akademie eine neue Sammlung von angeblich nachgelassenen Gedichten Ossians in der Ursprache mit einer englischen Uebersetzung und Anmerkungen einrücken, die er auf einer Reise durch die schottischen Hochlande gemacht haben wollte. Diese Gedichte, die Herr Young für ächt hält, kommen zum Theil gar nicht in der Sammlung des Hrn. Macpherson vor, zum Theil sind diejenigen dieser Sammlung, die eine ähnliche Begebenheit besingen, von ihnen in der ganzen Form und besonders in den historischen Zeugnissen höchst verschieden. Die von Young gesammelten Gedichte nebst seinen Anmerkungen erhalten wir hier in einer lesbaren Uebersetzung, wofür die V. (daß ihrer mehrere sind, zeigt die Unterschrift der Zueignung) in der That Dank verdienen. In den eignen Erläuterungen theilen die Uebersetzer einige Nachrichten über die Namen, welche in den Gedichten vorkommen, mit, und vergleichen die neuen Youngischen Stücke mit den ähnlichen macphersonschen. Auch das verdient Beyfall, daß sie zur Erleichterung der Vergleichung die letztern ganz, oder wenn das nicht nöthig war, stückweise nach der Uebersetzung von Denis eingerückt haben. In der vorangeschickten Abhandlung suchen die V. die Streitfrage wegen der Aechtheit und Unverfälschtheit des macphersonschen Ossians in das gehörige Licht zu setzen. Sie

führen

führen die wichtigsten Gründe dagegen kurz aber vollständig an, und beantworten sie. Sehr recht haben die V. daß diese neuern Gedichte, in Rücksicht auf ästhetischen Werth, nur armselige Schatten der macphersonschen Gedichte sind, nur für den Kritiker Werth haben, und daß wenn jene wirklich die ächten Originale sind, wir dem vortreflichen Schottländer für seine so ungemein verschönerte Copie grossen Dank zu sagen haben. Ob aber die von ihnen und andern früher schon aufgestellten Gründe für die Aechtheit des macphersonschen Ossians hinlänglich und entscheidend sind, davon möchte wohl nicht jedermann, selbst in Deutschland nicht, wo eine ruhigere und unbefangenere Untersuchung möglich ist, als in England, so gänzlich überzeugt seyn, als unsere Verfasser. Selbst Rec. gesteht, daß er es nicht ist. So lange man die von Macpherson übersetzten Gedichte nicht in der Ursprache wird aufweisen können, so lange bleiben, unsers Bedünkens, die Gründe gegen die Aechtheit immer überwiegend. Ganz untergeschoben sind sie freylich nicht; aber in ihrer jetzigen Gestalt sind sie doch höchst wahrscheinlich mehr das Werk und Eigenthum Macphersons, als Ossians. Aehnliche gelehrte Unterschleife sind in der Geschichte der Litteratur gar nicht ohne Beyspiel, zumahl in der Englischen. Man erinnere sich nur an den bekannten Chatterton! — Zur Probe setzen wir von diesen sieben Gedichten das zweyte, seiner Kürze wegen, ganz her:

Klagen der Wittwe des Dargo.

»Ich bin die Gattinn des Dargo, Sohnes von »Kollath, des Mannes, der Frevel nicht kannte. »Ach! — selbst den tapfersten Krieger streckt endlich »der Tod hin — Wehmuth und Gram quält mich des »Nachts!«

»Dargo, Sohn des Kollath, ein Sprosse der »Wolken; schön unter Tausenden; Zorn umwölkte »sein Auge nie: Dargo, der fiel durch einen Eber!«

»Mit seinen Falken und zwey Hunden sammelte »er das Wild auf dem Felde: Dargo, dem dieß frohe »Erhohlung gewährte, der wird des Nachts im fin»stern Grabe verschlossen.«

»Gefällig und liebenswürdig war deine Wange; »nie verrieth sie Furcht im Treffen; dein Herz war »edel, war offen, dein Gesicht strahlender denn die »Sonne.«

»Niemals versagtest du dem Dürftigen deine Hülfe, »nie nahmst du den Ungerechten in Schutz; Falschheit »und Trug war fern von dir, nie schlugst du den Waf»fenkampf mit einem Manne aus.«

»Keinem entzogst du dich mit deinem Beystand und »Hülfe, und bey keinem suchtest du sie: ich sah nie »eine liebenswürdigere, schönere Bildung, als die »meines Dargo.«

»Ich bin die Tochter Laomans, Sohns von Ruo; »reich war dieser an künstlich verarbeitetem Golde. »Manch tapferer Krieg erwarb um mich, aber dennoch »wählte ich den Dargo zum Gatten mir.«

»Der Sohn des begüterten Sain suchte mein Herz »zu gewinnen; reich war er an Gütern und groß an »Besitzthum; aber das Schwert meines Dargo zur

Zeit

»Zeit des Raubs, achtete es nicht, ob Pferde, ob »Ochsen zur Beute ihm wurden.«

»Ich und mein Held waren zufrieden und glücklich »auf dem Gebirge Rof-Cartho: diese Nacht will auch ich »im Grabe liegen: Dargos Körper soll nie von dem »meinigen getrennt werden.«

Magdeburg: Handbuch für Dichter und Litteratoren, oder möglichst vollständige Uebersicht der deutschen Poesie seit 1780. von Joh. Christian Giesecke, Prediger am St. Georgs Stift zu Magdeburg. Erster Theil A — C. 1793. 435 S. gr. 8. Ein riesenhaftes und zugleich ein sehr zweckloses Unternehmen! Herr G. will in diesem Handbuch alle deutsche Dichter und Reimer, die seit dem Jahre 1780 unter ihrem wahren oder einem angenommenen Namen Verse drucken lassen, ohne Ausnahme aufführen, kurze Nachrichten von ihren Lebensumständen geben, ihren poetischen Charakter schildern und zugleich Proben von ihren Arbeiten geben. Die Werke der Ungenannten sind also ausgeschlossen, und das aus einer **möglichst vollständigen Uebersicht!** „Vielleicht", heißt es in der Vorrede, „zweifelten bis jetzt noch viele an der „Ausführbarkeit dieses Werks, und nicht ganz ohne „Grund; denn ohne den Besitz einer solchen Biblio„thek, wie die meinige, die mir über 10,000 „Rthlr. kostet, möchte ich es wohl nicht haben da„hin bringen können, wohin ich es gebracht „habe" — allein Herr G. irrt sich sehr, wenn er glaubt, daß er es weit, zu etwas Guten und Brauchbaren, gebracht habe. Der litterarische und kritische

kritische Theil des Buchs ist, mit Ausnahme derjenigen Artikel, bey denen Herr G. gute und bekannte Bücher, aber ohne sie zu nennen, ausgeschrieben hat, äusserst dürftig und schlecht. Die eigenen Urtheile des Sammlers verrathen weder Geschmack noch Einsicht, und sind mit ekelhafter Weitschweifigkeit und in dem geistlosesten Ton verfaßt. Aus den Schriften der mittelmäßigsten und elendesten Reimer, von denen nie eine Zeile hätte gedruckt werden sollen, sind ganze seitenlange Gedichte ausgehoben, und damit das schönste Papier auf eine unverantwortliche Weise verderbt worden. Man sehe z. B. die Artikel v. Baczko, Bindemann, Brennecke, Bücking, Buri, Christiani, Cranz u. m. a. Durchaus zeigt sich der gedankenlose Compilator. So werden von den Dichtern nicht allein ihre poetischen Werke, sondern auch andere ihrer Schriften, die nicht die mindeste Beziehung auf Poesie haben, angeführt. Z. B. bey Bertuch sein Bilderbuch für Kinder! Von den Urtheilen und dem Styl des V. wollen wir nur ein paar Proben geben. Aemilie v. Berlepsch. „Ihre Absicht bey der Sammlung ihrer kleinen „Schriften war, sich durch diese Beschäftigung ge„gen den Eindruck körperlicher Leiden zu waffnen, „und ihrem Geiste eine Thätigkeit zu geben, die ihn „vor Erschlaffung bewahren sollte, welches ihr „gewiß viele gefühlvolle Herzen werden Dank „gewußt haben, und noch wissen.“ — Freyherr v. Bibra. „Ohnstreitig gehört er nicht zu „den schlechtesten Dichtern, ob er sich gleich hie

„und

„und da eine Härte in seinen Reimen erlaubt.“ — Babo. „Zum Aufführen sind nicht alle seine „Stücke zu gebrauchen; die Handlung ist zuweilen „zu einfach, und der Dialog ein wenig unnatür-„lich.“ — Alxinger heißt „ein durch seine poeti-schen Fähigkeiten mehr denn zu bekannt gewor-dener Mann.“ Wer vermuthet nach diesem Ein-gang folgenden Panegyr: „Daß dieser Dichter „große Vorzüge vor vielen seiner Zeitgenossen hat, „und neben einem (einen) Wieland gestellt wer-„den kann!!! wird gewiß jeder unpartheyische „Kunstrichter behaupten. Lebhaftigkeit, Wärme „der Empfindung, eine edle und wahrhaft „dichterische Phantasie — — Reichthum der „Ideen, Stärke des Ausdrucks — — Nur „in den Sinngedichten zeigt er sich nicht im schön-„sten Lichte, ob ich gleich die in Jördens Blumen-„lese eingerückten nicht übel finde.“ — An der Hübe. „Da ich nicht zur Zahl strenger und bös-„artiger (diese Worte scheinen also Hrn. G. syno-nym) „Kritiker gehöre, will ich ihm zwar keinen „mittlern Platz unter den Dichtern, aber auch nicht „den letzten unter den Bänkelsängern anweisen.“ — C. F. Cramer in Kiel „Ein schätzbarer Dich-ter.“ — C. A. Berger. „Würde Dichterfeuer „ihn beseelen, er treffende Bilder in seinen Gedich-„ten wählen, so würde er unstreitig größern Bey-„fall finden, allein jetzt kann er sich denselben nicht „versprechen, besonders da er sich vieler Härten „schuldig macht u. s. w.“ Solch seichtes Geschwätz, so kahle, flache, nichtssagende Urtheile sollen das

ganze

der westlichen Spitze der Insel St. Louis, ist de la fraternité, aufgestellt werden soll, die kein Individuum, sondern das ganze französische Volk, (der Absicht nach,) darstellen wird. Ob als Mann, oder Weib, oder Zwitter, ist nicht bestimmt, und steht also in der Willkühr der Künstler, die durch das Decret zu Verfertigung von Modellen eingeladen werden. Da sich dergleichen auch bey den Armeen befinden könnten, so ist den 17. Nov. 1793. verordnet worden, daß es nicht nur in alle Departements, sondern unverzüglich auch an die Armeen gesandt werden muß. In der einen Hand soll die 46 Fuß lange Volkssäule zwey kleine Figuren halten, welche die Freyheit und Gleichheit, zwey Schwestern, die sich umarmen, und so die Welt zu durchreisen im Begriff stehn *), darzustellen bestimmt sind; mit der andern soll sie sich aber auf eine Herkuleskeule stützen, worin die Constitutionsacte verschlossen wird. Auf der Stirn soll man (mit goldnen oder schwarzen Buchstaben?) lesen: Aufklärung; auf der Brust: Natur und Wahrheit; auf den Armen Stärke; auf den Händen: Arbeit. Zum Fußgestelle sollen dienen: les effigies des Rois et les debris de leurs vils attributs, die confusement über einander gehäuft werden sollen. Man sieht, daß bey dem Mahler David die

*) Eine sonderbare Aufgabe! Warum aber wollen die Neufranken denn die beyden Schwestern auf Reisen schicken? Um klüger zu werden, sich auszuheilen, oder die Welt zu inficiren?

die Einbildung mit der Vernunft davon gelaufen ist. Er sollte mit der Schwesterschaft auf Reisen gehen, damit die Hitze aus seinem Kopfe verflöge. Möchte doch die sehr gut geschriebene kleine Schrift: Observations de quelques patriotes sur la nécessité de conserver les monumens de la littérature et des arts, die kürzlich zu Paris herausgekommen ist, Eindruck auf die Brauseköpfe in Frankreich machen! Denn verschwinden nur erst die wilden Dämpfe aus dem Gehirn, so ist Heilung zu hoffen.

Von demselben gründlichen Gelehrten und in demselben Stück befindet sich auch ein kleiner Aufsatz über die totale Musikreforme in Paris, nach welcher alle Saiten-Instrumente bey Volksfesten verbannt werden, indem nur die blasenden sich für den Charakter einer solchen Nation schicken. Denn wer einmal närrisch ist, handelt in allen Dingen närrisch: so wie hingegen der Weise über das tolleste Zeug belehrende Anmerkungen zu machen weiß. In der That gewährt es ein ganz eigenes Vergnügen, so gelehrte und gut geschriebene Abhandlungen, wie die Böttigerschen, über Tollheiten zu lesen.

X.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Litteratur.

Leipzig: Gedichte von Karl Heinrich Heydenreich. Mit Kupfern. 1793. 255. S. 8. Herr Prof. H., der in der speculativen und praktischen Philosophie allgemein als Virtuos anerkannt und geschätzt ist, gehört in der Poesie unter die Dilettanten von erstem Range, die ausgerüstet mit Geist, Geschmack, Gefühl und einer lebhaften Phantasie Gedichte verfertigen, die gleich unmittelbar nach den Werken des ächten poetischen Genies gestellt zu werden verdienen, und die auf gleiche Weise, nur in einem geringern Grad, gefallen und ergötzen. Unter den verschiedenen Gattungen, aus denen diese Sammlung besteht, zieht Rec. die Oden, besonders die elegischen, den Liedern, und zumahl den scherzhaften Gedichten weit vor, die wir, fast ohne Ausnahme, ganz hinweg wünschten. Als eine Probe von der Manier des V., die viel ähnliches mit der von Hölty hat, setzen wir eins der kleinern Stücke her:

Der Maysturm.

Blüthen des Mays, grausam peitscht der Nordsturm
Eure duftenden Kränze, feindlich schlagen
Seine düstern Fittige eure Häupter,
Kinder des Frühlings!

Blüthen, ihr seufzt; es goß so milden Schimmer
Gottes Sonne herab, da ihr erwachtet,
Freundlich spielten schmeichelnde Strahlen um die
Brechenden Knospen.

Lächelnd in Hoffnung blicktet ihr gen Himmel,
Hauchtet lieblich umher der Düfte Fülle,
Wandrer weilten, segneten euer frisches
Athmendes Leben.

Blüthen, ihr sinkt, des Frühlings Zauberlüfte
Retten nimmer vom Tode die gesunknen;
Daß ihr welkt im blühenden Lebensmorgen,
Wollen die Götter.

Seufzet denn nicht! Es schlagen wilde Stürme
Auch das lockige Haupt des frohen Jünglings,
Wenn im holden Traume des jungen Daseyns
Muthig er wandelt.

Seegen den Blüthen, Seegen auch dem Jüngling,
Wenn nur Spuren des flüchtgen Lebens bleiben,
Und an edlen Früchten mit stillem Danke
Wandrer sich laben.

Frankfurt u. Leipzig: Neuaufgefundene Gedichte Ossians. Aus dem Englischen. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Abhandlung über die Werke dieses celtischen Barden. 1792. 255 S. 8. Die heftigen Streitigkeiten englischer und schottischer Gelehrten über die Aechtheit der von Macpherson herausgegebenen Gedichte Os-

sians sind auch bey uns bekannt genug. Zu sichern Resultaten sind indeß die Untersuchungen bey weitem nicht gediehen. Noch erst vor ein paar Jahren ließ ein gewisser Young in die Abhandlungen der königl. irländischen Akademie eine neue Sammlung von angeblich nachgelassenen Gedichten Ossians in der Ursprache mit einer englischen Uebersetzung und Anmerkungen einrücken, die er auf einer Reise durch die schottischen Hochlande gemacht haben wollte. Diese Gedichte, die Herr Young für ächt hält, kommen zum Theil gar nicht in der Sammlung des Hrn. Macpherson vor, zum Theil sind diejenigen dieser Sammlung, die eine ähnliche Begebenheit besingen, von ihnen in der ganzen Form und besonders in den historischen Zeugnissen höchst verschieden. Die von Young gesammelten Gedichte nebst seinen Anmerkungen erhalten wir hier in einer lesbaren Uebersetzung, wofür die V. (daß ihrer mehrere sind, zeigt die Unterschrift der Zueignung) in der That Dank verdienen. In den eignen Erläuterungen theilen die Uebersetzer einige Nachrichten über die Namen, welche in den Gedichten vorkommen, mit, und vergleichen die neuen Youngischen Stücke mit den ähnlichen macphersonschen. Auch das verdient Beyfall, daß sie zur Erleichterung der Vergleichung die letztern ganz, oder wenn das nicht nöthig war, stückweise nach der Uebersetzung von Denis eingerückt haben. In der vorangeschickten Abhandlung suchen die V. die Streitfrage wegen der Aechtheit und Unverfälschtheit des macphersonschen Ossians in das gehörige Licht zu setzen. Sie

führen

führen die wichtigsten Gründe dagegen kurz aber vollständig an, und beantworten sie. Sehr recht haben die V. daß diese neuern Gedichte, in Rücksicht auf ästhetischen Werth, nur armselige Schatten der macphersonschen Gedichte sind, nur für den Kritiker Werth haben, und daß wenn jene wirklich die ächten Originale sind, wir dem vortreflichen Schottländer für seine so ungemein verschönerte Copie grossen Dank zu sagen haben. Ob aber die von ihnen und andern früher schon aufgestellten Gründe für die Aechtheit des macphersonschen Ossians hinlänglich und entscheidend sind, davon möchte wohl nicht jedermann, selbst in Deutschland nicht, wo eine ruhigere und unbefangenere Untersuchung möglich ist, als in England, so gänzlich überzeugt seyn, als unsere Verfasser. Selbst Rec. gestehe, daß er es nicht ist. So lange man die von Macpherson übersetzten Gedichte nicht in der Ursprache wird aufweisen können, so lange bleiben, unsers Bedünkens, die Gründe gegen die Aechtheit immer überwiegend. Ganz untergeschoben sind sie freylich nicht; aber in ihrer jetzigen Gestalt sind sie doch höchst wahrscheinlich mehr das Werk und Eigenthum Macphersons, als Ossians. Aehnliche gelehrte Unterschleife sind in der Geschichte der Litteratur gar nicht ohne Beyspiel, zumahl in der Englischen. Man erinnere sich nur an den bekannten Chatterton! — Zur Probe setzen wir von diesen sieben Gedichten das zweyte, seiner Kürze wegen, ganz her:

Klagen der Wittwe des Dargo.

»Ich bin die Gattinn des Dargo, Sohnes von »Kollath, des Mannes, der Frevel nicht kannte. »Ach! — selbst den tapfersten Krieger streckt endlich »der Tod hin — Wehmuth und Gram quält mich des »Nachts!«

»Dargo, Sohn des Kollath, ein Sprosse der »Wolken; schön unter Tausenden; Zorn umwölkte »sein Auge nie: Dargo, der fiel durch einen Eber!«

»Mit seinen Falken und zwey Hunden sammelte »er das Wild auf dem Felde: Dargo, dem dieß frohe »Erhohlung gewährte, der wird des Nachts im fin»stern Grabe verschlossen.«

»Gefällig und liebenswürdig war deine Wange; »nie verrieth sie Furcht im Treffen; dein Herz war »edel, war offen, dein Gesicht strahlender denn die »Sonne.«

»Niemals versagtest du dem Dürftigen deine Hülfe, »nie nahmst du den Ungerechten in Schutz; Falschheit »und Trug war fern von dir, nie schlugst du den Waf»fenkampf mit einem Manne aus.«

»Keinem entzogst du dich mit deinem Beystand und »Hülfe, und bey keinem suchtest du sie: ich sah nie »eine liebenswürdigere, schönere Bildung, als die »meines Dargo.«

»Ich bin die Tochter Laomans, Sohns von Ruo; »reich war dieser an künstlich verarbeitetem Golde. »Manch tapferer Krieg erwarb um mich, aber dennoch »wählte ich den Dargo zum Gatten mir.«

»Der Sohn des begüterten Sain suchte mein Herz »zu gewinnen; reich war er an Gütern und groß an »Besitzthum; aber das Schwert meines Dargo zur

Zeit

»Zeit des Raubs, achtete es nicht, ob Pferde, ob »Ochsen zur Beute ihm wurden.«

»Ich und mein Held waren zufrieden und glücklich »auf dem Gebirge Nok-Cartho: diese Nacht will auch ich »im Grabe liegen: Dargos Körper soll nie von dem »meinigen getrennt werden.«

Magdeburg: Handbuch für Dichter und Litteratoren, oder möglichst vollständige Uebersicht der deutschen Poesie seit 1780. von Joh. Christian Giesecke, Prediger am St. George Stift zu Magdeburg. Erster Theil A — C, 1793. 435 S. gr. 8. Ein riesenhaftes und zugleich ein sehr zweckloses Unternehmen! Herr G. will in diesem Handbuch alle deutsche Dichter und Reimer, die seit dem Jahre 1780 unter ihrem wahren oder einem angenommenen Namen Verse drucken lassen, ohne Ausnahme aufführen, kurze Nachrichten von ihren Lebensumständen geben, ihren poetischen Charakter schildern und zugleich Proben von ihren Arbeiten geben. Die Werke der Ungenannten sind also ausgeschlossen, und das aus einer möglichst vollständigen Uebersicht! „Vielleicht“, heißt es in der Vorrede, „zweifelten bis jetzt noch viele an der „Ausführbarkeit dieses Werks, und nicht ganz ohne „Grund; denn ohne den Besitz einer solchen Biblio„thek, wie die meinige, die mir über 10,000 „Rthlr. kostet, möchte ich es wohl nicht haben da„hin bringen können, wohin ich es gebracht „habe“ — allein Herr G. irrt sich sehr, wenn er glaubt, daß er es weit, zu etwas Guten und Brauchbaren, gebracht habe. Der litterarische und kritische

kritische Theil des Buchs ist, mit Ausnahme derjenigen Artikel, bey denen Herr G. gute und bekannte Bücher, aber ohne sie zu nennen, ausgeschrieben hat, äußerst dürftig und schlecht. Die eigenen Urtheile des Sammlers verrathen weder Geschmack noch Einsicht, und sind mit ekelhafter Weitschweifigkeit und in dem geistlosesten Ton verfaßt. Aus den Schriften der mittelmäßigsten und elendesten Reimer, von denen nie eine Zeile hätte gedruckt werden sollen, sind ganze seitenlange Gedichte ausgehoben, und damit das schönste Papier auf eine unverantwortliche Weise verderbt worden. Man sehe z. B. die Artikel v. Baczko, Bindemann, Brennecke, Bücking, Buri, Christiani, Cranz u. m. a. Durchaus zeigt sich der gedankenlose Compilator. So werden von den Dichtern nicht allein ihre poetischen Werke, sondern auch andere ihrer Schriften, die nicht die mindeste Beziehung auf Poesie haben, angeführt. Z. B. bey Bertuch sein Bilderbuch für Kinder! Von den Urtheilen und dem Styl des V. wollen wir nur ein paar Proben geben. Aemilie v. Berlepsch. „Ihre Absicht bey der Sammlung ihrer kleinen „Schriften war, sich durch diese Beschäftigung ge„gen den Eindruck körperlicher Leiden zu waffnen, „und ihrem Geiste eine Thätigkeit zu geben, die ihn „vor Erschlaffung bewahren sollte, welches ihr „gewiß viele gefühlvolle Herzen werden Dank „gewußt haben, und noch wissen." — Freyherr v. Bibra. „Ohnstreitig gehört er nicht zu „den schlechtesten Dichtern, ob er sich gleich hie

„und

„und da eine Härte in seinen Reimen erlaubt.“ — Babo. „Zum Aufführen sind nicht alle seine „Stücke zu gebrauchen; die Handlung ist zuweilen „zu einfach, und der Dialog ein wenig unnatür„lich.“ — Alxinger heißt „ein durch seine poetischen Fähigkeiten mehr denn zu bekannt geworde ner Mann.“ Wer vermuthet nach diesem Eingang folgenden Panegyr: „Daß dieser Dichter „große Vorzüge vor vielen seiner Zeitgenossen hat, „und neben einem (einen) Wieland gestellt wer„den kann!!! wird gewiß jeder unpartheyische „Kunstrichter behaupten. Lebhaftigkeit, Wärme „der Empfindung, eine edle und wahrhaft „dichterische Phantasie — — Reichthum der „Ideen, Stärke des Ausdrucks — — Nur „in den Sinngedichten zeigt er sich nicht im schön„sten Lichte, ob ich gleich die in Jördens Blumen„lese eingerückten nicht übel finde.“ — An der Hübe. „Da ich nicht zur Zahl strenger und bös„artiger (diese Worte scheinen also Hrn. G. synonym) „Kritiker gehöre, will ich ihm zwar keinen „mittlern Platz unter den Dichtern, aber auch nicht „den letzten unter den Bänkelsängern anweisen.“ — C. F. Cramer in Kiel „Ein schätzbarer Dichter.“ — C. A. Berger. „Würde Dichterfeuer „ihn beseelen, er treffende Bilder in seinen Gedich„ten wählen, so würde er unstreitig größern Bey„fall finden, allein jetzt kann er sich denselben nicht „versprechen, besonders da er sich vieler Härten „schuldig macht u. s. w.“ Solch seichtes Geschwätz, so kahle, flache, nichtssagende Urtheile füllen das

ganze

ganze Buch. Und noch fünf solcher starken Bände will Herr G. liefern, die überdieß „schnell hinter einander herauskommen sollen“ — Wenn es den Göttern und Käufern gefällt, hat er hinzuzusetzen vergessen; und dieß dürfte doch hoffentlich der Fall nicht seyn. Nur wenig Leute bezahlen das Maculatur so theuer, als Herr Giesecke, der, wie wir gehört haben, dessen für mehrere tausend Thaler aufgestapelt hat.

Leipzig: Ländliche Natur nach Marnezia von J. G. Grohmann. Nebst einer Abhandlung von Heydenreich. 1793. 443 S. 8. Des Marq. v. Marnezia Essay sur la nature champêtre verdiente seiner mannigfaltigen Mängel ohnerachtet eine deutsche Uebersetzung; denn die Schönheiten dieses Gedichtes der lehrenden und beschreibenden Gattung sind nicht minder zahlreich und hervorstechend. Der größte Fehler des Originals ist ein geschraubter, sehr oft dunkler und fast räthselhafter Ausdruck, und schon dieser einzige Umstand mußte dem Uebersetzer die Arbeit unendlich schwer machen. Herr G. hat in Prosa übersetzt, in die stellenweise Verse, oder wenigstens abgebrochene Zeilen eingerückt sind, die zwar etwas mehr Rhythmus, als der übrige Theil, besitzen, aber doch nichts weniger als wohlklingend sind, noch die Forderungen von einem nur etwas geübten und verwöhnten Ohre befriedigen. Rec. hat das Original nicht bey der Hand, und so blieben ihm mehrere Stellen ganz unverständlich, ohne daß er entscheiden konnte, wem der Vorwurf deshalb gebühre. Andere Fehler der

Ueber

Uebersetzung sind von der Beschaffenheit, daß sie ganz allein auf Hrn. Gs. Rechnung kommen: dahin gehören die gezwungenen, den Sinn verdüsternden Inversionen, die Verstümmelung von Worten und andre Sonderbarkeiten, die er sich erlaubt hat. S. 70. „Ich singe die Kunst, die ländlichen Freystätten zu schönern." S. 72.

Natur begeistre mich!
Reich selbst mir deine Sprache,
Und eilen werd' ich, zu beseelen
Den stillen Aufenthalt des Weisen.
Einfacher Schmuck, von dir allein entlehnt,
Wird deinen Schönheiten einen u. s. w. —

S. 73.

— — Jene Gärten nach künstlichem Zirkel gezeichnet,
Wo nur die Kunst in ihrem Glanze prunkt,
Wo nur die erzwungene Schönheit
Sie alle, die Empfindungen tilgt,
Und unsre Gedanken beeiset u. s. w.

S. 76. ist von einem Vater die Rede „der unter Zärtlichkeitsthränen den Blumenstraus aus seiner Kinder Hand empfängt. Sie binden sie (worauf soll sich dieses sie beziehen? Auf Blumen; aber hier steht ein Blumenstrauß. Zu dieser Nachlässigkeit gab wahrscheinlich das Original Anlaß.) ohn' Ordnung, (wozu die rauhe Elision?) und ordnen nach dem Ungefehr (ein grober und zwiefacher Widerspruch!) doch ihre Unordnung gilt vielleicht so viel, als unsere Kunst." Wem fällt dabey nicht der Spanier Feliziano de Silva ein mit seiner Ver-

nunft der Unvernunft, die die Vernunft so schwächt u. s. w.? S. 82. heißt es von dem Engländer: „gleich dem Vulkan, entzündet im Nord, bedeckt mit ewigem Schnee, mit stäter Flamme flammend, heelt er ein Feuerherz unter dem kalten Antlitz des ernsten Weisen.“ S. 84. „Soll ich „denn etwa glauben, ich geh', in kalter Britannia, „mich zu verweichlichen, in Cythereens Tempel, „wenn hinter Lauben, der Liebe geweiht, der Um„kreis eines Christentempels sich hindehnt?“ Wer versteht das? S. 86. heißen die Niederländer ein albernkaltes Volk. — Doch wir wollen auch ein paar Proben anführen, in denen Herr G. glücklicher gewesen ist, wenn uns gleich keine Seite vorgekommen ist, die nicht Stoff zu mannigfaltiger Kritik darböte. S. 87. „Wir wollen unsere Tritte zu „den weisen Germaniern leiten. Süße Einfalt, „Tugenden des goldenen Alters, ihr seyd das Erb„theil dieses glücklichen Volks! Wahr ists, sie „haben, um ihrer Muße süßen Reiz zu geben, nicht „unsere Feste, unsere Verschwendungen nicht; die „scheinheilige Satyre erregt, mit der Miene der „Unschuld, um ihren Heerd nicht das Gelächter; je„doch hat ihren beständigen Wohnsitz die treue „Freundschaft daselbst, und Hymen zeigt sich ihnen „mit größerm Glück als Amor. Ha! warum muß „man da, wo süße Unschuld herrscht, der schönen „Künste Mangel bedauern? Ach! warum scheinen „sie nur jenen Völkern ihre Gunst zu schenken, „die für gute Sitten keine Achtung mehr haben?

Jedoch,

Jedoch, schon seh ich ihre Zauberschaaren
In schnellem Flug hereilen,
Der Weisheit Stirn zu schmücken.
Bald werden die Germanier
Mit ihren sanften Tugenden
Die Künste Roms
Und Gräziens Geschmack
Im traulichen Bande vereinen.
Bald werden ihre ländlichen Fluren
Verschönert vom Kunstgeiste prangen,
Und Gärten werden sie haben,
Denn seht, sie haben schon Dichter!

S. 352.

Ich werd' es wieder finden
Mein ruhiges, friedliches Dörfchen!
Ich werde diese Büsche, diese Berge
Und diese Auen, diese Wasser,
Die meine Seele so lange liebte,
Mein Auge so lang beweinte,
Ich werde wieder sie schaun.
So bald der liebliche Lenz
Sein grünes Geweb' entfaltet,
Ruft er mich hin zu wahren Freuden,
Hin in den Schoos der süßen Natur.
O meine treuen Freunde,
Ihr guten lieben Pflüger,
O lächelt freundlich mir entgegen,
Und öffnet alle eure Herzen mir:
Das meinige schlägt euch.
Mit eurer Flöte wird die Dichterleyer
Vermählen ihre Harmonien.
Mir folgt ein neuer Amphion;
Er wird die Reize der Ruhe

Der ländlichen Hütten besingen.
Er sang die Götter einst,
Wird nun mit Blumen der Haine
Umkränzen unsrer Schäfer Stirn
Und ich, die Lehren Wattelys übend,
Ich werde, doppelnd eure Aernten,
Den Fluren höhere Schönheit verleihn.

Die angehängte, sehr lesenswerthe Abhandlung von Hrn. Prof. Heydenreich ist überschrieben: **Einige Ideen über den Charakter des Gartens als eines Werkes schöner Kunst.** Der Verf. entwickelt zuvörderst mit vielem Scharfsinn die wesentlichsten Vorurtheile, die die bisherigen Theoretiker dieser schönen Kunst in ihren Untersuchungen irre führten, und geht sodann zur Beantwortung folgender Fragen über: Was für Materialien bietet die landschaftliche Natur dem Gartenkünstler dar? Was kann das Genie, als solches, in Behandlung dieser Materialien thun? Welche von den mehrern möglichen Behandlungen der Theile der landschaftlichen Natur, die das Genie ausführen kann, befriedigt die höchsten Forderungen der Vernunft? — Die Grundsätze, aus welchen sich der Charakter eines Gartens, als Werkes der schönen Kunst in seiner höchsten Vollendung, bestimmen läßt, sind Hrn. Prof. Heydenreich folgende: 1) Die Natur bietet in ihren Landschaften dem Gartenkünstler das Urbild dar, nach welchem er arbeiten muß; in denjenigen Landschaften nämlich, die nicht bloß unter einer einzigen Ansicht aus festem Gesichtspunkte ein wohlgefälliges Totalbild gewähren, und dem Geiste

eine

eine interessante Stimmung mittheilen, sondern unter den mannigfaltigen Ansichten aus veränderten Gesichtspunkten des wandelnden Betrachters, der Phantasie desselben ein wohlgefälliges Totalbild, und zugleich damit dem Geiste eine interessante Stimmung gewähren. Der Gartenkünstler hat sich also bey der Anlegung seines Planes dahin zu bestreben, alle Theile seines Ganzen so zu ordnen, daß es nicht bloß möglichst viele wohlgefällige mahlerische Aspekten gebe, sondern daß alle Ansichten, die der umherwandelnde Betrachter in der Aufeinanderfolge seines Ganges nehmen kann, sich in seiner Phantasie von selbst und nothwendig an einander reihen zu dem Bilde eines in sich vollendeten Ganzen, dessen Form, so wie sie der Phantasie vorschwebt, an sich und ohne weitere Beziehung wohlgefällt. Es ergiebt sich also, als Problem für den Gartenkünstler: in einem bestimmten Bezirke allenthalben schöne und wohlgefällige Ansichten so zu vereinigen, daß sie sich in der Phantasie des umherwandelnden Betrachters zu einem schönen wohlgefälligen Totalbilde zusammenreihen. 2) Jene Landschaften, welche in der Natur für den Gartenkünstler Urbild sind, haben jederzeit Charakter, indem, durch die Eindrücke ihrer mannigfaltigen Theile, auf den Sinn und das dadurch entstehende Totalbild in der Phantasie dem Gemälde eine gewisse Stimmung zum Gedankenspiele, zu Bestrebungen und Gefühlen ertheilt wird, welche harmonisch ist. Will der Gartenkünstler nicht gegen sein Urbild zurückbleiben, so muß er in seinem Werke auch diesen Charakter der Landschaf-

ten annehmen. Und er scheint hierinne nichts höheres erzielen zu können, denn daß alle Eindrücke, welche die mannigfaltigen in seinem Werke vereinigten Theile der Natur erregen, sich in eine angenehme Stimmung des Gemüthes zu moralischer Harmonie auflösen. So wie sich also in dem schönen Garten alle einzelne Ansichten zu einem wohlgefälligen Totalbilde für die Phantasie vereinigen müssen, so müssen die einzelnen durch sie erregten Gefühlseindrücke in einander übergehen, zu Hervorbringung einer angenehmen Hauptempfindung, einer wohlgefälligen Hauptstimmung des Gemüthes, zu einem gewissen Ideenspiele, gewissen Bestrebungen und Gefühlen, in welcher Einheit herrscht; und wenn diese Hauptstimmung lebendiges Interesse für sittliche Harmonie ist, geweckt durch den Genuß der ästhetischen, so scheint der Künstler, in Betreff der Erfindung und Anordnung, auf dem Vollendungspunkte seiner Kunst zu seyn. 3) Den Landschaften der Natur sind allenthalben Theile und Züge beygemischt, welche müßig, fremdartig, wohl gar widrig sind. Der Gartenkünstler, welcher, ohne anderweitigen Zweck, für das ästhetische Gefühl arbeitet, muß alles Müßige, Fremdartige und Widrige von seinem Werke entfernen, und ihm eine vollkommene Reinheit ertheilen. 4) Zu einem Garten, als Werke der schönen Kunst, gehört demnach ein Bezirk von großem Umfange. 5) Das Mannigfaltige, welches der Gartenkünstler in einem gewissen Bezirke vereinigt, muß in Proportion gegen den Umfang desselben stehn. 6) Durch den Genuß eines Gartens nach diesen Grund-

sätzen

sätzen entsteht unter beständiger ästhetischer angenehmer Beschäftigung des Sinnes und der Phantasie, durch Formen und Scenen der Natur eine allgemeine Befriedigung aller Seelenvermögen, bis zu dem höchsten, der moralischen Vernunft. — Der V. erinnert ausdrücklich, daß diese Ideen keinesweges eine vollkommene Theorie ausmachen, sondern einer weitern Ausführung fähig und bedürftig wären. Er selbst macht dazu Hoffnung, und sicher werden alle Kenner und Liebhaber dieser schönen Kunst mit uns wünschen, daß er dieses Versprechen recht bald erfüllen möge. — —

Leipzig: Gedichte von Christian August Struve, d. A. W. D. 1793. 82 S. 8. Die ersten Versuche eines jungen Mannes, die sich zwar nicht vortheilhaft genug auszeichnen, um die Kritik zu unbedingter Aufmunterung zu berechtigen, aber auch nicht so leer und unbedeutend sind, daß ihr V. gänzlich aus der Gegend des deutschen Parnasses verwiesen zu werden verdiente. Was ihm am meisten fehlt, ist Geschmack und die Kunst sich natürlich und doch mit Kraft und Stärke auszudrücken. Auch in mechanischer Rücksicht sind die meisten dieser Gedichte noch sehr roh, die Reime falsch, und der Sprache ist häufig Gewalt angethan. Ernste und feyerliche Betrachtungen gelingen Hrn. St. besser, als der muntre, empfindsame Ton. Witz ist durchaus seine Sache nicht. Seine angebliche Sinngedichte sind stumpf und trivial.

Breslau: Phantasien der Liebe. 1793. 142 S. 8. Ein Ungenannter hat unter diesem

Titel zwanzig erotische Gedichte von bekannten und unbekannten, guten und schlechten Dichtern zusammendrucken lassen. Zu welchem Zweck? Wir errathen ihn nicht, und vielleicht hatte der Sammler selbst keinen andern, als ein — Buch zu machen. Neben einigen vortreflichen Stücken von Bürger, Klopstock, Hölty, Michaelis, Göking rc. stehen ein paar excentrische Geburten von Kosegarten und andre ganz unbedeutende und mittelmäßige Stücke von Klamer Schmidt, Neubeck, v. N. u. S. Vielleicht rührt die Sammlung von einem der letzten her, der gern die Ehre genießen wollte, seine Siebensachen mit Gedichten von Klopstock und Bürger zusammengestellt zu sehen. Das Gedicht an Psycharion von S. verräth Anlage, wenn es gleich in seiner jetzigen Gestalt zum Theil Nonsens ist. Die Begeisterung der Liebe hat dem Verfasser des Gedichts an die Erinnerung S. 121. gar poßirliche Verse eingegeben: z. B.

Zaubre mir die Götterstunde,
Als ich ihr an Busen hing,
Und von ihrem Flammenmunde
Ach! — den ersten Kuß empfing;
Wo für flüchtige Minuten,
Seeligkeiten beßrer Welt
Und des Aethers Wonnefluthen
Hoch dieß arme Herz geschwellt. (??)

Ihres weichen Händchens Drücken,
Ihres Busens Feuerschlag
Strömte himmlisches Entzücken,
Schlug in allen Busen nach! —

Allver-

Alverloren! Alvergessen!
Daß ich Erdner war und hin,
Hielt in meinem Arm vermessen
Ich der Schönheit Königinn.

Auf des Adlerfittichs Schnelle
Schwanden die Momente hin.
Doch mit Flammenglutenhelle
Schweben sie vor meinem Sinn u. s. w.

Leipzig: Dichtungen eines guten Mädchens. 1793. 92 S. 8. Man sieht, daß die — bereits verstorbene Verfasserinn, gute Dichter mit theilnehmenden Gefühl, und einer geschäftigen, wenn gleich nicht selbstthätigen Phantasie gelesen hat. Augenblicke, in denen sie sich von den Meisterwerken des Genies erwärmt fühlte, scheinen diesen Gedichten ihr Daseyn gegeben zu haben. Freylich können diese so übergetragenen Empfindungen, Gedanken, Bilder ꝛc. den Leser nicht wieder in ähnliche Stimmung versetzen — doch wird auch der schwer zu befriedigende mit einigem Wohlgefallen den Blick auf diesen bescheidenen, anspruchslosen Kindern poetischen Gefühls, wenn auch nicht poetischen Genies verweilen, indeß er sich mit Ekel wegwendet von den rauschenden, polternden, auf klägliche Weise nach Beyfall haschenden, poetischen Bastarden, deren Zahl in unsern Tagen Legion ist.

Berlin: Vermischte Aufsätze in Poesie und Prosa für Damen von Sophia Eleonore von Korzfleisch. 1793. 158 S. 8. Eine Sammlung Gedichte von derselben Verfasserinn haben wir

schon in dieser Bibliothek angezeigt. 50. B. S. 132. Auch dießmal können wir, wenn Wahrheit, nicht Galanterie den Ausspruch thun soll, der V. keinen Lorber zusprechen. Wir haben hier und da recht gute Strophen, aber kein Gedicht gefunden, das sich ganz über das Mittelmäßige erhoben hätte. Und auch die guten Strophen sind nicht besser, als folgende:

Ja, es ist schwer, Verzicht auf Erdenfreuden
Mit einem Herzen voll Gefühl zu thun,
Sich von dem Druck gehäufter langer Leiden
Erst spät im Grabe auszuruhn.

Und doch, ich fühls, ich bin dazu geboren,
Dieß harte Loos war längst mir zuerkannt;
Der letzte Strahl von Hoffnung ist verloren;
Sie sey aus meiner Brust verbannt.

Wenn meines Grabes unbemerkter Hügel
Einst noch vor deinen Füßen sich erhebt,
Wo noch mein Schatten, wie mit Seraphsflügel
Mit leisem Flüstern dich umschwebt u. s. w.

Unter den prosaischen Aufsätzen sind die erzählenden lesbarer, als die, welche moralische Betrachtungen und Bemerkungen enthalten.

Erfurt: Gedichte von Georg Ernst Schink. Erstes Bändchen. 1793. 243 S. 8. Der V. berichtet in der wirklich charakteristischen Vorrede, wie er das „unerwartete Glück gehabt, durch die „großmüthigste Unterstützung sowohl hier, als im „Auslande, sogar außer Deutschland, in den Stand

„gesetzt

„gesetzt zu werden, an die Sammlung und Ausfer-
„tigung seiner oft nur aus sehr zufälligen Ursachen
„und Veranlassungen entstandenen Gedichte zu den-
„ken“ und äußert den frommen Wunsch, „daß doch
„die billige Erwartung seiner Höchsten und Hohen
„Gönner im geringsten nicht getäuscht, und dieses
„Erste Bändchen Deroselben wünschenswürdigsten
„Beyfalls wenigstens nicht ganz unwerth seyn
„möge!“ Die erste Abtheilung enthält Oden und
Lieder. Die meisten Dichter excelliren nur in
Einer Gattung, unser V. aber bleibt sich in jeder
gleich. Gleich in dem ersten Lied an die Muse heißt
es unter andern:

Freundinn, stolz auf dich
Konnt' ich ehmals so — so — singen,
Und ein Lied zu Ende bringen;
Jetzt verläßt du mich!

Herr S. weiß nicht, was er davon denken soll?
Ob er der Muse „nicht genug“ oder „zu viel Feuer
geweiht“ habe? Endlich steigt ihm eine Vermu-
thung auf, die ihm das Räthsel zu lösen scheint:

Flohst du etwa rauhe Lieder,
So verzeih und kehre wieder ——
Laß mich dich von neuem sehen,
Denn ich will es gern gestehen,
Du bezauberst mich!

Welchen Eindruck dieses Geständniß auf die Muse
gemacht — sehen wir hier. S. 16. wünscht Herr
S. mit einem „geehrten Freund“ im kunstlosen
Garten zu sitzen:

Hier

Hier ergötze mich sein Mund
Mit gelehrtem Witze;
Lehr' mich kluger Sätze Grund
Und der Dinge Spitze!

Die Ode S. 17. hebt mit der Bemerkung an:

Weisheit wird niemanden angeboren,
Weder bey den Lappen noch bey Mohren —

Diese Lehrode hat das Verdienst einer großen Mannigfaltigkeit. Auf den eben angeführten Satz, den niemand läugnen wird, folgt sogleich einer — den niemand verstehn wird:

Strenger Eifer unverkürzter Stunden
Hat im Ausgang immer viel gefunden.

und auf diesen einer, den niemand glauben wird:

Sprachen lieben, Wahrheit preisen
Macht endlich Weisen.

Der nächstfolgende ist problematisch:

Ganze Nächte mit Gedult durchwachen
Um den Geist vollkommener zu machen,
Ist die größte der Beschwerden —

Desto evidenter aber der Zusatz:

Doch machts Gelehrten.

Kleinere und Sinngedichte. Nur Eine Probe von diesen Sinngedichten, die, wie Herr S. von sich selbst versichert „von aller Tücke ganz entfernt und mit dem unbefangensten Herzen aus sehr zufälliger Abstraction entstanden sind."

An einen Gelehrten
welcher A.. (vermuthlich Alexander) hieß.

Es trug einst Philipps Sohn in alle Welt den Köcher.
Jedoch sein starker Bau bekam bald große Löcher.
Du schweifst gleich kühn wie er in alle Wissens-fächer,
Doch alles, was du baust, hat gar zu große Löcher.

Vermischte Gedichte. Fabeln, Erzählungen ꝛc.
Die Bürste und die Strohfiedel.

Bürste. Frau Fiedel, Phylax ist mir ärgerlich,
Indem er sich gar nicht nach meinem Wunsche hält.
Er macht mir gar kein freundliches Gesicht —
Er schonet meiner Haare nicht,
Womit ich kratz' — und wenn
Ich klug thu — spottet er mich!
Wie wär es denn u. s. w.

Herr S. ist der Meinung, diese seine Gedichte „würden eine ganz zweckmäßige Chrestomathie zu Erklärung deutscher Gedichte für junge Leute abgeben." In der Anweisung, die er zu diesem Zwecke giebt, thut er unter andern den Vorschlag, sein letztes Gedicht, das sich anfängt:

„Wenn alles wohlgemacht,
So sagen wir einander Gute Nacht."
Wie aber, lieben Leser, wenn das nicht so wäre,
Und alles das, warum auf Ehre
Ich mir viel Mühe gab, aufs beste Allen
Nach Lust und Wünschen zu gefallen,
Dennoch im Grunde schlecht bedacht,

Und

Und so auf gleiche Weise
Nicht anders, als nur schlecht gemacht u. s. w.

„von Anfängern in ungebundene Rede auflösen zu „lassen, welches solchen wohl nicht leicht, vielmehr „eine gute Uebung seyn würde." — Herr S. versichert, „daß das zweyte Bändchen auf keinen „Fall schlechter werden, wohl aber leicht besser aus„fallen könne." Wir überlassen es den Lesern zu entscheiden, ob das erste möglich und das letzte wahrscheinlich sey?

Leipzig: Allgemeine Theorie der schönen Künste u. s. w. von J. G. Sulzer. Dritter Theil. Neue vermehrte zweyte Auflage. 1793. 760 S. gr. 8. Auch bey diesem Bande sind die Zusätze nicht minder zahlreich und beträchtlich, als bey den vorigen; die Seitenzahl beträgt bey demselben 122 mehr, als in der ersten Auflage. Vorzüglich vermehrt sind die Artikel, Kirchenmusik — Klang — Lehrgedicht (In Dowmanns Gedichten 1790, 8. findet sich das Gedicht Infancy nicht, wohl aber The Land of Muses und zwar in doppelter Form. Zuerst in dem gewöhnlichen englischen heroischen Vers, und am Ende des Bandes noch einmal in Stanzen, mit der Aufschrift: A Poem in the Manner of Spenser, as if to be inserted in the second Book of the Fairy Queen between the 11 and 12 Cantos, mit eingemischten alten Wörtern und Sprachformen, weshalb auch ein kleines Glossarium angehängt ist.. *Thomas Maude*, Wensley-dale or rural contemplations, 1772. 8. Hall Hartson starb im

J.

J. 1773. J. Brand auch On illicit love, a Poem. 1776. 4. W. Gibbon muß W. Gibson heißen, auch Religion an poetical essay. 1775. 4. Stockdale (Percivas) auch The Constituents. 1765. 4. Thom. Penrose starb 1779. Crebbe, nicht Thomas, sondern George u. s. w.) Lied, Lobrede, Mahlerey, Musik, Ode, Oper, Portraitmalerey — Hoffentlich wird die Verlagshandlung das wiederholte billige Versprechen erfüllen, mit dem 4ten Bande zugleich die Zusätze einzeln gedruckt für die Besitzer der ältern Auflagen auszugeben.

Gotha: Horaz lateinisch und deutsch mit Anmerkungen für junge Leute von M. Jacob Friedrich Schmidt. 1793. Dritte verbesserte Auflage. Erster Band. 406 S. Zweyter Band. 420 S. 8. Die funfzehn horazischen Oden in Ramlers lyrischen Gedichten sind ein unerreichtes Muster lyrischer Uebersetzung, die in keiner neuern Sprache ihres Gleichen haben. Schon unendlich weit bleiben die neuern Versuche Ramlers, die er in der Berliner Monatschrift bekannt gemacht hat, hinter jenen zurück. Der nächste Rang nach den Ramlerischen Arbeiten gebührt der hier angezeigten Uebersetzung von Schmidt. Unter den vollständigen Uebersetzungen der Horazischen Oden ist sie ohnstreitig die erste. Mit sichtbarem, wenn schon nicht immer glücklichen Fleiße hat Herr S. sich bemüht, seiner Arbeit auch in dieser dritten Ausgabe mehr Vorzüge zu geben, und sie seinem Ideale näher zu bringen. Kein einziges Stück ist ganz ohne Veränderung

änderung geblieben; nur sind die Veränderungen, nicht immer wahre Verbesserungen. Der Anfang der 1. Ode des 1. Buchs hieß sonst:

Vielen hagt es, Mäcen, Sprößling von fürstlichem
Heldenstamme, du Quell meiner Zufriedenheit!
Vielen hagt es, sich Staub auf der olympischen
Bahn zu sammeln — —

In der neusten Ausgabe steht dafür:

Edler Sprößling vom Stamm tuscischer Könige,
Der du mächtiger Schutz, wonniger Stolz mir bist,
Vielen hagt es, Mäcen, Staub auf olympischer
Bahn zu sammeln — —

Mit Recht ist die ganz zwecklose Wiederhohlung V. h. e. vertilgt; aber auch der niedersächsische Provinzialisme hagen hätte als ein zu wenig edles Wort für diese Stelle mit einem andern vertauscht werden sollen. Wonnig ist ein sehr unglückliches Beywort zu Stolz. Daß der Name Mäcen von seinen Prädicaten getrennt und in die dritte Zeile geworfen ist, verräth zu sehr das Bedürfniß des Dichters. Warum für Sprößling nicht das poetischere und wohlklingendere Sprosse?

Nie bewegtest du den, welcher sein erbliches
Feld mit fröhlichem Muth pflüget, und wenn du ihm
Attals Reichthum versprächst, daß er auf cyprischem
Balken Myrtilus Meer ängstlich beseegelte.

Neue Ausgabe.

Der auf erblichem Feld munter den Spaten führt
Und vor Fluthen nur bebt, wird durch attalisches
Gold

Gold vergebens gereizt, daß er auf cyprischem
Balken tosendes Meer jemals besegele.

Erbliches Feld drückt patrios agros keinesweges aus. Und vor Fluthen nur bebt — warum nur? Besegele ist grammatisch richtiger, als besegelte, aber beydes ist äußerst kakophonisch. Tosendes Meer ist gewiß keine Verbesserung, und jemals ein sehr nüchterner Zusatz. — Die beyden ersten Strophen der 4ten Ode haben durch die Veränderung gewonnen:

Zweyte Ausgabe.

Nenne, Pyrrha, mir doch jenes balsamische
Schlanke Herrchen, es zog neulich aufs Rosenbett'
In der Grotte dich nieder!
Wem, wem knüpfst du das goldene

Haar so reizend, vorher lässig im Putz? — Indeß
Wird der Glückliche bald jammern, auf Göttergunst
Itzt zu trotzig, der Stürme
Auf dem Ocean ungewohnt.

Dritte Ausgabe.

Welcher Zärtling, im Duft syrischer Spezerey
Schwimmend, füllet mit dir, Pyrrha, das rosige
Bett in lieblicher Grotte?
Sprich, für wen du dein blondes Haar

Itzt so schmückest, zuvor einfach im Putz? —
Wie oft
Wird er jammern ob dir und den gewandelten
Göttern! staunen ob wilder
Fluth, noch keines Orkans gewohnt...

Auch die Verbesserungen der 18. Ode des 1. B. ziehen wir größtentheils den alten Lesarten weit vor:

Zweyte Ausgabe.

Pflanze, Varus, zuvor heiligen Wein, ehe du ländliches
Obst im schönen Gebiet Tiburs und um Katilus Mauern baust.
Denn ein trockener Hals, ferne von Most, athmet nur Herzeleid,
Und des nichtigen Grams fressenden Wurm tödtet nur Göttertrank.
Welcher Trinker bekost lästigen Krieg, lästige Dürftigkeit?
Trinker plaudern von dir, Bacchus! von dir, reizende Cypria! —
Aber schlürfe den Most sittsam hinab, Vater Lyäen gleich:
Des Lapithen Gezänk mit dem Centaur färbte die schäumenden
Becher blutig; den Arm fühlt noch der Sithonier u. s. w.

Dritte Ausgabe.

Pflanze, Varus, zuvor
Heiligen Wein
Eh du mit schattiger
Pappel Tiburs Gebieth
Oder mit Obst
Katilus Hügel schmückst!
Denn den Schmähern des Weins
Ordnete Zevs
Eherne Trübsal zu,

Und

Und des leidigen Grams
Fressenden Wurm
Tödtet nur Göttertrank.
Welcher Trinker bekost
Lästigen Krieg,
Lästige Dürftigkeit?
Trinker plaudern von dir
Bacchus! von dir
Reizende Cypria!
Aber keiner entweih
Je das Geschenk
Libers, des mäßigen:
Greulich wurde der Streit
Den der Centaur
Und der Lapithe beym
Traubensafte begann:
Evius schlug
Hart die Sithonier u. s. w.

Leipzig: Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags für geistliche und weltliche Redner, denkenden Künstlern und Kunstfreunden gewidmet. 1793. 262 S. 8. Wir empfehlen diese Anleitung den Personen, für welche es dem Titel zufolge bestimmt ist. Nach einem durchdachten Plane ist in derselben das Praktischste und Zuverläßigste aus den besten Schriften über diese Materie mit Einsicht und eigner Beurtheilung zusammengestellt. In der Einleitung wird zuerst die Frage aufgeworfen und beantwortet: Was ist Declamation? „Declamation ist die mündliche Darstellung vorgezeichneter Ideen und Empfindungen."

So parador die Behauptung klingt, so richtig ist sie, daß Declamation so weit entfernt ist, Ausdruck unsers Innern zu seyn, daß vielmehr Selbstverläugnung desselben ihr erstes Gesetz ist. Treue Darstellung der bestimmten Empfindungen, welche in einer z. B. poetischen Composition liegen, nach ihrer Entwickelung, ihren Abstufungen und Uebergängen ist nicht eher möglich, als bis die eigne Empfindung, welche das Gedicht erregte, dem Darstellungstriebe, der Begierde, die Empfindungen, welche das Gedicht schildert, durch Redetöne auszudrücken, Platz gemacht hat. Sehr fein und treffend sind folgende Bemerkungen: „Die Empfin„dungen, welche ein Gedicht schildert, und die, „welche es erregt, sind nichts weniger als immer „homogen; am wenigsten ist dieß der Fall in dra„matischen Werken. Hier erregt Freude nicht sel„ten Traurigkeit, Zuversicht Furcht, Einfachheit „Bewunderung, Ernsthaftigkeit Lachen. Wo aber „auch diese beyden Empfindungen homogen sind, „wo Freude Freude, Zorn Zorn, Bewunderung „Bewunderung weckt, da würde dennoch die „Wahrheit der Darstellung verlieren, wenn sich „der Künstler blos diesen seinen Empfindungen „überlassen wollte. Er würde alsdann zwar die „Hauptempfindung, z. B. der Liebe, welche das „Gedicht durch unzählige kleine Nüancen und Mo„difikationen dieser Leidenschaft in ihm erregt, getreu „darstellen, aber zugleich durch das Einerley seines „Ausdrucks diese Schattirungen, um welche es „dem Leser doch so sehr zu thun ist, vernichten. —

„Wer

„Wer es, durch ein langes Studium wirklich dahin
„gebracht, daß bey dem lesen einer Composition,
„die in derselben enthaltenen Gefühle, gleich einem
„Echo, unverfälscht durch individuelle Empfindun-
„gen aus seiner Seele wiederhallen, der kann zwar
„gewissermaßen von sich behaupten, daß er, um zu
„declamiren, sich blos den Eindrücken überlassen
„dürfe, welche auf ihn gemacht werden; allein durch
„diese Behauptung würde er die obigen Bemerkun-
„gen eher bestätigen, als widerlegen.“ — Der
Grund des unnatürlichen sogenannten Theatertons
wird hieraus sehr gut erklärt. Wahrheit sey das
einzige Grundgesetz der Declamation, und Schön-
heit nur eine nothwendige Folge derselben. (Dieß
leuchtet Rec. doch nicht ganz ein.) Von den Vor-
theilen, welche die Declamation gewährt. Hier
wird auf manches aufmerksam gemacht, welches man
gewöhnlich ganz zu übersehen pflegt. Von der
Pronuntiation; von den Werkzeugen der Sprache;
von den Elementen der Rede; von der Verhüthung
und Verbesserung der Fehler wider die richtige Pro-
nuntiation; von den verschiedenen Dialekten. Von der
Declamation. Von der Ideendeclamation (über den
widerlichen, einschläfernden Leseton, und Vorschläge
ihn zu vermeiden. Das sicherste Mittel ist ohnstreitig,
die Kinder ohne Interpunktion lesen zu lehren, wie
die Alten thaten. Jetzt, da man sie nach der gewöhn-
lichen mangel- und fehlerhaften Interpunktion lesen
lehrt, sind sie wenig aufmerksam auf den Sinn oder
Zusammenhang, und glauben alles gethan zu haben,
wenn sie die Worte aussprechen, und die Pausen

auf die vorgeschriebene Art beobachten.) Schauspieler und Redner dürfen durch ihre Gebehrden nicht mahlen, sondern nur ausdrücken. Fälle, in denen das Mahlen verstattet, oder vielmehr nothwendig ist, insoferne es sich nemlich nicht vom Ausdruck trennen läßt. (Diese Verbindung der Mahlerey und des Ausdrucks wird S. 163 in der Note durch ein Beyspiel aus Göthes Clavigo gut erläutert. Zum Besten der Anfänger hätten wir überhaupt mehr Beyspiele gewünscht.) Von der Empfindungsdeclamation. Von der Declamation der Verse. Die beyden einander entgegenstehenden Behauptungen, daß Verse immer gesungen, und daß sie ganz wie Prosa gelesen und das Sylbenmaas von dem mündlichen Darsteller zerstört werden müßten, sind gleich irrig. Von dem Vorleser. Man fordert von ihm nicht den lebendigsten und stärksten Ausdruck, dessen das vorzulesende Stück fähig ist; dieser ziemt ihm nicht einmal, weil die volle Begleitung der Geberdensprache nicht dabey seyn kann. Er muß die Gedanken, Affekten und Sitten, welche der Aufsatz enthält, in der Tonsprache mehr skizziren, als ausmahlen. Wie weit der Vorleser in der Lebhaftigkeit der Darstellung gehen dürfe, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Alles kömmt hiebey auf die Person des Vorlesers, auf die Zuhörer, auf Ort und Umstände an. Gefühl für das Schickliche kann ihn hier allein leiten. Von dem Redner, dem Schauspieler (S. 241. „Man hat die Frage aufgeworfen, ob es schwerer sey, ein tragischer oder „ein komischer Schauspieler zu seyn. Wenn man

„beydes

„beydes vortreflich seyn will, so glaube ich, findet
„kein Unterschied statt. Es kömmt nicht sowohl
„darauf an, ob es schwerer sey, komische oder tra-
„gische Empfindungen auszudrücken. In Abstracto,
„ohne Rücksicht auf individuelle Beschaffenheiten, ist
„beydes gleich leicht und gleich schwer; und in
„Rücksicht auf einzelne Personen dürfte man schwer-
„lich zu einer befriedigenden Antwort gelangen.
„Aber der Ausdruck der Empfindungen selbst ist das
„wenigste; was den großen Schauspieler macht,
„ist dieses, daß dieser Ausdruck den verschiedenen
„Charakteren stets angemessen sey, daß er stets mit
„den verschiedenen Zügen, mit den feinsten Schat-
„tirungen desselben auf das genaueste übereinstimme.
„Diese Harmonie ist nun im Komischen eben so
„schwer zu erreichen, als im Tragischen, denn sie
„setzt in beyden Fällen die feinste Menschenkenntniß
„und den glücklichsten Scharfsinn voraus. Es ist
„daher sehr sonderbar, daß man sich gewöhnlich
„zwischen dem tragischen und dem komischen Schau-
„spieler eine so große Kluft denkt. Wer das Unglück
„hat, eine unbiegsame Physiognomie und Stimme
„zu besitzen, welche ihm nur eins von beyden zu
„seyn erlaubt, der darf es freylich nicht wagen, aus
„seinem Fache in das entgegengesetzte überzugehn.
„Aber ich weiß auch, daß Schröder mit gleichem
„Glücke komische und tragische Charaktere darstellt,
„und daß die größte Schauspielerinn, die ich gesehn,
„eben so bewundernswürdig in ihren naiven Mäd-
„chen ist, als in ihren tragischen Liebhaberinnen."
(Sehr wohl, aber damit ist die Sache noch nicht

 ins

ins Reine, oder die oben aufgeworfene Frage befriedigend beantwortet. Daß es Schauspieler, so wie Dichter, geben könne und wirklich gebe, die im Tragischen und Komischen gleich groß sind, wer kann das läugnen? aber, wenn man fragt: was ist schwerer und daher seltner, ein guter, ein vortreflicher komischer oder tragischer Schauspieler (und Dichter)? so kann man unmöglich mit Recht zur Antwort geben: Sie sind beyde gleich selten. Die Erfahrung lehrt offenbar, daß es weit mehr gute und selbst vorzüglich-tragische als komische Schauspieler, (es versteht sich, daß von Harlekins und Possenreißern hier nicht die Rede ist) mehr gute und vorzügliche Trauerspiele als Lustspiele giebt — daß bey mancher Truppe ein Trauerspiel ganz erträglich vorgestellt wird, die jedes Lustspiel, das nicht Farce ist, verhunzt. Tragische Schauspieler und Dichter können sich an kleinen Orten bilden, komische nur im Umgang mit den höhern Ständen, mit der feinen Welt, nur auf einem großen Schauplatz. Jenen genügt, außer ihrem Genie, die Bekanntschaft mit der menschlichen Natur, den Leidenschaften überhaupt, die sie sich an wenig Subjekten erwerben können — diesen ist unumgänglich nöthig, die Kenntniß einer Menge kleiner, zufälliger Umstände, Eigenheiten, der veränderlichen Sitten, Convenienzen 2c. die ihr Geschäfte unendlich mühsamer macht; und in sofern kann man behaupten, es ist für den Schauspieler und Dichter schwerer, im Komischen als im Tragischen zu excelliren. Die weitere Ausführung dieser Behauptungen, die aber,

wenn

wenn wir nicht irren, durch die allgemeine Erfahrung bestätigt werden, findet in einer kurzen Anzeige nicht statt.) Von der Temperatur der Stimme. Ueber das Studium der Declamation.

Berlin: Poetische Epistel eines Sanscülotten in Berlin an seine Brüder in Paris. (Eine Dosis Nieswurz gegen den Revolutionsschwindel. 47 S. in 8. 1794.) Eine Neujahrs-Epistel im Romanzenton, in welcher der V. dem Convent und den Jacobinern berichtet, daß es mit der Sanscülotterie im Preußischen nicht recht fort wolle, sich aber erbietet, wenn sie ihm so gut bezahlen wollten, wie den Exphilanthropen Simon (ehemaligen Educator in Dessau) für die deutsche Uebersetzung der neuesten franz. Constitution, nemlich 2000 Livr., sie alle nach dem Leben zu schildern, und ihre Thaten in Deutschland auszuposaunen. Um ihnen zu dem Handel Lust zu machen, werden einige Probestücke übersandt. Von Marat heißt es:

Es hat den Heiligen zu bald
(Beklagt ihn Ohnehosen!)
Charlottens schwarze Mord-Gewalt
Entrissen den Franzosen.
Er stürbe doch, du Schwärmerinn!
Aus bloßem Patrioten-Sinn,
Daß wir uns baß erfreuten,
An seinen Landesleuten. *)

*) Er ließ den Jacobinern wenige Tage vor seiner Ermordung sagen: »ihn verzehre ein patriotisches Fieber.«

Der Einfall ist sehr gut, daß die Jacobiner dem Herrn Bentabole deswegen die Verfertigung der Constitution auftragen, weil er die Büste des Helvetius in ihrem Saal umgeworfen und mit Füßen getreten hat. Ein komischer Dichter, wie Buttler, dürfte überhaupt die Lobpreiser der Revolutionen eher zur Besonnenheit bringen, als ein Philosoph. Der V. hat Anlage dazu, aber das Sylbenmaas noch zu viel Gewalt über ihn. Wir glauben, daß ein solches Gedicht in (aber freylich sehr künstlich gearbeiteten) Knittelversen geschrieben werden müßte.

XI.

Englische Litteratur.

Gower's Patriotic Songster; or Loyalist's Vocal Companion: being a Selection of the most approved Constitutional and Loyal Songs that have appeared from the various associations in this Kingdom, for preserving Liberty and property against Republicans and Levellers. Together with suitable Toasts and Sentiments. To which 15 (are) added two Soliloquies of the unfortunate french Monarch Louis XVI. and other poetic Pieces on his Imprisonment and execution.

tion. London 1793. 12. Unter allen mit Frankreich Krieg führenden Mächten, scheinen die Engländer allein das Bedürfniß zu fühlen, nicht blos mit Leibeskräften drein zu schlagen, sondern dem Fanatism für Neuerung und Zerstörung dadurch Grenzen zu setzen, daß man eine gleichmäßige Wärme für das Alte und lange schon bestehende erweckt; daß man zeigt, wie wir den bürgerlichen Einrichtungen alles verdanken, was wir sind und haben: daher die Landes-Verfassung dieselbe Ehrfurcht, Achtung und Schonung mit Recht von uns heischt, die wir gegen unsere Eltern zu haben verbunden sind, selbst wenn sie wunderlich oder gebrechlich wären. Der vernünftige Sohn und der vernünftige Unterthan betragen sich mit gleicher Vorsicht, und maßen sich nicht an, das, was ihnen misfällt, eher abzuändern, als bis sie zur Direction der Geschäfte ein Recht haben. — Die Gemüther auf diesen Ton zu stimmen, ist die ächt vaterländische Absicht gegenwärtiger Lieder-Sammlung, die, wie gleich der erste Blick, den man hinein thut, verräth, nicht für ein auserlesenes, sondern für ein großes Publikum bestimmt ist. Um so mehr aber hätte sich der Sammler hüthen sollen, Stücke aufzunehmen, die dem Geist christlicher Milde und philosophischer Menschenliebe nicht entsprechen; zumahl doch auch fast immer die Regierungen mit Schuld sind, wenn ihre Unterthanen sich rebellisch betragen, so wie Eltern, wenn ihre Kinder sie verachten. In dem unglücklichen Frankreich ist freylich eingetroffen, was Raynal in der Hist. phil. sagt: „die Schimäre der Gleich-

„heit

„heit dem Volke predigen, heißt nicht, ihm seine „Rechte erinnerlich machen, sondern es zu Raub „und Mord einladen; heißt zahme Hausthiere in „den Wald treiben, damit sie zu wilden Bestien „werden.“ Aber dadurch bringt man sie nicht wieder in das Haus zurück, daß man blind in den Wald hinein feuert und schimpft: man muß sie zurück locken; verhindern, daß die Ställe angezündet werden; und nur diejenigen, die, wie toll, heraus und in die benachbarte Saat brechen, niedermachen oder knebeln.

The Tribute of a humble Muse to an unfortunate captive Queen, the Widow of a murdered King. By W. F. F. G... Esq. 1793. 4. Man sieht nicht wohl, warum der V. seinen Namen hinter den dünnen Schleyer einiger Punkte verborgen hat. Er fürchtete doch nicht, seinen Namen durch dieses kleine Gedicht auf das Spiel zu setzen? Auf keine Weise braucht er sich Verse, wie folgender, zu schämen, in denen er seinen Abscheu vor den schrecklichen Gewaltthätigkeiten und Blutbädern, die die Revolution in Frankreich begleitet haben, ausdrückt:

Are *these* the flowers philosophy bestows,
To strew the rugged path of human woes?
Are these the means her votaries pursue,
To prove the theory of her system true?
These the new schemes which Gallic sages plan
To meliorate the general state of man etc. —

Love's

Love's Victims: the Hermits Story. By the Author of the Prize, no Song no Supper. London 1793. 42 p. 4. Dieses Gedicht, der Ausfluß eines ächt poetischen Genius, verdient aus der großen Menge ähnlicher Erzählungen auf das vortheilhafteste ausgezeichnet zu werden. Eine rührende, anziehende Geschichte, voll ungewöhnlicher Situationen, ein immer wachsendes Interesse, ungekünstelte Sprache der Empfindung, und, was freylich in einem Gedichte nur Nebensache, neben jenen Eigenschaften aber sehr viel werth ist, eine wichtige für alle Menschen in allen Zeiten und in allen Lagen passende Moral! Ein trocknes Gerippe der Begebenheiten würde unsern Lesern keinen anschaulichen Begriff von dem Werth dieses Gedichtes geben, wir heben lieber eine Episode aus dem dritten Gesange aus, aus der man sehen kann, was für ein Geist das Ganze beseelt. Es ist die Beschreibung von Emmas Tode in der Wüste: S. 33.

«Hold! hold! they drag him hence away!
But we'll together die!
Ah, say, my only safety say,
My Albert, art thou nigh?»
«Behold thy Albert ever near!
Whence spring thy fears anew?
No daug'rous rival threatens here,
No vengeful foes pursue.
«To balmy slumber yield ayain
Thy limbs, that fev'rous burn;
To-morrows dawn shall banish pain,
And peace with light return.»

Now,

'Now, with tumultuous haste, the blood
Cours'd ardent through her veins,
And scarce the fiercely-frantic mood
Her Albert's voice restrains.
»Oh, scorching fires, that inward rage,
And ravage life's retreat!
Oh, parching thirst, thy force assuage!
Allay thy deadly heat!
»Farewell, my Albert! yet in death
Let not remembrance die!
Thine is this last, this fleeting breath,
And thine this parting sigh!»
'With accents, such as Love inspires,
I strove to calm her woe;
»If aught to cool those raging fires,
Within the desert flow,
»My search the precious draught shall find,
And bring thee quick relief;
Suspend this anguish of the mind,
Endure awhile thy grief!»
'Then forth my doubtful course I took,
Attentive bent to hear,
If 'mid the gloom, or murm'ring brook,
Or bubbling spring were near.
'While swift I trod, the yielding soil
My passing feet bedew'd;
O'erjoy'd I bless'd the prosp'rous toil,
That ev'ry hope renew'd:
'Eager I stoop'd, with anxious care,
Each scanty drop to drain;
'Then flew, the gather'd prize to bear,
And sooth my Emma's pain
'Perplex'd, I trace with fearful choice

The

The scarce-rememberd ground;
Aloud I call — my Emma's voice
Retourns a grateful sound.
'As joys the mother o'er her child,
If found, where chance he strays,
While yet her bosom heaving wild
The past alarm betrays;
'So gladden'd, I that sound pursue;
Again I call more nigh —
Her languid accents scarce renew
The feebly form'd reply!
'With panting speed more swift I fly,
And trembling o'er her bend;
»My Emma, taste! thou shalt not die;
Heav'n daigns this aid to send.«
'Her lifted arms my bosom press'd
And folding strove to close;
But sunk unconscious from my breast,
And death's chill damps arose.
»Emma!« I cried, »most lov'd! most dear!«
Thou all that I adore!« —
'No sound responsive met my ear —
The conflict was no more!' — —

Imitations of some of the Epigrams of Martial. Part. I. and II. London 1793. 84 p. 4. Der Nationalcharakter und die Sitten der Römer waren, mit Ausnahme vielleicht einer kurzen Periode, nicht von der Beschaffenheit, daß wir erwarten dürfen, sie in der Gattung von Composition, die hier vor uns liegt, auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu erblicken. Die wahren Gesetze derselben wollen, daß der Scherz nie den guten Anstand

stand verletze, daß der Witz mit Eleganz verbunden sey, und selbst Wahrheit und Gerechtigkeit nicht in Plumpheit und Rohheit ausarte. Ueberhaupt sind die römischen Schriftsteller ernsthaft, und scheinen die Gabe zu scherzen eben nicht sehr besessen zu haben. Die Beyspiele, die Cicero giebt, wo er die Regeln für die rednerischen Scherze vorschreibt, rechtfertigen vollkommen die tadelnde Bemerkung jenes großen Kunstrichters über ihn: Non displicuisse illi jocos, sed non contigisse. Wer die Schwachheiten und Fehler der Menschen auf eine angenehme Weise lächerlich machen will, muß eine große Kenntniß der Welt und einen gewissen Grad von Politur besitzen. Bosheit ist nicht Witz, Steckbriefe sind keine Epigrammen. Scharfe Satyre sollte selbst von denen, die nicht Gegenstände derselben sind, nur in Verbindung mit einem Zusatz von guter Laune geduldet werden, und selbst beym Spott sollte die Achtung, die der Mensch dem Menschen schuldig ist, nie ganz aus den Augen gesetzt werden. Viel Achtung für Andre aber verträgt sich nicht mit der rohen Eifersucht republikanischer Gleichheit, und noch weniger kann ein Gefühl dieser Art unter dem die Menschheit entwürdigenden Zepter eines alles gleichmachenden Despotismus gedeihen. Rom ging plötzlich aus dem ersten Zustand in den letzten über. Martial verräth in seinen Schriften die schlimmsten Symptome aus beyden Perioden. Er vergöttert seine Gebieter mit kriechendem Sklavensinn, ihre Kreaturen bereichert er mit ekelhaften Schmeicheleyen, gegen seines

nes Gleichen hingegen ist er übermüthig, höhnend, grob und unmenschlich. Seine Ideen sind oft schmutzig und äußerst obscön, und in beyden Fällen sind sie in den derbsten, beleidigendsten Ausdrücken vorgetragen. Er lebte unter acht Kaisern; allein unter Trajan, wo ein reinerer Geschmack und verfeinertere Sitten begünstigt wurden, zog er sich voll Verdruß in seine Vaterstadt nach Celtiberien zurück. Diese Bemerkungen sind, wenn sie gleich nicht auf alle Sinngedichte von Martial passen, doch im Ganzen so gegründet, daß einige der besten Richter in Sachen des Geschmacks diesen Autor mehr als einen Aufbewahrer von Anekdoten und Sittenzügen, oder ein Personenregister, als wegen seines poetischen Werthes schätzen, und selbst seine Bewunderer fühlten die Nothwendigkeit, sowohl aus weiser Schonung des noch unverdorbenen Gefühls junger, als des gebildeten Geschmacks erwachsener Leser, Auswahlen aus seinen Werken zu treffen, wobey man jedoch fast nie mit viel Beurtheilungskraft und gehöriger Strenge zu Werke gegangen ist. Man wird diese Erinnerungen bey der Anzeige von Nachahmungen des Martial, die verschütteten vergessenen Unrath wieder ans Licht ziehen, und sich mit Vorliebe just an die Fehler und Gebrechen des Originals hängen, nicht am unrechten Orte finden. Grobe Zoten und Plumpheiten übergehen wir, wie billig: aber was sagen unsere Leser zu folgenden Zeilen an einen Freund (1. Th. S. 5.)?

A meal my company ensures!
A meal too, wretch! you say of yours!
— A man must dine in Five-foot Lane,
Whom your curst meal can entertain!

oder zu folgenden (Ebend. S. 3.)?

While from both eyes the tears of others flow,
Bridget can weep with only one. — *How so?*
She has but one to weep with — *You must know*.

Ist der Verlust eines Auges ein Gegenstand vernünftigen Spottes? Oder ist es in einem Gedichtchen von drey Zeilen erlaubt, kriechend, prosaisch, stumpf, plump und boshaft zu seyn? Beyspiele ähnlicher sind sehr häufig:

To a Neigbbour.

You bid me, neighbour Young, relate
The produce of my welch estate;
So poor, you say, so ill-condition'd —
It yields your absence — that's sufficient.

Nach dem Muster Martials ist der Engländer ein großer Liebhaber von Küchenspaßen: z. B.

Heaven's! what a charming cook has Roger got!
But why doom Venus to the spit and pot?
His brains are in his guts the cook maintains. —
His breeches sure have neither guts nor brains.

Nicht minder platt, und ekelhaft überdieß, ist folgendes:

Giles wisperd so long that he smelt his own breath,
Then cried: »Roberts ear — foh — it stinks one
to death.«

Und

Und nur noch eine Probe von den politischen Epigrammen unsers Nachahmers. Der verrufene Payne ist der unglückliche Gegenstand dieses unglücklichen Machwerks:

O may the ſcoundrel pamphleteer,
Diſſeminating libels here,
Who would with trait'rous pen write down
Our king, his dignity and crown,
Be kick'd and cuff'd, and bang'd and hurl'd,
From poſt to pillar thro' the world,
(Shunn'd as an univerſal peſt)
Like Cain, without a place of reſt!
Outcaſt of beggars, be his meals
Nought but the bones from curs he ſteals!
One long December, drear and chill,
His whole extended twelfe month fill,
With not a hovel's nook, to warm
His limbs all ſhiv'ring in the ſtorm;
That ev'n the very dead excite
His envy at their happier plight!
Diſmal and dreadful be the woes
That haunt his life's laſt ling'ring cloſe:
Then let him rue, with ten-fold ſmart,
The throbbings of a guilty heart,
Anticipate a hell alive!
Suffer its pangs, and ſtill ſurvive!
Dogs let him think, and vulturs greedy,
Devour his mangled fleſh already;
Think his yet panting carcaſe cramm'd
Among the loweſt of the damn'd:
There fiends and devils let him feel,
With whips of flame and fangs of ſteel!

Graw him ye worms that ne'er expire!
Burn him thou everlasting fire!
Thus while he draws his tainted breath,
In agonies far worse than death,
Let conscience (in the act to die)
Wring from his struggling soul: »'Twas I
(Curs'd be the hour I form'd the plan)
»'T was I composed the Rights of Man.«

Was für cannibalische Gesinnungen! —— Schade, daß der V., dem es gewiß nicht an Talent fehlt, etwas Gutes zu liefern, auf solche Abwege gerathen ist. Man machte dem Geschmack Martials den Vorwurf, daß er die Gedichte eines Persius den classischen Produkten des Zeitalters des Augustus vorzog. Sein Nachahmer hat sich offenbar durch langen und vertrauten Umgang mit Schriftstellern von verdorbenem Geschmack endlich seinen Hang zum Schmutz und zur Plumpheit erworben. Er wird wohl thun, wenn er, eh er wiederum vor dem Publikum auftritt, seine Phantasie in reinern Quellen des Helikon badet und säubert.

Lewina, the Maid of Snowdon. A Tale. By *George Cumberland*. A Poem on the Landscapes of Great-Britain, dedicated to James Irvine Esq. at Rome, by the Same. Written in the year 1780. With etchings by the Autor. London Robinsons 1793. 68 p. and 5 plates. 4. Die Mahlerey ist so genau mit der Poesie verwandt, daß man sich mit Recht wundern kann, diese beyden ver-

verschwisterten Künste nicht öfter in Einer Person vereinigt zu finden. Mit ausgezeichnet glücklichem Erfolg ist diese Verbindung von dem V. der hier angezeigten Gedichte versucht worden, die er mit geäzten Blättern nach eigenen Originalzeichnungen geziert hat. Das erste Gedicht ist eine einfache und rührende Geschichte. Ein unschuldiges und fleißiges Ehepaar, dessen einziges Kind die reizende Lewina ist, brachte sein Leben in einer Hütte am Fuß des Snowdon in ungestörter Ruhe zu, bis eines Tages Lewina, deren Vater mit seinem Gutsherrn und einem jungen Freund auf die Jagd gegangen war, den Wald nach Erdbeeren durchsuchte, sie nach ihrer Rückkehr damit zu bewirthen, sich aber verirrte, und endlich nach langem und vergeblichen Bemühn, auf den rechten Weg zu kommen, ihre Zuflucht für die Nacht in einer wilden Höhle suchen mußte. Am Morgen kam der junge Fremdling in die Höhle, ward von ihrer Schönheit entzückt, brachte sie ihren Eltern zurück, und bot ihr seine Hand an. Der einfache Schmuck und die glückliche Zufriedenheit der ländlichen Wohnung, der Schmerz über Lewina's gefürchteten Verlust und die gegenseitige Freude bey ihrer Wiederkehr, sind auf eine Art beschrieben, welche die lebhafte Phantasie und das gefühlvolle Herz des Dichters beweisen. Das zweyte Gedicht über Großbritannische Landschaften, was fast ganz zur beschreibenden Gattung gehört, führt den Leser durch eine Reihe mannigfaltiger und bezaubernder Szenen, in deren Beschreibung die Ideen des Mahlers und das Talent des Dichters einander wechselsweis die

Hand geboten haben. Folgende Stelle ist vorzüglich schön:

For me, my soul delights to wander there,
Where nodding forests fan the peaceful air!
Whose leafy honours climb the mountains side,
And gain its summit, with a giant stride;
Spread their green bosoms to the rising day,
To meet its radiance, and imbibe its ray;
Then melt in dews, draw the soft flow'rets forth,
And feed those beauteous children of the earth.
These scenes I love — uncultur'd scenes like these,
Where wood-crown'd hills my roving fancies please;
While, far beneath, unnumber'd pastures lie,
And a smooth lake reflects the azure sky.
How sweet it is, to mark de deep'ning shade,
By varying forms enchantingly display'd.
The ancient trunk, low stooping to the ground,
By the blind ivy clasp'd in volumes round;
The graceful bandage of the pendant wine,
The waving cypress, and the nodding pine;
The lime sweet-scented, or the holly bright,
The tow'ring poplar trembling at her height;
The elm majestic, bending on the wind,
The beech wide-shooting and her polish'd rind;
The healthy chesnut's mass, and clustring bloom,
Or the white-branching birch athwart the gloom;
All these, or each, as swift the seasons fly,
In groups, or separate, delight the eye:
But most the oak's broad venerable head
Affords my soul a pleasure mix'd with dread;
In spring the nightingale's belov'd retreat,
In summer pleasant, as in autumn sweet;

Ever

Ever the refuge of the weak and fair,
The painter's idol and the prince's care.
Ah, best of trees, and emblem of the blest,
Like virtue, still in native grandeur drest:
Strong to protect, and fruitful to sustain,
The shelter, food, and riches of the plain!«

Der Uebergang von unbelebter und beseelter Schönheit ist ungemein ergötzend, und unser Verf. hat nicht vergessen Gebrauch davon zu machen. Zum Beweis dient folgende elegante Lobrede auf die brittischen Schönen. Die Rede ist vorher von den Flüssen Savern und Convey;

Fair healthful streams! a mighty, matchless pair!
Strong as your Cambria's Sons, sweet as her fair;
Like them, when thwarted, turbid and enrag'd,
Like them, tho' soon excited, soon asswag'd;
Lovely in anger, beautiful in storms,
And proudly conscious of unrivall'd forms:
Yes, British females, yes, to you belong
The earliest blossoms of my youthful song:
The arching brows, the hazle-rolling eye,
The open forehead, mouth of crimson dye;
The clust'ring auburn locks of burnish'd glow,
That kiss your ivory shoulders, as they flow;
The snowy whiteness of the swelling chest,
Courting the eye, and suing to be prest;
Cheeks, where the little loves delighted dwell,
And lips, beyond what mortal lips can tell;
All these are yours; and yours, ah more desired!
Virtue, by rose-cheek'd modesty, attir'd;
Love, faithful love! the animated soul,
And rich fertility to crown the whole.

The Genius of France. A Poem. London 1793. 18 p. 4. Die klägliche Geschichte von der Barbarey und Anarchie der Franzosen, die schon so oft in Prose und Versen erzählt worden, wird hier von einem Frauenzimmer nochmals in Versen wiederhohlt, die weder so schlecht, daß sie Verachtung, noch so gut sind, daß sie viel Lob verdienen sollten. Der Genius von Frankreich unterbricht ihre Klagen, die Glückseligkeit Großbrittanniens zu erheben, mit welcher Schilderung das Gedicht schließt.

A Poetical Epistle to the Honor. Thomas Erskine. 1793. 19 p. 4. Es ist ein trauriger Anblick zu sehen, daß Männer von so ungemeinen Talenten, als Erskine, Fox, Gray, Sheridan, Courtenay auf der einen, und Burke, so wie mehrere Ministeriellen auf der andern Seite, in ihrem Eifer für die Sache, der sie einen Dienst zu erweisen glauben, den sanften Geist des Wohlwollens vergessen, der die ächte und reine Wahrheit immer begleitet. Der Wahn, daß Menschen deshalb, weil ihre Meinungen irrig, oder richtiger, weil sie von den unsrigen verschieden sind, schlechte, boshafte Menschen, Feinde des Guten seyn müssen, ist eins von den großen Uebeln, die die Menschheit quälen, und an dessen Vertilgung jeder Menschenfreund, jeder Mann von Genie eifrigst arbeiten sollte. Muß aber die Erbitterung durch Verse, wie die folgenden, nicht vermehrt werden?

Thee

Thee I behold, with metaphysic broom,
Proud thy illustrious office to assume,
Rise like the fabled dame, and soaring high,
Sweep off the cobwebs from the British sky!
Lo! Paine our sky more like a madman clears,
Dragging all heaven itself about our ears!
Thou only ventur'st thinking them but dim,
Great Britains moon to snuff, her stars to trim.
See Paine, that moon attack in angrier mood
At once eclipse and blot it out in blood!
Then waging far and wide a wasteful war
Shake from its dazzling sphere each saucy star!

Herr Erskine scheint freylich seinen Ruhm darin zu suchen, notorisch widerrechtliche Handlungen, wie das Benehmen des Schriftstellers Thomas Payne, gerichtlich zu vertheidigen: aber selbst die Richter und die Staatsminister, denen er so viel zu schaffen macht, werden ihn für keinen eingebildeten Wortkrämer oder ehrgeizigen Pygmäen halten, noch es billigen, daß ein Dichterling ihn mit der alten Hexe vergleicht, die sich über den Mond erhob, mit ihrem Besen die Luft zu kehren. — Wie lange werden sich die Sterblichen noch bestreben, ihre Grundsätze durch Gewalt und Betrug fortzupflanzen? Möchte doch jeder, der sich dieser Mittel bedient, seinen Irrthum einsehen und bereuen!

Notoriety, a Comedy, as it is performed at the Theatre Royal, Coventgarden. By *Frederik Reynolds*. 1793. 75 P. 8. Die so gewöhnlichen Fehler der neuesten Theaterdichter, anstatt die Sitten und Thorheiten, die sie

zum Gegenstand ihrer Satyre wählen, den Charakteren selbst unverkennbar aufzuprägen, ihren Personen Beschreibungen und Schilderungen derselben in den Mund zu legen, herrscht auch in diesem Stücke im hohen Grade. Die Worte sagen viel, die Handlung desto weniger. In Sir Andrew Acid (Hr. A. Sauer) wollte die V. einen mürrischen, unzufriedenen Menschen schildern, der ein Vergnügen daran findet, andere Leute zu quälen. Dieß zeigt schon sein Name, und daran ist es nicht genug. In der Szene, wo er zuerst auftritt, vergißt sie nicht, seine Frau erinnern zu lassen: „ihr Mann habe eine so böse Gemüthsart, daß er nicht eher vergnügt wäre, als wenn er andere geplagt sähe, und niemals unglücklich, als wenn es seinen Freunden wohl ginge." Und nach alle dem thut er selten den Mund auf, daß er nicht fast geradezu sagt: seht, was für ein mürrisches Gesicht ich mache. Derselbe Vorwurf trift die Hauptperson, die die Lächerlichkeit hat, sich bey allen Verdrüßlichkeiten und Kränkungen, die er geheim erfährt, so zu benehmen, daß sie nothwendig bekannt werden müssen. Leute dieser Art sind im gemeinen Leben nicht selten, hier aber ist der Charakter mit so grellen Farben entworfen, daß er in eine vollkommene Karrikatur ausgeartet ist. Und doch ist er noch das beste im ganzen Stück, das sich weder durch interessante Situationen, noch durch Witz oder sonst etwas auszeichnet.

Hartford Bridge; or the Skirts of the Camp. An operatic Farce in two acts. Per-

Performed at the Theatre Royal Coventgarden. Written by Mr. *Pearce*. 1793. 41 p. 8. Es ist viel Witz und Laune in diesem kleinen Schwank. Familienstolz wird durch den Charakter des Sir Gregory Forester sehr glücklich persifflirt, so wie durch den Charakter seines Bruders Peregrin Forester die aufgeblasene Eitelkeit eines excentrischen Reisenden — „dessen Name den Bewohnern der äußersten Pol-Enden bekannt und auf die Thürme von Städten gegraben ist, wo man den Gebrauch der Buchstaben nicht kennt — der den Ganges und Whamboo bis an ihren Ursprung verfolgt, auf die Spitze der Marmorberge und des Mondbergs gedrungen, und sein Butterbrod an einem Volkan geröstet hat." Ohne Mühe wird man das Original errathen, das die Idee zu dem letztern Charakter hergegeben hat.

The Principles of Eloquence; adapted to the Pulpit and the Bar. By the Abbé *Maury*. Translated from the french with additional notes By *John Neal Lake*, A. M. 1793. 242 p. 8. Man darf hier keine philosophische Betrachtung der Prinzipien erwarten, die die Grundlage der Beredtsamkeit ausmachen, und von denen die Regeln derselben hergeleitet werden — nicht einmal eine systematische Aufstellung der gewöhnlichen Vorschriften dieser Kunst. Des Verf. Absicht war offenbar weder Speculation noch Theorie, sondern in einer cursorischen Manier praktische Winke für die Ausübung der rhetorischen Künste zu geben, diese Winke durch beygefügte Beyspiele zu erläu-

erläutern, und vor allen Dingen seine Rede in einem beseelten Ton und mit einer Wärme vorzutragen, die im Stande wären, den Anfänger mit dem Geist der Beredsamkeit zu beseelen, indeß er auf die Regeln derselben hört. — Vorzüglich verweilt der V. gern bey der geistlichen Beredsamkeit; allein religiöse und Nationalvorurtheile machen ihn in seinen Vergleichungen der englischen und französischen Prediger gegen die ersten höchst ungerecht. Mit übertriebenen Lobsprüchen beehrt er einen Bossuet, Budaine, Bourdaloue, Massillon, Fenelon und Saurin, mit allgemeiner Verachtung aber spricht er von den treflichsten englischen geistlichen Rednern, vorzüglich von Tillotson, dem er nur von Seiten des Styls einiges Verdienst zugestehen will.

A poetical, serious and possibly impertinent Epistle to the Pope. Also a pair of Odes to his Holiness, on his keeping a disorderly house; with a pretty little Ode to Innocenc. By *Peter Pindar* Esq. London Evans 1793. 41 p. 4. Aberglaube und die Grimassen und Mummereyen des Priesterthums sind ohnstreitig ein sehr reichhaltiger Stoff für die Satyre, und wir freuten uns, den immer rüstigen englischen Spötter, nachdem er seinen alten Lieblingsgegenstand ganz erschöpft, seine Geißel über den großen geistlichen Krämer schwingen zu sehen:

Who sells a good snug seat amidst the skies
To any wicked gentleman that dies —

allein

allein, fand P. Pindar entweder den Gegenstand für seine lustige Muse zu ernsthaft, oder ist es die Folge davon, daß er sich bey einer Materie dieser Art nicht blos auf das, was wirklich Spott und Satyre verdient, einzuschränken überwinden konnte, genug wir gestehen, daß unsere Erwartung beym Durchlesen dieser Epistel sehr getäuscht worden ist. Einzelne Stellen stechen freylich auch hier hervor: z. B. die launige Beschreibung des Mißcredits, in den die Heiligen und andere Stützen des Aberglaubens gefallen sind:

Hear with what blasphemy this France behaves!
Rome, I despise thee, all thy popes are knaves!
Thy cardinals and priests the earth encumber —
Avaunt the saints and all such holy lumber!
Chop off their heads: away the legs and toes:
Away the wonder-working tooth and nose;
Away the wonder-working eyes and tears,
The vile imposture of a thousand years!
Calves heads, pigs pettitoes, perform as well,
Raise from the dead, and plagues and devils expell.
Saint Genevieve no longer is divine —
The wise Parisians mock her worm gnaw'd shrine;
Whose coffin-planks that could such awe inspire,
May go to light the kitchen-wench's fire.
Saint Jail, Saint Whip, saint Guillotine, saint Rope,
Possess (we think) more virtue than the Pope.

Die alte Fabel vom Fuhrmann und Jupiter ist sehr gut erzählt, und die Ode an die Unschuld hat einige schöne Zeilen. Im Ganzen aber ist dieses Produkt weit unter den meisten frühern unsers Satyrikers.

Ode

Ode to the People of England. 1793. 17 p. 4. Brittische Tapferkeit ist der Gegenstand dieser Ode. Einige der glänzendsten Szenen aus der Kriegsgeschichte Großbrittanniens sind hier mit einem nicht ganz geringen Grad von Phantasie und Wärme geschildert. Vorzüglich verweilt der Dichter bey den Helden der neuern Zeit, und feyert den Ruhm eines Marlborough, Hawke, Boscawen, Wolfe, Rodney und Elliot. Das Gemälde der Beschreibung von Gibraltar hat durch ein schönes Gleichniß ungemeinen Glanz erhalten, und der Schluß desselben enthält eine glückliche Anspielung auf das menschenfreundliche Betragen des Brigadier Curtis, der nach dem Sieg selbst für die Erhaltung der besiegten und mit der Todesgefahr ringenden Feinde sorgte:

»Thus in antique majesty,
Hoar Aetna rears her solemn crest
E'en to the confines of the sky.
Whilst waves and plains in death like slumbers
rest.

Sudden from all her caves profound
The mountain groans with sullen sound:
To well the flying peasants know
The bading harbingers of woe:
The pitchy volumes chocke the day,
Snatching, with ruffian haste, away
The lovely blessings of the light:
From the cloud-encircled heigh.

Torn,

Torn, as with agonizing toil,
The burning rocks are whirl'd in air:
The flames in giant columns glare;
And tides, like Phlegethon, o'erwhelm the soil.«

»Such were the horrors of the fight; —
When day had left it still undone;
Discover'd by a ghastlier light!
Sad was the scene that met the mornig sun.

Blasted is the pride of Spain,
And two-form'd Death devours her train.
Vengeance expires; and Britons know
No thought, but mercy for the foe:
Their proudest triumph is to save
The victim struggling with the wave.
Such deeds may swell the british soul,
Such blaze in heav'ns recording roll.

When Victory's Laurels all are dead; —
Curtis, that, swift, at Misery's cry,
Did'st to the jaws of danger fly,
Soft Mercy's Eden-wreaths shall crown thy head!«

Der französischen Afterfreyheit zu steuern, werden hierauf die freyen Britten ermuntert.

Fables in Verse; or present Life under different forms. London, Murray. 1793. 67 p. 8. Die Seltenheit guter Fabeln in Prosa und Versen scheint doch ein starker Beweis gegen diejenigen zu seyn, die sich einbilden, diese Gattung der Poesie sey mit geringen Schwierigkeiten verbunden. Die Griechen hatten nur Einen Aesop, die Römer nur Einen Phädrus, die Franzosen nur Einen

La Fontaine. Vorzüglich arm aber ist die englische Litteratur an guten Fabeln. Dryden, Gay und Moore sind fast die Einzigen, die ganze Sammlungen von Fabeln geschrieben haben, welche nicht nach kurzer Zeit in die tiefste Vergessenheit gerathen sind. Der ungenannte Verf. gegenwärtiger Versuche dürfte schwerlich der Vierte werden. Dazu fehlt ihm nicht mehr als alles, lebhafte Phantasie, Laune, Kunst der Erzählung u. s. w. Eine Probe seiner Manier gebe folgende Fabel: S. 65.

The Jay and Skylark.

Pert and saucy, vain and proud
A Jay harangue'd the vulgar crowd;
Fine as to feather, full of talk,
No want of confidance could balk
His bold assertion ev'ry day
In gossip on the bank or spray;
But all he said, was said before,
His own importance and no more;
Yet strove, as if 't was doing well,
In chatting nonsense to excell.
A Skylark, singing, cross'd te squire,
'Who call'd him noisy thief and liar;
What did he mean by such pretence
To interrupt his manly sense?
Look at my dress, my splendid state,
That wood, these fields are my estate;
And here, if you dare sing again,
Death certainly shall close your strain;
Intrusion here I will not bear,
My voice alone commands the air.«

The

The ſkylark frighten'd, cow'erd his wing
And ſaid: I only meant to ſing,
Without deſign t' offend your ſtate,
Whoſe preſence is commending great!
While you was buſy 'mong the trees
I fooliſh thought perhaps to pleaſe.
No more I'll venture, ſtruck with fear,
To touch a note while you are near.
Fine Jay farewell! — here, pardon won,
I'll hence towards the ſetting ſun
Whoſe glories paint yon waving corn,
There rooſt until approach of morn;
And then, beyond your pow'r or ſway,
I'll ſing to hail the riſing day: —
Once more farewell delightful jay!«

Moral. How often is it merits fate
To be ſtruck dumb before the great!
Whoſe whole delight is how t'expreſs
Their riches, equipage and dreſs;
And when they've told you o'er and o'er,
Grin ſelf applauſe to grace the bore «

How to grow rich: a Comedy. As it is performed at the Theatre Royal, Covent-Garden. The ſecond Edition. By *Frederick Reynolds.* 1793. 70 p. 8. Die unnatürliche Verbindung von Geiz und Vergnügungsſucht, die Ausſchweifung und Thorheit in die große Welt eingeführt haben, iſt in dieſem Luſtſpiel mit glücklichem Erfolg zum Gegenſtand des Spottes gewählt. Die Charaktere ſind, einige Flecken und Auswüchſe abgerechnet, natürlich und gut gezeichnet.

The literary Museum; or ancient and modern Repository. Comprehending scarce and curious Tracts, Poetry, Biography and Criticism. 1792. 314 p. 8. Von dem Inhalt dieses Bandes gehört für unsere Bibliothek: eine kleine Sammlung kurzer Gedichte von Spenser — Eine Probe einer neuen Ausgabe von Ben Jonson, die die beyden ersten Akte von Every Man in his humour enthält — Zwey Gedichte — Der König auf dem Lande, aus Heywoods Heinrich IV. — Roscius Anglicanus oder eine Theatergeschichte, mit einem Originalbrief von Garrick. Der Werth dieser Stücke ist sehr ungleich, das unterhaltendste ist ohnstreitig das letzte, worin die englische Theatergeschichte von Downes, verschiedene gute Anekdoten vorkommen. Unter Karl I. waren sechs öffentliche Schauspielhäuser in London, die sich sämmtlich bis zum Ausbruch des bürgerlichen Kriegs erhielten. Nach der Wiedereinsetzung Karls II. traten die noch übrigen Glieder jener zerstreuten Truppen in eine neue zusammen, die auf einer neuen Bühne in Clavemarket spielte. Um das Jahr 1663 erbauten sie ein neues Haus in Drurylane. Thomas Killigrew erhielt ein Patent vom König und von dieser Zeit nannte sich die Truppe His majestys Company of Comedians in Drurylane. Der berühmte Tragiker Otway bekam einst Lust ein Schauspieler zu werden. Zur Probe erhielt er von Mistriß Bhen die Rolle des Königs im Sturm von Shakspeare; allein das volle Haus machte ihm so bange, daß er in Angstschweiß ausbrach und kein Wort verbringen

bringen konnte. Nicht besser ging es dem Dichter Nathanael Lee, als er mit der Rolle von Duncan in Macbeth seinen ersten Versuch machen wollte. Sehr genaue Nachrichten von der berühmten Schauspielerinn Nell Gwyn, Maitresse Königs Karls II. Sie war in einer Bettlerherberge geboren, verkaufte Fische in den Straßen von London, und sang in den Bierhäusern. Ihre angenehme Stimme brachte sie in das Haus der Mad. Roß, einer berühmten Courtisane und von da 1667 auf die königl. Bühne. Dryden begünstigte sie sehr, und gab ihr verschiedene Jahre lang die glänzendsten Rollen in seinen Lustspielen u. s. w.

A philosophical and critical history of the fine arts, Painting, Sculpture and Architecture; with occasional observations on the Progress of Engraving in its several branches; deduced from the earliest records through every country in which these arts have been cherished, to their present establishment in Great Britain, under the auspices of his Majesty King George III. In four Parts. Vol. I. By the Rev. *Robert Anthony Bromley*. B. D. Rector of St. Mildred's in the Poultry and Minister of Fitzroy Chapel. London. Cadell. 1793. 436 p. 4. Ein prächtiger, lockender Titel und hinter demselben eine — seichte Compilation! Es ist schwer zu entscheiden, ob der V. dieser neuen Geschichte mehr alte Vorurtheile, Träume und Irrthümer, die vor ihm von andern ausgebreitet worden, angenommen

und nachgebetet, oder mehr neue aus dem eignen Vorrath seiner schiefen und unvollständigen Begriffe und Kenntnisse hinzugefügt hat. Fast jede Seite des Buchs liefert die deutlichsten Beweise, daß es Herrn B. durchaus an Beruf zu einer so schweren und großen Arbeit fehlte, und daß er die Idee dazu, so wie die Ausführung, fast ganz invita Minerva gefaßt und zu Stande gebracht hat. So systematisch er auf den ersten Anblick zu Werke zu gehen scheint, und so viel Parade er auch mit Methode und Theorie macht, so beruht das ganze Gebäude doch auf keinem bessern Grund, als schlecht unterstützten Vermuthungen und strittigen Autoritäten. Er verwechselt Wirkung mit Ursache, seine Vordersätze führen zu keinen richtigen Folgerungen, und oft zieht der V. Folgerungen, wo man nicht die mindeste Spur von Prämissen gewahr wird. Unfähig die wahren Grenzlinien zu unterscheiden, die die Sprache und Poesie von den plastischen Künsten trennen; macht er an beyde Forderungen, die sie nimmermehr erfüllen können, und vernachläßigt das, was sie wirklich leisten und zu leisten vermögen. Unbekannt mit dem vollständigen System, das der Mahlerey die epischen, dramatischen und historischen Gattungen zutheilt, macht er eine höchst mangelhafte Eintheilung, wie er sich ausdrückt, in historische und poetische Mahlerey. So ist seine Theorie beschaffen. Als Geschichtschreiber kann er, wenigstens in dem hier gelieferten Theil seines Werks, auf nichts als den Namen eines Compilators Anspruch machen; sehr oft ist er nichts mehr

als

als bloßer Abschreiber und Uebersetzer von d'Ancarville und Winkelmann, deren Ideen er noch dazu gewöhnlich auf eine äußerst verwirrte Art vorbringt, zumahl wenn er den kühnen Conjecturen des Franzosen in die düstern Regionen der Urwelt folgt. Seine Nachrichten von den Künsten und Künstlern aus den blühendsten Perioden sind höchst mager. Herr B. vernachläßigt die reichsten Quellen der Belehrungen, die die Zeit uns erhalten hat, setzt an die Stelle zuverläßiger Documente das Geschwätz neuerer Scribler, und giebt uns statt charakteristischer Beschreibungen dürre Skelette und Catalogen. Dazu kömmt, daß das Ganze in einem höchst langweiligen, einschläfernden Chronikenstyl geschrieben ist, daß es dem Styl ganz an Klarheit und der Sprache sogar an grammatischer Richtigkeit fehlt. Es ist kaum möglich, ernsthaft zu bleiben, wenn man sieht, wie sauer es sich Herr B. werden läßt, in vier langen Abschnitten seines langen zweyten Kapitels des 1. Th. zu erweisen:" the advantages of painting in an improved state, over all other modes of writing, in the scope, in the force, in the dignity, in the universality of instruction."!! Wer kann sich erwehren zu lächeln, wenn der V. im dritten Kapitel durch Autoritäten der Alten zu erweisen sucht, daß the display of moral subjects is the purest office of painting as a mean of instruction? Unstreitig ist das Beste der menschlichen Gesellschaft der edelste Zweck, auf den jede Thätigkeit des Geistes losarbeiten kann; allein wer beweisen will, daß

die Alten in der Wahl ihrer Subjekte für die Mahlerey und Bildhauerkunst diesem Grundsatz wirklich gefolgt wären, der kennt entweder die wahre Beschaffenheit der Sache nicht, oder entstellt sie absichtlich. Man nehme nur die Menge alter Kunstwerke, die von denen noch übrig sind, deren Daseyn wir aus den Werken eines Plinius, Pausanias rc. kennen, und sehe, wie außer allem Verhältniß die Zahl derer, die auf irgend eine Weise eine moralische Idee ausdrücken, zu der ungleich größern Zahl derer steht, die blos die Absicht haben, einen angenehmen Eindruck auf die Sinne zu machen, oder durch die Vortreflichkeit der Ausführung Bewunderung zu erregen. Es ist lächerlich, den Künsten einen Einfluß zuzuschreiben, den sie nimmermehr haben können. Ihr moralischer Nutzen ist höchstens zufällig und negativ. Ihr größter Ruhm besteht darin, daß sie Nationen, denen Luxus so unentbehrlich worden ist, als die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, ja fast so unentbehrlich als das Leben selbst, und bey welchen allein sie sich zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit erheben können, den allerunschuldigsten Zeitvertreib gewähren. Im 4ten Kap. „on the Qualifications essential in the constitution of moral painting" kömmt unter tausend andern, bunt durch einander geworfenen Dingen, auch eine Entschuldigung der schlüpfrigen Gemälde der Caraccischen Schule vor, die der V. mit der rohen Natur Homers und den Grotesken Michael Angelos vergleicht. Jene waren, wie uns Herr B. versichert, the mere recrea-

creations of genius. In art, as in every other part of wisdom *dulce est desipere in loco.* So Annibal Carrach thought and acted: and we should rejoice to possess the volume of designs in that way which was left by him, and came afterwards into the hands of the prince of Neroli." Der Ruhm von Annibal Caracci gründet sich wie bekannt vorzüglich auf die Gemälde der Gallerie im Pallast Farnese; und wer weiß nicht, was die Süjets derselben sind? Wollte man nun auch dem Künstler verzeihen, daß er die Stärke und den Zauber seines Genies an Allegorien auf die Allmacht der Liebe verschwendete; wollte man nun auch das Desipere in loco gelten lassen, so wäre Caracci damit noch wenig gerechtfertigt. War denn der Pallast eines Cardinals ein solcher locus? — Herr B. schreibt Carrach; warum? Er versichert, aber ohne Beweiß, der wahre Name von Giuseppe Cesari, gewöhnlich der Cavaliere d'Arpino genannt, sey Joseph Pin, und er wäre aus Neapel gebürtig gewesen, da doch Baglione, sein Zeitgenosse und Biograph, ausdrücklich sagt: Gioseppino nato d'un pintore d'Arpino. Doch das sind Kleinigkeiten bey einem Schriftsteller der von der Verschiedenheit „der Quartausgabe der Herkulanischen Alterthümer" und einer „prächtigern (a grander one) in der Bibliothek des Königs von Neapel" spricht — den Lucian citirt in the celebrated *passage* de Imaginibus — Paul Lomazzo als einen Gewährsmann der mahlerischen Kenntnisse der Söhne Seths anführt — Δημον mit Δαιμονα

verwechselt — Apelles atramentum für einen Firniß hält u. s. w.

Picturesque Views of the River Thames, from its source in Gloucestershire to the Nore; with observations on the public buildings and other works of art in its Vicinity. In two Volumes. By *Samuel Ireland*, Author of a picturesque Tour through Holland, Brabant and Part of France. 2 Vol. 1793. gr. 8. jeder Band gegen 230 S. u. 53 Kupfer. Die günstige Aufnahme, welche das auf dem Titel erwähnte (auch von uns in der Bibl. d. s. W. 44. B. S. 302. und 54. B. S. 304. angezeigte) Werk fand, ermunterte den V. auf seinem Wege weiter zu gehen, und auf gleiche Weise der Welt einen Theil der Natur- und Kunstschönheiten seines Vaterlandes vorzulegen. Mit Recht nennt Herr J. die Themse: A scene of industry and a source of opulence, to which the English owe so much both inconvenience, salubrity, and every relative blessing that can add to the greatness of the first commercial city in the world. — Indeed (fährt er fort) it is rather matter of surprize, amidst the numerous publications on the subject of picturesqne scenery, which have lately employed the pen and pencil of our writers and artists, that so leading and capital a feature in landscape should not have caught the eye, and have preoccupied the powers of some one, perhaps better skilled in description, though not less ardent in admiration of its picturesque beauties. In illustrating the present pursuit, the bridges are certainly the principal objects,

and

and from their number will naturally exclude that variety of scenery, which would otherwise more fully have diversified the subject. Such other views however as are introduced, have been selected as the best suited to characterize the face of the country. They are all from the pencil of the author (except the view of Straw-berry-hill which is from a drawing given to him 7 or 8 years ago, by his late valuable friend Francis Grose): the principal part of them were taken in the summe of 1790; the others from sketches, made several years since, when the idea of this work first suggested itself, in consequent of frequent excursions on this noble river... The engravings are executed by the same artist who was engaged in the former work, and the writer flatters himself equally merit a claim to the public approbation. The figure of Thames, at the entrance to Sommerset-place, which was modelled by Thomas Banks Esq. R. A. is a work of such superior excellence, as to render any apology for its introduction here, as a frontispiece, unnecessary.« Die Beschreibungen der geschilderten Gegenstände und die historischen Nachrichten sind, eben so wie bey jenem oben genannten Werke, nicht sehr hervorstechend oder wichtig, die Kupfer aber sind mit Geschmack gezeichnet und ausgeführt.

Poems; by *Nathan Drake*, M. D. London Johnson. 1793. 101 p. 4. Der Verf. dieser Sammlung von Gedichten ist unstreitig ein Mann von wahrem poetischen Talent, das nur noch sehr wenig ausgebildet ist. Große Schönheiten sind mit großen Fehlern gepaart: die Phantasie des

Dichters ist feurig, aber im Ausdruck seiner Ideen zeigt sich noch sehr die unsichere Hand des Anfängers. Der Eindruck mancher schönen und kräftigen Stelle wird durch die Nähe anderer, die matt, schwach und höchst uncorrect sind, geschwächt, oft ganz vernichtet. Das schönste Stück der ganzen Sammlung, das zugleich den poetischen Beruf des W. außer Streit setzt, ist folgende

Ode to Superstition.

Saw ye that dreadful ſhape? heard ye the ſcream
That ſtruck my trembling ſoul?
E'en now, e'en now, where yon blue lightnings gleam
Dread forms of horror ſcowl —
I know thee, Superſtition, fiend whoſe gloom
Deluſive clouds the mind,
Demon accurſt! from nature's hideous womb
Of foul miſhapen kind,
Of ghaſtly fear, and darkeſt midnight born,
Far in a blaſted dale,
'Mid Laplands woods, and noiſome waſtes forlorn
Where lurid hags the moon's palid orbit hail:
In the drear depth of whoſe gigantic ſhade,
The ſtream of infant blood
Damps the blue flame, and o'er th' unhallowed glade
Hell's murky vapour breathes the conſcious wood.
With hollow ſhriek and boding cry,
Round the wither'd witches flie
Or their uncouth features dire,
Gleams the pale and livid fire;

The

The charm begins, now arise
Shadows foul, and piercing cries,
Storm and tempest loud assail,
Beating wind and rattling hail;
Thus within th' infernal wood,
Dance they round the bubbling blood,
Till sudden from the wondring eye
Upborne on harpy wing they fly,
Where, o'er the rude inhospitable wild,
Mid the lightning's arrowy glare,
Or at the balmy close of evening mild,
They're seen to glide athwart th' affrighted air;
Hence from my bosom, thy dread workings hence!
In the deep silent hour
Thy terrors, brooding o'er each active sense,
Their with'ring visions pour!
Then rise strange spectres to the pilgrims view,
With horrid lifeless stare,
And gliding float upon the noxious dew,
And howling rend the air.
Oft near yon leaf-clad solitary fane
While morn yet clasps the night,
Some ghost is heard to sound his clanking chain,
Beheld mid moon-beam pale and dead to sight:
Nor less unfrequent the lone traveller hears
The sullen sounding bell,
And the dim-lighted tow'r awakes to fears
Of haunted mansion, brake, or darkling dell.
Haste thee, Superstition! fly!
Perish this thy sorcery!
Why in these gorgon terrors clad,
But to affright, afflict the bad,
'Tis thee, o Goddess! thee I hail,

Of

Of Hesper born and Cynthia pale,
Thant wot the same rude name to bear,
Yet gentle all and void of fear;
O come, in fancy's garb array'd,
In all her lovely forms display'd,
And o'er the poets melting soul,
Bid the warm tide of rapture roll
To dying music, warbling gales,
Mid moonlight scenes and woody vales,
Where elves, and fays, and sprites disport
And nightly keep their festive court;
There, mid the pearly flood of light,
In tincts cerulean richly dight,
Light-sporting o'er the trembling green,
Glance they quick thro' the magic scene,
And from the sparkling moss receive,
Shed by the fragrant hand of eve,
The silent dew of matchless pow'r,
To guard from harm at midnight hour
The lonely wight, who lost, from far,
Views not one friendly guiding star,
Or one kind lowly cottage door,
To point his track across the moor,
Whilst the storm howling tells his mind,
Some spirit rides the northern wind,
And, plaining mourns his cruel doom,
On tempest hurld, and wintry gloom;
Oft too, along the vales at eve,
Shall sprites the songs of gladness weave,
With many a sweet and varied flight,
Soft warbling hymn the setting light
Heard far th' echoing hills among,
Whilst chaunting wild their heav'nly song,

Till

Till lost in other dies away,
The last, long, faint and murm'ring lay; —
These on the lonely bard attend,
With him the mountains side ascend,
Or in the valley's lowly plain,
Rapturous breathe the melting strain;
These lift his soul beyond her clime,
To daring flights of thougt sublime,
Where, warm'd by fancy's brightest fire,
He boldly sweeps the sounding lyre:
Come then; with wild flowrs, come array'd,
O Superstition magic maid!
And welcome then, suggesting pow'r!
At evening close, or midnight hour.

XII.

Französische Litteratur.

La Mort de Basseville ou la Conjuration de Pie VI. dévoilée, suivie d'un précis historique sur Amadée VIII. et d'un poëme intitulé: Le Pape malgré lui. Par *Dorat-Cubieres*, Paris 1793. 100 p. 8. Selbst die politischen Geschäfte und Händel, in welche dieser unermüdliche Dichter, wie bekannt, jetzt verwikkelt ist, hindern ihn nicht, ein Gedicht nach dem andern in die Welt zu schicken. Man erinnert sich noch der Umstände des von dem römischen Pöbel an

an dem unvorsichtigen und übermüthigen Basseville *) verübten Mordes, der hier mit der größten Ausführlichkeit, und, wie man denken kann, mit den schwärzesten Farben geschildert wird. D. C. nimmt an, ein Schüler des berühmten Mahler Davids sey Augenzeuge dieses tragischen Vorfalls gewesen, und theile hier seinem Lehrer eine genaue Geschichte des 13. Januars mit. Schon diese Fiction läßt keinen regelmäßigen Plan erwarten, und wirklich findet man diesen auch nicht. Bassevilles Tod wird gleichsam nur wie eine Episode behandelt. Den größten Theil der Erzählung nimmt die Beschreibung der Plünderung und Zerstörung der französischen Akademie und der Verfolgungen und Mishandlungen ein, die die jungen französischen Künstler bey dieser Gelegenheit erlitten. Die Thatsachen sind nicht in gehöriger Ordnung aufgestellt, man erstaunt, gegen das Ende Details zu finden, die gleich am Eingang ihre Stelle hätten finden sollen. Die Idee zu dem angehängten kleinen Gedicht ist einfach und doch äußerst abentheuerlich. Das Basler Concilium sucht den Amadeus in seinem Schloß Ripaille, wo er sich in das dortige berühmte Carthäuserkloster zurückgezogen hatte, auf, und bietet ihm die dreyfache Krone an, die er auch unter Bedingungen annimmt, wie sie vor ihm noch

kein

*) Er hat sich einige Jahre in Deutschland aufgehalten, wo er drey junge Nord-Amerikaner als Hofmeister führte, und weder zu Leipzig noch Wien einen guten Ruf hinter sich gelassen. A. d. H.

kein Pabst gemacht hatte. Hier ist eine Stelle zur Probe:

Les moines de Ripaille, amans des voluptés,
N'avoient fui le sejour des bruyantes cités,
Que pour mieux assouvir l'appétit indomptable,
Qui du lit les chassoit, qui les suivoit à table;
Et d'un jeûne éternel les pieuses rigueurs
Ne les faisoient jamais pâlir dans les langueurs.
Du beau lac de Geneve, où les truites jaspées,
S'egayoient sous les yeux des humides Napées,
Des filets à la main, ils parcouroient les bords,
Et ne tentoient jamais d'inutiles efforts.
Les plaisirs et les jeux filoient leur destinée:
Ils dormoient bravement la grasse matinée;
Et le soir, ils chantoient, reveillés par Bacchus,
Des jolis airs à boire, en guise d'oremus.
Ne croyez point, amis, qu' outrageant la nature,
Un cilice cruel leur servir de ceinture:
C'étoit des lacs d'amour tissus par Cupidon,
Qui chez eux de François remplaçoient le cordon.
Un seul point leur manquoit; et je serois sincere,
Ce point, à mon avis, est le plus nécessaire:
Ils n'avoient point de femme: une frivole peur
A l'amour du beau sexe avoit fermé le leur;
Ils brûloient en secret de lui rendre les armes;
Et tout en l'adorant, ils redoutoient ses charmes.
Qu'ils devoient être à plaindre! Ah! loin de la beauté,
L'homme peut-il prétendre à la félicité?
C'est elle qui des jeux, qui des amours suivie
Répand à pleines mains des roses sur la vie;
Elle qui de nos jours embellit les instans,

Qui

Qui fait dans l'hiver même éclore un doux printems,
Et qui charme les coeurs en dérangeant les têtes.
Vainement du Ripaille on nous vante les fêtes,
Et mon héros en vain y trouvoit mille appas:
Ses divertissemens, ses éternels répas,
Je les aurois donnés, et l'on en sent la cause,
Pour un baiser ceuilli sur deux levres de rose ——

Voyage dans les departemens de la France, par une société d'artistes et gens-de-lettres. Enrichi de tableaux geographiques et d'estampes. Paris chez Brion. 1792. Wir erwähnen dieses Werks hier blos wegen der Kupfer, die sehr sauber und gut gearbeitet sind, und schöne Gegenden, auszeichnende Trachten u. d. g. vorstellen.

L'Amant timide, Comedie en 3 actes, en prose. Par B. Frere de Cherensi. Londre 1793. 73 p. 8. Die Arbeit eines französischen, jetzt in London lebenden, Emigranten. Der Charakter eines furchtsamen Liebhabers, Linder, steht in schneidendem Contrast mit dem Charakter Valers eines unverschämten, schlechtdenkenden und gewissenlosen Gecken, dessen ungewöhnliche Schlechtigkeit nur durch die überschwenglichen Begriffe von dem Werth seiner eignen frivolen Talente übertroffen wird. Dieser Valer ist der Hauptheld des Stücks, wie er es schon von tausend ältern Stükken gewesen ist. Uebrigens ist die Oekonomie und der Styl nicht ohne Verdienst, aber an Druckfehlern ist es noch reicher, als ohnehin französische in England gedruckte Bücher gewöhnlich zu seyn pflegen.

Les

Les Eclogues de Virgile, traduction nouvelle en vers, Paris 1793. 8. Die Sprache in dieser neuen Uebersetzung ist ziemlich natürlich und ungesucht, dabey aber auch höchst schwach und auf eine zurückstoßende Weise matt und prosaisch. Man vergleiche die meisterhafte Stelle bey Virgil:

Fortunate senex, ergo tua rura manebunt etc.

mit folgenden Versen, und man wird finden, daß der Uebersetzer ihren eigenthümlichen Reiz entweder nicht fühlte, oder doch nicht auszudrücken vermochte:

O fortuné vieillard, ils vous restent du moins
Ces champs dont le produit égale vos besoins!
Quoique des rochers nus, que d'impurs marécages,
Qu'un jonc partout semé couvre ces pâturages,
Vos vaches cependant mettront bas en ces lieux,
Et vous ne craindrez point d'abord contagieux.
Sur ces fleuves connus, au bord de ces fontaines,
Respirent les zephirs et ses douces haleines.
Heureux vieillard, ici de ces termes prochains,
Qui separent vos champs des champs de vos voisins,
Sur les saules en fleur, qu'un leger souffle agite,
La bourdonnante abeille au sommeil vous invite.
Là, dans les feux du jour, seul sur des roc déserts,
L'émondeur de sa voix fait retentir les airs;
Tandis que vos ramiers, vos jeunes tourterelles
Font gémir l'orme ému de leurs plaintes fidelles.

Greßet bleibt auch weit hinter dem Original, allein welch ein ganz anderer Geist herrscht doch in seinen Versen:

 Ainsi

Ainsi donc, cher Tytire, exempt de nos miseres,
Vous finirez vos jours aux foyers de vos peres,
Vos troupeaux respectés du barbare vainqueur,
Demeureront ici sous leur premier pasteur:
Ils ne sortiront point de ces gras pâturages
Pour périr de langueur dans des terres sauvages.
Vos abeilles encore, au retour du matin,
Picoteront la fleure des saules et du thin.
Nos champs abandonnés vont rester inutiles;
Les vôtres, par vos soins, seront toujours fertiles;
Vous pourrez encor voir ces bocages chéris,
Ces gracieux lointains, ces rivages fleuris.
Les amoureux soupirs des rossignols fidelles,
Les doux gémissemens des tendres tourterelles,
Vous livreront encore aux douceurs du sommeil,
Dans ces antres fermés aux régards du soleil...

Wir geben noch eine Probe aus der zweyten Ekloge,

Despectus tibi sum, nec qui sim quaeris, Alexi etc.

Die Uebersetzung des Ungenannten von diesen schönen Versen ist nicht nur wäßrig, sondern auch nicht einmal von grammaticalischen Fehlern frey:

Tu me déteste, ingrat: et sais-tu qui je suis,
Combien de flots de lait, combien *j'ai* de brebis?
Par milliers mes agneaux paissent dans la Sicile,
L'été comme l'hiver *donnent* un lait *utile.*
Je sais même les airs que chantoit Amphion
Quand ses troupeaux, le soir, *rentroient de l'Actéon.*
Eh! serois-je difforme? Alexis, non sans doute.
Je me vis l'autre jour dans le miroir des flots.
S'ils ne sont point trompeurs, Corydon ne redoute
Ni l'aimable Daphnis, ni des bergers plus beaux....

Le

Le Vendangeur, poëme de *Tansillo*, traduit pour la premiere fois en françois par *Grainville*. Paris 1793. 8. Das Motto dieser Uebersetzung ist: La mere en prescrira la lecture à sa fille; aber nie ist wohl ein Motto unpassender gewesen, als dieses hier. Nur eine böse oder ganz gedankenlose Mutter könnte ihren Töchtern wissentlich die Lectüre dieses Gedichtes verstatten. Die Einwohner von Nola, einer Stadt im Königreich Neapel, dem Geburtsort des Dichters Luigi Tansillo, misbrauchten zur Weinlese das, was Horaz libertas Decembris nennt. Sie überließen sich der Trunkenheit und allen Ausschweifungen, beleidigten die Ohren des weiblichen Geschlechts durch die ärgsten Zweydeutigkeiten, und ließen es oft nicht einmal dabey bewenden. Tansillo, der sich frühzeitig den Ruf eines treflichen Dichters erworben hatte, bekam den Einfall, ein kleines Gedicht unter dem Titel: Il Vendemiatore zu verfertigen, worin er ein Gemälde der Vergnügungen und Ausschweifungen entwarf, denen man sich zur Zeit der Weinlese in dem Gebiet von Nola überließ. Die Inquisition setzte sogleich seine sämmtlichen Gedichte in den Index. Tansillo, der seinen Fehler einigermaaßen gut zu machen suchte, machte ein anderes Gedicht: Le Lagrime di S. Pietro, (die Thränen des heil. Petrus) das in der Folge von Malesherbes in das Französische und von Juan Gedendo und Dam. Alvarez in das Spanische übersetzt wurde. Der Pabst Paul IV. dem Tansillo diese letztere Arbeit mit einer Bittschrift über-

gab, das über seine Gedichte ausgesprochene Anathema zurückzunehmen, ließ sie auch, bis auf den Vendemiatore, wieder im Index ausstreichen. Tansillo verfertigte hierauf noch Lustspiele, Sonnette, Stanzen, Lieder u. s. w. aber im Ganzen werden seine poetischen Arbeiten sehr durch Concetti, falsche und frostige Gedanken rc. entstellt. Sein Winzer ist eine anziehende, vortreflich durchgeführte Allegorie; gleichwohl ist es ein Produkt, das die Imagination erhitzt, ohne weder für Herz noch für Geist etwas nützliches zu enthalten.

Epitre aux livres, que j'aime le plus. Par *Berenger*. Diese Epistel hat mehrere sehr wohlgerathene Stellen. Hier ist der Schluß derselben:

Les voilà ces amis, dont mon coeur a fait choix;
Le charme utile et doux de leur féconde voix
Seme mes jours heureux de fleurs toujours nouvelles,
Leur éleve aujourdhui couronne ses modeles.
Cet hommage pour eux n'a rien de bien flatteur,
Je le sais, mais qu' importe, il satisfait mon coeur.
Qu'un autre aux bois du Pinde exerce la Satyre,
Ma plume aime à louer, quand mon esprit admire.
Malheur au siècle ingrat, qui, jaloux des vivans,
Ne prodigue qu' aux morts un glorieux encens.
En chantant les héros, on nous excite à l'être,
Encourageons les arts, et les arts vont rénaître...

Nouveau Siècle de Louis XIV. où poësies-anecdotes du regne et de la cour de ce Prince, avec des notes historiques et des éclaircissemens

cissemens. Paris 1793. 4 Vol. 8. Sehr richtig hat schon Lessing bemerkt, daß Gassenhauer, Lieder, Sinngedichte, flüchtige Poesien ꝛc. oft unter die glaubwürdigsten Documente der französischen Geschichte gehören. Gegenwärtige Sammlung kann daher dem Geschichtforscher nichts weniger als gleichgültig seyn: doch von dieser Seite betrachten wir sie hier nicht. Wir zeigen sie in dieser Bibliothek an, weil sie, freylich unter einer Menge in poetischer Rücksicht ganz unbedeutender Reime, doch auch manches sehr witzige und geistreiche Gedichtchen enthält, das wenig oder gar nicht bekannt ist, und das Lesern von dem feinsten Geschmack Vergnügen machen kann. Nur Eine kleine Probe. Der große Condé amusirte sich in seinem Gefängniß zu Vincennes mit der Aurikelnzucht. Die berühmte Scudery fand eine Menge dieser Blumen in seinem Zimmer und machte darauf folgendes Impromptu:

En voyant ces oeillets, qu' un illustre guerrier
Arrosa d'une main qui gagna des batailles,
Souviens-toi qu' Apollon bâtissoit des murailles,
Et ne t'étonne pas que Mars soit jardinier.

Was hier und da wenigstens ein Individuum sich schon unter Ludwig XIV. erfrechte, beweißt folgendes Couplet, das den Franzosen geradezu räth, dem Beyspiel der Engländer zu folgen, und die Bourbons zu verjagen, wie jene die Stuarts verjagten:

Le grand père est un fanfaron,
Le fils un imbécille,
Le petit-fils un grand poltron,
Oh! la belle famille!

Que je vous plains, pauvres François,
Soumis à cet Empire!
Faites comme ont fait les Anglois,
C'est assez vous en dire.

La Mort d'Abel, tragédie en 3 actes et en vers par *le Gouvé*. Paris 1793. avec fig. Dieses Trauerspiel, die Arbeit eines jungen Mannes, hat bey der Vorstellung ungewöhnlichen Beyfall erhalten. Die dramatische Behandlung des Süjets, das vielleicht überhaupt nicht das glücklichste für die Bühne ist, hat große Schwierigkeit, allein wenigstens ein Theil derselben ist hier auf eine geschickte Art überwunden. Geßners Tod Abel ist von Gouve benutzt, und meistens mit Geschmack und Beurtheilungskraft. Die Handlung ist bey ihm noch einfacher, als bey dem epischen Dichter, die Verwickelung und Auflösung so natürlich und ungesucht als möglich; die einzelnen Szenen sind gut verbunden und mit jeder steigt das Interesse. Der Styl ist kräftig, voll Eleganz und Harmonie — kurz das Ganze ist eines der besten Trauerspiele, die seit mehrern Jahren auf die französische Bühne gekommen sind. Da der Raum uns keine ausführliche Zergliederung verstattet, so dürften doch ein paar kurze Proben unsern Lesern nicht unwillkommen seyn. Zuerst ein Monolog Kains aus dem zweyten Akt, 1. Sz. (Man vergleiche damit Geßners Tod Abels 3. Ges. die Stelle: „Ruhe, ungestörte Ruhe in der Seele — wie kann das ich? u. s. w.)"

Travailler et haïr, voilà donc mon partage;
Courbé dès le matin sur ce penible ouvrage,
De mes seules sueurs dont il est inondé,

Ce

stérile sillon s
oids de la
ait en c
ille i
nr

on nom!

sommeil q
u fait de ton frere?
Abel sera comble
Et moi, qui pour les
le demander.
J'irai, sous ces transpon.
De mes membres lassés repo.
Voilà, voilà le prix des efforts
Tu travailles, Cain, pour nourrir

— — — — —

Et moi, mortel crée dans un jour de coleı.
Haï de Dieu, haï de ma famille entiére,
Malheureux de l'amour à mon frere accordé,
Toujours de noirs pensées et d'ennuis obsedé,
Regrettant le néant, maudissant ma naissance;
Fatigué du fardeau de ma triste existence,
N'obtenant qu' avec peine un sommeil douloureux,
Et l'achetant encor par des songes affreux,
Enfin, réduit sans cesse à ce malheur extreme,
D'abhorrer la nature, et les miens et moi même,
Mes jours, mes sombres jours, à gemir occupés,
M'apportent des enfers les maux anticipés.
Voilà, trop foible Adam, ton ouvrage funeste!
Si tu n'avois trahi la volonté céleste,
Tous tes enfans vivroient sous un ciel enchanté,
Dans la paix, l'innocence et la fécilité.
Mais je crois que toujours j'abhorrerai mon frere.
J'abhorre le Dieu même à qui ce frere a plu.

Je ne l'ai point prié, je l'eusse envain voulu.
Trop certain que jamais mon malheur ne le touche,
La prière eut soudain expiré dans ma bouche.
Quel jour! Que cet éclat importune mes yeux!
O réveil de la terre, ô soleil radieux,
Qui revets l'univers de ta splendeur célesté,
Le foible Abel t'admire et moi je te déteste,
Le sombre horreur des nuits plait mieux à mes chagrins...

Dritter Akt. Kain hat seinen Bruder erschlagen; blutend liegt er zu seinen Füßen. Reue ergreift ihn, er fällt auf ihn, und sucht ihn ins Leben zurückzubringen. Verzweiflung folgt auf diese vergebliche Bemühung:

Ah, j'entends dans mon ame une voix me maudire.
Je sens là des tourmens... le remords me déchire.
Dieu lui-même l'attache à ce sein dévoré...
Un frere est un ami donné par la nature,
Je n'en ai plus; je n'ai que l'horreur et l'effroi
D'être seul dans le monde avec mon crime et moi.
Miserable! et par moi la terre épouvantée
A bu le premier sang dont elle est humectée!
Et par le coup affreux dont j'ai rougi ma main,
J'ai du meurtre aux mortels enseigné le chemin..

Adam und seine ganze Familie kommen zu dem schrecklichen Schauspiel. Adam ruft im bittersten Schmerz:

L'assassin est mon fils! Ce cadavre insensible,
Il est encor mon fils...

Man hört den Donner rollen. Feurige Wolken verhüllen die Szene. Die Stimme Gottes läßt sich hören:

Dieu.

Dieu.

Caïn !

Caïn.

J'entends mon nom!

Dieu.

Qu' as-tu fait de ton frere?

Caïn.

Tout va prendre une voix pour me le demander.

Dieu.

Abel! Qu'en as-tu fait?

Caïn.

Devois-je le garder!

Dieu.

Eh! quel est donc ce sang qu' a versé ta furie?

Caïn.

Je ne sais.

Dieu.

Jusqu' à moi ce sang s'éleve et crie.
Caïn, entends l'arrêt du premier assassin.
Toujours tu croiras voir expirer sous ta main
Ton frere, qu' a frappé ta haine criminelle.
Tes membres frémiront d'une horreur éternelle.
De deserts en deserts tu vas porter tes pas,
Ma malediction ne te quittera pas.
Des traits de sang écrits sur ton front homicide
Diront à tous les yeux: voilà le fratricide;
Et les mortels fuiront, à ta vuë effrayés,
Loin du sentier maudit, ou poseront tes pieds.

IOHANN GOTTLOB IMMANVEL BREITKOPF.

SCHRIFTGIESSER. BVCHDRVCKER BVCHHAENDLER.

MITGLIED DER OEKONOMISCHEN GESELLSCHAFT ZV LEIPZIG.

WIEDERHERSTELLER
DES GVTEN GESCHMACKS DER DRVCKKVNST
IN DEVTSCHLAND.

ERFINDER DES NOTEN- LANDCHARTEN- WIE AVCH
DES CHINESISCHEN DRVCKS
MIT BEWEGLICHEN LETTERN.

BEFOERDERER IEDER KVNST VND WISSENSCHAFT.

GELEHRTER. KENNER DER GESCHICHTE.

BESONDERS SEINES VATERLANDES.

GESCHICHTSCHREIBER SEINER KVNST.

WEISER VND MENSCHENFREVND.

ERFINDERISCH. VMGAENGLICH. THAETIG.

IM LEBEN

FREVND SEINER KINDER. VATER DER SEINIGEN.

GEBOREN D. xxiii. NOVEMBER cIↄIↄccxviiii.

STARB D. xxviii. IANVAR cIↄIↄccxciiii.

RVHE SEINER ASCHE!

Erstes …

Verse,

Succeſ-

VI. Französische Litteratur.

Zwey-

Zweytes Stück.

Gedichte

b) Englische Litteratur:

How

c) Französische Litteratur.





